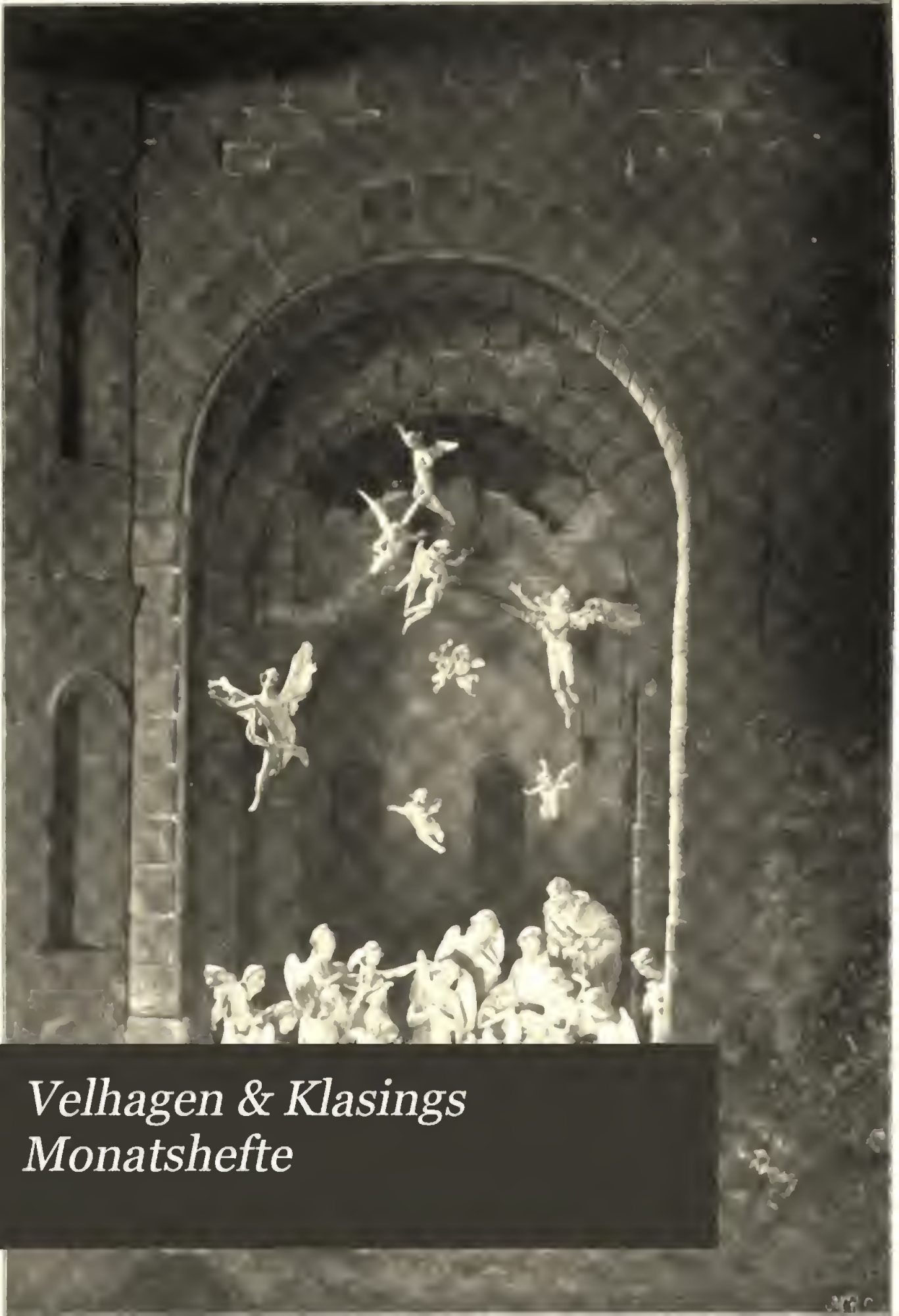


Velhagen & Klasings Monatshefte

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Der Sieg. Statue von Matthias Gasteiger
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 4, Dezember 1900.

In der heiligen Nacht.

Von
Frida Schanz.

„Ich Benedeite unter den Fraun!“

Maria spricht's in verzücktem Schaun.
Ihre seligen Thränen rieseln lind,
Sie liegt auf den Knieen vor ihrem Kind;
Ihre Augen blendet sein Strahlenkranz.
Der ganze Raum ist voll weissem Glanz.
Kein Licht im Stall, — — und doch alles licht!
In Demut neigt sie ihr Muttergesicht.
In Andacht neigt sie ihr Herz ihm zu:
„Mein Gott! Mein Knabe! Mein Wunder du!
Mein Kind, du wirst Mutter zu mir sagen!
Mein Heil, du wirst mich zum Himmel tragen!
Gottes Sohn soll über die Erde schreiten!
Ich darf seine Kinderfüsslein leiten!
Ich darf ihn betten am Herzen weich,
Meinen Sohn, mein Eigen, mein Himmelreich!

Du König der Gnade, du König der Schmerzen,
In meinem zitternden Mutterherzen
Fühl' ich schmerzendes Ahnen wehn:
Wie werden die Menschen Gott verstehn?
Wieviel Leid erwartet dich, heiss und gross,
Du lächelndes Kind, Gott, sündenlos,
Der du der Menschheit Sünde sollst tragen? — —
Du Erdenfremdling, ich darf nicht klagen.
Mein Gott, mein Kind, gib mir Mut und Mark!
Deine Mutter, mache sie mutterstark —
Deine himmlische Herrlichkeit lass mich schaun! —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Ich Benedeite unter den Fraun!"

JOAN STACK

Abb. 1. Die Hirten auf dem Felde. Münchener Schnitzereien.

AP30
V4
v.15:1
pt.2

Eine Krippensammlung.

Von

Fritz von Ostini.

Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen, koloriert von Curt Agthe.

(Abdruck verboten.)

Schon das Wort „Krippen“ wird dem norddeutschen Leser schier fremd klingen — im Süden Deutschlands kennt man es freilich noch wohl. Ein paar Wochen vor Weihnachten thut sich unter den Bäumen der breiten Sonnenstraße in München ein seltsamer Markt auf, der „Kripperlmarkt“. Da gibt es kleine, stoffbekleidete Madonnen, Hirten mit Taschen und mit Stab, sonderbare Püppchen mit Goldpapierkronen und steifen Brokatmänteln, Engel, Schafherden, Mohren, Felsen aus Pappe, Ställe und Ruinen aus Holz und Papiermaché mit Ochslein und Esel, Hirtenfeuer aus rotem Glas, Wacholdersträucher, Sand, Moos und glitzernden Glasstaub zu kaufen und vor allem wächserne Jesuskindlein und kleine Holzkrippen — kurz alle jene Gegenstände, aus welchen hier noch in vielen Häusern die Kinder ihre „Krippeln“ zusammensetzen, d. h. Darstellungen aus der Kindheit Jesu, die aus beweglichen Figuren in oft recht hübsch komponierten Landschaften zusammengestellt werden. Außerdem besitzt eine Reihe von Kirchen ihre „Krippen“, und es gibt ihrer noch solche, die einen gewissen Kunstwert haben und mit Geschmack eingerichtet sind. Auf

Abb. 2. Sizilianische Figur.

Abb. 3. Stadt. Aus der Moſerſchen Krippe in Bozen.

dem Lande hat ſogar in manchen Gegenden, ſo in Oberbayern und Schwaben, Tirol, Oberöſterreich und Steiermark, faſt jedes Pfarrdorf noch ſeine Krippe, welche die Bilder je nach der fortſchreitenden Zeit wechſelt, mit der „heiligen Nacht“ beginnend, mit der Anbetung der Könige meiſt endigend. Es iſt ein anmutiges Mittelding zwiſchen Kinderſpiel und Gottesdienſt, was ſich da noch erhalten hat aus alter Zeit, ein Gebrauch, der einſt in hoher Blüte ſtand und hier im deutſchen Süden wie noch vielmehr in Italien nicht weniger bedeutete als einen hochentwickelten Kunſtzweig. In ihren Höhepunkten hat die italieniſche Krippenkunſt vielleicht ebenbürtig neben der Porzellanplaſtik des XVIII. Jahrhunderts geſtanden, die ja auch zeitlich mit ihr zuſammenfiel und, wie wir ſehen werden, zum Teil dieſelben künſtleriſchen Kräfte beſchäftigte.

Den Urſprung und die Entwickelung dieſes eigenartigen Kultus nachzuweiſen, iſt nicht leicht. Die Uranfänge der Sache gehen wohl in ſehr frühe Zeit zurück. Wie zu Oſtern die Grablegung und Auferſtehung in den Kirchen, plaſtiſch dargeſtellt, den ſinnenfälligen Gegenſtand der Erbauung bildete, ſo fehlte zu Weihnachten das Bild des Jeſusknaben in ſeiner Krippe nicht auf dem Altar; das Erlöſungsidyll rührte die Gläu-

Abb. 4. Tiroler Krippe.

Abb. 5. Heilige Nacht. Münchener Schnitzereien.

bigen nicht minder als die Erlöſungstragödie. Durch Jahrhunderte erhielt ſich der Brauch des Kindleinwiegens. Er iſt im XIV. Jahrhundert ſchon nachzuweiſen, blühte beſonders im XV. und hat im Säkulum der Reformation auch ſpäter in proteſtantiſchen Kreiſen noch fortbeſtanden. Dann kamen die Kirchenbeſucher an den Altar heran, ſetzten die Wiege des Bambino, die dann die Stelle der Krippe vertrat, in Bewegung, wobei

jene hübschen, oft hochpoetischen Wiegenlieder gesungen wurden, von denen unsere Litteraturgeschichte eine ganze Menge kennt. Zum Beispiel:

„Dort hoch auf dem Berge, da wehet der Wind!
Da sitzet Frau Maria und wieget ihr Kind!
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wiegenband!
Ich wollt mich gern zur lieben Frau Maria vermieten
Ich wollt' so gern das Kindlein helfen wiegen!
Sie führt mich zu dem Krippelein,
Da thronen die lieben Engelein,
Die singen alle: Gloria!
Gelobt sei Gott — Halleluja!

Abb. 6. Engel. Tiroler Klosterarbeit.

Noch lange nachher war es unter anderem in Tübingen Gebrauch, auf dem Turm der Kirche das Kindlein auszustellen. Die Leute sammelten sich unten und sangen ihre Wiegenlieder. Wie die Passion nach und nach in öffentlicher, scenischer Darstellung gezeigt wurde, so auch das Krippenidyll. Zunächst wurde wohl die Anbetung der Hirten in der Kirche selbst als eine Ergänzung jenes älteren und einfachen Kultus geübt, schließlich entstanden Krippenspiele, wie sie sich bis in die neueste Zeit erhalten haben, und in diesem Spiele haben wohl unsere eigentlichen Krippen, die sich im XVI. Jahrhundert zum erstenmal nachweisen lassen, ihren Ursprung. Geschichtliches Material liegt noch wenig vor und muß in mühevoller Arbeit erst zusammengesucht werden. Herr Konservator Dr. Hager am bayrischen Nationalmuseum hat in eingehenden Forschungen viel Material zustande gebracht für sein Werk ‚Die Weihnachtskrippe', dessen Verlag uns auch den größten Teil der hier mitgeteilten Abbildungen freundlichst zur Verfügung stellt. Jedenfalls waren die Krippen zunächst liturgischer Art und nicht Objekte privater Liebhaberei. In der Geschichte der Michaelskirche zu München lesen wir, daß dort im Jahre 1607 schon eine große Krippe bestand, vor der allabendlich musikalische Litaneien abgesungen wurden. In die Darstellungen mischte sich mancher ausschmückende und romantische Zug aus den apokryphen Evangelien, so die Opferung der Hirten, von der in den vier Evangelien nicht die Rede ist, ein lauernder Räuber bei der Flucht nach Ägypten ꝛc. Die Krippe wurde in

Abb. 7. Münchener Schnitzerei.

sechs „Vorstellungen“ nachstehender Reihenfolge entsprechend arrangiert; 1. Heilige Nacht, d. h. Geburt Christi, wobei nur die Engel gegenwärtig waren (Abb. 5), 2. Anbetung resp. Opferung der Hirten (Einschaltbild zwischen Seite 376 und 377), 3. Beschneidung Christi, 4. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande (Abb. 13), 5. Der bethlehemitische Kindermord, 6. Die Flucht nach Ägypten. Oft freilich sind auch je nach Neigung der betreffenden Besitzer oder Kirchenvorstände andere Momente aus dem Leben Christi, bis zur Hochzeit von Kana, ja selbst bis zur Kreuzigung dargestellt worden. Aber, namentlich bei uns in Bayern, bewegen sich die Vorstellungen meist in dem erwähnten Kreise und auch von ihm wurden und werden die Nummern 3 und 5 nicht überall ausgeführt.

Nach und nach fielen die liturgischen Ceremonien bei den Krippenvorstellungen weg, diese wurden immer volkstümlicher, und oft mag das Moment der Andacht hinter der Schaulust und der realistischen Darstellung der Volksscenen und Aufzüge ziemlich verschwunden sein. Eine große Prunkentfaltung, eine möglichst naturwahre Schilderung des eignen kleinbürgerlichen Lebens mit vielen charakteristischen Figuren kam immer mehr in Mode, ganz besonders bei den Italienern, die Landschaften — seit wann man die Krippenfiguren in realistische Landschaften stellte, ist wohl nicht nachzuweisen! — wurden mit immer größerem Raffinement ausgestattet, durch mechanische Kunst belebt, kurz der Apparat wurde immer verwickelter und künstlicher. Bei den Schilderungen des Volkes wendet man in dem kecken Anachronismus, den die volkstümliche Kunst in solchen Dingen seit ältester Zeit liebte, die Trachten der eignen Zeit an, und die italienischen Krippenfiguren geben daher kostümgeschichtlich die wertvollsten Auskünfte. Auch bei uns, und zwar in neuerer Zeit

Abb. 8. Neapolitanische Figuren.

noch, waren solche Anachronismen, die sich aber nie auf die Figuren der heiligen Familie erstreckten, gang und gäbe, und in Münchener Krippen dieses Jahrhunderts marschierten flott die allbeliebten — Küraſſiere auf. Schließlich wurden Krippenspiel und Puppenspiel wunderlich verquickt, man agierte die beweglichen Figuren an Drähten und spielte die Vorstellungen, wie im Marionettentheater. Auch das komische Element fehlte natürlich nicht, das ja bei allen derartigen Vorstellungen, die so tief ins Volk gedrungen sind, sein Teil haben muß — spielten doch auch die Teufel ihre lustigen Intermezzi zur tragischen Handlung der Passionsspiele. Daß auch in protestantischen Landen das Kripplein noch vor relativ kurzer Zeit wohlbekannt war, dafür zeugt kein Geringerer, als Goethe, der von dem schönsten Tage redet, „wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt" ist.

Abb. 9. Engel. Münchener Schnitzerei.

Von älteren Krippen ist uns nicht viel bekannt. Im vorigen Jahrhundert aber wurde sicher in den Figuren und der übrigen Ausstattung der Krippen künstlerisch Hochvollendetes geleistet; es entstand hierdurch ein Zweig der Kleinplastik, der uns mit seinem gesunden Wirklichkeitssinn, mit seiner scharfen und feinen Charakteristik seltsam befremdlich anmutet als Produkt einer Zeit, in welcher die Großplastik in hohem Maße der Manier und Verschrobenheit verfallen und meist nur zu dekorativen Zwecken geübt war. Die zierliche Gespreiztheit der Porzellankunst weist die Krippenkunst nicht auf, auch nicht in den oft wundervoll anmutigen Madonnen und Engeln. Auch diese mußten ja zu der Gesamtheit der Figuren passen, zu den Hirten und Bauern, Bürgern und Bettlern, die in reichlicher Anzahl die Krippenlandschaft belebten. Diese waren aber von einer Naturtreue der Gesichter, Gestalten und Gewänder, daß sie uns wahrlich staunen machen, sie, die im Jahrhundert der Unnatur geboren sind. Ja in den frühesten italienischen Figuren, die wir kennen, macht sich ein Realismus bemerkbar, der direkt auf den Einfluß der Niederländer Bauernmaler schließen lassen möchte, wüßte man nur, woher dieser Einfluß kommen konnte.

Bis jetzt haben sich mit dem Studium der Krippen leider nur recht wenige abgegeben. Man sah sich hier und da vorübergehend eine schöne alte Krippe an, wunderte sich wohl auch darüber, daß an ein Spielzeug so viel Kunst und Arbeit gewendet werde, und dann vergaß man's wieder. Kein Kulturhistoriker hat sich eingehender mit der Sache beschäftigt, kein Buch wurde darüber geschrieben. Man denke sich: es gibt einen Gegenstand, über den kein Buch geschrieben ist! Nun fing vor zwei Decennien ein Münchener Bürger — in Münchener Bürgerhäusern hat sich immer eine gewisse Vorliebe für das Krippenwesen erhalten — an, Krippenfiguren und Gegenstände zu sammeln, zumal er mit Recht fürchtete, daß die alten Stücke in rapider Eile durch den Unverstand der Besitzer und die gefährlichen Hände der spielenden Kinder verschwinden würden. Die Sammlung wurde immer reicher und merkwürdiger, der Sammler, Herr Max Schmederer, bereiste Italien, wo der Krippenkultus im XVIII. Jahrhundert in so hoher Blüte gestanden, und kaufte auf, was wertvoll und zu erlangen war. Da man dort für den Kunstwert weniger Verständnis besaß als für den Wert der klingenden Lire, war sehr viel zu erlangen, und Herr Schmederer brachte eine Sammlung zu stande, die wohl einzig auf der Welt dasteht und das Beste und Merkwürdigste umfaßt, was auf diesem Gebiete je entstand. Die Sammlung umfaßt einheimische, Tiroler und italienische Krippen vom Beginn des XVIII. bis über die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinaus,

Anbetung der Hirten. Münchener Schnitzereien.
Nach photographischen Aufnahmen von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

Abb. 10. Neapolitaniſche Rundkrippe.

und ihr Beſitzer hat ſie vor einigen Jahren dem Bayeriſchen Nationalmuſeum geſchenkt. Aber erſt im Neubau des Muſeums fand ſie einen Platz, und am 29. September 1900, dem Eröffnungstage dieſes Muſeums hat zum erſtenmale ein größerer Kreis von Menſchen erfahren, was dieſer verſchollene Kultus, den die Mehrzahl bis dahin für müßiges Kinderſpiel gehalten, einſt für große künſtleriſche Bedeutung gehabt. Natürlich ſetzt die Sammlung ſich nicht ausſchließlich aus künſtleriſch vollendeten Stücken zuſammen; ſie umfaßt alles, was für die Sache charakteriſtiſch iſt, und das iſt manche bis zum Grotesken naive Kloſterarbeit faſt noch mehr als das Kunſtwerk eines Meiſters. So iſt die Schmedererſche Sammlung von einer Vollkommenheit, die eine zweite nicht wieder erreichen wird, ſie umfaßt etliche tauſend Nummern, und die Privatſammlung, die ſich der Stifter nach erfolgter Schenkung wieder angelegt hat, dürfte kaum weniger umfangreich ſein. Gabriel von Seidl, der Schöpfer des neuen

Abb. 11. Neapolitanische Figuren.

Nationalmuseums, hat in seinem Plan dieser, von ihm ganz besonders hochgeschätzten Sammlung einen sehr behaglichen und stillen Winkel im Dachgeschoß eingerichtet, und Herr Schmederer selbst die Krippen in meisterhafter Weise aufgestellt. In zahlreichen Schränken sehen wir da die Figuren der verschiedenen Epochen, die zahllosen Tiere, die immer eine große Rolle spielten, unglaubliche Massen von Miniaturgeräten, Marktwaren, Waffen ꝛc., eine Anzahl kleinerer Hauskrippen und etwa zehn größere Krippentableaux in den entsprechenden Landschaften aufs kunstvollste in tiefen Nischen oder Bühnenräumen, wie man sie nun nennen will, angeordnet.

Betreten wir den Sammlungsraum — er umfaßt etwa 600 Quadratmeter, woraus man schon ein wenig auf die Größe der Sammlung schließen kann — so fallen uns zunächst in Glasschränken die bunten glitzernden Figuren einer Tiroler Krippe ins Auge — sie stammt aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Innsbruck. Die kindliche Pracht dieser Ausstattung ist höchst merkwürdig, namentlich was die Engel angeht, von denen einen in seiner ganzen Herrlichkeit die Abbildung 6 darstellt: Puderperücke und brillantengeschmückter enormer Federhut, schwere geschnitzte und vergoldete Flügel, ein massig mit Gold gesticktes Sammetkleidchen, überzierliche Füßchen — so stellten sich die frommkindlichen Gemüter der Klosterfrauen, die jedenfalls diese Herrlichkeiten selbst gefertigt haben, die Engel vor! Realistischer sind schon die Hofherren, Soldaten, und was sonst dazu kommt, und mit starkem, wenn auch oft recht ungelenkem Naturgefühl sind die Hirten und Bettler geformt und bekleidet. Es ist auch redlich versucht, die kleinen Wachsköpfe zu individualisieren, die Stellungen der Figuren sind oft gar nicht übel dem Leben abgelauscht, und manche von ihnen ist mit dem landesüblichen Kropf geschmückt. Vieles in der Tracht an den Figuren weist auf die Zeit

Ludwigs XIV. hin, in welcher diese Krippe denn auch entstanden sein mag. Ein Teil von ihr — Stall und Figuren der „Anbetung“ ist mit der entzückend naturwahren Dorflandschaft aus der Moserschen Krippe zu Bozen zu einem größeren Gesamtbilde vereinigt. Die Silbergeräte der Innsbrucker Krippe, alles echt und überaus zierlich gearbeitet, die Waffen, zu denen eine ganze silberne Rüstung gehört, sind getrennt in einer kleinen Vitrine untergebracht. An diesen, aber noch viel mehr an den neapolitanischen Stücken sieht man, wie alle Gewerbe an dem Krippenkultus mit Liebe mitarbeiteten und wahre Meisterstücke der Kleinkunst für diesen Zweck schufen. Es war eben, was uns beim Durchwandern der Sammlung von Schritt zu Schritt klarer wird, kein Kinderspielzeug, um das sich's da handelte, sondern mit Sorgfalt gepflegte häusliche Kunst, für die oft große Opfer gebracht wurden.

Ein Unikum thut sich in einer tiefen Nische neben der genannten Tiroler Krippe den erstaunten Augen auf: die große Stadt, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Bozen von einem Gerbermeister gearbeitet wurde und hier, in der Stimmung eines Winterabends aufgestellt, den Flächenraum eines mittleren Zimmers bedeckt. Schon aus der Abbildung 3 läßt sich erkennen, mit welcher fabelhaften Phantasie der schlichte Handwerker, durch Kupferstiche und Reisewerke angeregt, dies prächtige Architekturbild vollendet hat. Man sehe nur in der Mitte das gotische Rathaus, rechts den großartigen Tempel, in dessen Vorhalle und auf dessen Freitreppe wohl die Krippenbilder arrangiert wurden, während der geräumige Platz im Vordergrunde für die Volksseenen und Aufzüge diente. Ein Schrank mit in Holz geschnitzten Figürchen, die einst zu dieser Krippe gehörten, steht nebenan. Sie sind in ihrer Größe sehr verschieden, der perspektivischen Wirkung wegen. Diese Besonderheit zeichnet

Abb. 12. Neapolitanische Arbeit.

noch drastischer eine Sammlung Tölzer Krippenfiguren aus, die in einem Schranke gegenüber dem ebengenannten untergebracht sind. Die sehr kunstlosen Männlein, die wohl aus dem Beginn dieses Säkulums stammen, sind alle in drei Größen da; höchst drollig sind einige Krieger mit fabelhaft hohen Helmen, wie sie damals die bayerische Armee trug.

Umfangreich und überaus mannigfaltig ist die Schmedererʃche Sammlung an Münchener Krippen. Hier hat sich schon die Kunst der Sache bemächtigt. Wir sehen eine Anzahl prächtig geschnitzter Köpfe und Körper und namentlich viele Tiere von außerordentlich schöner Arbeit (Abb. 1). In der Modellierung und Bekleidung der menschlichen Figuren sind die italienischen Meister der Krippenkunst den Münchenern weit überlegen — in der Darstellung der Tiere haben wieder die Münchener Kleinbildhauer ihre Stärke. Eine Münchener Specialität scheint auch die Darstellung der Engel (Abb. 9) gewesen zu sein, die ein paar Schränke im Museum füllen. Sie sind meist von nordischer Schlankheit im Gegensatze zu den wohlgerundeten Formen der Italiener und stets mit großer Vorliebe für die schöne Gebärde hingestellt. Unkleidsame Florröckchen verhüllen zum Teil die keuschen nackten Körper. Nur ein Engelpaar fällt uns durch eine wohlthuende „Rokokofülle“ der Formen auf — wir blicken näher hin und lesen auf einem Zettelchen, daß sie von Roman Anton Boos geschnitzt sind — ja dann! Einer der fruchtbarsten Münchener Krippenschnitzer war Andr. Barsam († 1869), von dem unter anderem ein bäumender, wunderbar beobachteter Araber Schimmel da ist; von Joh. Berger ist eine originelle Negergruppe, von Ludwig eine Gruppe der drei Könige, Neger, Hirten und eine eigenartige Geißelung Christi vorhanden. Der berühmteste Krippenplastiker Münchens war Nicklas, der um das Jahr 1800 gelebt und besonders schöne Tiere geschnitzt hat; auch Reiner hat auf diesem Gebiete eine reiche Thätigkeit entfaltet. Zu den besten Stücken der Münchener Sammlung gehört eine unglaublich naturwahre Rindergruppe von Habenschaden († 1865), dessen Andenken die Münchener Künstlerschaft alljährlich zur Maiweinzeit durch ein hübsches Fest in Pillach an der Isar feiert, und drei Hirtenfiguren von Ludwig, deren Köpfe ganz wundervoll charakterisiert sind. Höchst bezeichnend und wert, in einer Monographie gewürdigt zu werden, ist eine Sammlung exotischer Tiere, die zur Darstellung der Flucht nach Ägypten verwendet wurden. Hier haben die Künstler das Nichtgesehene nach eigner Ansicht gebildet, und der alte Künstlerwitz vom Deutschen, der, mit der Darstellung eines Kamels beauftragt, sich nicht nach einem Modell umsieht, sondern dieses aus der Tiefe seines Gemütes schöpft, findet hier seine wörtlichste Bestätigung. Wunderliche Basilisken sind da zu sehen, seltsame Affen, wohl nach der Schilderung von großen Pavianen geformt und mit ungeheuren Schwänzen begabt, Schlangen, die in riesigen Spiralen zum Himmel ragen, kuriose Tiere, die ihre Jungen in langer Reihe auf dem Rücken schleppen, höchst komische Löwen ꝛc. Wo aber die Schnitzer die Natur zum Vorbild hatten, bei der Darstellung von Rindern, Ziegen, Hirschen, Schafen und Geflügel aller Art, da sind sie auch erstaunlich wahr und korrekt gewesen (Abb. 7).

Vier große Zusammenstellungen sind aus Münchener Figuren gemacht, die poetischste davon ist wohl eine „Heilige Nacht“ (Abb. 5). In den dunklen Krippenraum fällt ein magisch wirkendes Seitenlicht. Rechts an den Stall schließt sich eine blaudunkle Nachtlandschaft mit der „Verkündigung auf dem Felde“ an. Eine „Anbetung der Hirten“ (Einschaltbild zwischen Seite 376 und 377) ist ebenfalls Münchener Arbeit und nicht minder eine „Anbetung der Könige“ mit reicher, verblüffend weit ausgedehnter Landschaft, die so kunstvoll eingeteilt ist, daß sie auch noch für eine „Flucht nach Ägypten“ und eine „Heilige Familie in Nazareth“ ausreicht, ohne daß ein Bild das andere stört. In diesen Tableaux, die zum Teil mehrere Meter tief sind, läßt sich so recht erkennen, in welcher Mannigfaltigkeit sich die Krippenfiguren — der größte Teil war durch Drahtgelenke, einige durch Kugelgelenke beweglich, während wieder andere, in einem Stück geschnitzt, feststanden — zu den gewünschten Bildern zusammensetzen ließen. Hier entfaltet der Besitzer seinen individuellen Geschmack und auch wohl in der Herstellung des Gerätes, der Architektur und

Abb. 13. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Mittelteil einer großen neapolitanischen Krippe.

Abb. 14. Sicilianiſche Figuren.

neapolitaniſche und ſicilianiſche Arbeit. Die Figuren der beiden Arten unterſcheiden ſich voneinander ſehr ſcharf: die erſteren, oft bis zu vierzig Centimeter und darüber hoch, haben emaillierte Terracottaköpfe mit Glasaugen, ſind mit richtigen Stoffen bekleidet, Koſtüm und Gerät ſind nur verkleinerte, aber in Form und Proportionen abſolut genaue Nachbildungen der Wirklichkeit. Hände und Füße ſind in Holz geſchnitzt, die Körper aus Werg mit Drahtgelenken. Nackte Körperteile ſind aus Terracotta, wie die Köpfe, ebenſo das Vieh und vieles von den Stilllebenteilen, die hier eine ſehr große Rolle ſpielen. Die ſicilianiſchen Figuren ſind rein bildhaueriſch gearbeitet, in Holz geſchnitzt mit aus feinem, ſteif

der Landſchaft und in der Bekleidung der Puppen ſein manuelles Geſchick.

Den künſtleriſch höchſtſtehenden und wertvollſten Teil der Schmedererſchen Sammlung bilden die italieniſchen Krippen und Figuren, die in zwei Hauptabteilungen zerfallen:

Abb. 15. Neapolitaniſche Arbeiten.

gemachtem Stoff cachierten Gewändern, unbewegliche Gruppen und Einzelfiguren, die einfach in die Landschaft und Architektur gestellt wurden. Die letzteren, als reine Künstlerarbeiten, stehen naturgemäß auch künstlerisch höher, aber auch die „Neapolitaner" sind, ganz abgesehen von den wundervollen plastischen Teilen, von einer so unbeschreiblichen Vollendung der Details, daß man sie zur feinsten Kunst rechnen muß. Ihr volles Leben gewannen sie natürlich erst unter der Hand eines geschickten Arrangeurs, der ihnen die richtigen Bewegungen gab. Für die Arbeit des Arrangeurs hat aber

Abb. 16. Die heilige Familie. Sizilianische Schnitzerei.

der ausführende Künstler mit genialem Raffinement vorgearbeitet und Kopfstellung und namentlich die Haltung der Hände stets so gewählt, daß sich die Figuren in allen erdenklichen Stellungen gut ausnehmen. Den überaus subtil gearbeiteten Köpfen der neapolitanischen Figuren sieht man von weitem an, daß sie nur von Künstlerhänden stammen können, die in Kleinplastik vortrefflich geschult waren. Und die Erklärung dafür war sehr einfach: Karl III., König beider Sicilien (1735—1759), hatte eine sächsische Prinzessin geheiratet, welche die Vorliebe für das Porzellan mit nach dem Süden brachte. In Capo di Monte wurde eine Porzellanfabrik errichtet, und die Künstler dieser Fabrik modellierten auch Krippenfiguren. In der Sammlung des Nationalmuseums sind die Urheber so mancher von den besten Gruppen und Figuren der neapolitanischen Schule angegeben, vor allem fallen die Arbeiten von Giuseppe Sammartino auf, einzelne Figuren sowohl, als Gruppen, wie eine Bettlerfamilie, eine kleine Hauskrippe von andächtigster Lieblichkeit, ganz in Terracotta. (Einschaltbild zwischen Seite 384 und 385). Körper und Köpfe sind wundervoll modelliert und ganz fabelhaft schön in ihrer überaus feinen Bemalung mit Emailfarbe. Wenn man moderne italienische Terrakotten dagegen hält, dann muß man wohl annehmen, daß gerade diese Emailtechnik vollkommen verloren gegangen ist. Sie ist so hoch vollendet an diesen alten Figuren, daß man den Gedanken an das Material überhaupt vollkommen verliert. Und mit gleicher Meisterschaft sind die Tiere und Stilllebenteile aus der gebrannten Erde gefertigt. Die Ziegen und Schafe, deren weiches Vließ bis ins kleinste Detail mit unsäglicher Sorgfalt durchgearbeitet ist, sehen durchaus nicht nach Thon aus. Was die

Gewandung der sicilianischen Figuren betrifft, so stehen wir oft davor, wie vor einem Rätsel: nie wirkt Schnitt, Stoff, Muster und Webeart außer Verhältnis zum Format der Figuren! Die reichsten Goldstickereien — siehe z. B. Schabracke des Pferdes und Gewand des Türken auf Abb. 12 — sind „echt" ausgeführt, jedes Knöpflein, übersponnen oder aus Metall, steht im richtigen Verhältnis zur Kleidung, desgleichen Waffen und Schmuck. Der letztere ist notabene fast immer aus echten Steinen. Man sehe die junge Bäuerin (Abb. 11) an und betrachte die feinen Fältchen ihres Hemdes. Welche Mühe, dies alles in so winzigem Format herzustellen! Die verwendeten Stoffe haben vielfach so kleine und feine Muster, daß man wohl glauben könnte, sie seien nur für solche Zwecke gewebt worden. In der That haben ja alle Handwerker für die Krippe gearbeitet, und es ist wohl manches Gesellen- oder Meisterstück für diesen Zweck entstanden, bei Gold- und Waffenschmieden, Instrumentenmachern, Glasbläsern, Keramikern, Korbflechtern ꝛc. Warum sollten nicht auch die Weber der liebenswürdigen Kunst ihren Tribut gezollt haben? Für die Kostümgeschichte sind diese absolut zuverlässigen Figuren geradezu unschätzbar. Aber ebenso genauen Aufschluß gibt die Krippenkunst über andere Dinge durch die köstlich gearbeiteten kleinen Geräte, deren Entstehungszeit durch ihren Stil sofort festzustellen ist (Abb. 15). Das Gold- und Silbergerät für die Gaben der drei Könige bildete einen besonderen Gegenstand der Sorgfalt, und eine ganz reizende Specialität waren die in unendlicher Mannigfaltigkeit aus echtem Material hergestellten Musikinstrumente. Und dazu für die Volksseenen die Marktwaren aus Wachs, Terrakotta, Holz ꝛc. Man kann sich die Mannigfaltigkeit dieser kleinen Dinge, wie sie die Sammlung des Nationalmuseums und noch viel mehr die Schmedererische Privatsammlung aufweist, kaum vorstellen. Da fehlt kein Gemüse und kein Obst des früchtereichen Italien, kein Geflügel und keine Speise, Fische und Muscheln aller Art liegen in Körben da, die sämtlichen Fleischteile, wie sie im Metzgerladen ausliegen, sind mit fabelhaftem Realismus nachgebildet, dazu alle Formen von Brot, Käse, Fiaschi mit Wein ꝛc. ꝛc. Eier gibt es z. B. aus viererlei Material: Terrakotta, Elfenbein, Holz und Wachs. In jener Privatsammlung ist ein ganzer Markt zusammengestellt, von einer Vollkommenheit, wie sie auch die Wirklichkeit in Italien selten bieten wird.

Außer dem genannten Sammartino sind von neapolitanischen Krippenkünstlern noch bekannt: der etwas spätere, vortreffliche Giuseppe Gori, Lor. Mosca, von dem eine entzückend feine Madonna da ist, Nicola Vasallo, Nicola Somma, Giuseppe Capiello u. a. Sogar der Meister einer prächtigen Kollektion von Miniaturlauten und anderen Musikinstrumenten ist genannt, Vinacci. Aus neapolitanischen Figuren sind, abgesehen von einigen Hauskrippen, die zum Teil noch in den alten Schreinen stehen, drei besonders großartige Krippenbilder zusammengestellt: 1. eine große achteckige Hauskrippe mit wunderschöner alter Tempelruine und süperben Volksseenen, die sich rund um den Mittelbau zwanglos aneinander reihen: Verkündigung an die Hirten, Herden, Kellerei, Bettler, Tarantellatanz und Osteria, in der weder die Maccaroni fehlen, noch die Lerchen am Spieß (Abb. 10). 2. Ein elf Meter langes Krippenbild mit großartiger Ruinenarchitektur und zahllosen Figuren, Anbetung der Könige und reiche Volksseenen — das Hauptstück der ganzen Sammlung (Abb. 13). 3. Ein friesartig zusammengestelltes Bild: Zug und Anbetung der Könige, welches die kostbarsten Stücke dieser Sammlung enthält, deren Verfertiger großenteils bekannt sind, wie Mosca, Gori, Sammartino und Vasallo. Diese Gruppe ist auch besonders reich an wertvollem Material und enthält u. a. ein Musikkorps von Mohren mit silbernen Instrumenten, das geradezu ein Unikum ist an Prunk und Naturwahrheit!

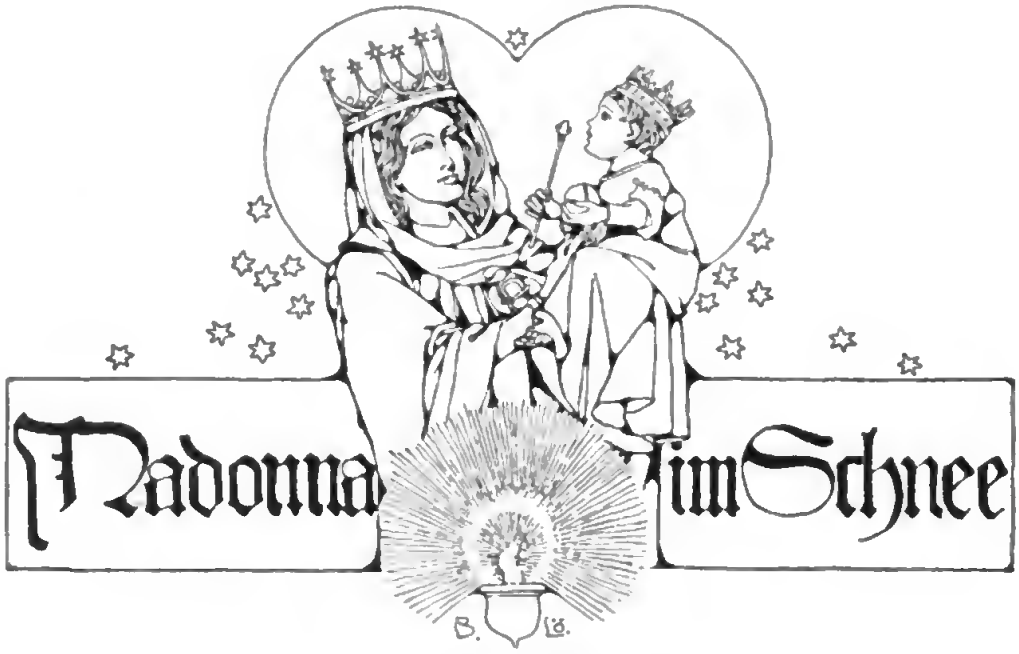
Die sicilianischen Figuren — bis jetzt sind sie im Museum nicht zu einer großen Gruppe zusammengestellt — sind, wie erwähnt, unbeweglich, aus Holz geschnitten und mit gesteiftem seinem Stoffe, der dann bemalt wurde, bekleidet. Ein starker, oft kühner Realismus zeichnet diese, meisterhaft bewegten Figuren aus — Matera aus Trapani ist der Hauptkünstler der Sicilianer —, am meisten wohl die vielen, hochinteressanten Figürchen zum bethlehemi-

Neapolitanische Hauskrippe in Terracotta. Von Giuseppe Samartino.
Nach photographischen Aufnahmen von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

tischen Kindermord. Ein großer Zug geht durch diese fürchterlichen Scenen, und es ist die Brutalität dieser Orgie blutiger Grausamkeit mit gleicher Vollendung dargestellt, wie das Leid, die Wut und Verzweiflung der ihrer Kinder beraubten Mütter. Sicilianische Krippenfiguren stellen die Abbildungen 14 und 16 dar. Abb. 2 steht noch in der Schmedererschen Privatsammlung. Diese junge Bäuerin, die einen Geflügelkorb trägt, ist so fabelhaft anmutig und hat etwas so ausgesprochen Persönliches in ihrem Wesen, daß einige Münchener Künstler, vielleicht nicht mit Unrecht vermuten, das Figürchen sei das Porträt einer Dame, also wohl der einstigen Besitzerin der Krippe. Im übrigen charakterisiert die Volkstypen und Hirtenfiguren dieser Kollektion ein ganz merkwürdiger herber Naturalismus, der einen bestimmen möchte, ihre Entstehungszeit möglichst früh anzusetzen. Stupend ist die Kunst, mit der, auch noch bei zollhohen Figürchen, wie sie wohl für den Hintergrund benutzt wurden, die Stoffgewandung auf die Holzfigürchen eachiert ist. Es mußte eine ganz besondere Fertigkeit zu flinker Herstellung dieser Draperien gehören, da der heiß geleimte Stoff natürlich sehr schnell erstarrte.

Abb. 17. Das Haus in Nazareth. Münchener Schnitzereien.

Wer diese, mit unermüdlichem Fleiße, seltener Kennerschaft und großen Opfern zusammengetragene Sammlung öfter und eingehender studiert, der entdeckt immer neue Wunder und Lieblichkeiten an einer Kunst, die dem christlichen Glauben seine menschlich-anmutigsten und poetischsten Seiten abgewonnen hat und soviel naive Darstellungsfreude mit soviel echter Kunst vereinigt!



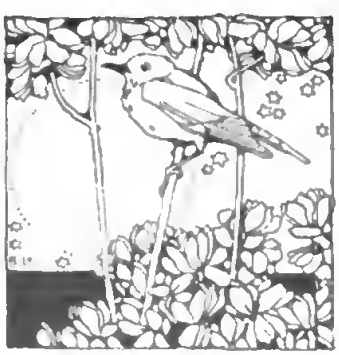
Novelle von

Marianne Mewis (M. Wittich).

Mit zehn Originalzeichnungen von Berthold Löffler.

(Abdruck verboten.)

Twöschen Wießel on Noacht*) — wer kennt die Gegend? — Niemand; denn man reist nicht, um Gras zu sehen. Aber selbst mitten im Winter malt uns die Phantasie einen grünen, wallenden See von unzähligen feinen Halmen. Das Licht spielt silbern darauf; die leichten Sommerwolkenschatten schleppen drüber hin, wie feine graue Schleier, die irgend eine heidnische Waidelottin,**) ehe sie mit den Göttern zu Tanze geht, in den smaragdnen Wogen spült. Ein köstliches Aroma sättigt die weiche Luft, nicht der herbe Geruch der salzigen Meeresflut, sondern der süße Pflanzenduft dieses Oceans von Gräsern, der warme kräftige Hauch blühender Wiesen, besonnter Weizenfelder. Auf dem breiten lehmfarbigen Hauptarme des Stromes ziehen die hochmastigen Weichselkähne still dahin, und die Holztrawten gleiten, Floß an Floß gebunden, langsam thalabwärts. Der bronzebraune, polnische Flisse, oft helläugig und flachshaarig, in der saltigen Hose, dem weitärmeligen Hemd aus gelbem Linnen, dem umgewandten rohen Schafpelze, trotz allen Schmutzes eine malerische Gestalt, stößt die lange, äftige Ruderstange in das sommerlich seichte Wasser oder liegt zur Mittagsrast vor dem Strohhüttchen und taucht nach dem Beispiele des „Voressers“ taktmäßig den Holzlöffel in die hölzerne Mulde, — oder entlockt auch abends, wenn der Sprosser in den Weiden des dammbegrenzten Vorlandes schlägt, seiner kleinen selbstgefertigten Fiedel eine eintönige Weise voll von der unbewußten Schwermut einer tief in Unwissenheit und Aberglauben versunkenen Menschenseele.



Als ein Friedensidyll würde man die Gegend bezeichnen, wenn nicht der weiten gleichförmigen Ebene ein Zug von Größe anhaftete, der sich mit dem Begriff des Idylls schlecht vereinigt; wenn man auf die träge, gelbbleiche Weichsel niederblicken könnte, ohne sich schaudernd der unzähmbaren Leidenschaftlichkeit dieser slavischen Stiefschwester des klaren, grünen Rheins, der heiter-stolzen blauen Donau zu erin-

*) Zwischen Weichsel und Nogat.

**) Altpreußisch: riesenhafte Priesterin oder Zauberin.

nern. — So ist das Weichseldelta im Sommer.

Aber es verliert den idyllischen Charakter vollends, wenn man es im Winter sieht, wie der Mann, der im starken Kastenschlitten aufrechtstand, die Zügel der schweren Pferde fest angezogen hielt und mit sorgenvollem Ausdrucke auf dem jungen ernsten Gesichte die Nogat betrachtete, den Himmel ansah und schließlich seinen Blick auf der Marienburg jenseits des Flusses haften ließ. — Es war einer von jenen feuchtwarmen Dezembertagen, die trotz der schneebedeckten Erde Frühlingsahnungen wecken, obwohl die härteste Winterszeit noch vor der Thüre steht. Ein feiner Nebel gab der weiten, flachen Landschaft ringsum etwas Weiches, Träumerisches. Jetzt, am hohen Mittage, färbte ihn die unsichtbare Sonne mit warmem Tone. Die Erlen am Flusse zeigten ein blauduftig beschlagenes Rotlila, einzelne Goldweiden ein leuchtendes Orange; man sah deutlich, daß die kahlen Zweige nicht abgestorben, sondern voller Leben und Triebkraft waren. Der schmutzig-gelbe, hochgeschwollene Strom wälzte große graue Schollen, eine jede mit einem hellen schaumigen Rande von Schnee oder zerriebenem Eise umkränzt. Da und dort sammelten sich die einzelnen Eisscherben am Ufer, bildeten eine feste Halbinsel, stauten Treibholz, Rohr, Stroh, Gezweige zurück; und die wilde Flut quirlte zermalmte Teile davon in schlammigen Strudeln.

Drüben drängten sich die kleinen Backsteinhäuser der „Vorburg" gleich schutzsuchenden Hörigen um die hochragende Ordensfeste. In tiefem Braunviolett, die Dächer schneegefleckt, wuchs das mächtige Ziegelgemäuer wie ein weltverlorenes Geisterschloß aus dem mütterlichen Boden und verlieh in seiner Vernachlässigung und seinem Verfalle dem ganzen schwermutsvollen Bilde das Gepräge düsterer Erhabenheit.

Der junge Landmann dachte an die Schutzherrin des zerbröckelnden Ordenshauses, die kolossale Mosaikmadonna in der Mauerblende hoch über dem Burggraben. Längst lasen spielende Kinder die bunten und goldigen Plättchen am Fuße der Kirchenmauer zusammen und verschleppten sie ungestraft. — „Eine rechte Nothelferin!" höhnte Isbrand Klaassen. „Läßt ihr eigen Haus in Trümmer fallen! — Wenn sie nur wenigstens der Flut wehren wollte — aber schließlich — mir kann's gleich sein. Mir geht das Wasser doch bis an die Seele." — Er trieb die Pferde an und fuhr in das Werder hinein. Der Schnee lag etwa einen Fuß hoch und begann langsam zu tauen. Die Rosseshufen schleuderten feuchte Klumpen davon nach

rückwärts, und die Schlittenkuffen drückten nicht flache blanke Streifen hinein, sondern schnitten fast bis auf den Grund. Der Erdboden war indes noch gefroren.

Isbrand ließ die Zügel locker hängen, und die Pferde fielen in einen schläfrigen Trott. Nun konnte er nicht, wie daheim bei emsiger Thätigkeit, den quälenden Erinnerungen entrinnen! Zuerst fielen ihm die blanken Braunen ein, des Vaters Stolz. Die sausten anders über die Schneefläche, als diese trägen Arbeitsgäule. Nun, der Krieg hatte sie gefordert, — und damit war's gut. Um ein paar Pferde grämte sich auch der Vater nicht, als es die Befreiung des Landes galt. Das Gesicht glänzte ihm sogar, dem ernsthaften Manne, da er die schönen Tiere selber aus dem Stalle führte, sie noch einmal auf den spiegelnden Hals klopfte und sie dem Sohne übergab, der damit nach Marienburg reiten

sollte. Isbrand sah ihn wieder lebendig vor sich, den wohlhabenden Landmann in der ganzen Schlichtheit seiner altmennonitischen Gewohnheiten, ohne Rock, nur die schwarze Weste über die langärmelige gestrickte Wolljacke gezogen, ein echter „grober" Taufgesinnter von der strengen friesischen Art, über welche der Volksmund fabelte, daß sie nach dem Sprüchlein lebte:

„Die mit den Haken und Ösen
Wird unser Herrgott erlösen; —
Aber die mit den Knöpfen und Taschen
Wird der Teufel erhaschen!"

Den Eitelkeiten und Modethorheiten der Zeit war der alte Herr bis in den Grund der Seele hinein abhold gewesen; und Isbrand gab ihm Recht. Er stellte ihn sich auch vor, wenn er als Kirchenältester im feierlichen Sonntagsrocke die Predigt verlas „aus dem Kasten, der jedes Jahr wieder umgestülpt wird", wie die Lutherischen ebenfalls spöttelten. Dem Sohne war's nicht lächerlich gewesen. Er konnte sich kaum etwas Ehrfurchtgebietenderes als den greisen Mann mit den großen fleischigen Zügen in seinem festtäglichen Amte denken. Isbrand war ja selbst im Banne strengsten Herkommens aufgewachsen und wußte sich nichts Besseres.

Und dann durchbrach er diese eherne Tradition mit einem Ruck, — damals, als er an einem schönen Maientage des Jahres 1813 mit den Pferden nach Marienburg geschickt wurde und nicht zurückkehrte, sondern mit dem Grafen Dohna vor die Wälle von Danzig ritt. Die junge Frühlingssonne über den grünen Fluren und der frische Trab hatten die gleich der Nogat sorgsam eingedämmte Jugendlust überfluten lassen; der freudige Opfermut der schwergeprüften Stadtbewohner jagte dem Jüngling die Glut ins Antlitz, und der heilige Kampfeseifer der freiheitsdurstigen Männer erhitzte auch sein Blut, als sei es nicht durch die nüchterne Weisheit von Generationen friedsamer Vorfahren gekühlt worden. Wie im Taumel griff er nach den verbotenen Waffen; und wie im Rausche verflogen ihm zwei Jahre. — Ein Sieger, ein Befreier des Landes kehrte er heim und erhoffte sich Verzeihung, wohl gar ein duldsames Übersehen seines Verstoßes gegen die Satzungen seines Bekenntnisses, jedenfalls einen liebevollen Empfang, wie er rheinischen Glaubensgenossen zu teil wurde. Er täuschte sich schwer. Der Vater war, ohne daß man dem Sohne Nachricht gegeben, der frühverstorbenen Mutter ins Grab gefolgt. Den Heimkommenden erwartet allein der älteste Knecht, — auch ein Mennonit, der als jüngerer Sohn eines kinderreichen Hufners keine eigne Scholle erwerben konnte; denn die „Enrollierungsfreiheit" ging derzeit nur auf den Erben einer Landstelle über, und Neuankäufe wurden lediglich bei Aufgabe der alten mennonitischen Gerechtsame gestattet und waren deshalb dem Strenggläubigen unmöglich gemacht.

Der alte Mann legte einen Brief und eine recht geringfügige Geldsumme in des jungen Herrn „blutbefleckte" Hände, schnürte sein Bündel und zog in zorniger Verachtung des Abtrünnigen seines Weges. Der Brief bestätigte, daß Wulf Klaassen noch bei Lebzeiten fast sein ganzes Barvermögen zu Kriegszwecken beigesteuert habe, „um dem Könige auf seine Art zu dienen". Der Sohn möge nun selber zusehen! Das Landgut könne und wolle er ihm nicht nehmen, aber mit tiefem Kummer sehe er, sehe die ganze Gemeinde ein Stück mennonitischen Grundbesitzes der alten, mühsam bewahrten Freiheiten verlustig gehen. — Das hieß mit anderen Worten: Isbrand Klaassen ist hinfort kein Mennonit mehr.

Der junge Mann fühlte sich wie ein Verfemter. Er ersuchte um Wiederaufnahme in die Gemeinde, erst herrisch fordernd, schließlich flehentlich bittend, — vergeblich. Die Thüren der alten Freunde, der Verwandten selbst, verschlossen sich ihm — „seine Stätte kannte ihn nicht mehr."

Aber er wurzelte mit allen seinen Empfindungen und Gewohnheiten im alten Herkommen und streifte mit einem gewissen Trotz und ererbten Stolz von sich ab, was ihm während der zwei Jahre im Felde etwa Fremdes angeflogen war, sowie ihn die Wände des elterlichen Hauses wieder umschlossen. Die Kälte seiner alten Freunde und Glaubensbrüder trieb ihn nicht einem duldsameren Bekenntnis oder auch nur einer minder eingeengten Lebensweise und dem Verkehr mit Andersgesinnten in die Arme. Ein höheres Gebot als die Satzungen seiner Vorväter hatte ihn in der drin-

gendsten Not zum Gesetzesübertreter, doch nicht zum Abtrünnigen gemacht. Eine ungewöhnliche Zeit forderte außergewöhnliche Handlungen; aber man durfte daraus nicht das Recht für sich herleiten, in regelwidrigem Thun zu beharren. Wenn man ihm nicht vergönnte, in der alten Gemeinschaft den überkommenen Bräuchen und Anschauungen zu leben, wollte er desto zäher daran festhalten und strenger denn je seinen Wandel danach einrichten.

So vergrub er sich, als die Zeit verrann und nicht, wie er heimlich hoffte, eine Änderung in dem Verhalten der Gemeindeglieder ihm gegenüber herbeiführte, förmlich in eine puritanische Lebensweise, hauste wie ein Eremit in der Einsamkeit seiner Felder und verlor allmählich den Maßstab für alle weltliche Heiterkeit und harmlose Lebensluft. Eine alte halbtaube Wirtschafterin dauerte in dem trübseligen Hause aus. Die übrigen Leute wechselten häufig, weil sie unter den freudlosen Blicken des Herrn bald selber nicht mehr froh werden konnten. Im Winter beschränkte sich Isbrand denn auch meist auf einen einzigen „Futterrock“*) und war sein eigner „Knecht“.**)

Schwer drückte auch die Sorge um die Erhaltung des Besitzes auf den einsamen Mann. Sein kleines Muttererbe war ihm während des Feldzuges durch die Finger geronnen, denn er hatte stets kameradschaftlich geteilt, wo die Not den Fremden zum Nächsten machte. Er war ja sicher, daheim in Fülle wiederzufinden, was er draußen hingab. Nun fehlte es an Saatkorn, der Viehstand sollte ergänzt, Steuern und Dammlasten gezahlt werden. Isbrand mußte, so sauer es ihm ankam, Geld aufnehmen, wagte aber bei den alten Bekannten nicht anzuklopfen, war auch zu stolz dazu. Die Bürger der arg gebrandschatzten Stadt Marienburg trugen meist selber schwer an der Not der Zeit. Endlich fand Isbrand, was er suchte, beim Wirt zum „Weißen Rabchen“, Stephan Rodzinski, einem lustigen „Idź do Heckergasse i hulmi za szelaga Lichty“ (Geh in die Höckergasse und hol mir für 'nen Pfennig Lichte.***)

Dem Manne konnte nichts Unredliches nachgewiesen werden; aber man beredete ihn, weil er in Zeiten, da alle Verluste beklagten, seine Güter nicht unerheblich gemehrt hatte. Übrigens nahm er ansehnliche Zinsen und stellte harte Bedingungen. Isbrand hielt ein paar Termine pünktlich inne. Dieses Jahr nach einem nassen Sommer und einer verregneten Ernte schien es ihm unmöglich, den Zins zu Neujahr aufzubringen. Er fuhr kurz vor Weihnachten nach Marienburg, um irgendwie Rat zu schaffen; aber die warme Witterung weiter stromauf hatte einen Wintereisgang herbeigeführt, während es im Mündungsgebiet bald taute und bald der Schnee liegen blieb. Es war unmöglich, über den Fluß zu setzen. Isbrand atmete einen Augenblick erleichtert auf; dann fiel ihm ein, daß die Henkersfrist ein schnelles Ende nehmen könne. Weiter unten stand das Eis noch; es durfte nur strenge Kälte einsetzen, und der Fluß war in ein paar Nächten mit einer Brücke überspannt, die man durch Legen von Bohlen, durch Begießen mit Wasser schnell tragfähig machen konnte. Dann war Isbrand der Weg zur Erfüllung seiner Verpflichtungen nicht mehr abgeschnitten. Er seufzte und zog die Stirn kraus, wenn er daran dachte. Er wußte wohl, sein reiches Marschland ersetzte ihm, wenn Handel und Wandel die alten, gesicherten Wege gingen, bald, was ihm jetzt mangelte. Aber das war — später!

„Die heilige Jungfrau wird beistehen,“ pflegte sein Wohlthäter, der Krüger, zu sagen. Der Brave spielte sich auf den frommen Mann hinaus und stellte sein weltliches Gedeihen bei jeder Gelegenheit in den Schutz der Ortspatronin.

„Heuchelei und Götzendienerei!“ murmelte der streng nüchterne Mennonit, trieb die Pferde an und machte sich gewaltsam von seinen Grübeleien los, denn es begann an dem kurzen trüben Tage bereits zu dämmern.

Als er nun wieder schärfer Umschau hielt, sah er etwas, das er nicht sogleich erkennen konnte, sich durch den zarten Nebel heranbewegen. Ein Schlitten oder ein Fußgänger war es nicht, vielmehr ein in der Entfernung ganz rätselhaftes Gebilde. Isbrand hielt an, um das Ding, das da quer übers Feld durch den tiefen Schnee lang-

*) Zweitknecht.
**) Nur „erster“ Knecht.
***) Schimpfname für die polnisch-deutsch radebrechenden Vorstädter.

sam näher kam, zu erwarten. Als er es deutlich unterscheiden konnte, erschien es ihm erst recht wunderbar. Auf einem kleinen Tier, einem Esel vielleicht — nein, es war doch wohl ein Pferdchen oder ein Maultier — saß eine weibliche Gestalt in dunkelblauem Rocke. Über Kopf und Oberkörper hatte sie ein feuerrotes Kleidungsstück geschlagen. Darin hielt sie, wie es Isbrand schien, ein Kind, schaukelte es in den Armen und sang ihm ein Liedchen. Ihr Reittier führte ein Mann im langen Schafpelze, die Mitte mit einem Strick umschnürt, am Zügel.

„Die heilige Familie auf der Wanderschaft, wie sie in den rheinischen Kirchen zu sehen ist," fuhr es Isbrand durch den Sinn. Als die kleine Karawane ziemlich nahe war, vernahm er klar die sehr liebliche Stimme der Sängerin, die einfache Melodie und selbst die Worte, wohl ein Weihnachtslied:

„Auf den Bergen da weht der Wind.
Da sitzt Maria mit ihrem Kind —
schum schei, schum schei, schum schei —"

Der Wind wehte nicht; nur der feine Nebel umschleierte das Bild und gab ihm etwas Unirdisches.

Der Gesang brach ab. Der Zug hielt, und die Reiterin fragte in den weichen Stimmlauten der Westpreußen polnischer Herkunft: „Verzeihen gütigst — ist dies der Weg nach Marienburg?"

Isbrand nickte. Er war in seinem freiwilligen Eremitenleben linkisch und wortkarg geworden; und die lebhaften hellbraunen Augen der Fragerin verwirrten ihn. Lange hatte er nicht ein so reizendes Frauenbild zu Gesichte bekommen. Er sah nun, daß die Reiterin die dunkle, wattierte Kazawaika über den Kopf geschlagen hatte, so daß das feuerrote gesteppte Seidenfutter nach außen kam und das zarte von der Schneeluft frisch gerötete Gesicht mit den paar zerzausten rotbraunen Haarsträhnchen auf der weißen Stirn kleidsam umrahmte.

In seiner Unbeholfenheit und Verlegenheit wollte der junge Mann weiterfahren; da fiel ihm ein, daß sein Bescheid doch zu dürftig gewesen sein mochte. Er räusperte sich also und erklärte etwas undeutlich, die große Fahrstraße sei das allerdings nicht. Es führe der Weg erst gerade aus; dann komme ein Kreuzweg; da habe man die Richtung nach rechts einzuschlagen, ferner den zweiten, — nein, dritten Weg links zu nehmen und sich bei der Gabelung rechts zu halten. Von der Schnecke*) aus könne man gar nicht mehr irren.

Das Kind in den Armen der jungen Frau stöhnte und bewegte sich unruhig. Sie beugte sich mit beschwichtigenden Koselauten darüber und sah dann halb schelmisch, halb verzagt zu dem Auskunftgebenden empor. „Und wenn es dunkel wird und der Nebel zunimmt? — Wie war es, Hanuschek, rechts — dann links und beim Kreuzweg geradaus bis zur Schnecke?"

Der alte Knecht schüttelte den Kopf: „Weiß nicht, Pannienka." Isbrand machte ein ratloses Gesicht und schwieg.

„Wir haben den Schlitten zerbrochen und mit Sack und Pack im Graben liegen lassen," erzählte die Reisende, als wenn sie durch zutrauliche Mitteilung ihres Mißgeschicks den jungen Mann zugänglicher machen wollte. „Ich dachte auf dem Pferdchen noch vor Dunkelwerden nach Marienburg zu kommen. — Still doch, mein Jungchen! Schum schei, schum schei, schum schei — — Wenn wir uns doch nur nicht im Nebel verirren!"

„Das werden Sie wohl," meinte Isbrand.

„Ach, mein liebes Gottchen — und wir wollen doch auch noch übers Wasser."

„Heute bei dem Eisgange?"

„Ist schon Eisgang? Der Damm wird doch halten?" fragte die Frau ängstlich.

*) Bockmühle zum Abmahlen des Wassers.

Der Landmann zuckte mit den Achseln. Sein Hof lag „bruchfrei“ auf einer künstlichen Erhöhung, sein Acker weit von den Flußarmen entfernt, so daß Versandung nicht zu fürchten war.

Das Kind weinte wieder.

„Und jetzt wird mir das Jungchen am Ende krank. Sehn Sie doch nur!“ Sie schob die Kazawaika zurück, hielt dem Fremden, ohne an seiner Wortkargheit und seinem Mangel an Entgegenkommen Anstoß zu nehmen, zuthunlich den etwa zweijährigen Knaben entgegen und hatte damit unbewußt den Weg gefunden, die Anteilnahme Isbrands zu wecken.

Zwar waren dem einsamen Manne Kinder etwas Ungewohntes und deshalb die Beschäftigung mit ihnen unbehaglich; aber ein Kranker erregte stets sein Interesse. Man wurde ja, wenn im Frühjahr der Marschboden durchtaute, oft wochenlang von den Städten abgeschnitten und mußte sein eigner Arzt und Apotheker sein. Da erbten sich erprobte Hausmittel durch Generationen, und der Hauswirt und seine Frau kurierten Mensch und Tier. Der junge Klaassen zeigte von jeher besondere Neigung für diese häusliche Wissenschaft, ließ sich neue Bücher kommen und vermehrte später im Kriege seine ärztlichen Kenntnisse noch erheblich. Auch jetzt bildete das Studium medizinischer Werke seine einzige Erholung; und mancher Arme kam stundenweit zu ihm, um sich von ihm einen Rat unentgeltlich zu holen.

Er betrachtete das gerötete Gesichtchen des Kleinen aufmerksam. „Das gibt eine Ausschlagkrankheit,“ meinte er bedächtig. „Vielleicht Röteln oder Windpocken; vielleicht auch Masern oder Scharlach. — Das Kind gehörte ins Bett.“

Die junge Mutter erschrak. „Und soll aufs ungewisse mit ihm in die Nacht hinein. — Ist denn kein Dorf in der Nähe — oder ein Haus zum wenigsten?“

Isbrand schwieg. Sein Hof war in einer halben Stunde zu erreichen, aber er trug arge Scheu, diesen fremden Leuten da Gastfreundschaft anzubieten, obwohl ihm die Erinnerung an die patriarchalische Gastlichkeit der Eltern auf das Gewissen fiel. Der sonst so sparsame und zurückhaltende Vater hätte niemals einen Obdachsuchenden von der Schwelle gewiesen. Aber der junge Klaassen entschloß sich erst, als das Kind von neuem wimmerte, zu gleicher Handlungsweise.

„In meinem Hause ist Platz genug,“ sagte er steif. „Wenn Sie in meinen Schlitten steigen wollen? — Der Knecht kann ja mit dem Pferde nachkommen.“

Die junge Frau sah ihn verwundert an. Seine Rede klang barsch wie ein Befehl. Aber sein Gesicht mit dem aufrichtigen Blick in den hellen tiefliegenden Augen schien ihr vertrauenerweckend. „Ich werde Ihnen die Krankheit ins Haus tragen,“ — meinte sie zögernd. Er wurde dunkelrot. „Ich — es sind keine Kinder da.“

Sie glitt von dem kleinen zottigen Pferdchen und kletterte in den Schlitten, ohne daß er ihr dabei half. Er rückte möglichst zur Seite. Dennoch spürte er ihren warmen Atem, wenn sie sprach, fühlte ihren Arm, mit dem sie das Kind stützte, und trieb die Gäule mit der Peitsche an, daß sie sich in lebhaften Trab setzten und den schon recht wässerigen Schnee den Fahrenden ins Gesicht schleuderten. Das war Isbrand recht. Seine Begleiterin zog sich den Saum der Kazawaika tief über die Stirn herab und um den Mund zusammen und sprach nur hin und wieder ein paar Worte, die ihr Nachbar meist überhörte, weil ihm die Pferde zu schaffen machten. Da schwieg sie ganz.

Als die beiden vor Isbrands Hause ausstiegen, trat die alte Wirtschafterin in die Thür.

„Ek bring di Beseek, Fru Lettau. — Du hest doch dat Eten parat? Dat Kind mot glik in't Bed,“ sagte der junge Wirt im allgemein gebräuchlichen Platt und setzte hochdeutsch hinzu: „Die Frau wird für Sie und das Kind sorgen. Ich will doch die Schleife hinausschicken und Ihren Schlitten holen lassen.“ Damit ging er in den Pferdestall und überließ es der Fremden, ihre Notlage zu erklären und sich mit den Verhältnissen ver-

traut zu machen. Sie sah ihm ein wenig erstaunt nach, wandte sich mit sehr freundlichen Worten und Gebärden an die alte Frau und folgte ihr ins Haus.

Als Isbrand, der sein altes Knabenzimmer im Giebel zum Schlafen und Studieren beibehalten hatte, weil es seinen einsiedlerischen Neigungen am besten zusagte, in die große mit Himmelbett, mächtigen Wandschrank und bemalter Truhe ausgestattete Wohnstube trat, fand er die junge Frau schon seiner wartend. Sie stand am Ofen, wärmte ihre weißen Hände und sah zu, wie der „Paserjunge" die Strohbündel ins Feuer schob, auch mit Torf nachheizte. Ihre Kazawaika hatte sie abgelegt, und ihre weiche, volle Frauengestalt kam in dem dunklen hochgegürteten Kleide hübsch zur Geltung. Das kastanienfarbene Haar stand ihr kraus um das helle Gesicht, und in den großen braunen Augen tanzten Lichtpünktchen. Sie ging schnell auf ihren Wirt zu und sprach ihn sofort wieder an. „Sie müssen doch wissen, wem Sie Herberge geben, Herr Klaassen," sagte sie lebhaft und wurde ein wenig rot dabei.

Er wehrte mit der Hand: er war wirklich nicht neugierig. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich heiße Wanda Nehring und komme von Danzig her. Da ist mir vor einem Jahre der Mann gestorben. Er war Regimentschirurgus und hat sich ja wohl den Tod aus dem letzten Feldzuge mitgebracht. Das erste Mal kam er mir von Paris noch gesund zurück. — Nun schreiben und schreiben der Onkel und die Tante in Marienburg, ich möchte bei ihnen leben; sie brauchten Hilfe und hätten doch keine Kinder. Da geh' ich schon, denn was soll eine Frau allein anfangen —" Sie zog ihr Taschentuch und schien ein wenig weinen zu wollen.

Isbrand erschrak. Das fehlte noch! „Was macht das Kind?" fragte er schnell.

„J, das schläft. Das wird wohl nichts Schlimmes," antwortete sie schon wieder ganz vergnügt und lachte, noch mit nassen Augen, daß sich Grübchen in den weichen Wangen zeigten. Flink nahm sie ein Licht vom Tische, ging zu dem großen Himmelbett im Hintergrunde des Zimmers, schlug behutsam die Gardine zurück und hielt die runde Hand vor die Flamme. „Es liegt ganz ruhig."

Isbrand kam näher, schaute auf das schlummernde Kind und freute sich unwillkürlich an dem frischen Gesichtchen und dem gekräuselten Blondhaar. Die junge Frau beobachtete ihn und war stolz, daß ihr schlafender Sprößling den ersten freundlichen Blick ihres ernsthaften, ja eigentlich mürrischen Gastgebers einheimste. Voll mütterlicher Eitelkeit schlug sie das dicke Federbett zurück und beleuchtete die rundlichen rosigen Glieder, die aus dem weißen Hemdchen hervorguckten. „Das ist ein Jungchen — wie ein Nußkern!" sagte sie entzückt und bückte sich, um einen der kleinen Füße zu küssen.

Isbrand trat zum Tische. „Wo bleibt nur Frau Lettau?" meinte er kurz und barsch. Wanda erschrak. „Sie macht uns ein Bett in ihrer Stube auf; mir wär es sonst graulich in dem fremden Hause," erwiderte sie entschuldigend. „Ich sollte uns immer den Thee eingießen!" — und sie griff nach dem „Trecktopp" mitten auf dem Tische.

Der Hauswirt räusperte sich so ausdrucksvoll, daß sie mit ausgestreckter Hand ihn fragend ansah. Er schaute aber gerade vor sich nieder, hatte seine Hände gefaltet und sprach nun laut und gemessen ein langes Gebet. Die junge Frau schlang mit verwirrtem, schuldbewußtem Gesicht die Finger

feſt ineinander und bewegte die Lippen, indem ſie die Worte leiſe zu wiederholen ſuchte, ſtand wartend, bis ihr Gaſtgeber ſie aufforderndnd anblickte, und ſchenkte dann ſehr zierlich den Thee ein.

Isbrand kam ſich in ſeiner Schweigſamkeit unhöflich vor. „Es iſt guter Karawanenthee aus Rußland," ſagte er. „Ich habe ihn von Elbing mitgebracht." Frau Wanda wurde ſofort wieder lebendig. „Wie goldig er ausſieht!" lobte ſie. „Ich freu' mich drauf. Ich bin doch beim Reiten ein bißchen kalt geworden. — Aber erſt das Brotchen!" — Sie faßte mit beiden Händen den mächtigen unangeſchnittenen Laib, drückte ihn, den Körper zurückbiegend, an ſich, griff nach dem großen Meſſer und fuhr kreuzweis mit der Spitze über die Unterſeite des Brotes.

Isbrand hatte ihr zugeſehen. Nun runzelte er die Stirn und rief heftig: „Was thun Sie denn da? Das iſt bei uns nicht der Brauch!"

Sie war zuſammengefahren. „Es iſt mir ſo in der Gewohnheit. Ich hab's von der Mutterchen; die war katholiſch," ſagte ſie wie entſchuldigend. „Aber wir Kinder wurden nach dem Vater lutheriſch. — Es ſchadet doch dem Brotchen nicht," ſetzte ſie ein wenig trotzig hinzu.

Er ſchwieg unwillig, und ſie verſorgte ihn ebenfalls ziemlich ſchweigſam und rückte ihm die friſchen guten Fleiſchwaren und übrigen Speiſen mit knappem, aber freundlichem: „Ei Butter? — Ei Zunge? — Ei Wurſt?" aufmerkſam zur Hand.

„Wi hew Schwienkeſt had," erzählte Frau Lettau, die nun herzukam und in der Freude über den weiblichen Gaſt die Scheu vor dem Herrn ganz vergaß. Wanda rief ihr mit der hellen Stimme die Worte laut ins Ohr und ermöglichte dadurch eine lebhafte Unterhaltung. Isbrand hätte ſich daran beteiligt, aber es fehlte ihm immer das rechte Wort, wenn eine Pauſe im Geſpräch eintrat. Das ärgerte ihn, und er erhob ſich, ſobald er wahrnahm, daß niemand mehr aß, betete wieder und wünſchte dem Gaſte eine gute Nacht.

Wanda ſah ein wenig gekränkt aus. „Morgen früh werden Sie uns ungebetene Gäſte los, Herr Klaaſſen. — Da höre ich den Knecht mit unſeren Sachen kommen! Wenn Sie uns nur den Schlitten leihen möchten?"

„Natürlich. Sie ſollten aber nicht zu zeitig fahren. Es könnte dem Kinde nicht gut thun, — und über den Strom werden Sie nicht kommen," entgegnete Isbrand, den ſein Mangel an Gaſtlichkeit abermals bedrückte. „Hier ſind Sie willkommen, ſolange es Ihnen gefällt zu bleiben."

„Es hat doch keine Gefahr mit dem Damme?" fragte ſie, wie ſchon früher, beſorgt.

„Wohl nicht. Das Eis nach dem Haff zu ſcheint nicht ſtark zu ſein; und Grundeis wird ſich noch kaum gebildet haben. Die Kälte dauerte ja bisher nicht an. — Gute Nacht."

„He hefft Biswerm im Kopp vom velen Stodeeren," entſchuldigte Frau Lettau ihren einſilbigen Herrn, als er kaum die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte. Sie glaubte zu flüſtern, ſprach aber ſo laut, daß ihr Wanda erſchrocken die Hand vor den Mund hielt —

Am anderen Morgen lagerte der Nebel wie eine dicke milchweiße Wolke über der Niederung. Die Reiſenden konnten nicht an Aufbruch denken. Als aber Schleier um Schleier ſank und endlich die Sonne mild wie eine ſtrahlenloſe Mondſcheibe niederblickte, war in der langen Winternacht heimlich und leiſe ein neuer Gaſt vor Isbrand Klaaſſens Hof geſchlichen: Die Nogat.

Hatte ſich wider Erwarten das Eis weiter ſtromab geſtaut oder tief unten im Flußbette ſich Grundeis zuſammengeſchoben und den Waſſerlauf geſperrt? War der Damm überſpült oder durchbrochen worden? — Man konnte nur mutmaßen, wie die drei, die in der Wohnſtube des einſamen Werderhauſes am Fenſter ſtanden und auf die Flut hinausſchauten, es thaten. — Welch ein liebliches Bild voller Ruhe und ſchwermütiger Schönheit! Wer mochte an Zerſtörung, Not und Tod denken, wenn er dieſes reizende Ungeheuer da unten gleich einer Katze, die Vogelneſter zerſtörte, ſich in der Sonne ſtrecken ſah?! — Grauſchimmernd wie eine ſchöne Edelzinnplatte dehnte ſich die mattbeleuchtete Fläche nach allen Seiten und verſchwamm in der Ferne mit dem perlfarbenen, dunſtigen Morgenhimmel. Hin und wieder unterbrach eine unregelmäßige Reihe von Weiden, dickköpfige Gnomen mit geſträubtem Haar, die Einförmigkeit und bezeichnete den Lauf eines Grabens. Eine

Windmühle streckte die regungslosen Flügel wie hilfeflehende Arme zum Himmel empor. Einzelne Krähen zogen krächzend dahin und suchten einen Platz zum Ausruhen. Hoch stand das Wasser nicht, und die Leute behaupteten, daß es aufgehört habe zu steigen.

Isbrands Gehöft lag im Trockenen, wenn man die blanken Pfützen, die der schnelltauende Schnee hinterließ, als das Trockene bezeichnen wollte.

„Sie müssen es sich nun hier gefallen lassen," sagte der junge Besitzer zu seinem Gaste. „Wir haben einen Kahn; aber er ist alt und lange nicht ausgebessert worden — leider! Er könnte nur im äußersten Notfalle benutzt werden." Isbrand bemühte sich, entgegenkommender als am Abend vorher zu erscheinen. Er durfte der Fremden den erzwungenen Aufenthalt nicht verleiden, nun, da sie ganz von ihm abhängig war. Er fühlte sich auch wirklich heiterer gestimmt. Es mochte das Bewußtsein, die Abwickelung unangenehmer Geschäftsangelegenheiten in Marienburg durch eine höhere Gewalt hinausgeschoben zu sehen, dazu beitragen. Das mußte es sein! Er war frühmorgens sehr mißlaunig auf den Hof gegangen, da kamen ihm die Leute, der eigne und der fremde Knecht und der Junge, schon aufgeregt mit der Nachricht entgegen: das Wasser sei da — denn sehen konnte er nichts. Und in dem Augenblick wurde ihm leichter ums Herz.

Wanda Nehring war blaß und zitternd mit ihrem Kinde in den Armen erschienen.

„Das Wasser — wenn es uns unterwegs gekriegt hätte — erbarmen Sie sich! Ich fühl' es ordentlich kalt über die Haut laufen — „Jesusmar ..." sie stockte — „und das Jungchen!"

„Frühstücken Sie nur," meinte Isbrand. „Das vertreibt den Frost. — Was macht das Kind?"

„Es hat wohl richtig das Nesselfieber," sagte sie und setzte das Bürschchen auf den Boden. „Es ist aber ganz munter dabei. — Geh, gib dem Onkel Händchen."

Isbrand nahm steif genug die kleine runde, heiße Hand in die seinige, hielt sie ein Weilchen und sah das Kind an; aber er wußte nicht, was er mit ihm sprechen sollte, und scheute sich vor der Mutter, irgend etwas Thörichtes zu reden.

„Onkel böse?" plapperte das Jungchen.

Wanda lachte. „Nein, nein, der Onkel ist sehr gut." Sie merkte ihrem jungen Wirt die Verlegenheit an, nahm den Knaben auf den Schoß und gab ihm Milch und Brot. Isbrand hörte eine Zeitlang, ohne zu denken und wie von einem wunderlichen Zauber befangen, dem kindischen Geschwätz der beiden zu, stand dann plötzlich sehr hastig auf und ging in die Ställe.

Als er eine halbe Stunde später wieder durch den Flur schritt, um in sein Zimmer hinaufzusteigen, klang aus der Wohnstube lustiger Gesang. Das erschien ihm im Hause seiner Eltern ungewohnt und ungehörig. Man hatte an dieser Stelle nur geistliche Lieder gesungen. Nun vernahm er sogar deutlich das Schleifen von Füßen, wie beim Tanze. „Tanz, Spiel, Schauspiel und derlei" galten ihm aber, seit er denken konnte, als Fallgruben des Bösen und waren allzeit streng verpönt gewesen. Er öffnete zornig die Thür; es hörte ihn indes niemand; und er blieb eine Weile, die Klinke in der Hand, unentschlossen auf der Schwelle stehen.

Die junge Mutter hielt ihr Kind im Arme, tanzte sehr zierlich in dem großen Raume rundherum und sang ein recht weltliches Tanzliedchen:

„Seht, da kommt mein Schatzchen her.
Welchen kecken Gang hat er!
Seht, wie ihm das Hutchen sitzt,
Das ihn vor der Liebe schützt!" —

Die alte Wirtschafterin klatschte in die Hände, und der Paserjunge stand grinsend am Ofen und trat taktmäßig von einem Fuß auf den anderen — ein unerhörter Anblick!

Jetzt sah auch die Tänzerin den neuen Zuschauer, nickte ihm lächelnd zu, wiegte sich schelmisch und fiel aus dem Polka- in den Walzertakt:

„Hinter dem Berge brennt 'ne Laterne.
Goldenes Schatzchen weit in der Ferne —
In der Laterne da brennt ein Licht.
Goldenes Schatzchen, verlaß mich nur nicht!"

Isbrand wurde dunkelrot im Gesicht. Die Alte und der Junge verschwanden durch eine Verbindungsthür in der Küche.

Der junge Mann suchte nach Worten für seine Entrüstung. Er stotterte vor Erregung. „Hier — ist nie getanzt worden," sagte er heiser.

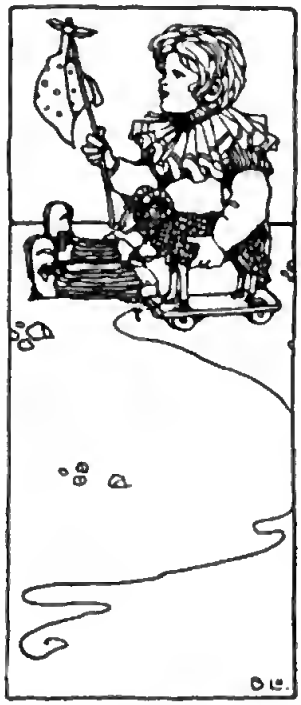
Frau Wanda blieb hochatmend vor ihm stehen; ihr ganzes Gesicht blühte und glühte von der Bewegung, und ihre Augen strahlten. „Warum denn nicht?" fragte sie erstaunt.

„Es — es ist doch — Teufelswerk —"

„Teufelswerk?" Sie war ganz benommen, faßte sich aber schnell. „Ich denke, der König David tanzte sogar vor der Bundeslade?"

„Der König David!" sagte er verächtlich. „Er hat manches gethan, was man sich nicht zur Richtschnur nehmen darf. Er war der Weinstock, auf dem das Edelreis wachsen sollte, aber er trieb noch viel wilde Schößlinge." Unwillkürlich verfiel er in den Predigtton seines Vaters.

„Ich will als Ihr Gast nicht mit Ihnen über die Bräuche in Ihrem Hause streiten. Es thut mir leid, abermals dagegen verstoßen zu haben," entschuldigte sie sich. „Ich dachte mir nichts Arges."



Zum erstenmal sah er einen kalten, gezwungenen Ausdruck in ihrem liebenswürdigen Gesicht. Er schloß die Thür und ging in sein Zimmer. Er hatte recht gethan. Tanzen in diesem Hause! — Aber ihm war zu Mute, als ob er lächerlich pedantisch und sogar roh gehandelt habe. Er fühlte sich geradezu schuldbewußt. Unbegreiflich! — Verdrossen schlug er ein Wirtschaftsbuch auf und fing an zu rechnen. Aber immer sah er die liebliche Mutter mit ihrem schönen Kinde sich anmutig bewegen. — Teufelswerk?!

Die Arbeit wurde nicht nach Wunsch gefördert. Isbrand verrechnete sich, mußte nach den Fehlern suchen, vergaß diesen und jenen Posten und griff endlich zu einem neuen populärwissenschaftlichen Werke, das er sich des ziemlich hohen Preises halber mit Gewissensskrupeln angeschafft hatte und dem er ganz besonderes Interesse entgegenbrachte. Aber es fesselte ihn heute nicht stark. Eh' er sich's versah, horchte er auf das Trappeln von leichten Füßen, leises Lachen und Plaudern, das in abgerissenen Lauten zu ihm heraufdrang. Dann sprang er ungeduldig und ärgerlich auf und ging ans Fenster. Er hätte seine Pelzmütze aufstülpen und in die Felder hinauslaufen mögen. Draußen indes schillerte die blanke Fläche und schien in ihrer regungslosen Einförmigkeit Geduld — Geduld — Geduld zu predigen. Das weiche, sanfte, liebliche Element — und doch so unwiderstehlich, — stärker und nachhaltiger in seinen Wirkungen als Sturm, Feuer und der stürzende Berg!

Isbrand war heimlich froh, als die Essenszeit heranrückte und er einen Vorwand für sich selber erhielt, aus seiner Einsiedlerzelle in die große Stube hinunterzusteigen. Er fand den Tisch gedeckt, aber das Zimmer leer. Nur das Kind spielte mit einem hölzernen Räderschäschen auf dem Fußboden herum. Es drückte sein Schaf an sich, steckte den Finger in den Mund und sah Isbrand mit großen Augen — den klaren braunen Augen seiner Mutter — an. Er schämte sich fast vor diesem erstaunten und etwas verschüchterten Kinderblick und hätte gern etwas gethan, um das kleine Geschöpf zutraulich zu machen. Es fiel ihm aber nichts ein. Da krähte draußen ein Hahn. Das geweckte Kind richtete sich unbeholfen auf, hielt den Finger in die Höhe und sagte: „Put put kikerikih!" Da hob es Isbrand empor, zeigte ihm die Hühner vor dem Fenster. Es lachte sogleich vergnügt, faßte den gefälligen Mann fest um den Hals, plapperte allerlei Halbverständliches und schmiegte sein Gesichtchen an des neuen Freundes Antlitz. Isbrand durchrieselte ein sonderbares Gefühl. Es schmolz etwas in seiner Seele. Wann hatte er solch eine weiche Wange an der seinen gefühlt? Seit seiner Kinderzeit nicht mehr. Die Mutter — das war's! Es fiel ihm ein Verschen ein, das sie ihm bei ähnlicher Gelegenheit vorgesagt hatte, und er sprach es halblaut:

„Putthöneken, Puthöneken, wat deihst in minem Hoff?
Du plückst mi all die Blömkens af,
Du makst et goar to groff!"

Das Kind merkte auf. „Nochmal!" kommandierte es. Und er gehorchte.

„Mamma, Mamma!“ rief das Bübchen, strampelte und schlug in die Hände. Isbrand sah sich erschrocken um; da stand Wanda Nehring mit vom Feuer gerötetem Gesicht in der Küchenthür und lächelte. Der junge Mann setzte das Kind verlegen nieder, und es taumelte kreischend und lachend in der Mutter ausgebreitete Arme.

Isbrands Freundlichkeit gegen Wandas „Jungchen“ schien die Erinnerung an seine Barschheit am Morgen bei der Leichtversöhnlichen ausgelöscht zu haben. Sie sprach angeregt, und der junge Hauswirt zeigte sich ebenfalls redseliger als bisher, weil ihm seine Heftigkeit reute. Er war im Rechte gewesen — gewiß; aber er hätte einen milderen Ausdruck finden können, sein Mißfallen bemerklich zu machen. Künftig wollte er mehr Nachsicht zeigen. Es handelte sich doch nur um Tage. —

Gegen die Vesperstunde hin sagte er sich, daß Frau Nehring sich in der Gesellschaft der alten Frau wohl arg langweilen müsse und es also seine Pflicht als Gastgeber sei, ihr die Zeit ein wenig zu kürzen. Er ging also wieder in das Wohnzimmer. Wanda saß am Tische, schob, als er eintrat, flink etwas in ihren Schoß hinunter und deckte die Hände darüber. Ihm schien es ein Buch zu sein.

„Sie haben gelesen?“ fragte er. „Ich störe Sie?“

„Durchaus nicht. Ich blätterte nur ein wenig“, sagte sie schnell und begann sogleich von ihrem bisherigen Leben in der und jener Garnison heiter und mit großer Anschaulichkeit zu erzählen, so daß Isbrand ihr mit Vergnügen zuhörte. Frau Lettau sah mit Verwunderung, daß er ein paarmal lachte. Auch Wanda freute sich über ihres Zuhörers Teilnahme und wurde immer lebhafter. Sie begleitete ihre drolligen Schilderungen mit anmutigen Gesten und einem allerliebsten Mienenspiel; endlich sprang sie auf, um Gang und Manieren eines steifen alten Generals nachzuahmen. Da stob ein buntes Gestatter von ihrem Schoße mitten in das dämmerige Zimmer hinein und zerstreute sich nach allen Richtungen: ein Kartenspiel.

Isbrand hatte sich im ersten Augenblick gebückt. Aber kaum erkannte er, was da am Boden lag, als er zornig mit dem Fuße danach stieß, aus dem Zimmer lief und sich in seiner Giebelstube einschloß.

Er fühlte sich in seinen Empfindungen arg verletzt. Wohl konnte er dieser Frau verzeihen, daß sie ihm die verpönten Blätter, „das Gebetbuch des Teufels“, ins Haus trug, wenn sie unwissentlich damit gegen seine Anschauungen verstieß. Aber sie mußte doch ahnen, daß sie sich von neuem gegen ein hochgehaltenes Herkommen verging; denn sie belog ihn ja kaltblütig! Diese letzte Handlung schien ihm geradezu unbegreiflich. Die strengste Wahrhaftigkeit war ihm, wie es sein Bekenntnis ausdrücklich forderte, so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihm selbst eine Ausrede in einer geringfügigen Sache im höchsten Grade verwerflich schien. In seinem Unwillen wünschte er, daß ihm diese Frau nie den Weg gekreuzt hätte. Jetzt verursachte es ihm Schmerz, sie nicht anders zu wissen, als sie nun einmal war, hätte er gern das schöne, makellose Gefäß aller Tugenden in ihr gesehen. Vergeblich sagte er sich hundertmal: „Was geht's dich an? — Diese Tage werden sich überstehen lassen, wenn du gleichmütig geschehen läßt, was du weder das Recht noch die Macht zu ändern hast. Darum schick' dich drein und halte dich der Verfucherin fern.“ Denn eine Verfucherin war ihm diese in all ihrer Leichtfertigkeit reizende Person geworden, — das gestand er sich ergrimmt ein. Es litt ihn nicht auf seinem Stuhle; er hätte hinuntereilen und irgendwie mit harten Worten zum Austrag bringen mögen, was zwischen ihnen stand.

Frau Lettau rief ihn zum Abendessen. Er erklärte kurz, daß er nicht hungrig sei. Am nächsten Morgen ging er in die Küche, um sich sein Frühstück in sein Zimmer heraufzubestellen. Er fand niemand; aber in der Wohnstube hörte er sprechen: Die Frauen und das Kind.

„Wer hat die Milch umgestoßen?" fragte Wanda ihren Knaben.

„Katzchen!" antwortete er.

„Wer hat's gethan?"

Er zögerte ein wenig, dann sagte er wieder halb trotzig, halb schelmisch: „Katzchen!"

„Pfui, mußt nicht lügen!" tadelte sie heftig. „Gleich sag: wer war's!"

„Katzchen . . . "

Isbrand war leise in die halboffene Thür getreten; da sah er, wie Wanda das Kind auf die Hand schlug.

Es weinte auf, und sie nahm es zärtlich in ihre Arme.

„Sei stillchen," begütigte sie mit süßer Stimme. „Nun, wer ist's gewesen?"

„Hanschen."

Sie küßte den kleinen Bösewicht.

Isbrand überlegte sich, daß er doch lieber unten frühstücken wolle. Er trat ein, grüßte ernsthaft, betete für sich und setzte sich an den gedeckten Tisch. Wanda sah ihn verlegen an, stellte ihren Knaben auf den Boden und nahm etwas vom Fensterbrett. Es war das Kartenspiel. Sie ging schweigend zum Ofen und steckte es in die helle Flamme. „Frau Lettau erzählte mir, daß Sie dergleichen nicht im Hause dulden", sagte sie zögernd; „aber ich wollte gestern — erst meine Patience fertig legen. Da kamen Sie."

Er mußte nun doch wider Willen lächeln. „Sie waren ja in Ihrem Rechte; ich habe Ihnen doch keine Vorschriften zu machen," erwiderte er.

„Es ist doch dumm und abergläubisch," entgegnete sie nun auch lachend. „Man thut so mancherlei in der Gedankenlosigkeit, was besser bliebe."

Isbrand wunderte sich innerlich über sich selber. Sein Zorn von gestern war wie ausgelöscht. Er empfand nichts als das wohligste Behagen und gab sich freier und heiterer, wie je seit seiner Heimkehr. Die alte Haushälterin betrachtete ihn heimlich staunend und freute sich über die Verwandlung, denn sie hatte ihren trübsinnigen Herrn trotz seiner Wortkargheit und Zurückhaltung wie einen Sohn ins Herz geschlossen.

„Wie lange kann dies dauern?" fragte Wanda, die sich mit einer Näharbeit ans Fenster gesetzt hatte, und deutete auf die spiegelnde Fläche draußen.

Isbrand stand neben ihrem Stuhle und blickte ebenfalls hinaus. „Das läßt sich nicht sagen," erwiderte er vergnügt. „Wenn das Wasser abgelaufen ist, wird's erst recht schlimm. Dann ist der Morast ganz unwegsam. — Sie werden noch verhungern müssen," setzte er in Gedanken an die wohlgefüllte Speisekammer neckend hinzu.

„Gott gab Zähne; er wird auch Brot geben," meinte sie seelenruhig. „Aber wir fallen Ihnen ungebührlich zur Last, wir leichtsinnigen Leute."

„Das lassen Sie Ihre geringste Sorge sein," antwortete er, kauerte zu dem Kinde auf den Boden nieder und rollte das Räderschaf hin und her. Der kleine Bursche verlangte zuthunlich, wieder die Hühner sehen zu wollen. Isbrand nahm ihn auf den Arm und sprach scherzend mit ihm. Was dem Vereinsamten gestern peinlich und ungewohnt dünkte, kam ihm heute bereits als das Natürlichste vor. Er erschien sich wie einer, der, mit Pelz und Decken wohlverwahrt, lange durch eine öde Schneelandschaft gefahren ist und wohl kaum unter dem Froste gelitten hat, aber nun im warmen Zimmer am lebendigen Feuer doch ein anderes Behagen empfindet. Er nahm das Kind mit sich in den Stall, zeigte ihm die Pferde und die Rinder und hatte im Laufe des Tages die Genugthuung, von dem Knaben mit Jubel begrüßt zu werden, sowie er sich blicken ließ. Das that ihm unbeschreiblich wohl.

In der frohesten Laune betrat er abends das Wohnzimmer und fand den großen Raum strahlend erleuchtet. Frau Lettau hatte eine unerhörte Verschwendung mit den selbstgezogenen Talglichtern getrieben.

„Was soll das?" fragte der Hauswirt erstaunt.

Wanda Nehring klatschte in die Hände. „Nun ertappen wir den gestrengen Herrn!" rief sie lachend. „Ich wette, Sie haben den Heiligen Abend vergessen!"

Er stand erschrocken. „Man verliert ja ganz die Zeitrechnung," murmelte er. Für die kleinen Geschenke, welche die Leute

übrigens erst am Feiertagsmorgen erhielten, mußte Frau Lettau sorgen. Es wurde derzeit nicht großer Aufwand damit getrieben. Das Kleid für die Wirtschafterin lag seit Wochen in Isbrands Schranke und war von der Alten sicher schon heimlich auf jeden Faden seines Gewebes hin geprüft worden. Der Christabend pflegte still vorüberzugehen. Es gab den üblichen Karpfen, — das war alles. Und selbst der Fisch fehlte dieses Mal, obgleich das Wasser ums Haus stand. Erst der Weihnachtsmorgen erschien feiertäglich geweiht. — Auch heute ereignete sich nichts Besonderes. Aber die Kerzen, der reichlicher gedeckte Tisch, das Kind, das sich beglückt mit seiner bändergeschmückten Rute und den paar billigen Spielsachen beschäftigte, die Frau Wanda schon in Danzig gekauft hatte, und vor allem die sonnige Laune der jungen Frau machten den Abend heiter und festlich. Die beiden Knechte, die alte Haushälterin, vor allem der Herr entfalteten in dieser Lichtfülle Gemütseigenschaften, die keiner der ernsthaften Menschen beim anderen gesucht hätte, wurden fröhlich und zutraulich; und der Paserjunge spielte beseligt mit Wandas Knaben, als ob er ganz vergessen hätte, daß er ja eigentlich der geplagte und von jedermann gehänselte „Schickpansel“ sei.

Als der „Futterrock“ spät am Abend einmal aus den Ställen kam, meldete er wichtig: „Et es sternkloar on freert, Herr Klaassen!“

Die ganze fröhliche Gesellschaft verstummte. Drei Nächte mit tüchtigem Frost, — und die Brücke zu der Welt da draußen war geschlagen. Diese ganze Heiterkeit und Behaglichkeit zerstob auf Nimmerwiederkehr.

Isbrand stand auf; und die Leute wünschten Gute Nacht und gingen hinaus. Man trennte sich mit einem Gefühl herzlichen Bedauerns. —

Der junge Hauswirt wanderte ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder. Mein Gott — so war das nun zu Ende, mußte für immer vorüber sein! — Er sah wohl klar, daß ihm ein Versuch übrig blieb, dieses wohlige Behagen seinem Hause zu bewahren. Er meinte die Mahnung, es festzuhalten, den ganzen schönen Abend über in Aller Augen gelesen zu haben. Aber an die Möglichkeit, eine Fremde, außerhalb der Gemeinde Stehende an der Stelle wirken zu sehen, wo die Mutter einst den alten Bräuchen gemäß schaltete, hatte er nie gedacht. Wohl war ihm bekannt, daß ihm auch eine Tochter aus mennonitischem Hause die einmal verschlossene Thür nicht mehr öffnen konnte. So mußte er eben einsam bleiben. —

Nach einer fast schlaflosen Nacht erhob er sich voller schmerzlicher Zweifel und trat, als der Tag kaum graute, in der großen Stube, wo Morgendämmerung mit Kerzenschein kämpfte und eine fahle Beleuchtung kalt und unfreundlich auf Menschen und Dingen ruhte, vor die versammelten Hausgenossen, um sein festtägliches Amt zu verwalten; denn ganz wie seine Eltern hielt er streng an der Sitte der Hausandachten fest und duldete kein Fernbleiben seiner Leute. Er stimmte mit seinem dunklen Bariton einen Choral an. Während des Liedes ließ er den Blick nachdenklich auf der kleinen Schar um ihn ruhen. Die Haushälterin war eine Reformierte. Sie hielt den Kopf gesenkt und sang laut und eifrig. Der „Futterrock“, ein Lutherischer, brummte in einem rauhen Baß unverständlich dazwischen, während der Paserjunge, baptistischer Eltern Kind, mit einer hellen, hohen Stimme sehr unmelodisch den Text deutlich und genau herausschmetterte. Der fremde Fuhrmann, der katholisch war, hielt die Mütze vor den Mund und schien mit

niedergeschlagenen Augen andächtig zuzuhören. Ueber dem ganzen unharmonischen Durcheinander schwebte süß und klar Wanda Nehrings liebliche Stimme. Die junge Frau schaute zum Fenster hinaus auf den sich langsam erhellenden Morgenhimmel. Sie hielt ihr Kind im Arme, das — die Augen verträumt und die Bäckchen rotgeschlafen, — verwundert aufhorchte.

Isbrand las das Weihnachtsevangelium: „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist.“ Er hatte die Bedeutung der Stelle noch nie so tief im Herzen empfunden.

Die beiden Feiertage glitten friedlich und freundlich vorüber. Der Wasserspiegel vor den Fenstern wurde matter, dunkler und wandelte sich in klares Eis. — Isbrand war wieder still geworden. Er beschäftigte sich viel mit dem Knaben, mied aber längere Gespräche mit der Mutter. Wanda wunderte sich nicht darüber. Isbrand gefiel ihr sehr und liebte offenbar das Kind; daß sie selbst ihm nicht gleichgültig war, wußte sie längst. Sie hatte schnell und ohne jedes Hindernis die erste Ehe geschlossen und sich glücklich gefühlt. Sie hielt es für ganz selbstverständlich, wenn sich eine zweite Verbindung ebenso einfach knüpfte. Sie war gewöhnt, geliebt und beschirmt zu werden, und hatte das Bedürfnis, zu lieben und Schutz zu suchen. Es schien alles so natürlich. Daß Isbrand nicht sprach, solange sie in seinem Hause weilte, forderte die Sitte. Er würde reden, wenn die Zeit kam. — —

Das junge Eis, die weite elastische Fläche, klang und federte unter den Eisen der Schlittschuhläufer: Isbrand und Wanda. Den Knaben trug Isbrand, da sich nur ein ganz vermorschter Handschlitten fand, nach Art der Frauen jener Gegend in einem großen um den Oberkörper geschlungenen Tuche vor die Brust gebunden und konnte ihn so mit den Armen stützen oder auch die Hände frei brauchen, war also in seinen Bewegungen nicht gehemmt. Das Jungchen kreischte vor Lust. — Der Fuhrmann mit Pferd und Schlitten sollte folgen, sobald Isbrand mit der Nachricht zurückkehrte, daß das Nogatеis sicher sei. —

Die Luft umströmte die Laufenden kalt und klar, wie ein Bergwasser. Einzelne Schneesternchen schwebten funkelnd nieder. Die Ferne zerfloß in unbestimmtem Geflimmer, und die bleiche Mittagssonne umschleierte sich mehr und mehr.

„Eh' es dämmert, sind wir in Kaldowo,“*) meinte Isbrand. Die junge Frau flog wie eine Möve über das Eis, lief Kurven, trieb allerlei Künste, während Isbrand, wie die meisten Werderaner ein trefflicher Schlittschuhläufer, stetig in seiner Bahn blieb. Wenn sich Wanda weiter von ihm entfernte, dachte er schwermütig: „Da entflieht mein Glück!“ — aber er that nichts, um dieses Glück zu halten. Ihr trieb die hastige Bewegung das frische Blut glühend durch die Adern; jeder Puls schien im Hochgefühl der Jugend und der Gesundheit zu frohlocken. Sie kehrte zu ihrem Begleiter zurück, lachte, plauderte, neckte das Kind in seinem Arme, ließ sich von seiner Hand leiten und strahlte ihn aus großen Augen an. Ob er nicht reden würde? — Er schwieg. — Nach einiger Zeit führte sie ihr Weg an einem einzelnen tiefliegenden Häuschen vorüber. Das Wasser reichte fast bis unter die Fenster. Die Fensterflügel standen offen. Die Läufer schauten hinein. Innen ein Bild der Öde und der Verheerung: umgestülpte Stühle, der große Tisch im Eise festgefroren, anderes Gerät wohl auf den Heuboden gerettet, — die Bewohner geflüchtet, der Herd leer und kalt. Wanda traten die Thränen in die Augen. „Jetzt friert mich,“ sagte sie tonlos und faßte Isbrands Hand fester. Ihm schwoll das Herz, aber er sprach nicht. — Der Schnee fiel dichter. Bald schaute des Jungchens rosiges Gesicht unter einem weißen Dache hervor, das Isbrand von Zeit zu Zeit fortfegte; er zog das Tuch weiter über die kleine Stirn. Endlich stob es wie Daunen vom Himmel. Ein blendendes Gewimmel von taumelnden Riesenflocken hinderte jeden Ausblick. Der helle Fleck an der Stelle, wo sich die Sonne verbarg, schwand. Schnell ging das gelbliche Licht in eine sanfte Dämmerung über. Der eisige Schwanenflaum legte sich auf die Gesichter, hängte sich an Brauen und Wimpern und verwehrte das Sehen. Nach einiger Zeit sagte sich Isbrand, daß er die Richtung nicht mehr wisse. Seine Begleiterin blieb ihm nun zur Seite. Sie hatte sich durch ihre Künste ermüdet; dazu er-

*) Vorstadt Marienburgs links von der Nogat.

schwerte der Schnee das Laufen immer mehr. Schon pflügten ihn die Füße wie Schaum auf. Wanda erzählte in dieser weltverlorenen Einsamkeit zutraulich und ernsthaft von ihren Lebensverhältnissen, dem behäbig bürgerlichen Wohlstande der Verwandten, der eignen bescheidenen Behaglichkeit. Wie Wärme und Wohlsein wehte es Isbrand in Schnee und Kälte aus ihren schlichten Worten an. Er fühlte, daß sie ihm nicht als die heimat- und herdlose Abenteurerin, die Glücks- und Männerjägerin gelten wollte. Das sagte seinem einfachen Empfinden zu. Aber er seufzte, schwieg und hielt schärfer Umschau. Er glaubte sicher auf Häuser, eine Mühle, Wegzeichen zu treffen. Doch außer Weiden, die einen Graben begrenzen mochten, ließ sich nirgends etwas erkennen. Die Verirrten waren wie in einem großen lebendigen, tanzenden, wirbelnden Kerker gefangen, huschten wie der vom Alpdruck gequälte Träumer durch endlose Räume. Das ging so vielleicht zwei Stunden. Dann wurde es dunkel. — Der Knabe war eingeschlafen. Isbrand empfand die Last, die er anfangs kaum spürte, immer schwerer. Seine Brust keuchte. Plötzlich glitt Wanda lautlos neben ihm in den Schnee. Sie hatte schon längere Zeit nicht mehr gesprochen und sich fest an seinen Arm gehängt. Nun ließ sie ihn frei. Er bückte sich erschreckt, redete ihr zu, doch aufzustehen.

„Ich kann nicht mehr," flüsterte sie. „Lassen Sie mich nur und retten Sie das Jungchen und sich selber .... ich bin ein ganz erbärmliches Ding." Sie weinte nicht, sondern lachte leise. „Ich komm' schon nach," wollte sie ihn überreden.

„Wanda — ich bitte Sie — Sie dürfen nicht stillsitzen! Sie müssen sich aufraffen."

Sie machte einen Versuch, sank aber wieder zurück. „Lieber Isbrand — das Jungchen — —" Sie verstummte. Da faßte er sie in die Arme, zog sie empor und hielt sie samt dem Kinde fest an seine Brust gedrückt. Nach einer Weile schien sie sich etwas zu erholen und fing von neuem an: „Rette dich, Lieber — und das Kind" —. Er antwortete nicht, sondern hielt sie nur fester und küßte sie sanft. In dieser großen Not fielen endlich alle engherzigen Bedenklichkeiten von ihm ab. Wanda brach in Schluchzen aus. „Heil'ge Mutter Gottes, hilf uns doch," stammelte sie. Er dachte nicht daran, ihr gram zu sein, und schickte einen Stoßseufzer auf seine Art zum Himmel. — Tiefes Schweigen — — — Der Knabe war erwacht. „Mamma — Hanschen hause gehn!" rief er mit feinem hellen Stimmchen bittend.

Isbrand ächzte und schaute verzweifelt um sich. Da sah er mit einem Male — war ihm der schwache Schein bisher entgangen, das Dunkel tiefer oder das Gestöber weniger dicht geworden? — einen kleinen rötlichen Stern durch die Nacht schimmern. Er kehrte der Weinenden Kopf nach der Richtung. Wanda stieß einen Jubelruf aus und zog, wie neu belebt, den verwunderten Mann vorwärts. Schnell wandelte sich der Stern in ein flackerndes Licht. Das Lämpchen aber erhellte ein kleines nischenartiges Kapellchen auf einer Anhöhe, eine „Buszamenka'" und warf zitternde Strahlen auf eine buntbemalte, flittergekrönte Holzmadonna und das gleichgeschmückte Christkind in ihrem Arme.

Beglückt standen die Geretteten vor dem lieblichen farbenstrahlenden Weihnachtswunder inmitten der grauen Einöde, dem freundlichen Wegzeiger zum nahen Dorfe, aus dem nun auch verwehte Klänge, Hundegebell, ein Ruf, das Brüllen einer Kuh, bis zu ihnen drangen.

Der junge Mann kauerte nieder, um die Schlittschuhe zu lösen, denn der Boden erhob sich zu bruchfreier Höhe. Wanda neigte sich und strich über Isbrands Wange. „Ich will deine Bräuche ehren, wie du's in deinem Hause für recht hältst," sagte sie zwischen Lachen und Weinen; „aber schilt mir auch nicht meine gute Heilige —

Die Madonna im Schnee."

Marion Lenbach und Iphigenia Gysis. Doppelbildnis von Franz von Lenbach.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Mauer mit Wachturm an der Grenze der Mandschurei. Nach einer Photographie.

Zur großen Mauer von China.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

Von den Reisenden, welche China besuchten, drang nur ein geringer Teil über Shanghai hinaus nach Norden, um auch der Hauptstadt Peking einen Besuch abzustatten, und von den wenigen, welche Peking besuchten, unternahm kaum der zehnte Teil den Ausflug nach der berühmten großen Mauer von China, dem größten Werke, welches Menschenhände jemals geschaffen haben. Wegen dieser Abgelegenheit und der großen Schwierigkeit, die große Mauer zu erreichen, ist das Vorhandensein einer solchen vor Jahren in England sogar ganz ernstlich bestritten worden. „Es gibt keine große Mauer," hieß es; „was dafür gehalten wird, sind nur einzelne Befestigungen der nach der Mongolei führenden Pässe; der Phantasiereichtum der Chinesen und die Übertreibung von Reisenden haben aus diesen Befestigungen die große Mauer gemacht."

Aber die große Mauer besteht in Wirklichkeit, sie hat 22 Jahrhunderte bestanden, und wird möglicherweise noch ebenso viele Jahrhunderte weiterbestehen, denn niemand hat ein Interesse daran, sie zu beseitigen. Die wilden Mongolenscharen, gegen welche sie vor zwei Jahrtausenden errichtet worden ist, haben ihre leitende Rolle in der Völkergeschichte längst ausgespielt; es gibt keinen Dschingis Khan mehr, der sie zu großen Thaten, zu Welteroberungen führen würde, und würde ein solcher Mongolenfürst auch erstehen, so hat doch sein Volk die kriegerischen Eigenschaften vollständig verloren! Aus dem einst so tapferen, unbesiegbaren Reitervolk sind Hirten und Kameltreiber geworden. In früheren Jahrhunderten wurden Garnisonen von hunderttausend Kriegern längs der Mauer unterhalten, jetzt ist dort meist weit und breit kein Soldat mehr zu sehen; sogar die Thore und Türme sind nicht mehr bewacht, und die einst dräuenden Kanonen schlafen verrostet und unbrauchbar seit geraumer Zeit auf den Zinnen. Auch in den jetzigen Wirren hat die große Mauer keine Rolle gespielt.

Aber eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein Weltwunder ist die große Mauer doch geblieben; und ist ihr Besuch auch mit Schwierigkeiten verknüpft, so ist er doch in hohem Grade lohnend. Das wurde mir von verschiedenen Seiten versichert, und so

machte ich mich auch eines schönen Frühlingstages von Peking auf den Weg nach Norden an die Grenze des chinesischen Reiches.

Wie in ganz China, so ist auch in der Umgebung der Hauptstadt das Reisen keine so einfache Sache wie im Abendlande. Stände die große Mauer statt im Reiche der Mitte irgendwo in Japan oder Indien, Europa gar nicht zu erwähnen, dann würde längst schon eine bequeme Eisenbahn zu ihr führen, es wären dort große Touristenhotels entstanden und vielleicht sogar noch eine elektrische Bahn auf der Mauer selbst, um ein paar Kilometer davon kennen zu lernen. Aber China ist diesem abendländischen Fortschritt abhold, ja die Zopfträger können sich den Begriff „Vergnügungsreisender" gar nicht vorstellen, weil in China das Reisen überhaupt kein Vergnügen ist. Wenn ein Chinese wirklich eine längere Reise unternimmt, so thut er es nur aus den zwingendsten Gründen, und dann ordnet er vorher seine Angelegenheiten, denn er weiß nie, ob er wieder zu den Seinen zurückkehrt. — Die Reise von Peking zur großen Mauer ist weniger gefährlich als unangenehm und beschwerlich; mittelst der Eisenbahn wäre sie in wenigen Stunden auszuführen, aber diese große Weltverkehrsroute, auf welcher sich der ganze Handels- und Personenverkehr zwischen China, der Mongolei und Sibirien abwickelt, hat nicht einmal einen nach unseren Begriffen fahrbaren Weg! Seit einigen Jahren ist dieser Weg — ein in China unerhörtes Ereignis — ausgebessert worden, aber nicht etwa für Reisewagen und Postkutschen nach unserem Muster, sondern nur für die plumpen, federlosen, zweirädrigen Karren, welche auch in der Hauptstadt Peking die Equipagen ersetzen. Derlei Marterkästen hatte ich auf früheren Reisen im chinesischen Inlande, sowie in den Straßen Pekings hinlänglich zu meinem Schaden ausprobiert, um mich ihnen nochmals anzuvertrauen.

Die großen chinesischen Reitesel sind für Reisezwecke viel bequemer, und so wählte ich auch einen solchen. Begleitet von meinem chinesischen „Boy," der neben Chinesisch auch noch ein paar Worte Englisch verstand, machte ich mich auf den Weg. Schon in dem gewaltigen Nordthore, das durch die ungeheueren Stadtmauern Pekings führt, bekam ich Gelegenheit, den Umfang des Verkehrs kennen zu lernen, der zwischen der Hauptstadt Chinas und der Mongolei, beziehungsweise Sibirien das ganze Jahr über herrscht. Hunderte von schwer bepackten Kamelen drängten sich hinter- und nebeneinander durch die tunnelartige Thordurchfahrt, so daß Soldaten der Thorwache mir den Weg bahnen mußten. Aber auch jenseits des Thores, und auf dem ganzen Ritt bis zur großen Mauer, begegnete ich zahlreichen Kamelkarawanen mit zusammen Tausenden von Lasttieren, dazu Maultierkarawanen und lange Reihen von schweren Ochsenkarren, alles geleitet und gelenkt von schlitzäugigen, gutmütigen Mongolen. Nirgends im chinesischen Inlande habe ich einen so lebhaften Warenverkehr gefunden, wie hier auf dem aller Beschreibung spottenden, elenden Wege von Peking in die Mongolei, hauptsächlich deshalb, weil eben die große Mauer das chinesische Reich auf der ganzen Nordseite, vom Gelben Meere bis weit gegen die westliche Grenze einschließt, und nur das eine zwischen Nankou und Kalgan in der Mongolei gelegene Thor einen verhältnismäßig bequemen Durchzug gestattet; dann aber auch, weil sich ein Kranz von öden, steilen, weglosen Gebirgen hier auf Hunderte von Kilometern um die Ebene von Peking legt. Der ganze Verkehr muß also den Weg durch den Paß von Nankou nehmen, und er drängt sich in seiner ganzen Großartigkeit hier zusammen. Die reichen Theeernten von China, die Seidenstoffe, Stickereien, Porzellane, Industrieprodukte aller Art werden massenhaft nach Norden, bis nach Sibirien und von dort nach Rußland geschafft; aus der Mongolei kehren die Karawanen mit Steinkohlen, Tierfellen, Kamelhaar, Soda, Weizenkuchen und anderen Produkten nach Peking zurück, von wo sie nach Tientsin, Shanghai ꝛc. befördert werden. Es wird jetzt wohl nicht mehr lange dauern bis die Russen eine Eisenbahn nach Peking zur Ausführung bringen, inzwischen aber bleibt das Kamel das weitaus beste Verkehrsmittel. Eine derartige Kamelkarawane, wie ich sie nach Hunderten antraf, bietet einen ganz eigenartigen Anblick dar. Gravitätisch schreiten die acht bis zehn Tiere, welche durchschnittlich eine Karawane bilden, im Gänsemarsch hintereinander einher, stolz wie Hofmarschälle; bei jedem Schritt mit ihren schwammartigen, weichen Hufen sicher Grund fassend; den Kopf wagrecht, die schö-

nen schwarzen Augen träumerisch, fast könnte man sagen schwärmerisch, in die Welt gerichtet, als würden sie als süße Lasten die schönsten Haremsodalisken und nicht Steinkohlen oder mongolischen Käse auf ihren Höckern tragen. Auf den Warenballen des ersten Tieres sitzt gewöhnlich rauchend oder schlafend der Führer, und wenn die anderen Tiere so gehorsam und gewissenhaft dem Leittiere folgen, so liegt das nicht etwa in ihrer Folgsamkeit, sondern darin, daß sie mit einer durch ihre Nase gezogenen Schnur mit dem Kamel vor ihnen verbunden sind. Jede Störrigkeit ihrerseits hätten sie mit ihrer Nase zu bezahlen. Das letzte Tier des Zuges trägt eine Glocke am Halse, und kündet dadurch auch zur finsteren Nachtzeit dem Führer das Beisammensein der Karawane an. Die Reisen erfolgen nämlich im Sommer gewöhnlich in der Nacht, und während der Hitze des Tages ruhen die Tiere in den Karawansereien aus.

Während der ersten Stunden nach dem Verlassen von Peking ritten wir durch selten fruchtbare, wohlbebaute Gegenden — die berühmte Ebene von Peking, deren kaiserliche Lustschlösser und Parke, Klöster, Tempel, Pagoden ꝛc. mir schon von früheren Besuchen bekannt waren. Gegen Mittag übersetzten wir auf einer mit zahlreichen Löwenstatuen gekrönten Marmorbrücke das breite Bett des Scha ho-Flusses, und gelangten dann in das alljährliche Überschwemmungsgebiet der vielen Wildbäche, die, von den kühn gezackten Grenzgebirgen im Norden herabkommend, im Sommer die ganze Gegend und auch Peking selbst unter Wasser zu setzen pflegen. Jetzt war der Weg wohl trocken, aber die Sand- und Geröllmassen, welche hier auf weite Strecken den Boden bedecken, dazu die tief eingerissenen breiten Wasserläufe und der elende Zustand der spärlichen, steinigen Felder zeugen von den Verheerungen der Gebirgswasser während der Regenzeit.

Spät am Abend erreichte ich Nankou, eine mit hohen Mauern und Festungstürmen umgebene Stadt, welche am Südfuß des Gebirges, am Eingang in den berühmten Paß von Nankou gelegen ist, und die Route von Peking nach Sibirien vollständig beherrscht. Die Chinesen haben die wichtige Lage dieses fast nur aus Herbergen und Kamelkarawansereien bestehenden Ortes schon vor Jahrhunderten erkannt, das besagen die wohl erhaltenen, krenellierten Festungsmauern, die nicht nur die Stadt umgeben, sondern sich auch quer über das Thal bis auf die Berge zu beiden Seiten emporziehen. Sie würden einem von Norden vordringenden, mit modernen Feuerwaffen ausgerüsteten Feind heute gewiß nicht viel zu schaffen geben, aber zur Zeit der Ming-Kaiser, vor einigen Jahrhunderten, erreichten sie ihren Zweck gegen die mit Bogen und Pfeil, Lanze und Schwert bewaffneten wilden Tataren vollkommen. Zur Zeit meines Besuchs gibt es in Nankou keine willkommeneren Gäste, als die letzteren mit ihren Kamel- und Maultierherden, die hier auf dem Wege nach Peking die letzte, auf dem Wege von Peking nach ihrer Heimat die erste Nachtruhe suchen, aber — nur selten finden. Man darf sich nämlich die chinesischen Herbergen nicht vorstellen wie die unsrigen. Selbst das bescheidenste Dorfgasthaus in Deutschland ist noch immer besser, ruhiger, reinlicher, bequemer, als ein Mandarinhotel in China. So war auch die Herberge, in welcher ich hier nach langem Suchen Unterkunft fand, nur eine elende Maultiertreiberspelunke. Ein breiter Thorweg führte in einen großen offenen Hof, der ringsum mit niedrigen stallähnlichen Gebäuden umschlossen war. Auf der einen Seite der Einfahrt befand sich die Wohnung des Wirtes, auf der anderen die Küche, wenn man ein paar aus Lehm gebaute Kochherde unter einem Flugdach als Küche bezeichnen kann. Jeder Gast kauft sich vom Wirte etwas Stroh oder Kamelmist als Heizmaterial und bereitet sich nach Belieben seine eigene Mahlzeit, wenn er es nicht vorzieht, diese aus dem gemeinschaftlichen großen Kessel für ein paar Pfennige zu erwerben. Gewöhnlich besteht diese Mahlzeit aus einer Suppe mit Schaffleischstücken und langen Mehlnudeln, dazu Thee, für welchen das Wasser Tag und Nacht über in einem eigenen Kessel siedet.

In den niedrigen, finsteren Räumen zu beiden Seiten des Hofes finden die Fuhrleute, Kameltreiber, Diener, Geleitsoldaten der Mandarine u. dgl. Unterkunft, und das dem Thorweg gegenüberliegende Gebäude ist für vornehme Reisende bestimmt, Mandarine, Litteraten, Europäer. Als ich dieses Häuschen betrat, befand ich mich in einem kahlen Raum, dem durch zwei mit zer-

fetzten Papierbogen beklebte Fenster Licht gespendet wurde. Die Thüre war von innen durch einen schweren Holzriegel verschließbar. An der ihr gegenüberliegenden Wand standen ein Tisch und zwei Stühle, die einzigen Möbel, denn die chinesischen Hotels besitzen keine Betten, Spiegel, Waschtische oder sonstige Bequemlichkeiten. In einer Ecke des schmutzigen, seit Wochen nicht mehr gekehrten Raumes erhebt sich der „Kang", d. h. die Lagerstätte der Reisenden, ein aus Ziegeln aufgemauertes, etwa kniehohes Bankett, auf welches der Gast seine eigenen Decken und Kopfkissen ausbreitet. Zur Winterszeit wird von außen unter dem „Kang" eingeheizt, so daß der Reisende wie auf einem Ofen schläft. Wasser muß er sich selbst besorgen. — Daß diese Kangs neben dem Reisenden auch noch ungezählte kleinere Gäste beherbergen, die ihm zur Nachtzeit Gesellschaft leisten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Aber an dergleichen muß man sich in China gewöhnen.

Schon vor Tagesanbruch war ich wieder auf den Beinen, denn vom Schlafen war in meinem „Hotel" natürlich keine Rede. Die ganze Nacht tummelten sich die Maultiere, mit Glocken am Halse, im Hofe einher, Schweine grunzten, Esel schrieen, Hunde bellten, alle dicht vor meinen durchlöcherten Papierfenstern. Mein Esel war bald gesattelt, und mitten zwischen den Kamelkarawanen durch ging es nun wieder zum Stadtthor hinaus, in den 27 Kilometer langen Engpaß von Nankou, der in die Mongolei führt. Der Weg war hier besser, als ich mir ihn nach den Beschreibungen vorgestellt hatte. Der Engpaß ist reich an landschaftlichen Schönheiten, ein Gebirgsthal mit malerischen Ausblicken auf Seitenthäler, tiefen mit rauschenden Wildbächen gefüllten Schluchten, in die Wolken ragenden Felsnadeln und grünen Matten, auf welchen Schafherden weideten. Wo immer sich ein Plätzchen darbot, haben die Chinesen Wachtürme, Befestigungen oder auch Klöster, Tempel und ganz reizende Pagoden mit schön geschwungenen Dächern gebaut. Nach zweistündigem Ritt hatte ich die ebenfalls mit starken Mauern umgebene Festung Tschu-yung-Kuan erreicht, welche wie Nankou, den Mittelpunkt einer Thalsperre bildet; und abermals zwei Stunden weiter durchritt ich eine dritte Thalsperre, die sich, verstärkt durch feste Steintürme, rechts und links vom Wege die steilen Berge hinanzieht. Diese hohen krenellerten Mauern, die Türme mit ihren Zinnen, die Pagoden auf den Bergspitzen verleihen dem Ganzen ein mittelalterliches Aussehen.

Die Höhe des immer steiler, immer enger werdenden Passes war beinahe erreicht, als mein Diener mich aufforderte, den Blick nach oben zu werfen. Dort, auf dem Kamm des Gebirges, etwa 700 Meter über dem Meere, zog sich die berühmte chinesische Mauer hin. Ich sprang von meinem Reittiere und, rasch die steile Rampe hinaufeilend, stand ich bald vor dem großen Thore, Pa-ta-ling genannt, das China mit der Mongolei verbindet. Der erste Eindruck, den die Mauer hier auf mich machte, war keineswegs überwältigend, denn sie ist an Höhe und Massenhaftigkeit nicht zu vergleichen mit den Stadtmauern von Peking oder gar mit jenen der einstigen Hauptstadt Chinas, Nanking. Aber als ich auf dem Thore stand und schließlich den nahen Thorturm erstieg und von seinen Zinnen aus den Lauf der Mauer verfolgte, da erkannte ich erst die ungeheuere Größe dieses gewaltigsten Werkes, das je von Menschenhänden geschaffen worden ist. Elf bis zwölf Meter hoch, am Fuße zehn, oben über sieben Meter breit, aus mächtigen Granitquadern aufgeführt, zieht sie sich auf dem Gebirgskamm dahin nach Ost und West, in unabsehbare Fernen, die steilsten Höhen empor, in tiefe Thäler hinab, manchmal in den die Bergspitzen verhüllenden Wolken verschwindend, streckenweise durch andere vorliegende Höhen dem Blicke entzogen, um dann wieder in ihrer Mächtigkeit für meilenlange Strecken hervorzutreten! Kein Hindernis war groß genug, um es nicht zu überwinden. Welche Riesenarbeit! Wie viele Millionen Menschen mußten Jahre über Jahre gearbeitet haben, um dieses Bollwerk zu errichten, das sich von den Küsten des Gelben Meeres bis weit in das Innere der Wüste Gobi hinzieht und mit seinen Abzweigungen eine Gesamtlänge von über 3000 Kilometer erreicht! Eine Mauer von 3000 Kilometer Länge! In Europa errichtet, würde sie von Schottland bis an die Dardanellen, oder von der Krim bis in das nördliche Eismeer reichen! Staunend habe ich wiederholt vor einem anderen

Rieſenwerke, der Großen Cheops-Pyramide, geſtanden, zu deren Erbauung nach Herodot 100 000 Menſchen und 20 Jahre Zeit erforderlich waren, und die $2^1/_3$ Million Kubikmeter Mauerwerk umfaßt. Eine Flotte von 50 000 der größten Seeſchiffe wäre erforderlich, um dieſes Material fortzuſchaffen! Aber dieſes Werk verſchwindet geradezu im Vergleich zu der chineſiſchen Mauer, die nicht zwei, ſondern 300 Millionen Kubikmeter umfaßt, alſo ſo viel Material enthält, wie 150 Cheops-Pyramiden! Wer ſich das vor Augen hält, kann ſich einen Begriff von der Rieſenhaftigkeit der chineſiſchen Mauer machen, die auf ein Machtwort des Kaiſers Tſchi-Hwang-Ti vor 21 Jahrhunderten aus dem Erdboden gezaubert wurde, um die Einfälle der wilden Tataren in das Chineſiſche Reich zu verhindern. Wie lange daran gebaut wurde? Wie viele Millionen Menſchen dabei beſchäftigt waren? Wer könnte das heute ſagen! Und wie beſchwerlich muß dieſer Bau geweſen ſein! Die Mauer liegt ja nicht in einer fruchtbaren Ebene, wie die Cheopspyramide, und es gab dort keinen Waſſerweg, wie den Nil, zur Herbeiſchaffung des Materials. Auf dem größten Teil ihrer Ausdehnung führt ſie über unwirtliche kahle Gebirge, durch unbewohntes Land, und jeder der Milliarden von Quaderſteinen mußte durch Menſchenhände herbeigeſchafft werden, auf faſt unzugängliche Höhen hinauf bis zu 2000 Meter über dem Meeresſpiegel, in ſteile Schluchten hinab, über Waſſerläufe hinweg!

Die Höhe und Breite der Mauer iſt nicht überall gleich; wo immer die Bodenverhältniſſe einen Einfall der Tataren erleichterten, auf Ebenen oder in Päſſen, wie der Nankoupaß, iſt ſie ſtärker und höher, als auf den Bergſpitzen; an der Küſte bei Schan-Hai-Kwan, wo ſie ihren Anfang nimmt, iſt ſie weit ins Meer hinaus gebaut, und ihr Fundament bilden Eiſen- und Granitmaſſen, die in großen Schiffen auf den Meeresgrund verſenkt wurden. Nach innen und außen bilden ſchwere Quadern die Bekleidung der Mauer, die Ausfüllung aber beſteht aus Geröll. Oben iſt ſie mit Steinquadern oder gebrannten Ziegeln gepflaſtert, und zwiſchen den Bruſtwehren auf beiden Seiten breit genug für vier neben einander fahrende Wagen!

Die Bruſtwehren ſind aus maſſigen, anderthalb Fuß langen und fußbreiten Ziegeln aufgeführt. In Kniehöhe enthalten ſie in Entfernungen von drei zu drei Metern Schießſcharten für liegende Schützen, und über dieſen Schießſcharten befinden ſich zwiſchen den Zinnen die Einſchnitte für die Geſchütze. Zur größeren Verſtärkung erheben ſich alle 200 Meter maſſive viereckige Wachttürme mit krenelierten Mauern. In früheren Jahrhunderten ſtanden längs der Mauer Hunderttauſende von Soldaten unter den Waffen, die Türme hatten feſte, von Offizieren befehligte Wachen, Tag und Nacht im Dienſt. Aber heute iſt ſogar hier, an dieſem wichtigſten Thore, ſo nahe der Reichshauptſtadt, keine Wache mehr, und die ſchweren Kanonen, deren Schlünde früher dräuend gegen die Mongolei gerichtet waren, liegen jetzt verroſtet, umwuchert von Unkraut, ohne Laffetten auf der Mauer! Wozu auch Wachen? An die Stelle der Mongolen ſind ja die Ruſſen getreten, und dieſe bezwingen die chineſiſche Regierung nicht durch kriegeriſche Mittel, ſondern auf diplomatiſchem Wege, und gegen die Ruſſen würde auch eine dreifache chineſiſche Mauer keinen Schutz mehr bieten!

Das Bollwerk, das ſich in ſolcher Kühnheit und Stärke quer über den Nankoupaß legt, iſt nur eine Abzweigung der eigentlichen großen Mauer. Dieſe ſelbſt iſt um anderthalb Tagreiſen weiter nördlich gelegen und bei weitem nicht ſo ſtark, wie die erſtere. Der Reiſende hat bei Kalgan, an der Pforte der eigentlichen Mongolei, die beſte Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Streckenweiſe beſteht ſie nur aus einem hohen Erdwall, weil die Herbeiſchaffung von Quadern in den ungeheuren lehmigen Ebenen des Hoanghogebiets mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden geweſen wäre. Die Chineſen nennen die große Mauer Wan-li-tſchang-tſcheng, d. h. das 10 000 Li lange Bollwerk. Aber das iſt eine Übertreibung, denn 10 000 Li entſprechen etwa 5000 Kilometer. Immerhin hat die Mauer durch viele Jahrhunderte ihren Zweck vollſtändig erfüllt, ſie hat die Tatarenhorden von China abgehalten, und erſt den Mandſchuren gelang es in der Mitte des XVII. Jahrhunderts, nach China einzudringen, die angeſtammte Mingdynaſtie zu vertreiben, und ſich zu Herren des chineſiſchen Reiches zu machen.

Pſyche.

Roman von

Richard Voß.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Crescenz ſprach ſo leidenſchaftlich, dabei zugleich ſo hoffnungslos, daß der Geiſtliche von einer heftigen Unruhe ergriffen wurde. Er hatte ſich die Sache denn doch anders gedacht, weniger den ganzen Menſchen vernichtend. Es mußte wohl ſo ſein, daß er, der Prieſter, dieſe Dinge nicht in ihrem ganzen Umfange verſtand, ſie nicht verſtehen konnte. Aber dann ſpielte er ſeinen größten Trumpf aus.

„Er ſagte mir heute ſelbſt, daß die Fremde fort müſſe.“

„Fort?“

„Sie wird euer Haus verlaſſen.“

„Und das ſagte er Ihnen?“

„Ja, mein gutes Cenzl. Du ſiehſt alſo, daß er ſich inzwiſchen ſelbſt wieder fand, daß noch nicht alles verloren iſt, daß wir hoffen dürfen.“

Mit angehaltenem Atem ſagte ſie: „Wann ſagte er Ihnen das?“

„Erſt heute.“

„Als er mit Ihnen aus dem Sterbehauſe zurückkehrte?“

„Nun ja ... Aber wie ſonderbar du das ſagſt.“

„Sie wiſſen doch, daß die Frau dort oben ſtarb, um einer anderen Platz zu machen, daß ſie ſterben wollte?“

„Crescenz! Warum ſagſt du mir das in dieſem Tone?“

„Weil ich die Frau auf ihrem Totenbette beneide; weil ich mit tauſend Freuden ſterben würde, um ihn einer anderen zu überlaſſen, die ihn glücklich machen könnte, weil ich nahe daran war, mich aus ſeinem Wege zu ſchleichen.“

Richard Voß.

„Du, Crescenz?“

Wild rief dieſe: „Es iſt eine Todſünde, ich weiß es. Vielleicht hat die Frau dort oben Ihnen auf dem Sterbebette ihre Todſünde gebeichtet und Sie haben ſie ihr nicht vergeben. Könnte mein Tod ihn zum Glück führen, würde ich mich in den erſten beſten Abgrund ſtürzen und es wäre mir gleich, ob Gott mir

meine Schuld vergeben würde oder nicht. Aber mein Tod kann ihm nicht helfen."

Sie stöhnte auf vor Seelenqual. Der Geistliche trat auf sie zu, faßte ihre beiden Hände, streichelte sie, murmelte: „Mein Cenzl, mein armes, braves Cenzl ... Aber so besinne dich doch — so sei doch ruhig; so denke doch daran, daß sie fortgeht."

Tonlos kam es von ihren Lippen: „Auch das hilft ihm nicht mehr."

„Wie? Auch nicht, wenn sie erst wieder aus dem Hause ist?"

„Kommt sie damit auch aus seinem Herzen? ... Ich sage Ihnen: in seinem Herzen wird sie bleiben! Jede Stunde seines Lebens, jeden Augenblick wird er sie darin fühlen und wenn sie von ihm durch Meere getrennt würde. Ich muß etwas finden, das sie auch aus seinem Herzen reißt und wie soll ich das wohl?"

„Er wird gewiß noch erkennen, was sie ist und was du bist. Dann ist sie aus seinem Herzen gerissen."

„Erkennen, was ich bin?"

„Seine beste, treueste Frau!"

„Die unglücklichste Frau, wenn ich meinem durch mich unglücklich gemachten Mann nicht helfen kann."

Das war immer wieder ihr letztes Wort.

XXVII.

Nachdem die beiden Gatten aus der Christmette in ihr helles, behagliches Haus zurückgekehrt waren, sprach Alkibiades mit seiner Frau. Mit bleichem Gesicht stand er vor ihr, vermied sie anzusehen und sagte: „Du wirst mir helfen, für Domenika zu sorgen."

Frau Crescenz erwiderte: „Das will ich gern; aber ich werde dir nicht helfen können. Ich wollte dir bisher helfen und vermochte es nicht. Dafür half ich, ein Unrecht begehen: an dir sowohl, wie an dem Mädchen, für welches ich sorgen wollte. Ihr habt mir beide zu verzeihen."

Alkibiades dachte: „Sie weiß alles. Sie hat vom ersten Tage an alles gewußt." Zugleich wunderte er sich, daß er das so ruhig zu denken vermochte. Es war ihm recht, daß sie es wußte, immer alles gewußt hatte.

Es war nur eine Fortsetzung seiner Gedanken, was er jetzt aussprach: „Wie kommst du dazu, mich um Verzeihung zu bitten? Du weißt ja doch, daß von uns beiden ich der Bittende sein muß. Verzeih' mir auch, daß ich dazu nicht imstande bin — heute noch nicht. Es ist gewiß eine schwere Schuld; aber heute bin ich mir deren noch nicht in ihrem vollen Umfange bewußt. Mir ist, als hätte alles so kommen müssen, als wäre alles voraus bestimmt gewesen. Ich war machtlos dagegen."

Die Ruhe, mit der er sprach, hatte etwas Geisterhaftes. Jetzt sah er auch seiner Frau voll ins Gesicht, mit einem Blicke, der Frau Crescenz nicht mehr aus der Seele ging. Es war ein trostloser Blick.

So leidenschaftlich liebte er sie ... Selbst sie hatte das nicht gewußt! Und dann hatte sie ihm helfen wollen?

Beide schwiegen, als gäbe es nichts mehr, was sie nach diesem Einen sich noch zu sagen hätten, als wäre bereits alles gesagt. So war es auch.

Nach einer langen Weile begann er mit derselben ruhigen Stimme, demselben Blick der Entsagung:

„Sie geht also von uns ... Jetzt müssen wir nur überlegen, wohin sie geht. Ich weiß es nicht. Es ist dies die Sache, in der du mir beistehen mußt; mit dem anderen werde ich schon selbst fertig ... Also wohin mit ihr? Wir nahmen sie auf in unserem Hause, wir müssen sie daraus wieder entfernen — nachdem wir ihr erst heute ein Kleid angezogen, welches sie scheidet von den Menschen, denen sie bis dahin angehört hatte. Auch das Kleid müssen wir ihr wieder ausziehen. In diesem allen bin ich hilflos."

Frau Crescenz schlug vor: „Sollten wir sie nicht selbst fragen?"

„Wohin sie gehen will, wenn wir sie aus dem Hause weisen? ... Was sollen wir ihr nur sagen, warum wir sie wieder fortschicken?"

Jetzt bebte seine Stimme. Daran hatte er nicht gedacht: an das, was sie ihr sagen sollten. Er konnte ihr doch nicht sagen: „Du mußt fort, weil ich dich liebe, weil ich nicht von dir lassen kann, weil ich ein anständiger Mensch bleiben muß." ... Die bloße Vorstellung davon, daß sie von seiner Leidenschaft zu ihr Kenntnis erhalten könnte, erregte in ihm einen Sturm von Empfindungen. Seine Frau mochte es wissen; aber Domenika — niemals durfte sie erfahren,

warum sie aus dem Hause mußte. Er würde es nicht ertragen können. Ihm war's, als müßte er sich vor dem Kinde, welches ihm solche sinnlose Leidenschaft einflößte, zu Tode schämen.

Ganz plötzlich fuhr es Frau Crescenz durch den Sinn: „Biete ihr Geld an, viel Geld! Dann wirst du ja sehen, ob du ihr in deinen geheimsten Gedanken unrecht thust. Denn wenn sie das Geld nimmt; wenn sie es in einer gewissen Art nimmt: so ohne weiteres; dann — — ja, und wenn dann auch er erkennen sollte, erkennen müßte ... Vielleicht, daß ihm dadurch noch geholfen werden, daß ihn das noch retten könnte?"

Während diese Vorstellungen durch ihre Seele jagten, schämte sie sich derselben bereits. Ihre reine Natur empörte sich gegen ein solches Mittel, welches sie bei sich selbst ein schändliches nannte. Sie wußte in diesem Augenblicke nicht, was sie lieber wünschen sollte: daß ihr Mann in seiner Leidenschaft für das fremde, schöne Geschöpf beharren, oder von dieser Leidenschaft durch die Erkenntnis der moralischen Häßlichkeit des Mädchens geheilt würde, einer Häßlichkeit, die — so dachte das gute, brave Cenzl — alle ihre Anmut entstellte.

Die beiden Gatten, die zwei unglückliche Menschen waren, besprachen sich miteinander, bis der fahle Schimmer des ersten Weihnachtstages in das Gemach drang. Der Blick des Mannes blieb jedoch hoffnungslos traurig. Da entschloß sich Frau Crescenz zu jenem „schändlichen Mittel" ihre letzte Zuflucht zu nehmen und seine Folgen zu tragen — alle seine Folgen!

Ein solch' blutiges Mitleid mit ihrem Manne erfüllte sie, wie dieser empfunden haben mochte, als er das häßliche Kind der Blauen Genziane zur Frau nahm.

— — — — — — — — — —

Es war ein schwerer Gang, den Frau Crescenz gleich am nächsten Tage unternahm; da er jedoch unternommen werden mußte, so ging sie ihn ohne zu zaudern. Als sie dann vor Frau Amaranth stand, als sie die Summe nannte, welche sie von ihren Eltern haben wollte, als sie sogar ganz ruhig blieb, ohne einen Ausdruck von Verzweiflung, oder doch zum mindesten von Jammer; da bekam sie es dann von ihrer vortrefflichen Mutter zu hören:

„Du hast dich in das Elend gebracht; und nun du drin bist, sollen wir dich wieder herausbringen. Aber so ist es immer! Immer verschulden es die Kinder und immer sollen die Eltern schuld daran sein. Wer wollte den langen Menschen mit aller Gewalt zum Manne haben? Wer wurde todkrank, als man ihn nicht gleich bekam? Wer hat nun das Unglück? Du nicht; aber deine armen Eltern. Wer hat dir vom ersten Augenblick an abgeredet? Wer hat dich mit aufgehobenen Händen gebeten? Wer alles vorausgewußt und gesagt? Ich wohl nicht, deine unglückliche Mutter wohl nicht?"

Aber nicht einmal um Verzeihung wurde die mütterliche Dulderin von ihrem undankbaren Kinde gebeten. Mit stark vermehrter sittlicher Entrüstung fuhr daher Frau Amaranth fort:

„Und das will ein gebildeter Mann sein? Ein Mann, dem eine Mutter ihr geliebtes Kind anvertraut! Nicht nur, daß er sich von seinen Patienten nicht einmal zahlen lassen will — was die Frau Doktorin ja wohl zuläßt? Außerdem nimmt er, mir nichts, dir nichts, ein welsches Frauenzimmer ins Haus — was der Frau Doktorin ja wohl ganz recht ist? — bringt er sein Haus und seine Frau mit der dahergelaufenen Person in aller Leute ungewaschene Mäuler — was die Frau Doktorin wohl gar nichts angeht? Aber so etwas kommt von der Bildung — die den Eltern ja wohl nicht einen Heller gekostet? So benimmt sich eine gebildete Frau; und diese Frau ist meine Tochter!"

„Mutter!"

Mit düsterer Emphase wiederholte Frau Amaranth: „Und diese Frau ist meine Tochter! Meine Tochter duldet, daß ihr Gatte sich in ihrem eigenen Hause eine Geliebte hält."

„Die Fremde ist nicht meines Mannes Geliebte."

Ein schrilles Auflachen war die Antwort.

„Ich schwöre dir, daß Domenika meines Mannes Geliebte nicht ist. Nicht meines Mannes, und auch nicht meinetwillen schwöre ich dir das; sondern lediglich des Mädchens willen, welches du mit deiner Verleumdung beschimpfst. Sie ist nicht meines Mannes Geliebte und wird es nie werden."

„Wozu willst du dann von uns das viele Geld?"

„Nicht um mit dem vielen Geld meiner

Eltern die Geliebte meines Mannes zu zahlen."

„Also nicht darum? Wozu also sonst?"

„Um nach besten Kräften für ihre Zukunft zu sorgen, nachdem sie durch meine Schuld in unser Haus kam."

„Laß doch deinen Mann dafür sorgen."

„Das muß ich thun."

„Vielleicht, daß dein Mann dann von seinen Patienten Geld nimmt, wenn er für die Zukunft der jungen Dame sorgen muß; obwohl er das gar nicht notwendig hat — da sie ja wohl seine Geliebte nicht sein soll?"

„Nein, Mutter."

„Glaube das nur. Du wirst die einzige sein, die das glaubt."

„Gebt Ihr mir das Geld?"

„Um sie von deinem Manne loszukaufen?"

„Mutter, gebt Ihr mir das Geld? Vielleicht nimmt sie es gar nicht."

„O, die nimmt es."

„Vielleicht thun wir ihr bitteres Unrecht."

Frau Amaranths Antwort bestand wiederum in einem Hohnlachen. Als ihre Heiterkeit sich gelegt hatte, fragte sie: „Was willst du thun, wenn du sie von deinem Manne nicht loskaufen kannst?"

„Du meinst, wenn sie das Geld nicht nehmen sollte; wenn sie besser, viel besser ist als ich glaubte?"

„Ich meine, was ich sagte; und ich sagte laut und deutlich: loskaufen . . . Wenn sie lieber bei deinem Manne bleiben sollte, als deiner Eltern Geld zu nehmen, dann wirst du gewiß zu uns zurückwollen?"

„Dann weiß ich nicht, was ich thun soll; jetzt weiß ich es noch nicht."

„Wenn du glaubst, daß du zu uns zurückkommen kannst, wenn es dir gerade paßt, so muß ich dir sagen: hat dich die Schande, die du über deine Eltern brachtest, vorher nicht gekümmert, so werden sich deine Eltern nicht darum bekümmern, ob du in deiner Schande im Hause deines Mannes bleibst — zusammen mit deines Mannes Geliebten. Jetzt weißt du Bescheid."

Frau Amaranth sprach mit einem Nachdruck, mit einem Brustton moralischer Überzeugung, einer Empfindung ihrer Achtbarkeit und Würde, daß sie davon selbst ganz ergriffen ward. Alsdann erklärte sie sich bereit, ihrer Tochter das viele Geld zu geben, unter der Bedingung, daß damit ihre Tochter für allezeit von der Blauen Genziane abgethan sei.

Frau Crescenz nahm das Geld. Sie nahm es ohne Dank, ohne Wort.

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von R. Winckel.

XXVIII.

Jetzt kam es darauf an, das angefangene Unternehmen zu vollenden, Domenika das Geld anzubieten, sie zu bewegen, es anzunehmen und zu gehen. Und zwar wollte Frau Crescenz das „schändliche Mittel" im Beisein ihres Mannes anwenden. Bei der bloßen Vorstellung dieses Auftrittes fühlte sie, wie sie erbleichte, im tiefsten Innern erbebte. Sie war jedoch zu dem Entschluß gekommen, daß ihr nichts anderes übrig blieb; und wozu sie sich einmal entschlossen hatte, das führte sie durch, bereit, sie wiederholte es sich selbst fort und fort, die Folgen auf sich zu nehmen, „alle Folgen!"

Die nächste Folge würde sein, daß ihr Mann ihres „schändlichen Mittels“ willens ihr bitter grollte, daß er sie verachtete, weil sie zu einem solchen Mittel ihre Zuflucht genommen. Da er sie längst nicht mehr liebte, sie niemals geliebt hatte, so mochte er sie immerhin verachten. Seine Verachtung würde jedenfalls den letzten Rest von Mitleid — wenn er solches für sie noch fühlen sollte, in ihm ersticken.

Am zweiten Weihnachtstage sagte Alkibiades zu seiner Frau: „Heute werde ich mit ihr reden; heute muß es ein Ende nehmen.“

Frau Crescenz erschrak, faßte sich, erwiderte: „Ich wollte dich bitten, mich mit ihr sprechen zu lassen.“

„Dich?“

„Ja; ich bitte dich, laß es mich thun.“

Alkibiades trat ans Fenster und schaute hinaus ... Winter, Schnee, Öde, eine kalte, eisigkalte Öde, gerade wie fortan in seinem Herzen, in seinem ganzen Leben sein würde.

Dann wandte er das Gesicht seiner Frau wieder zu: „Es ist besser, du sprichst mit ihr; es ist so am besten. Eine Frau macht so etwas zartfühlender, rücksichtsvoller. Du wirst es so rücksichtsvoll machen, wie keine andere es kann ... Aber, was willst du ihr nur sagen?“

„Du kannst ja dabei sein.“

Er überhörte ganz, was sie ihm erwiderte; er dachte nur an das, was er ihr hatte sagen wollen. Jetzt sagte er es seiner Frau: „Ich hätte ihr den Vorschlag gemacht, zu meinen eigenen Leuten zu gehen und dort zu bleiben, bis — bis ich etwas anderes für sie gefunden. Ich hätte dich gebeten, sie zu meinen Leuten zu bringen.“

„Was sollte ich deinen Eltern sagen, weswegen wir sie nicht behalten können?“

„Weil ich in sie verliebt bin ... Nein! Weil ich sie liebe, leidenschaftlich liebe.“

Er wußte zuerst gar nicht, daß er es sagte: laut und ruhig. Er hatte nur ausgesprochen, was er dachte. Dann erschrak er aber doch. Es war grausam gewesen gegen die Frau, die jetzt so schweres litt. Und das um seinetwillen. Ganz unnötig grausam war es gewesen.

Seltsam, daß sie ihm — obgleich er seine Grausamkeit sich selbst vorwarf — sehr seltsam, daß seine Frau ihm trotzdem nicht leid that. Also gar kein Mitleid mehr? ... Nein, gar keines! Er beobachtete diese so vollkommene gleichgiltige Empfindung mit einer Art dumpfen Staunens: wohin der Mensch gelangen konnte! Ein Mann, der doch sonst guter Gefühle fähig gewesen war. Jetzt stand er da, sagte es der armen Frau ins Gesicht, daß er eine andere leidenschaftlich liebte und fühlte dabei nicht einmal eine Regung von Mitleid.

So weit war es bereits mit ihm gekommen? Da war es denn wirklich höchste Zeit, ein Ende zu machen, wie er es vorhin genannt hatte.

„Also gut; sprich du mit ihr. Ich danke dir auch dafür, wie — für alles ... Nur denke daran, daß sie nicht ahnen darf, weswegen sie gehen muß. Hörst du wohl? Nicht einmal ahnen darf sie's; denn sonst —“

Er sprach in einer Qual, daß ihm die Worte fast versagten.

Wie er sie dauerte! Ihm nur helfen können; alles thun, vor nichts zurückscheuen, wenn sie ihm nur helfen konnte.

Dann bat sie ihn noch einmal: „Höre zu, wenn ich mit ihr rede.“

Er wäre am liebsten vom Hause fort gewesen, möglichst weit fort; bei irgend einem seiner Patienten, bei dem schwersten seiner Kranken. Aber er schämte sich seiner Schwäche und versprach, dabei sein zu wollen.

„Wann willst du mit ihr reden?“

„Noch heute.“

„Dann ist sie vielleicht morgen schon fort?“

„Vielleicht.“

Sie sah ihm voll ins Gesicht. Seine Lippen zitterten, als er ihr antwortete: „Es ist so am besten.“

Domenika, in ihrem neuen schwarzen Kleide, die goldene Kette mit dem Kreuz um den Hals, befand sich im Wohnzimmer. Sie hätte sich am liebsten auf dem Divan niedergekauert, wie ein Kätzchen in die weichen Polster sich schmiegend. Ihres neuen, festtäglichen Gewandes wegen wagte sie es jedoch nicht. Die Maskerade war ihr längst langweilig geworden. Überdies haßte sie die schwarze, häßliche Farbe von Stunde zu Stunde mehr. In dem unbequemen Rock konnte sie ja nicht einmal den Saltarello tanzen.

Ach, der Saltarello! ... Es war so lange her, daß sie ihn zum letztenmale ge-

tanzt hatte, getanzt mit dem Toten. Wie schön ihr Schatz den Saltarello tanzte. Jede seiner Bewegungen sagte ihr: „Ich liebe dich!“ Mit jeder Gebärde erklärte er ihr seine Leidenschaft. Das war eine andere Leidenschaft, als dieser lange, lächerliche Mensch für sie fühlte. Eine Leidenschaft war's gewesen, die das Dolchmesser des wachsamen Bruders nicht scheute. Wäre dieser nicht just zur rechten Stunde wachsam gewesen, hätte er nicht im rechten Augenblick zugestochen; dann — wer weiß, was dann geschehen wäre.

Wieder einmal den wilden, rasenden Saltarello tanzen! Wieder einmal in dem Schatten eines Ölbaumes liegen und von der Sonne sich bescheinen lassen, so recht sengend und brennend! Wieder den Gesang der in den Vignen arbeitenden Mädchen hören und darauf Antwort geben; wieder abends zum Brunnen gehen, am Brunnen schwatzen und zu den in der Ferne stehenden jungen Burschen hinüberspähen: ganz heimlich; aber den schönsten und keckſten von allen sogleich herausfindend.

Domenika, in ihrem neuen schwarzen Kleide, saß also steif auf einem Sessel, hörte den Schneesturm, der schon seit dem Morgen wehte, um das alte Haus toben und wurde von heftiger Sehnsucht nach Freiheit und Sonne, von leidenschaftlichem Heimweh ergriffen.

Wenn sie sich das düstere Gewand vom Leibe risse; wenn sie in ihrem Sabinerkleide das Haus verließe, aus dem Hause flöhe, fort von diesem verliebten Menschen, der eine Frau besaß; wenn sie liefe und liefe, bis dorthin, wo jetzt die Sonne schien und die Leute im Sabinergebirge die letzten Oliven ernteten.

Der Doktor würde ein Gesicht machen, wenn sie plötzlich fort wäre und nicht wieder käme. Ein zu komisches Gesicht würde der häßliche Mensch machen; zum Totlachen komisch! Schade, daß sie es nicht sehen, ihn nicht auslachen konnte. Aber die Frau? Die Frau würde der Madonna zwei hohe und dicke Wachskerzen opfern vor Freude, daß sie aus dem Hause war. Und zu den Wachskerzen ein silbernes Herz, ein seidenes Gewand, eine Wallfahrt auf bloßen Füßen, durch Disteln und Dornen dafür, daß sie die Sabinerin aus dem Hause bekam.

Aber zwei Wachskerzen und ein silbernes Herz, ein Gewand für die Madonna und eine Wallfahrt auf bloßen Füßen, hatte sie, die Domenika, der Madonna gelobt, wenn — die Frau des Doktors stürbe und sie eine Dame würde ... War sie eine Dame geworden, müßte er mit ihr fort aus diesem kalten, häßlichen Lande, so müßte er — sie wüßte schon, was er dann alles würde thun müssen.

Und den Saltarello würde sie dann auch wieder tanzen! Aber nicht mit ihm; nicht mit dem langen, häßlichen, toll in seine junge, kleine Frau verliebten Mann. O nein! Mit dem sicher nicht. Damit die Leute sie wohl mit ihm auslachen könnten?

Sie mußte bleiben, sie mußte noch länger aushalten, sie mußte ihr Gelöbnis erfüllen; denn — sie mußte Frau Doktorin werden!

XXIX.

Da hörte sie, daß sie fort sollte: die Frau wollte sie fort haben!

Vor Domenika auf dem Tische lag Geld, viel Geld. Das viele Geld sollte sie haben, wenn sie fortginge, wenn sie der Frau aus dem Wege käme, wenn der Mann der Frau sie nicht mehr sehen könnte.

Das hatte die Frau schlau angefangen! Domenika hätte ihr gar nicht zugetraut, daß sie so schlau sein könnte.

Gar nichts sich merken zu lassen, ihr noch das neue schwarze Kleid zu schenken und dann plötzlich das viele Geld vor ihr auf den Tisch zu legen, damit sie nur aus dem Hause gehe; nur fort von ihr!

Die Frau hatte eindringlich in sie hineingeredet, wovon sie nur das eine verstanden, daß sie das viele Geld nehmen und fort sollte. Mit dem vielen Gelde sollte sie in ihre Heimat zurückkehren, sollte sich dort das Haus kaufen, welches ihren Eltern gehört hatte, desgleichen die kleine Olivete, die zu dem Hause gehörte.

Totenblaß stand der Doktor daneben. Er sprach kein Wort. Als seine Frau das Geld hervorzog und vor Domenika auf den Tisch legte, machte er zuerst eine Bewegung, als wollte er das Geld nehmen und es seiner Frau vor die Füße werfen. Dann stand er von neuem wortlos, regungslos, und sah Domenika an, wandte kein Auge von ihr.

Vielleicht war sie froh, aus dem fremden Hause fortzukommen; vielleicht nahm sie das

Geld, von dem sie wußte — denn sie mußte es wissen! — daß es nur deshalb vor sie hingelegt worden war, um sie los zu werden. Und wissen mußte sie jetzt, daß er sie liebte, leidenschaftlich liebte. Ganz plötzlich mußte sie es gewußt haben: in dem Augenblick, als seine Frau das viele Geld für sie auf den Tisch legte.

Seine Frau hatte dem Mädchen seine leidenschaftliche Liebe verraten!

Noch anderes hatte seine Frau gethan: sie hatte das Vertrauen ihres Mannes getäuscht! Hätte dieser ihr gegenüber eine Schuld auf dem Gewissen gehabt, so wäre sie jetzt getilgt und wenn seine Schuld Ehebruch gewesen.

Jetzt war er fertig; mit seiner Schuld sowohl, als wie mit der Frau, der er den Namen, den seinen gegeben hatte.

Plötzlich begannen ganz andere Gedanken und Empfindungen durch seine in allen ihren Tiefen aufgewühlte Seele zu stürmen ... Wenn Domenika das Geld, welches seine Frau ihr bot, nahm, so — mochte sie es in Gottesnamen nehmen und alsdann gehen. Nahm sie es jedoch nicht, war dies Kind der wilden Sabina zu stolz, das Geld zu nehmen, fühlte sie die Schmach, welche ihr die fremde Frau durch dieses Angebot zufügte, war sie einer solchen vornehmen Empfindung überhaupt fähig, so war sie das Geschöpf, welches auch sittlich höher stand als jene; und dann —

Alkibiades wußte, was er dann thun würde ... Und als er wortlos, regungslos dastand, von seiner Frau fort, unverwandt auf das junge Mädchen schauend; da war, was er in diesem Augenblick dachte, ein stummes Gelöbnis.

— — — — — — — — — — —

Für ihr Leben gern hätte Domenika das viele Geld genommen. Es war Papiergeld. Aber die Kassenscheine flimmerten und funkelten vor ihren Augen wie ein Berg von Gold und Kleinodien. Mit zitternden Händen hätte sie am liebsten die kostbare Beute aufgerafft, hätte der Frau einen Blick voller Haß zugeworfen, hätte dem Manne ins Gesicht gelacht, wäre mit einem Laut wie ein gefangen gewesenes, wildes Tier aufgesprungen und, das Geld an ihre Brust gedrückt, aus dem Hause, in die Freiheit gelaufen.

Aber ein Instinkt, noch mächtiger als die Gier, welche sie drängte, das Geld zu nehmen, hielt sie davon zurück. Es war kein Gedanke, noch weniger ein Gefühl, was sie beherrschte; sondern es war ein Impuls, dem sie gehorchte.

Sie sprang auf und stürzte auf Alkibiades zu. Mit ausgestreckten, aufgehobenen Armen, mit der Gebärde und dem Ausdrucke einer jungen Mänade, warf sie sich an seinen Hals und küßte ihn auf den Mund; so heftig küßte sie ihn, daß er es wie einen Biß fühlte. Dann löste sie sich sogleich von ihm, schleuderte der Frau einen Blick flammenden Triumphes zu, eilte aus dem Zimmer. Nicht mit einem Finger hatte sie berührt, wonach ihre ganze Seele lechzte; aber sie hatte an der Frau *und* an dem Manne eine furchtbare Rache genommen; Rache dafür, daß sie das Geld, das herrliche, seligmachende, göttliche Geld liegen ließ.

— — — — — — — — — — —

Alkibiades, ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, ohne sie eines Blickes zu würdigen, verließ das Zimmer und bald darauf das Haus. Er merkte draußen kaum, daß es stürmte und der Wind die Schneemassen aufwirbelte. Sie trieben wie ein weißes Gewölk um ihn her, als schritte er dahin, hoch über der Erde, von den Lüften himmlischer Regionen umbraust.

Seitdem er den jungen Leib an den seinen sich schmiegen gefühlt, seitdem die schlanken Arme seinen Nacken umschlungen, sie ihn auf den Mund geküßt hatte, befand er sich wie im Traum.

Sein Gesicht brannte, seine Pulse jagten, es überlief ihn wie Fieberschauer.

Auf seinen Lippen mußte von den ihren ein blutrotes Mal zurückgeblieben sein; und ein Mal mußte er in seiner Seele tragen, die fortan unlöslich dem jungen Weibe gehörte, welches ihn geküßt hatte, von welchem er also geliebt ward.

Erst jetzt war er sich seiner grenzenlosen Leidenschaft, seiner verzehrenden Liebe vollständig bewußt worden: erst seitdem er sie in seinen Armen gehalten hatte! Denn als sie auf ihn zuflog, ihn umschlang und küßte, hatte auch er sie mit beiden Armen umfaßt. Es war nur ein Augenblick gewesen; aber in diesem einen flüchtigen Moment hatte er die Gewißheit erlangt, daß ihre beiden verschlungenen Gestalten nichts

mehr zu trennen vermochte, wenn sie sich auch wieder voneinander gelöst hatten.

Sie liebte ihn, sie mußte ihn lieben! Niemals hätte sie sonst gethan, was sie that. Ihre Liebe war die größere, die machtvollere; denn furchtlos hatte sie sie ihm bekannt: in Gegenwart seiner Frau, in dem Augenblick, in dem sie aus dem Hause entfernt werden sollte, schlimmer, als hätte man sie hinausgejagt.

Wie schwach er sich gezeigt hatte, wie feige! Um nicht die Ehe zu brechen, um seiner Frau die Treue zu halten, um das zu bleiben, was die Leute einen anständigen Menschen nannten, hatte er seine Liebe ver-

Was würde er thun, jetzt, wo er sich so vogelfrei fühlte? Was mußte er zunächst thun?

Nach Hause zurückkehren, zu Domenika gehen, mit Domenika das Haus verlassen, mit ihr fortgehen, ganz gleich wohin. Nur fort mit ihr, zusammen fort; da sie zusammen gehörten.

Also gleich nach Hause zurück!

Das wilde Wetter und der Orkan, der in seinem Innern tobte, hatten ihn in die Irre geführt. Als er stehen blieb, um zu sehen, wo er sich befand, und alsdann den nächsten Weg nach Hause zu nehmen, ver-

Aus unserer Bildermappe:

Am Waldesrand. Ölstudie von Peter Paul Müller.

leugnen wollen, hatte er zugegeben, daß sie, die schutzlos war, die er in seinem Hause aufgenommen hatte, weil sie auf der ganzen Welt niemand besaß — geschehen hatte er es lassen, daß die Geliebte in seinem eigenen Hause beleidigt worden war und das von seiner eigenen Frau.

Aber jetzt war es geschehen, und jetzt war er frei. Die That seiner Frau, der Kuß und das Geständnis der Geliebten, hatten ihn frei gemacht. Frei von seiner Frau, frei von seinem Gewissen, frei von allem, was er bis zu jenem Augenblick als Fessel empfunden.

mochte er sich nicht zu orientieren. Er war gelaufen und gelaufen; bald hoch hinauf, bald tief hinunter gestiegen und jetzt wußte er nicht, wohin sich zu wenden.

Immer noch wehte und wirbelte der Schnee, vom Sturm gejagt, der die Wipfel des Bergwaldes peitschte, daß sie sich neigten, ächzend wie ein Mensch im Todeskampf. Die Dämmerung brach herein, von dem weißen, wallenden Schneegewölk mit einem fahlen Schimmer erfüllt. Alkibiades suchte nach einem Weg oder Steg, eilte weglos weiter, irrte umher, konnte nichts finden, was ihn geleitet hätte.

Schon war es dunkel geworden und schon hatte Alkibiades an die Möglichkeit gedacht, die ganze Nacht umherirrend im Freien zubringen zu müssen, als er dicht vor sich ein Licht aufleuchten sah. Er eilte darauf zu und erreichte nach wenigen Augenblicken ein Haus.

Er wollte gerade nach den Bewohnern rufen, um sich von ihnen einen Führer zu erbitten, als er im Hause laut reden hörte. Es waren die Stimmen von zwei Personen, die miteinander einen heftigen Wortwechsel führten. Die Stimme eines Mannes war's und die einer Frau; und zwar schien der Mann, seiner Stimme nach zu urteilen, schwer betrunken zu sein.

Alkibiades mußte hören, was die beiden einander zuschrieen.

„Vom ersten Augenblick an, wo du ins Haus kamst, hast du's darauf angelegt, in dem Hause Bäuerin zu werden, du schamlose Lotterin!"

Dem Berauschten antwortete mit schriller Stimme die Frau: „Drauf angelegt, in dem Hause Bäuerin zu werden? In einem elenden Steinhaufen, darin solch' Hungerleider Bauer sein will mit vier Kindern, die nicht ein Hemd auf dem Leibe hatten, als ich in das Moderloch kam, um darin Bäuerin werden zu wollen, du miserabler Lump du!"

Alkibiades empfand plötzlich in seinem ganzen Körper eine Schwäche, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte. Alsdann besann er sich mit Anstrengung auf das, was in diesem Hause vorgefallen war, was er daselbst schaudernd mit erlebt hatte ... Am heiligen Abend war die Bäuerin in diesem Hause verschieden. Wann war doch gerade Weihnachts-Heiligerabend gewesen? Gewiß vor Wochen, vor Monaten ... Erst vorgestern! Vorgestern nachmittag war hier die Bäuerin gestorben, vorgestern nacht hatte er mit seiner Frau über Domenika gesprochen ... Es war wahr und wahrhaftig erst vorgestern gewesen! Und heute —

Die Bäuerin, die vorgestern ihrem Mann zuliebe gestorben war, sollte morgen früh begraben werden. Heute lag sie also noch auf dem Schragen in der Kammer.

Dort nebenan lag sie! Und hier nebenan der berauschte Mann und die junge kräftige Person, die vom ersten Augenblicke an, wo sie in dieses Haus kam, darin die Bäuerin werden wollte. Die Tote noch nicht begraben und die beiden, um derentwillen sie gestorben war, bereits einander beschimpfend.

Konnte das möglich sein?

Alkibiades lehnte gegen die Mauer und hörte die beiden reden. Das Weib schrie:

„Allen Heiligen kannst du auf deinen Knieen danken, wenn ich in der feuchten Hütte Bäuerin werden will, um deinen Kindern und dir selber die zerrissenen Hemden zu flicken. Mich kannst du auf deinen Knieen darum angehen, du Armenhäusler du! Wer bin ich denn? Jung und sauber bin ich und eine, die arbeiten kann. Und wer bist denn du? Sieh dich doch an, wer du bist? Ein besoffener Nichtsthuer und Vagabund! Das bist du, damit du's nur weißt."

Ein Gepolter, als stünde der Mann auf und wollte auf das Weib zu, taumelnd, weil er sich auf seinen Beinen nicht halten konnte.

„Ich dich auf meinen Knieen bitten, daß du Hochbäuerin werden sollst? Ich werde dich morgen aus dem Hause jagen. Erst morgen? Gleich heute noch!"

„Das ist gescheit. Gleich heute noch jag' mich hinaus, damit ich gleich morgen in aller Frühe aufs Gericht laufen kann."

„Willst mich beim Richter verklagen? Hast wohl etwas Schriftliches von mir, daß ich dich zur Bäuerin machen will, wenn es mit meiner Alten vorbei ist. Hast du?"

„Nichts hab' ich von dir, kein einziges geschriebenes Wort."

„Und willst doch aufs Gericht?"

„Und will doch aufs Gericht."

„Um dich auslachen zu lassen?"

„Um bei Gericht etwas anzugeben."

„Über mich?"

„Über den Hochbauern."

„Das möchte der doch auch wissen."

„Das bekommt der schon zu wissen: vom Gericht aus."

„Sag mir's vorher, daß ich mich mehr darauf freuen kann."

„Kann's dir auch vorher sagen ... Mein Gewissen will ich erleichtern bei Gericht."

„Hast du ein schlechtes Gewissen?"

„Freilich. Seitdem der Hochbauer mir gesagt hat, daß sein sieches Weib sterben muß, wenn es nicht sterben will, habe ich in meinem Gewissen keine ruhige Stunde mehr."

Ein tiefes Schweigen entstand nach diesen Worten der Magd. Alkibiades fühlte, wie auf seine Stirn kalter Schweiß trat. Dann hörte er den Bauern mit heiserer Stimme sagen: „Mein Weib starb von selbst. Das kann der Doktor ausweisen, der selber ein Weib hat, welches ihm auf der Bahre am liebsten wäre. Also lauf du meinetwegen morgen früh aufs Gericht."

„Jag mich heut zum Haus hinaus und ich lauf schon ohne deine Erlaubnis. Aber du bist froh, wenn ich bleibe. Ich brauch dich nicht einmal auf meinen Knieen zu bitten."

Es hörte sich an wie ein erstickter Fluch, dann wie ein dumpfer Fall, dem ein gellendes Auflachen des Weibes folgte. Der Betrunkene schien nach ihr einen Schlag geführt zu haben und dabei zu Boden gestürzt zu sein.

Und nebenan lag immer noch der arme verlassene Leichnam der Selbstmörderin . . .

Alkibiades, ohne nach den Bewohnern des Hauses gerufen zu haben, tastete in dem dunklen Flur nach der Thür, riß sie auf, ging langsam mit schweren, schwankenden Schritten hinaus und davon.

XXX.

Der Tag dämmerte, als Alkibiades sein Haus erreichte.

Das Schneetreiben hatte sich gelegt. Dem Aufruhr in den Lüften war eine tiefe Stille gefolgt, eine Grabesruhe lag über der winterlichen Erde.

Der ganze östliche Himmel erglühte. Von einem purpurfarbenen Hintergrunde hob sich das weiße Bild der Eiswelt des Hochgebirgs ab. Nebel füllten die Tiefe.

Es konnte ein klarer, schöner Tag werden. In die schwarze Gruft der Hochbäuerin konnte die Sonne scheinen, wenn sie den Sarg hinabgleiten ließen.

Das schwere Schweigen in der Natur lastete auch auf dem Hause des Doktors. Alkibiades wußte nicht, wer die Stille in seinem Hause mit einem fröhlichen Ton hätte unterbrechen sollen; es kam ihm jedoch vor, als wäre es darin noch nie so trostlos stumm gewesen.

Die Hausthür stand weit offen, aber von der Dienerin war nichts zu sehen. Wie um die allgemeine Lautlosigkeit nicht zu stören, ging er auf den Zehen die Treppe hinauf. Das Holzwerk knarrte unter seinen wuchtigen Schritten. Früher hatte er niemals gehört, daß das alte Holz knarrte. Es war ein widerwärtiger Ton.

Er wollte sich direkt in sein Arbeitszimmer begeben, als die Thüre geöffnet wurde und seine Frau ihm entgegentrat. Verstörten Gesichts rief sie ihm zu: „Sie ist fort!"

An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. Aber plötzlich war's ihm, als hätte es anders gar nicht sein können. Deswegen erwiderte er gelassen: „Nun ja: Gewiß ist sie fort."

„Mitten in der Nacht muß sie das Haus verlassen haben," rief Frau Creseenz außer sich.

Darauf erwiderte er in seinem ruhigen, beinahe gleichgültigen Tone: „Wundert dich das?"

„Fort in dieser Sturmnacht, das zarte Geschöpf."

„Dauert sie dich?"

„Ich schickte sogleich Leute nach ihr aus. Sie wird nach allen Seiten gesucht. Ich wartete nur auf dich."

„Nun ja. Ich werde auch gehen und sie suchen."

„Ihr werdet sie gewiß finden."

„O gewiß."

„Finden müßt ihr sie!"

„Ich werde sie jedenfalls suchen."

„Inzwischen kommt sie vielleicht von selbst wieder zurück."

„Vielleicht."

„Du bist so ruhig!"

„Vielleicht bekommen wir sie ein zweites Mal ins Haus getragen. Dieses Mal tot: umgekommen im Schneesturm! Es wäre so am besten. Am besten für sie und —"

Er beendete den Satz nicht. Frau Creseenz flehte: „Sprich nicht so! Sei nicht so grausam! Sieh mich doch nur an! Sieh, wie ich leide."

Er sah sie an: gelassen, gleichgültig, fremd. Er sah nicht einmal den Ausdruck von Qual in ihren Zügen. Er, der in dem Gesicht eines jeden seiner Patienten den leisesten Schmerzenszug gewahrte und dann nicht eher Ruhe hatte, als bis er sein möglichstes gethan, um das Leiden zu lindern — er, der Arzt, der Helfer in der Not, sah nicht im Gesicht seiner Frau, daß diese wahre Todespein litt.

Sie stammelte: „Ich meinte es ja so gut! Ich wollte dir ja doch helfen! Ich glaubte ja doch —“

Aber da unterbrach er sie: „Du glaubtest, sie würde das Geld nehmen und die Hand küssen, die es so liebevoll für sie hinlegte? Sie nahm aber das Geld nicht, sie verachtete dein Geld, fühlend, weswegen du es ihr gabst. Sie verkaufte dir ihre Liebe nicht, denn sie liebt mich! Hörst du wohl: sie liebt mich, wie ich sie liebe. Sie wird mich bis zu ihrem letzten Atemzuge lieben, wie ich sie bis zu dem meinen lieben werde. Jetzt ist sie fort. Du jagtest sie fort, hinaus in die Sturmnacht. Wenn sie darin umkam, wenn ich sie tot wiederfinde — denn finden muß ich sie — so bist du ihre Mörderin.“

Er erhob kaum seine Stimme. Aber bei jedem leisen Worte zuckte sie zusammen, als wäre davon ihr Herz getroffen worden. Ihre mißhandelte Seele wand sich unter seinen leise und ruhig gesprochenen Worten wie im Todeskampf. Dann ging er an ihr vorbei, die mit einer Gebärde unaussprechlichen Flehens, unendlichen Jammers beide Arme nach ihm ausstreckte; die, als er gegangen war, mit einem Ächzen zu Boden stürzte, das wie ein Sterbeschrei klang.

Er vernahm den schmerzlichen Laut, aber er kehrte zu ihr nicht zurück.

Dahin war es schon mit ihm gekommen!

— — — — — — — — —

Er sagte es laut vor sich hin: „Dahin!“

Aber er empfand nichts mehr dabei; nicht eine Spur von Entsetzen und Grauen, daß es dahin mit ihm kommen konnte. Sogar die Erinnerung an das Erlebnis der letzten Nacht im Hause des Witwers vermochte ihn jetzt nicht mehr zu erschüttern; denn — jetzt war sie fort!

— — — — — — — — —

Er ging in das Zimmer, welches sie verlassen hatte . . . Wie ärmlich es ihm vorkam! Er hatte zuvor nie daran gedacht, daß sie solchen schlechten Raum bewohnte; er hatte die Kammer zuvor immer hell und behaglich gefunden.

Alles andere war wie sonst, und doch kam ihm alles verändert vor: seitdem sie daraus entwichen, daraus entflohen war, mitten in der Nacht, in der sternenlosen, winterlichen Sturmnacht!

Soviel Jugend, soviel Anmut und Schönheit hatten diese weißgetünchten Wände umgeben. So ärmlich sie sein mochten, waren sie gleich den strahlenden Mauern eines Tempels gewesen, die ein Götterbildnis umfingen. Das Heiligtum stand jetzt ohne Altar.

Sie hatte das neue Gewand ausgezogen, hatte ihre alten Kleider angelegt, hatte aus ihrer anderen spärlichen Habe ein kleines Bündel geschnürt. So bettelhaft war sie aus seinem Hause gegangen.

Ihr schwarzes Kleid hing, sorgfältig zusammengefaltet, über einer Stuhllehne. Ueberhaupt sah es in der Kammer aus, als hätte sie, bevor sie dieselbe verließ, darin aufgeräumt. Sie hatte in der Nacht Licht angezündet und die Kerze brennen lassen. Sie war tief herabgebrannt.

Was mochten ihre Gedanken gewesen sein, als das arme Kind in der Kammer so sorgfältig Ordnung gemacht, als es das schwarze Kleid so zierlich zusammengelegt hatte?

Ob sie wohl dabei seiner gedacht? Daß er sie liebte, daß er sie suchen würde, sie finden müßte? Daß er selbst nicht eher Ruhe fand, als bis er sie gefunden hätte? . . . Und dann? Ob sie wohl daran gedacht hatte, was dann geschehen würde?

Er forschte in der Kammer nach irgend einem Zeichen, welches sie für ihn zurückgelassen hätte, welches zu ihm von ihr reden könnte. Aber er fand nichts. Das dünne Goldkettlein mit dem kleinen Kreuz hatte sie mitgenommen. Was würde er wohl gethan haben, wenn sie den armen Goldschmuck zu dem schwarzen Kleide gelegt hätte?

Der Gedanke, sie wäre vielleicht dazu imstande gewesen, machte ihn fiebern. Im nächsten Augenblick bat er ihr den Verdacht ab, der sie für fähig hielt, sich von seinem Liebeszeichen trennen zu können.

Denn jetzt wußte sie, daß es ein solches war!

Niemals würde sie sich von seinem Geschenke trennen! Und wenn die Leute, welche die Frau ausgeschickt hatte, um sie zu suchen, sie draußen im Bergwalde fanden: zusammengekauert die kleine, feine Gestalt, erstarrt und tot der süße Leib, so würde sie in ihren steifen Händen sein Kettlein mit dem kleinen Kreuz halten.

Kurz vor ihrer Flucht aus seinem Hause

(Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

Gloria in excelsis Deo. Nach dem Gemälde von L. Max Ehrler.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

mußte sie noch etwas geruht haben. Auf dem Bette war in den Kissen eine leise Spur zurückgeblieben: gerade dort, wo ihr Kopf gelegen. Alkibiades warf sich auf das Bett, preßte sein Gesicht in das Kissen und schluchzte auf.

Als er sich dann erhob, um zu gehen und sie zu suchen, sah er beim Bette am Boden etwas Weißes schimmern. Es schien ein kleines Blatt Papier zu sein, war jedoch die Rückseite einer Photographie seiner Frau. Alkibiades wollte sie mit einer hastigen Bewegung fortlegen, als ihm auffiel, daß das Bild durchstochen war: Die Brust des Bildnisses war durchbohrt! Dem Anschein nach war es mit einem scharfen, spitzigen Messer geschehen. Den Schnitt im Bilde betrachtend, überkam Alkibiades ein eigentümliches Gefühl. Ihm war's, als hätte der dolchähnliche Gegenstand, der die Photographie durchbohrt, das Herz des Urbildes selber getroffen.

— — — — — — — — —

Die Männer, die Frau Crescenz sofort nach der Entdeckung von Domenikas Flucht ausgeschickt hatte, kehrten spät abends zurück, ohne von der Vermißten auch nur eine Spur gefunden zu haben. Sie hatten sich nach allen Richtungen verteilt, hatten alle Häuser und Hütten, sowohl des Wildauer Thales, wie die der Seitenthäler, durchforscht, hatten in den höher gelegenen Höfen gesucht und waren bis jenseits des Passes, über welchen die von den Italienern angelegte Straße führte, vorgedrungen.

In keinem Hause, in keiner Hütte war das junge Mädchen eingekehrt; keinen Menschen hatte sie um den Weg gefragt, hatte sie um Obdach oder Labung gebeten; von niemanden war sie gesehen worden.

Die Leute, die sie gesucht hatten, wie alle, die des Wetters und des Weges kundig waren, behaupteten: das junge Mädchen müßte umgekommen sein! Alle rieten auch, das Suchen nach ihrem Leichnam zu unterlassen: es wäre unmöglich, diesen zu finden, da der Sturm der letzten Nacht den Schnee an manchen Stellen zu Hügeln aufgetürmt hatte. Wenn die Schneemassen schmolzen, würde man die Tote ja wohl finden — erst dann!

Alkibiades war am Morgen aufgebrochen, um Domenika nachzuforschen, und war auch beim Anbruch der Nacht nicht zurückgekehrt. Keiner der suchenden Männer hatte ihn gesehen.

— — — — — — — — —

Frau Crescenz befand sich in dem verödeten Hause allein. Um darin ganz einsam zu sein, hatte sie die Dienerin zu einer Nachbarin geschickt. Ihr war's, als könnte sie dann die Qualen des Wartens besser ertragen.

Was für ein Tag war das gewesen! Als ihr Mann erst frühmorgens nach Hause kam, als sie diesem sagen mußte: „Sie ist fort — in der Sturmnacht entflohen!" als er kein Mitleid mit ihrem Jammer empfand, diesen nicht einmal sah; als er dann das Haus verließ, ohne ihr nur mitzuteilen: ‚Jetzt gehe ich'; als sie nun wartete und wartete, einer der ausgeschickten Männer käme zurück und brächte Domenika; als Stunde auf Stunde in vergeblichem Harren verrann — wie hatte sie es nur ertragen können?

Sie war durch das leere Haus geirrt von Zimmer zu Zimmer; sie war aus dem Hause gegangen und einen der vielen Wege, auf denen die Männer zurückkehren mußten. Sie ging und ging, jeden Augenblick erwartend: ‚Jetzt kommen sie; jetzt bringen sie sie!' Plötzlich kehrte sie wieder um. Sie lief. Atemlos erreichte sie das Haus. Gewiß stand die Magd vor der Thür, sah nach ihr aus, rief ihr schon von weitem entgegen: „Sie ist da!"

Aber sie war nicht da ...

Jetzt wiederum von Zimmer zu Zimmer irrend, wiederum wartend und wartend, auf jedes Geräusch lauschend, bei jedem vernommenen Ton glaubend: ‚Jetzt ist sie da!'

Sie kam aber nicht. Keiner der ausgeschickten Männer kam!

Dann vernahm sie Glockengeläute. Weshalb läuteten sie die Glocken? Es war Begräbnisläuten. Wen begruben sie?

Sie mußte sich erst besinnen, bevor es ihr einfiel: ‚Sie begruben ja heute die Hochbäuerin!' Gestern hatte sie für die arme Gestorbene einen Kranz aus Tannenzweigen und Christrosen gewunden, den wollte sie heute der Hochbäuerin ins dunkle Grab hinein nachwerfen.

Mechanisch nahm sie Mantel und Hut, holte den Kranz und ging auf den Kirchhof ... Da war noch die offene Gruft, viele Leute standen ringsum, der geistliche

Herr segnete sie ein, und der Sarg wurde soeben herabgelassen.

Frau Crescenz ging auf das Grab zu. Sie ging weiter und weiter. Plötzlich fühlte sie sich festgehalten. Sie stand dicht am Rande der Grube; sie wäre dem Sarge fast nach hinabgestürzt.

Jetzt stand sie davor, schaute hinunter und hörte den Geistlichen reden. Dieser war bewegt. Er sprach machtvolle Worte. An dieser offenen Gruft sprach er von der Liebe der Frau, von ihrer heiligen, gewaltigen Liebe zum Manne. Er pries die Frau um ihrer heiligen Liebe wegen selig. Und selig pries er diese Gestorbene, das arme, sieche Weib des Hochbauern, welche im Geiste Gottes gestorben war: in der Liebe.

Frau Crescenz schaute in die offene Gruft zu ihren Füßen und dachte: ‚Lägst du dort unten! O lägst du dort unten! Wärst du doch auch selig im Herrn gestorben! Zugleich glückselig in deiner Liebe. Auch du hast deine Liebe für heilig und gewaltig gehalten, für so gewaltig, daß du glaubtest, damit Berge versetzen zu können. Was hast du nun mit deiner heiligen, deiner gewaltigen Liebe Großes vollbracht? Deinen Mann hast du damit unselig gemacht und ein junges Geschöpf aus dem Hause deines Mannes in die Sturmnacht gejagt, vielleicht in den Tod. Lägst du, ach, lägst du wie diese Tote dort unten und würdest deines Sterbens willen selig gepriesen.‘

Der Geistliche sprach das Gebet. Dann läuteten wieder die Glocken, dann gingen die Leidtragenden.

Frau Crescenz blieb. Sie hielt noch immer ihren Kranz in der Hand. Hatte sie diesen der seligen Hochbäuerin nicht mitgeben wollen in die Ewigkeit? Ein Kranz weißer Christrosen von dem Jammer eines blutenden Frauenherzens durchflochten.

Ohne sich zu regen, öffnete sie ihre Hand. Der Kranz fiel herab. Schwer wie eine Erdscholle schlug er polternd auf den Deckel des Sarges.

Auch jetzt blieb sie noch. Was sollte sie zu Hause, wo es so öde und leer war? Dann hörte sie sich leise anrufen. Ihr alter Freund war's. Er faßte ihre Hand und führte sie langsam vom Rande des Grabes hinweg.

Wie gütig er ihr zusprach, wahrhaft väterlich gütig. Und so verständig! ... Wie war es nur möglich, daß sie sich über das Verschwinden der Fremden solche Gewissensbisse, solche Unruhe machen konnte? Was für ein Unrecht, welches Verbrechen hatte sie denn begangen? Daß sie dem Mädchen Geld bot? In welches Wirrwarr waren sowohl ihre wie ihres Mannes Empfindungen bereits geraten, daß sie beide eine derartige Handlungsweise so krankhaft sensitiv aufzufassen vermochten? Nichts war natürlicher gewesen, als Geld zu bieten — bei einem Mädchen solchen Schlages. Nichts auf der Welt so selbstverständlich! Was sahen sie beide denn nur in dem wilden Geschöpf? Etwas, was dieses gar nicht war, nicht in einer einzigen Regung! Seltsam, daß sie das Geld nicht nahm. Vielleicht kam sie doch von selbst wieder zurück, um das zuerst verschmähte Geld sich zu holen. Dann würde man ja sehen, in welchem Maße Frau Crescenz recht gehabt, wie groß ihre Menschenkenntnis gewesen.

So redete der milde, feinfühlige, gütige geistliche Herr.

Frau Crescenz hörte alles, was ihr gesagt wurde ... Ja, o ja! Der geistliche Herr hatte ganz recht: sie waren beide krankhaft in ihren Empfindungen geworden, überreizt und ganz unnatürlich, sie sowohl wie ihr Mann. Gott weiß, wie das gekommen sein mochte? Vielleicht weil sie beide nicht glücklich waren. Unglückliche Menschen werden leicht zu unnatürlichen Menschen — da das Unglück ja doch etwas Unnatürliches ist. So war denn auch bei ihnen alles so traurig seltsam gekommen.

Wenn die Männer sie nur fanden, wenn sie nur zurückkam, sie nicht tot war! Dann würde sich jetzt gewiß auch alles übrige finden: auf ganz natürliche Weise.

Sie sprach sehr ruhig, sehr verständig. Der geistliche Herr begleitete sie nach Hause. Von den Männern war immer noch keiner zurück.

Wiederum wartete Frau Crescenz von Stunde zu Stunde. Sie war froh, als ihr alter Freund sie endlich allein ließ.

Es ward dämmerig, ward dunkel; es ward tiefe Nacht. Dann kamen die suchenden Männer zurück: einer nach dem andern, ohne daß einer von der Vermißten auch nur eine Spur gefunden hätte. Dann teilten alle Frau Crescenz ihre Ansicht mit:

das Mädchen müßte in der Sturmnacht ihr Ende gefunden haben, müßte umgekommen, von den Schneemassen begraben worden sein.

Jetzt schickte Frau Crescenz die Dienerin fort, jetzt wartete sie allein. Von Stunde zu Stunde wartete sie auf ihren noch immer nicht zurückgekehrten, noch immer suchenden Gatten.

Gegen Mitternacht kam Alkibiades. — Auch er kam allein. Morgen wollte er wieder fort, wollte er wieder suchen; morgen mußte seine Frau wieder warten.

So ging es tagelang, wochenlang. — Auch nach Wochen keine Spur von der Vermißten!

Alkibiades sprach niemals von ihr; aber immer suchte er sie. Zuletzt blieb er wochenlang aus. Dann saß Frau Crescenz wochenlang in dem öden Hause und wartete von Stunde zu Stunde.

So lebte sie dahin.

XXXI.

In Italien suchte er sie, in Rom und im Sabinergebirge; und — fand sie nicht. Bei ihrem Bruder, dem Mörder und Zuchthäusler, forschte er nach ihr; und hörte von ihr nichts. Den fremden Arbeitern, die im Sommer die Straße gebaut, reiste er nach und erfuhr auch von diesen kein Wort über sie.

Jetzt wartete er auf den Frühling, der die Schneemassen zum Schmelzen brachte. Dann würde er sie gewiß finden.

Im Hochgebirge verging der Schnee fast einen Monat später als im tiefen Lande. So lange mußte er sich also gedulden. Als der Schnee endlich, endlich auch im Hochgebirge schmolz; als er sicher war, sie endlich, endlich zu finden; als er in jede Schlucht, in jedem Waldwinkel nach ihrem Leichnam suchen ließ, selber danach suchte, da — war es wiederum eine vergebliche Hoffnung gewesen! Denn zur Hoffnung war es bereits bei ihm geworden, sie wenigstens tot noch einmal wieder zu sehen.

Dahin war er bereits gekommen ...

Und dahin war er gekommen, ein schlechter Arzt geworden zu sein! Er, der auf die Welt gesandt zu sein schien, ein Helfer und Retter der Leidenden und Kranken zu werden; er, dessen schönstes Glück es gewesen, nach Menschenmöglichkeit zu helfen und zu retten; er, dessen Leben aufgegangen war in Erfüllung dieser Pflicht, die bei ihm zur Natur geworden — derselbe Mann ein pflichtloser, ein schlechter Arzt!

Es kamen Stunden, in denen er von einer Selbstverachtung erfüllt ward, welcher nur noch die Selbstvernichtung folgen konnte; Stunden kamen, wo er dieses allerletzte nur deswegen immer wieder hinausschob, weil er die Geliebte vorher gefunden, sie noch einmal gesehen haben wollte.

Und dahin war er gekommen: nicht allein ein schlechter Arzt, sondern auch ein schlechter Mensch war er geworden! Wie hätte er wohl das eine werden und das andere nicht sein sollen? Wenn er seine ärmste Frau sah, für deren Qualen er kein Auge hatte, die an seiner Seite in einer Weise dahinlebte, daß es einem Sterben gleichkam, so konnte er dahin gelangen zu denken: ‚Sie lebt! Warum kann sie nicht tot sein? Und warum kann die andere nicht leben? Das Leben dieser einen bereitet so viel Elend, wie das der anderen Glück schenken würde ... Warum ist das so und nicht anders? Es ist grausam, daß es nicht anders ist! ... Ich wollte; o ich wollte —'

Dahin war er gekommen! Und ward er sich einmal dumpf und dunkel bewußt, daß er dahin gekommen war, so quälte ihn gleich das Gefühl seiner Selbstverachtung, als wollte sie ihn zermalmen.

Begegnete er in solchen Stunden jemandem und dieser wollte ihm die Hand geben, so hielt er die seine zurück; denn er sprach sich selbst das Recht ab, fürderhin einem anständigen Menschen die Hand zu reichen, und wäre dieser der ärmste Bauer der armen Gemeinde gewesen.

Wenn er nicht nach der Verschwundenen suchte, wenn er sich nicht auf einen seiner widerwillig gethanenen Gänge zu einem Kranken befand; wenn er einmal eine Stunde in seinem so trübselig und öde gewordenen Hause weilen mußte, so schloß er sich in seinem Zimmer ein und saß vor dem bleichen Bildnis der Psyche.

Das war ihr schlanker Hals, ihr zartes Köpfchen! Das waren ihre knospenhaften Schultern, ihre feinen Züge, ihre süßen Lippen. Wie hatte sie ihn nur mit solchen Lippen küssen können, daß ihn die seinen von ihrem Kuß schmerzten? Oder war es seine Seele gewesen, die sie blutig geküßt hatte?

Nachts stand er auf, ging in sein Zimmer, schloß hinter sich zu, zündete zwei Kerzen an, stellte die brennenden Lichter vor das Psychebild, setzt sich davor, schaute es an. Bisweilen war's ihm dann, als ob der tote Leib ein gespenstisches Leben gewönne; als ob die erloschenen Augen sich öffneten und ihn anblickten, die geschlossenen Lippen sich regten, seufzten, flüsterten: „Ich liebe dich!"

Als der Schnee geschmolzen war, der braune Rasen sich zu färben begann, Krokus, Primeln und Veilchen die Wiesen und den Grund der Wälder bedeckten; als an sonnigen Tagen und bei Föhnwind die Lawinen niedergingen, daß ihr Donner das Thal durchhallte; als der Auferstehungsodem des Lenzes alle Grabstätten der Natur aufschloß und diese allüberall Leben, sprießendes, blühendes, quellendes Leben aus ihrem Schoße hervorgehen ließ — in diesen glückseligen Tagen begrub Alkibiades seinen sittlichen Menschen.

Auf einem einsamen Ausgange begegnete ihm eines Tages ein Hochzeitszug. Die junge hübsche Braut sah dem Doktor frech in die Augen und lachte ihn an; der viel ältere verkümmert aussehende Bräutigam griff verlegen an seinen mit bunten Bändern und künstlichen Blumen verzierten Hut, grüßte scheu und schaute sofort zur Seite.

Es war der Hochbauer mit seiner jungen Frau, die nicht länger als bis Ostern warten wollte, um Hochbäuerin zu werden. Der geistliche Herr selbst hatte dem Mann zugeredet, die Hochzeit baldmöglichst zu halten, damit die sündhafte Wirtschaft auf dem Hochbauernhof ein Ende nehme. Die Braut trug nur einen halben Kranz im Haar. Ihr war es gleich.

Als Alkibiades den Hochbauern erkannte, wendete auch er sich hastig ab. Eigentlich hätte er auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen müssen. Denn — d i e s e m Mann konnte er sie getrost geben.

Dahin war es gekommen!

— — — — — — — — — — —

Als der Schnee endlich, endlich geschmolzen war und die Welt auch rings um Wildau wieder grünte und blühte, kamen die Schwalben; und kaum waren diese da, so hieß es: „Morgen rücken die Italiener wieder an!"

Die Italiener! Die neue Straße! Die große Hoffnung der Wildauer, die vielgepriesene That ihres einstmals leidenschaftlich geliebten Arztes.

Die Hoffnung der Wildauer war die gute Landstraße denn auch mehr, als je; aber niemand — außer einem — nannte die neue Straße jetzt noch in einem Atem mit dem Namen dessen, durch den sie nach Wildau gekommen war.

Dieser eine war der geistliche Herr. Wenn er jedoch im Honoratiorenstübchen der blauen Genziane den Namen nannte, so entstand ein tiefes, schweres Schweigen; denn der Priester sprach den Namen eines Verlorenen aus.

Weswegen war der Mann verloren? Einer hergelaufenen Dirne wegen!

Und des verlorenen Mannes Frau war immer noch bei ihm? Ja! Die Cenz hielt aus, die erprobte sich, die bewies, was sie war: brav war die Cenz! Alle Achtung vor der braven Cenz, die Achtung von ganz Wildau. Jawohl, die Cenz, das Cenzl!

„Morgen rücken die Italiener an!"

Auch Alkibiades vernahm es, und ihn ergriff eine Bewegung, die ihn bis in seinem tiefsten Innern erbeben ließ.

Er wußte ja, daß die Vermißte, deren Leichnam nicht gefunden worden war, mit ihren Landsleuten unmöglich kommen konnte, daß sie verschollen war — tot. Aber gerade vor einem Jahre war sie, zugleich mit den Schwalben, in Wildau eingezogen, jung wie ein Maientag und holdselig wie dieser.

Das war nun vorbei — wie so vieles andere auch.

Einige wollten den Italienern entgegengehen; aber diese verspäteten sich, und die Wildauer mußten bei Anbruch der Dunkelheit umkehren. Da die Straße bereits eine große Strecke fertig war, so schlugen die Fremden in diesem Jahre ihr Lager nicht in der Nähe des Ortes, sondern in ziemlicher Entfernung davon auf, an einer Stelle, wo sie sich ihren jetzigen Arbeitsplätzen näher befanden.

Schon bei Tagesanbruch war Alkibiades auf den Beinen und unterwegs nach dem neuen Lagerplatz. Er machte einen weiten Umweg, damit er nicht durch Wildau zu gehen brauchte. Als er dann die neue Straße — seine Straße! — erreichte, ging er nicht diese, sondern er näherte sich auf

einem Herdenpfade dem Platz, wo, wie er gehört hatte, die Fremden das Lager, dem eine unwiderstehliche Macht ihn zutrieb, aufschlagen wollten. Als befände er sich auf verbotenen Wegen, schlich er dem Orte zu. Er wußte zwar, daß die Geschichte seiner unseligen Leidenschaft im Munde aller Leute war, schämte sich jedoch, gleich am ersten Tage auf diesem Gange betroffen zu werden.

Ja, wenn sie dagewesen wäre! Dann wäre es ihm gleichgültig, vollkommen gleichgültig gewesen, auf dem Wege zu ihr gesehen zu werden. Vor den Augen von ganz Wildau wäre er dann auf *seiner* Straße zu ihr geeilt, um mit ihr zu gehen, wohin sie wollte, wohin das Schicksal sie beide führte.

Wenn sie dagewesen wäre, wenn sie noch lebte —

Er trat aus dem hohen Bergwald auf eine Wiese, an welcher die neue Straße vorbei geführt werden sollte. Auf der schönen Alpenmatte schlugen die Fremden das Lager auf.

Ein geräuschvolles, fröhliches Treiben herrschte. Weiber und Kinder schleppten aus dem Walde Tannenäste herbei, die die Männer abgeschlagen hatten. Aus den Zweigen wurden die Hütten gebaut. Es sah sich lustig und zugleich festlich an, wie das fremde, braune Volk auf der mit gelben Primeln übersäten Flur am Rande des Hochwaldes sich die Stätte bereitete.

Alkibiades stand von ferne und schaute zu. Das Lachen und Sprechen der Leute drang bis zu ihm hinüber, vom Walde her ertönte Frauengesang. Die Mädchen sangen, während sie auf ihren Köpfen die abgeschlagenen Zweige nach dem Lagerplatz trugen.

Alkibiades schrie nicht auf, als er sie mit den anderen aus dem Walde treten sah, eine Last Tannengrüns auf dem Haupt. Lautlos stand er und starrte hinüber zu ihr, die eine Erscheinung, ein Geist sein mußte. Und wenn sein Leben davon abgehangen, so hätte er in diesem Augenblick keine Bewegung machen, nicht laut aufschreien, ihren Namen nicht rufen können.

Aus unserer Studienmappe:

Studie von H. Meyer-Cassel.

Wie in Entgeisterung stand er und blickte zu ihr hinüber. Sie hatte sich nicht verändert. Oder doch? ... Ja, sie war anders geworden: noch schöner, noch reizender! Und noch mehr glich sie dem Bilde der Psyche, jenem Idealbilde aller Jugend und Holdseligkeit.

Sie, die Totgeglaubte, lebte! Sie ging, bewegte sich. Sie sang. Jetzt unterbrach sie ihr schwermütiges Lied und lachte. Hell auf lachte sie! Von allem Wunderbaren schien ihm das Wunderbarste zu sein, daß sie lachen konnte.

„Domenika!"

Endlich hatte er die Sprache wieder gewonnen.

Es war ein heiserer Schrei gewesen, ein Laut, der Brust eines Menschen sich entringend, welcher, schon auf dem Sterbebett liegend, nicht sterben will und welcher plötzlich die Verkündigung seines Lebens erhält.

„Domenika!"

Er stammelte, lallte ihren Namen. Und dann zum drittenmale mit ersticktem Jauchzen:

„Domenika!"

Sie sah ihn in demselben Augenblick, als sie aus dem Walde trat. Sie wußte, daß er kommen würde: gleich am ersten Tage, frühmorgens! Als er nun wirklich in seiner ganzen Länge leibhaftig dastand, brach sie mitten in ihrem Gesang ab und lachte. Hell auf mußte sie lachen bei seinem Anblick.

Sie sagte ihren Gefährtinnen leise einige Worte und blieb stehen, während die anderen ruhig weitergingen.

Jetzt regte sich Alkibiades. Langsam schritt er auf sie zu, wobei ihm zu Mute war, als müßte er jeden Augenblick taumeln und hinstürzen. Zugleich überkam ihn eine Empfindung von Glück, so stark, daß es wie ein physischer Schmerz war.

Nun stand er vor ihr ... Beide Arme streckte er nach ihr aus, mit einer Gebärde, als wollte er sein Eigentum nehmen. Aber da sie keine Bewegung machte, da sie vollkommen gelassen blieb, sogar ihre grüne Last auf dem Haupte behielt, so ließ er unwillkürlich seine Arme wieder sinken.

„Domenika! Du bist es, Domenika? ... Wie habe ich dich gesucht. Ich hielt dich für tot. Für tot hielten dich alle ... Und jetzt lebst du, jetzt bist du wieder da! ... Wie hast du mir nur das anthun können?"

Sie antwortete nicht. Sie stand und lachte ihn an mit ihren flammenden Augen, ihren blutroten Lippen, zwischen denen die Zähne wie die eines jungen Raubtieres glänzten. Ach ja! Noch viel schöner war sie geworden.

Jetzt trat er dicht vor sie hin und nahm ihr sacht das Bündel Zweige vom Kopf. Die Äste fielen auseinander, daß die junge Gestalt plötzlich inmitten von Tannengrün stand.

Mit leiser, weicher Stimme fragte er sie: „Wo warst du so lange? Wußtest du denn nicht, daß ich dich suchen würde? Dachtest du denn nicht, daß ich dich für tot halten könnte, daß ich mich um dich zu Tode ängstigen müßte!"

Sie wußte es freilich. Aber seine Frau hatte sie aus dem Hause gejagt. Was hätte sie thun sollen?

„Wie kamst du aus unserer Gegend fort, daß niemand dich sah?"

Sie hatte es eben schlau angefangen. So leicht sah und fand man sie nicht, wenn sie sich nicht sehen und finden lassen wollte.

„Es muß dir ja elend ergangen sein, jammervoll!"

O gar nicht. Die Leute waren gut gegen sie gewesen. Nicht ein einziges Mal hatte sie zu betteln brauchen; immer war ihr von den Leuten gegeben worden. Auch Geld. Nicht ein einziges Mal hatte sie hungern müssen.

„Ich will wissen, wo du warst, während ich dich suchte, und fast verzweifelte, weil ich dich nicht fand."

Drüben war sie gewesen, in Italien. Sie war ganz leicht hinuntergekommen — da die Menschen so gut gegen sie gewesen waren und ihr sogar Geld gegeben hatten.

„Auch in Italien habe ich dich gesucht: in Rom und im Sabinergebirge. Auch in deiner Heimat fand ich dich nicht"

Sie war nicht zu Hause gewesen. Was hätte sie dort wohl anfangen sollen! Sie hatte etwas anderes zu thun gehabt.

„Was, was?"

Eine Wallfahrt, eine weite, mühselige Wallfahrt! Noch dazu auf bloßen Füßen. Er sollte ihre Füße sehen. Sie waren noch heute geschwollen und blutrünstig ... Zwei Wachskerzen hatte sie der Madonna gebracht,

recht hohe und dicke! Das Geld für die Kerzen hatte ſie ſich erbettelt. Sie hatte es leicht bekommen — da ihr die Leute immer gleich gaben, d. h.: die Männer! Sie brauchte einen Mann nur anzuſehen, und gleich gab er ihr. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ... Auf den Knieen war ſie die hohe, ſteile Steintreppe zur Madonna von der heiligen Hilfe hinaufgerutſcht. Jede Stufe der hohen Treppe hatte ſie geküßt. Sie war davon im ganzen Geſichte blutig geweſen.

„Weshalb thateſt du die Wallfahrt?“

Das durfte ſie nicht ſagen — heute noch nicht. Sie mußte ein Gelöbnis erfüllen. Aber jetzt — jetzt hatte die Madonna die zwei Wachskerzen von ihr bekommen; jetzt mußte die Madonna ihr dafür dasjenige geben, um was ſie ſie gebeten hatte. Erſt nachher brauchte ſie das übrige, was ſie der Madonna gelobt hatte: ein ſilbernes Herz und ein neues ſeidenes Gewand der Himmelskönigin darbringen. Dafür konnte dieſe ihr recht gut beiſtehen.

„Worin?“

Er würde es ſchon erfahren — da die Madonna ihr gewiß beiſtehen würde.

„Und als du die Wallfahrt gethan hatteſt?“

Dann ſuchte ſie die Leute auf, die, wie ſie wußte, zum Frühjahr wieder nach Deutſchland und nach Wildau gingen.

„Sagte dir denn niemand, daß ich bei ihnen war, um mich nach dir zu erkundigen?“

Freilich ſagten ſie es ihr. Sie lachten, als ſie es ihr ſagten.

„Sie lachten, weil ich dich voll Todesangſt ſuchte? ... Weswegen meldete mir keiner von ihnen, daß ſie von dir wußten? Sie verſprachen es mir ja doch.“

Weswegen erſt melden? Sie kam ja doch mit den Leuten; ſie war ja doch da.

„Jetzt biſt du da! Jetzt biſt du da! Und du kamſt, um mich wieder zu ſehen?“

Ja, darum kam ſie! Nur darum.

„Und jetzt bleibſt du bei mir?“

Jetzt nicht — noch nicht. Später.

„Wann?“

Das würde er ſehen. Sie kam zu ihm und ſie blieb bei ihm, wenn erſt — Aber das würde er ſchon ſehen! Vielleicht bald.

„Inzwiſchen willſt du bei dieſen Leuten bleiben?“

Das wollte ſie freilich.

„Am Bau der neuen Straße willſt du arbeiten? Wieder Steine tragen, Laſten ſchleppen?!“

Das wollte ſie freilich.

„Unmöglich! Das darfſt du nicht!“

Aber wie er ſie auch bat, wie er auch in ſie drang: ſie wollte durchaus im Lager bleiben, wollte durchaus Steine tragen und Laſten ſchleppen, bis — es Zeit war.

Von dieſem Entſchluß war ſie nicht abzubringen.

XXXII.

Bereits denſelben Morgen hieß es in Wildau: „Wißt ihr ſchon? Die Domenika iſt auch wieder da! Das braune böſe Ding, welches den Doktor verhext hat. Er iſt auch bereits hinausgelaufen und ſoll vor Freuden ganz unſinnig ſein. Um den ganz unſinnig zu machen, dafür brauchte es freilich nicht mehr viel. Jetzt wird's etwas geben; jetzt paßt auf; jetzt geſchieht ein Unglück bei uns.“

Dann erfuhr es auch Frau Creſcenz: „Die Domenika iſt wieder da!“

Sie wurde totenbleich, ſagte kein Wort, ging in ihr Zimmer, wo ſie auf einen Stuhl ſank. Sie wollte glücklich ſein, wollte Gott danken, weil ſie das Mädchen nicht in den Tod getrieben hatte, weil es am Leben geblieben war. Aber das Gebet ſtockte auf ihren Lippen und wollte auch nicht ſtumm aus dem Herzen dringen. Es war ſchlimm geweſen, als ſie und ihr Mann die Fremde für tot hielten; es hätte, wie ſie glaubte, ſchlimmer gar nicht ſein können, und jetzt war es doch noch ſchlimmer geworden; denn jetzt gab es für ihren Mann keine Hilfe mehr.

Was würde er jetzt thun, nun ſie lebte, nun ſie wieder da war? Was ſollte ſie, ſeine Frau, jetzt thun?

Von ihrem Manne ſich trennen, wie ſie es ſchon einmal im Sinne gehabt, nach Rom gehen, den heiligen Vater um einen Dispens bitten, auf ihren Knieen, mit aufgehobenen Händen?

Nein, nein, nein! Ihre Pflicht war, bei ihrem Manne zu bleiben. Gerade jetzt war das ihre Pflicht.

Aber trotz allem, was Frau Creſcenz in den letzten Jahren und ſeit dem Verſchwinden des Mädchens gelitten hatte — und es war faſt mehr geweſen, als ſelbſt ſie tragen konnte — trotz ihres beſtändigen inbrünſtigen Gebetes, daß das Mädchen am

Leben geblieben sein möchte, ihres heißen Wunsches, ihren Mann von dem Jammer einer solchen Ehe befreit zu sehen, rief ihr jetzt immer wieder eine innere Stimme zu: ‚Jetzt wird es noch schlimmer, als es war; jetzt ist dein Mann ohne Rettung verloren — wenn du nicht bei ihm bleibst.'

An sich selbst dachte sie auch jetzt nicht. Das hatte sie allerdings niemals gethan.

— — — — — — — — —

„Sie ist wieder da!"

Mit diesen vier Worten teilte Alkibiades seiner Frau dies große Ereignis mit. Frau Crescenz antwortete: „Ich weiß es bereits. Was wünschest du, daß ich thun soll?"

Alkibiades sagte: „Wir müssen es wohl noch eine Weile miteinander ertragen."

„Wie du willst."

Mehr wurde darüber von den beiden Ehegatten nicht gesprochen.

Also lebten sie weiter nebeneinander dahin.

— — — — — — — — —

Alkibiades begann ein besserer Arzt zu werden, seitdem er ein weniger unglücklicher Mensch war. Schon in aller Frühe war er jetzt wieder auf dem Weg nach seinen Patienten, von denen er wieder häufig erst spät am Abend zurückkehrte. Er fand dann in seinem Hause jedesmal dasselbe tiefe Schweigen, dieselbe stille Sorgsamkeit, die ihm galt und für die er keinen Blick hatte. Längst schlief und wohnte er in seinem Arbeitszimmer, wo für ihn auch der Tisch gedeckt ward.

Wenn er seine einsame späte Mahlzeit einnahm, ging bisweilen leise die Thür auf, Frau Crescenz trat ein, brachte eine Arbeit mit und setzte sich zu ihm an den Tisch. Sie sprachen zusammen. Sie war so freundlich und gelassen wie immer; er — nicht unfreundlich, nicht abweisend.

Sie fragte ihn wieder nach seinen Patienten, und er erzählte ihr wieder davon. Oft, wenn er einen seiner schweren Kranken besuchte, hörte er, daß seine Frau dagewesen war. Die Leute sprachen noch immer von der Frau Doktorin wie von einem Engel. Aber die wenigsten thaten es mehr vor ihrem Manne: die meisten scheuten sich, in des Doktors Gegenwart von den stillen Wohlthaten seiner engelsguten Frau zu reden. Er sah die Leute, die es trotzdem nicht unterlassen konnten, so sonderbar an. Das nächste Mal schwiegen sie dann.

Mit Domenika war es beinahe das Gleiche wie vor einem Jahre: er sah sie nur aus der Ferne. Sie hatte ihn nicht gebeten, sie zu meiden; sie hatte ihm einfach erklärt, daß sie ihn nicht sehen und sprechen wollte: nicht jetzt! Die Zeit würde schon kommen, wo alles anders sein würde, und auf diese Zeit müßten sie warten.

Alkibiades wußte nicht, worauf er warten sollte, er stand jedoch so vollkommen unter dem Banne seiner Leidenschaft, daß er wartete, daß er sich begnügte, sie jeden Tag aus der Ferne zu sehen und im übrigen zu Hause an der Seite seiner Frau so dahin lebte.

— — — — — — — — —

In einer erregten Stimmung — Domenika hatte ihm von ferne zugelächelt und mit einer leidenschaftlichen Gebärde auf das goldene Kreuz an ihrem Halse gedeutet — in einer eigentümlichen Anwandlung von Weichheit machte Alkibiades seiner Frau den Vorschlag, mit ihm eine Bergwanderung zu unternehmen. Wohin, war ihm gleich; nur sollten sie nicht zaudern, sondern das schöne Wetter benutzen und sofort am nächsten Morgen aufbrechen.

Frau Crescenz sah ihren Mann mit großen Augen an. Sie wollte ihm antworten: sie ginge nicht; sagte jedoch, ihr wäre es recht. Als er sie dann nochmals fragte, wohin sie gehen möchte, nannte sie die Partie über den Blaueisgletscher, die sie mit ihrem Manne am Morgen nach der Hochzeit gemacht hatte.

Die Erinnerung an jenen Tag erregte sie dermaßen, daß sie bald rot, bald blaß ward, und ihr, der niemals Weinenden, Thränen in die Augen traten. Seit ihrer Kinderzeit hatte sie nicht geweint.

Alkibiades schien jenes Tages und Ausflugs ohne jede Befangenheit zu gedenken. Er sprach mit großer Gelassenheit davon, erinnerte sich des Aufstiegs auf das genaueste und schickte sogleich die Dienerin nach dem Manne, welcher sie damals geführt hatte.

Die Magd kam nach einer Weile zurück und meldete: „Der Mann wäre auf seiner Alp, wo er bis Sonntag bliebe. Ob sie um einen anderen Führer gehen sollte?"

Nein! Alkibiades hatte die Tour zu gut im Gedächtnis. Für jemand, der sie schon einmal gemacht, war sie vollkommen

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Fidus.

gefahrlos. Überdies galten die Schnee- und Witterungsverhältnisse dieses Jahr als ungewöhnlich günstig.

Also beschlossen sie, sich vorzüglich auszurüsten und die Partie ohne Führer zu unternehmen. Beide waren ausgezeichnete Bergsteiger, und jeder erklärte, ohne Führer lieber zu gehen als mit einem solchen. Anseilen war nur an einigen Stellen auf dem Gletscher selbst nötig.

Im Morgengrauen brachen sie auf, beide in einer Stimmung, wie seit Jahren nicht. Es war, als ob beide vergessen wollten. Alles, was sie gelitten hatten, was sie noch leiden würden, vergessen! Alkibiades dachte immerfort an Domenika, an ihren Blick, an ihr Lächeln und wie sie auf sein Kreuz gedeutet hatte; Frau Crescenz fühlte nichts anderes, als daß sie diese Stunde festhalten mußte, wie wenn sie die letzte ihres Lebens

wäre. Und ihre letzte Lebensstunde sollte glücklich sein!

Der Tag wurde so herrlich, wie der Morgen versprochen hatte. Als das letzte Stück Bergwald hinter ihnen lag, schritten sie über Fluren, die goldig waren von der schönen Blume der Arnikapflanze. Mühsam war es dann, durch die Felder der Alpenrosen einen Pfad zu bahnen. Sie standen in voller Blüte und verwandelten weite Flächen des Felsenlandes in ein einziges Gartengefilde. Auch damals hatten die Alpenrosen geblüht!

Unmittelbar aus den Gluten der Blumenmassen stieg der Gletscher auf: ein bald tiefblauer, bald lichtgrüner gewaltiger Eisstrom mit haushohen Wogen, die erstarrt zu sein schienen, als gerade eine wütende Windsbraut sie peitschte. Abgrund neben Abgrund und alle Tiefen von einem unirdischen Glanze erfüllt.

O du wunder-, wunderschöne Welt, heilige Mutter Erde! Auf dir atmen und deine Mysterien schauen zu dürfen, das allein sollte dem Menschen Glückes genug sein. Wie herrlich, o wie herrlich war es doch, leben zu können — dachte Frau Crescenz.

XXXIII.

Sie hatten sich angeseilt.

Alkibiades ging voraus, die Steigeisen an den Füßen, den Bergstock in der einen, das Eisbeil in der anderen Hand. Er schlug Stufen in die Wände, die stellenweise so steil waren, daß sie wie auf einer Leiter hinanklimmten.

Frau Crescenz war ausgerüstet wie ihr Mann. Bisweilen rief dieser ihr zu, für sich eine Stufe tiefer in die Eismauer zu hauen.

Der Aufstieg der beiden war von herrlicher Schönheit. Rasteten sie einmal für Augenblicke an geeigneter Stelle, so war es ihnen, als schwebten sie zwischen Himmel und Erde. Die Tiefe füllte der goldige Dunst eines strahlenden Sommermittags; über ihnen spannte sich ein azurblauer Äther, zu welchem die Schneegipfel aufstiegen in leuchtender Klarheit wie der Gedanke der Gottheit; zu ihren Füßen lag ein eisiges Chaos. Zinken und Zacken, Spitzen und Schroffen, hundertfach durchfurcht und zerrissen; auseinander geborsten der gewaltige Leib des Gletschers zu strahlenden Schlünden, in eine indigo-blaue Unterwelt niederführend.

Jetzt erreichten sie die Stelle, welche sie als ihr Ziel bestimmt hatten. Sie war wie der funkelnde Thron des Alpenkönigs, der hier herrschte, von seinen in Mänteln ewigen Eises gehüllten Vasallen umgeben.

Ein weites Schneefeld führte von der Stelle, wo sie standen, in nicht allzu jäher Senkung hernieder. Silberweiß dehnte es sich unter ihnen, eine glatte, glänzende Bahn. Die steilste Strecke gedachten sie mit großer Vorsicht hinabzusteigen, dabei angeseilt bleibend; war dieses nicht gefahrlose Stück glücklich überwunden, so wollten sie sich frei machen, anstatt der Steigeisen die Schneeschuhe anlegen und dann, auf den Bergstock gestützt, mit diesem steuernd sausend hinabgleiten.

Alkibiades erspähte in dem lichten Dunst einen dunklen Punkt: die Waldwiese, auf welcher die Italiener ihr Lager hatten. Eine heiße Sehnsucht nach der fernen Geliebten stieg in ihm auf. Wann würde sie die Seine werden; wann würde die Zeit, die sie meinte, kommen; wann würde er frei sein?

Frei!

Gefesselt war er, wie mit einem Stricke, mit einer Kette an die ungeliebte Gefährtin gebunden. Und keine Macht, welche lösen konnte?

Nein, keine Macht! Ungelöst von der einen, mußte er die andere mit Gewalt an sich reißen, wenn — die Zeit des Wartens und Ausharrens zu lange dauern sollte.

‚Frei sein, frei sein, frei! Die Fessel zerreißen, durchhauen . . .‘

Er hatte keinen anderen Gedanken.

— — — — — — — — —

Frau Crescenz stand auf der eisigen Klippe und schaute in die Sonne, als wäre sie der Erde und ihrem Dunst auch in der Seele hoch entrückt, aus der Tiefe auf eine himmlische Höhe gehoben. Sie gedachte des Tages, an dem sie zum erstenmal inmitten dieser furchtbaren Herrlichkeit stand, neben dem Manne, den sie liebte, dem sie sich angelobt hatte, dem ein getreues Weib zu sein sie vor dem Altar geschworen. Wo war das Glück, welches sie für ihn am liebsten vom Himmel herabgeholt hätte? Wo war es? . . . Dort, wo sie nicht war!

Sie stand und schaute in die Sonne,

bis ihre Augen wie geblendet waren, bis eine flimmernde Nacht vor ihren Blicken emporwirbelte.

Alkibiades begann jetzt den Abstieg.

— — — — — — — — —

Sie war ausgeglitten, niedergesunken und unter der Wucht ihres Falles war eine Schneekruste gebrochen, die einen Spalt im Gletscher bedeckte. Lautlos war sie in die Tiefe gestürzt.

Das Unglück ging so schnell vor sich, daß sie keinen Laut thun konnte, daß Alkibiades ihr Verschwinden nur daran merkte, daß das Seil plötzlich heftig angezogen wurde und ihn nach der Stelle riß, wo sie verschwunden war, wo sich plötzlich ein Abgrund geöffnet hatte, ein Grab.

Dahin konnte er kommen!

Als das Seil plötzlich sich so eng um seinen Leib zusammenzog, daß er auf einmal nicht mehr zu atmen vermochte, daß der scharfe Strick ihm den Leib einschnürte, als würde ihm mit einem Messer ins Fleisch geschnitten — *dahin konnte er kommen*, daß er nach seinem Beile griff, um das Seil zu durchhauen, von der erwürgenden Fessel sich zu befreien. Zugleich blitzschnell eine Reihenfolge furchtbarer Gedanken:

‚Wenn du das Seil *nicht* durchhaust, so stirbst du mit ihr! Zerschneide also das Seil! Denn du willst nicht mit ihr sterben. Zerhaue das Seil! Du willst am Leben bleiben. Zerhaue das Seil! Dann bist du frei, frei, frei. Zerhaue das Seil! Dann ist Domenika dein. Zerhaue, zerhaue das Seil!‘

In einem Augenblick alle diese Gedanken ... Während das Seil wie eine Schlinge sich enger und enger um ihn zog, während er unaufhaltsam dem Abgrunde zugerissen ward, dem offenen Grabe, darin sie lautlos versunken war, an dessen Rand er jetzt anlangte, in dessen Tiefe er jetzt stürzte.

Nein — er wollte nicht hinab! Er wollte nicht mit der ungeliebten Frau sterben; er wollte mit dem geliebten Mädchen leben, von der anderen befreit, leben im Sonnenlicht: *er wollte das Seil durchhauen!*

Da wurde es durchhauen: drunten in der Tiefe, von einer anderen Hand, gerade in dem Augenblick, als er sein Beil bereits erhoben hatte, als er bereits zuhauen wollte.

Am Rande *ihres* Grabes lag er, lebend, gerettet, befreit durch ihre Heldenthat, ihren Liebestod.

Und *er* hatte das Seil durchhauen wollen, um am Leben zu bleiben ...

— — — — — — — — —

Er lag am Rande des Gletscherspalts. Weit darüber gebeugt, starrte er hinab in eine strahlende Tiefe, die in schwarze Nacht sich verlor. Er rief ihren Namen hinunter und horchte, ob sie ihm antworten würde? Er wußte, es müßte ein Wunder geschehen, wenn auf seinen Ruf eine Antwort kommen sollte. Es geschahen aber immer noch Wunder! Ein Wunder war soeben geschehen, als er die Hand mit dem Seil bereits erhoben hatte, als er bereits zuhauen wollte; da war ein Wunder geschehen. Oder vielleicht nicht? Vielleicht war das Seil gerissen? ... Es würde gewiß gerissen sein, oder an einer scharfen Kante zerschnitten.

Nein! Er wußte, daß sie das Seil durchhauen hatte. Er wußte es so genau, als wenn er es gesehen, als wenn sie ihm zugerufen hätte: ‚Ich durchhaue das Seil und sterbe im Dunkeln, damit du leben sollst im Sonnenschein!‘

Immer wieder schrie er ihren Namen hinab; immer wieder lauschte er auf Antwort; immer wieder wartete er, daß sich ein zweites Wunder begeben sollte und er in der Tiefe ihre Stimme vernehme.

Aber kein Ton, kein Laut in dem Grabesschweigen! Nur ein Bergfink pfiff in den leuchtenden Lüften sein Lied.

„Du mußt dennoch versuchen, ob sie noch gerettet werden kann.“

Am Rande des Abgrundes sagte er es laut zu sich selbst und wurde von dem Ton seiner eignen Stimme von Entsetzen gepackt. Sie klang auch so schaurig, diese laute Menschenstimme, inmitten des ungeheuren Schweigens.

Er wußte, daß sie nicht mehr zu retten war; er wußte, daß sie zerschmettert in der eisigen Kluft lag, wußte es so genau, als befände er sich neben ihr und sähe ihr starres, fahles Totengesicht.

Trotzdem raffte er sich jetzt auf, um hinunter zu steigen und Hilfe zu holen: Rettung, für sie, die sich aus diesem Leben, in dem ein Mensch *dahin* kommen konnte, klugerweise gerettet hatte. Sie hatte ihre große Liebesthat für ihn schließlich doch wohl nur für sich selber gethan?

Ja, ja — so hing es zusammen! Sie durchhieb das Seil, um sich selbst von der Fessel des Lebens zu erlösen, um selbst von aller Qual frei zu sein.

Gott sei Dank, daß sie es darum vollbracht hatte, auf den Knieen Gott Dank dafür! Dann brauchte er ihr doch nicht zu danken, daß sie es für ihn gethan hatte. Sein Dank wäre für ihn so tödlich gewesen, wie das Seil, welches bei ihrem Absturz um ihn sich zusammenzog; gerade so würgend, wie ihr Leben für ihn geworden war.

Lieber, als seine Freiheit ihrer That danken zu müssen, würde er, anstatt jetzt befreit von ihr zu leben, in das Grab zu seinen Füßen ihr sich nachwerfen. Ihr sein Leben danken zu müssen, wäre für ihn schlimmer gewesen, als sein Tod; denn seine Dankbarkeit gegen die Tote hätte ihn auf ewig von dem Wesen getrennt, für welches er fortan leben wollte.

Aber — *sie starb für sich selbst!* Erst diese feste Überzeugung gab ihm in Wahrheit das Leben wieder.

— — — — — — — — — — —

Er wollte hinunter.

Die Steigeisen band er los, warf sie von sich. Er legte die Schneeschuhe an, stieß den Bergstock in den festen, glatten Firnschnee, und mit Windeseile ging es hinab.

Sie, die jetzt so still und regungslos im Abgrunde lag, hatte sich darauf gefreut, neben ihm in der Tiefe wieder zu sausen. Das konnte sie nun nicht mehr.

Während er pfeilschnell hinabglitt, heftete sich sein Auge unwillkürlich auf den dunklen Flecken im Thal, auf die Waldwiese. Heute noch würde sie hören, daß die Zeit des Wartens vorüber, daß die Erfüllung sich näherte, daß ihm die Freiheit geschenkt worden war.

Da nahm das Schneefeld ein Ende. Jetzt warf er die Schuhe von sich, faßte den langen Stecken fest mit beiden Händen, schwang sich über Gestein und Geröll in gewaltigen Sätzen.

Hilfe mußte er holen, Rettung mußte er bringen! Zugleich fühlte er sich voll solcher Jugendkraft, solcher Lebensmacht.

Auf einmal blieb er stehen, als wäre er mit beiden Füßen am Boden gefesselt ... Wenn man sie fand, tot, zerschmettert im Gletscherspalt; wenn man das durchhauene Seil sah; wenn man ihn lebend erblickte — jedermann wußte, wie es mit ihm und ihr stand, was ihr Tod für ihn bedeutete: die Freiheit, das Glück! Er würde für ihren Mörder gelten; man würde glauben, er hätte das Seil durchhauen; man würde ihn anklagen —

Wollte er das Seil nicht durchhauen, *wollte* er sie nicht morden? Mußte man ihn nicht verklagen, vor Gericht schleppen, ihn schuldig sprechen?!

Und wenn es die anderen unterließen, mußte er dann nicht sich selbst anzeigen als des Todschlages schuldig — *da er das Seil ja doch durchhauen wollte!*

Er ermannte sich, schüttelte das Grausen von sich, nahm alle Kraft zusammen und eilte weiter, um Hilfe zu holen, Hilfe für eine Tote.

In einer fast unmöglich kurzen Zeit erreichte er das Thal. Die ersten Menschen, denen er begegnete, wollte er anrufen, wollte er zur Hilfeleistung auffordern. Aber als er sah, wer diese ersten waren, versagte ihm die Sprache.

Es waren Gendarmen, die zwischen sich einen Gefesselten führten, einen Mann. Alkibiades erkannte ihn kaum wieder. Das Gesicht aschfahl, die Augen wie aus ihren Höhlen hervortretend, die Kleider zerfetzt und mit Blut bespritzt — mit Blut bespritzt der ganze Mensch.

Alkibiades rang nach Worten.

Keuchend stieß er hervor: „Was that dieser Mann? Weswegen führt ihr ihn gefesselt fort? Laßt ihn los! Ich kenne ihn! Es ist ja der Hochbauer!“

„Er hat sein Weib erschlagen.“

„Erschlagen?“

„Heute früh mit der Axt. Seine eignen Kinder haben ihn angezeigt.“

„Er hat sein Weib mit der Axt erschlagen!“

Er wollte hinzufügen: .Das wollte ich ja auch thun. Ihr müßt auch mich gefesselt fortführen!‘ Aber er brach neben dem gefangenen Mörder bewußtlos zusammen.

XXXIV.

Erst am nächsten Tage gelang es, den Leichnam der Abgestürzten zu bergen. Ein Mann wurde am Seile in den Spalt hinabgelassen. Alkibiades stand unter den ande-

ren droben im warmen Sonnenlicht und wartete, wartete ...

Nicht er war's, der dann in die blaue, eisige Tiefe herabrief: „Lebt sie noch?"

Dumpf schallte es hinauf: „Tot!"

Dann wartete er wiederum mit den anderen, um ihren toten zerschmetterten Körper aus dem glanzvollen Abgrund aufsteigen zu sehen; und während er wartete, fühlte er fort und fort, wie warm die Sonne schien, wie herrlich der Tag leuchtete.

„Auf! Zieht an! Auf!"

Da stieg Frau Crescenz aus ihrem Grabe noch einmal in den Glanz des Tages empor.

— — — — — — — — —

Die Männer, die mit Alkibiades hinaufgestiegen waren, breiteten sogleich eine Decke über sie aus und legten sie auf die Bahre, die sie, ehe sie die eisige Höhe erreichten, aus den Zweigen der letzten Latschen hergestellt hatten. Nur das Seil zeigten sie ihm. Es mußte mit einem einzigen starken Schlage durchhauen worden sein; denn es war wie von einem scharfen Messer zerschnitten.

Ihre Hand war stark gewesen, als sie für ihren Gatten die letzte Liebesthat vollbrachte.

Sie trugen sie auf der Bahre hinunter. Alkibiades wollte mittragen. Aber plötzlich ließ er seine Hände von der Stange los, daß die Bahre mit der Toten fast hingestürzt wäre. Die Last ihres Leichnams war zu schwer für ihn.

Er ging hinterdrein, wollte nicht denken, wollte gedankenlos, dumpf und stumpf, hinter ihrem Leichnam herschreiten. Aber eine Gewalt zwang ihn fort und fort den einen Gedanken zu haben, immer ein- und denselben:

‚Der Hochbauer hat sein Weib mit der Axt erschlagen! Sein zweites Weib, welches er nahm, nachdem seine erste Frau deswegen gestorben war. Und jetzt hat der Mann mit der Axt das Weib erschlagen, um dessentwillen die erste aus dem Leben geschieden ... Die erste soll eine brave Frau gewesen sein, eine brave Frau! ... Wirst du dein zweites Weib auch einmal mit der Axt erschlagen, nachdem du um seinetwillen nahe daran warst an der ersten einen Mord zu begehen? ... Und die erste war eine brave Frau, eine brave Frau ...'

In den Lüften sang wieder der Bergfink. Die Alpenrosen blühten, die gelben Arnikablumen legten einen Goldschein über die Wiese, ein Duft von Kräutern stieg vom Boden auf, als wäre die Welt hier oben eine Weihrauchschale.

Und wie die Sonne schien! Es war, als wenn der Tag, an dem sie Frau Crescenz hinabtrugen, immer leuchtender würde.

Dann kamen dem traurigen Zuge aus dem Thale Leute entgegen. An ihrer Spitze ging der alte Pfarrer. Höher hinauf konnte er nicht. Aber so hoch er konnte, wollte er seinem Cenzl entgegen, seinem braven Cenzl. Denn brav war sie im Leben gewesen; und sie war's gewiß auch im Sterben noch.

Wie viele Leute aus dem Thale Frau Crescenz entgegenkamen! Lautlos kamen sie heran. Als sie die Bahre sahen, als sie das Zeichen erkannten, welches die Träger ihnen machten, da war's wie ein tiefes Aufschluchzen aller derer, die Frau Crescenz entgegenkamen.

Alkibiades hatte gar nicht gewußt, daß die Leute seine Frau so geliebt hatten. Sie mußte doch eine sehr gute Frau gewesen sein, eine sehr gute Frau ...

Am Saume des Hochwaldes stellten die Träger die Bahre nieder. Der geistliche Herr trat hinzu und sprach ein Gebet für die arme, jäh in den Tod gegangene Seele. Seine Stimme zitterte, und er fühlte, daß er ein alter Mann war, ein recht alter Mann.

In den Wipfeln der Tannen rauschte es und der Fink pfiff noch immer sein Lied.

Es klang so lustig.

— — — — — — — — — — —

Auch das war vorüber.

Sie hatten Frau Crescenz auf ihr Bett gelegt und mit einem weißen Tuche zugedeckt. Ihre Hände hatten sie gefaltet und das Sträußlein Alpenrosen hineingesteckt, welches sie selbst noch droben gepflückt hatte. Die Blumen waren so frisch, als wären sie eben erst gebrochen worden.

Alkibiades hatte alle aus dem Zimmer geschickt, darin die stille Frau lag; er hatte auch die Thüre verschlossen und hielt jetzt allein die Totenwache.

Es ward dunkel.

Zu Häupten der Leiche brannten zwei Kerzen und durch das weitgeöffnete Fenster drang die sternenhelle Sommernacht ins Totengemach.

Es würde eine ebenso schöne Nacht werden, wie der Tag herrlich gewesen war, eine rechte Hochsommernacht.

Er hatte noch nicht die Kraft gehabt, noch nicht den Mut besessen, seiner toten Frau ins Gesicht zu sehen. Als sie noch lebte, hatte er es seit einem Jahre auch nur gethan, indem er sich gewaltsam dazu zwang. Er hatte sich ihr gegenüber immer rein und schuldlos gefühlt; aber ins Gesicht konnte er ihr trotzdem nicht recht sehen. Sie hatte gar so gute Augen!

Nun waren diese geschlossen; nun konnte er es wagen, ihr in die geschlossenen Augen zu sehen.

Sie würden doch wohl geschlossen sein?

Ja! Sie waren zugedrückt, so fest zugedrückt, als wäre eine Hand von Blei darauf niedergesunken. Keine Gewalt würde die geschlossenen Augen je wieder zu öffnen vermögen.

Aber — was war das? Was geschah ihm?

War diese Tote denn seine Frau? ... Die Gestorbene mit diesem Gesichte sollte seine Frau gewesen sein? Mit dieſem Gesicht!

Seine Frau war häßlich gewesen, in jedem Zuge häßlich. Nur die Augen hätte man vielleicht schön nennen können — weil es gar so klare, reine und gute Augen waren. Aber jetzt hatte sie ja doch die Augen fest geschlossen.

Oft, wie oft hatte Alkibiades seinen Blick von ihrem Gesicht rasch abwenden müssen, weil es ein gar so häßliches Gesicht war; weil er diese Häßlichkeit zu tief empfand; weil er zu leidenschaftlich sich sehnte, ein schönes Menschenantlitz zu schauen.

Jetzt stand er und konnte seine Augen von dem Gesicht seiner Frau nicht abwenden, weil es — ein gar zu schönes Totenantlitz war.

— — — — — — — — — — —

So oft er sich auch von dem Anblick losriß und fortging, er mußte immer wieder zu dem Lager der Toten zurückkehren. Immer wieder mußte er bei ihr stehen und ihr unverwandt ins Gesicht schauen, staunend, die Wandlung nicht fassend, an ein Wunder glaubend.

Wie konnte ein im Leben so häßlicher Mensch im Tode so schön sein?

Eine Feierlichkeit lag auf dem marmorweißen Antlitz, eine Erhabenheit, eine Verklärung, die bereits von jener Welt war. Als hätte die scheidende Seele dieser Toten noch auf ihrem Antlitz verweilt und hätte einen Hauch ihrer Unsterblichkeit darauf zurückgelassen. Und die Seele war schön gewesen, die holdseligste, süßeste, heiligste Frauenseele.

Da erkannte es Alkibiades! An ihrem Totenbette erkannte er die himmlische Schönheit der Seele der Frau, die ihn bis zu ihrem letzten Augenblicke geliebt hatte — trotz allem und allem.

Er hatte sie nicht geliebt, nicht lieben können, weil er beständig nur ihre äußere Unschönheit gesehen, an ihr nichts anderes zu sehen vermochte. Er war ihr treulos geworden, weil er die Schönheit, die sie nicht besaß und die für ihn eine Gottheit war, bei einem anderen jungen Weibe gefunden. Sie schien nur deswegen gestorben zu sein, um ihre Schönheit, von der sie selber nichts wußte, ihrem Mann durch ihren Tod offenbar werden zu lassen. Und jetzt — Gnade ihm Gott! — jetzt erkannte er sie.

In ihm schrie es auf: „Psyche!“

Es war ein Sterbeschrei seines ganzen inneren Menschen.

XXXV.

Sie war am Abend ungesehen ins Haus geschlüpft, war unbemerkt an dem Gemach, darin die Tote aufgebahrt lag, vorübergeschlichen und in des Doktors Arbeitszimmer getreten.

Hier fand er sie in der Nacht, als er endlich in sein Zimmer floh, weil er den Anblick des wunderschönen Angesichts seines gestorbenen Weibes nicht länger zu ertragen vermochte.

Sie kauerte auf einem niedrigen Polsterstuhl, unter der Säule, darauf der Torso der neapolitanischen Psyche stand. Der Schein der Lampe — die Dienerin hatte sie wie jeden Abend angesteckt und an ihren gewöhnlichen Platz auf den Schreibtisch gestellt — der blasse Lichtschimmer fiel gerade auf ihr Gesicht, voll die reizenden jungen Züge beleuchtend.

Sie fürchtete sich vor der Toten im Hause, wagte nicht sich von ihrem Platz zu rühren, saß in zitternder Angst und wartete auf ihn.

Endlich kam er!

Er sah sie unter dem Psychenbild kauern,

blieb stehen und blickte zu ihr hinüber. Da er gewiß von der Toten kam, so scheute sie sich vor ihm, verharrte daher, wo sie war, hob nur ihr Gesicht zu ihm auf.

Da sie nichts sagte, so mußte er endlich reden: „Meine Frau ist tot."

Er sprach so leise, als ob die Tote ihn hören könnte ... Da sie auch jetzt noch stumm blieb, so wiederholte er:

„Meine Frau ist tot. Du wirst es wohl wissen."

War es möglich, daß er so zu ihr sprechen konnte? So gelassen, so vollkommen leidenschaftslos, mit solcher erloschenen Stimme, solchem toten Etwas in seiner Seele, welches nicht einmal durch sie wieder zum Leben gebracht wurde.

Jetzt stand sie auf und näherte sich ihm langsam. Er mußte sich zwingen, vor ihr nicht zurückzuweichen. Und wiederum dachte er: Ist es denn nur möglich?

Es war, als stünde zwischen ihr und ihm die Gestorbene, welche doch langausgestreckt unbeweglich auf ihrem letzten Lager ruhte, die von ihr gepflückten blühenden Alpenrosen in den gefalteten, blassen Händen, die Augen geschlossen und auf dem kalten Gesicht den Glanz ihrer unsterblichen Seele.

Endlich sprach auch Domenika:

„Nun ja! Sie ist tot. Ich weiß, daß sie tot ist. Ich wußte, daß sie sterben würde."

„Das wußtest du?"

„Sterben mußte sie ja doch."

„Damit wir glücklich sein sollten?"

„Freilich! Damit ich deine Frau werden könnte."

„Ja, darum starb sie. Aber, daß du es gewußt hast? Und daß sie sterben mußte, wie du doch sagtest."

„Die Madonna ließ sie sterben."

„Ach nein, Domenika! Ihre Liebe ließ sie sterben."

Das verstand die Sabinerin nicht. Sie behauptete hartnäckig:

„Die Madonna ließ sie sterben — mußte sie sterben lassen."

„Aber Kind!"

„Ich habe ja doch der Madonna darum die beiden Wachskerzen geopfert."

„Darum?"

„Als ich zu ihr die Wallfahrt that. Den ganzen weiten Weg auf bloßen Füßen. Es that weh."

Alkibiades wiederholte mechanisch:

„Darum?"

„Darum gelobte ich das silberne Herz und das seidene Kleid. Also mußte die Madonna sie erst sterben lassen. Das Herz und das Kleid muß ich der Madonna jetzt geben. Es kann ein ganz kleines Herz sein, und das Kleid braucht ja nicht aus Seide gemacht zu werden."

Sie lachte in sich hinein, leise, ganz leise. Aber sie hatte doch gelacht.

Sie gewahrte nicht die Veränderung, die mit ihm vorging; sah nicht, wie seine Züge sich verzerrten, wie seine Augen einen Blick annahmen, als schaute er etwas, das ihn entgeisterte, etwas Furchtbares, Gräßliches, Grausiges, das den, der es erblickt, um seinen Verstand bringt. Sie sah nicht, wie ein Schauer seinen Leib durchlief, wie seine Hände sich ballten, auf seine Lippen ein Blutstropfen trat.

Sie triumphierte weiter:

„Sterben mußte sie! Und hätte ich auch keine Wallfahrt gethan, der Madonna keine Wachskerzen geopfert, ihr kein Herz und kein Gewand gelobt — sterben mußte sie doch."

Mit heiserer Stimme fragte er:

„Warum mußte sie doch sterben?"

„Weil ich ihr Bild durchstochen hatte. Ich stach sie mitten durch das Herz auf ihrem Bilde. Es dauerte lange, bis sie daran starb. Ich mußte lange darauf warten. Aber jetzt ist sie tot."

„Ja. Jetzt ist sie tot."

„Jetzt darfst du mich auch küssen." Sie eilte auf ihn zu, schlang beide Arme um ihn, schmiegte sich an ihn, hob ihr Gesicht zu ihm auf, bot ihm ihren Mund dar.

Mit einer Bewegung machte er sich von ihr frei. Er schleuderte sie von sich, wie man ein häßliches Gewürm abschüttelt.

Plötzlich begriff sie. Alles begriff sie in einem Augenblick. Sie stand ihm feindselig gegenüber, starrte ihn böse an, lauernd, was er jetzt thun würde.

Vielleicht ermordete er sie? ... Er würde sie sicher töten, wie sie die Frau getötet hatte.

Er führte keine Waffe bei sich; aber mit seiner mächtigen Hand hätte der lange Mensch sie wie mit einer Keule zu Boden schlagen, sie würgen können.

Sie erwartete, jeden Moment von ihm

niedergeschmettert zu werden und seine erdrosselnden Hände an ihrer Kehle zu fühlen. Aber sie schrie nicht um Hilfe. Sie fürchtete sich zu sehr vor der Toten, daß diese auf ihren Hilferuf herbeikommen und zusehen würde, wie er sie tötete. Lieber schrie sie nicht, lieber mochte er sie ermorden. Wenn er die Hand nach ihr ausstreckte, wollte sie ihm zurufen, wie abscheulich sie ihn fand; wollte sie ihm ins Gesicht lachen und dann von ihm sich töten lassen, ohne nur einen Seufzer zu thun.

„Warte!"

Er konnte das Wort kaum hervorstoßen; aber sie verstand ihn und rührte sich nicht. Jetzt kam Bewegung in ihn. Hart an ihr vorüber, ging er zu der Thüre, durch die sie gekommen war, schloß ab, nahm die Schlüssel zu sich. Darauf verließ er das Zimmer durch die andere Thür, die nach dem Raume führte, wo die Tote lag.

Gewiß holte er jetzt ein Pistol oder ein Dolchmesser. Wenn er zurückkam, würde er sie niederschießen, erstechen.

Sie ging zum Fenster, öffnete es, schaute hinaus ... Es war zu hoch! Sie fürchtete sich vor dem Sprung, der sie hätte retten können. Und sie fürchtete sich zu schreien, was die Tote gewiß geweckt hätte.

Langsam kam sie zurück, stand mitten im Zimmer, regte sich nicht, sah steif auf die Thüre, durch die er zurückkommen mußte, erwartete ihn jeden Augenblick mit der Mordwaffe wieder eintreten zu sehen.

Ihm ins Gesicht lachen würde sie doch! Das traf sein Herz so sicher und so mörderisch, wie seine Kugeln das ihre treffen würde.

Jetzt kam er. In der einen Hand hatte er einen Revolver, in der anderen ein Päckchen.

Domenika bereitete sich zum Sterben vor.

Die Psyche von Capua.

— — — — — — — — — — —

Geld!

Er hatte ihr das Päckchen vor die Füße geworfen, und es enthielt Geld — Geld — Geld!

Und das Geld gab er ihr!

Wie eine Katze auf ihre Beute, so sprang sie darauf zu und riß es vom Boden auf.

Es war viel Geld!

Sie nahm es mit beiden Händen, preßte es gegen ihre Brust, wo an der Kette das kleine goldene Herz hing.

Er ließ sie am Leben, er gab ihr Geld, er schloß die Thür wieder auf.

Einen flammenden Blick voller Haß — nein, voller Verachtung! — warf sie noch auf ihn; dann, mit einem gellenden Hohnlachen, war sie bei der Thür und im nächsten Augenblick zum Zimmer hinaus.

— — — — — —

Alkibiades erhob den Revolver und zielte. Er zielte auf das süße Antlitz der neapolitanischen Psyche, welches das Licht der Lampe bestrahlte. Er drückte ab.

Zertrümmert sank das Götterbild von seiner Säule herab, ein Häuflein gelber, häßlicher Scherben.

Dann ging er in das Totengemach, trat zu der Leiche seiner Frau und sagte mit lauter, klarer Stimme:

„Creseenz, denke dir: sie nahm das Geld! Du im Tode Geliebte, vergib mir. Teueres Weib, ich darf dir nicht nachfolgen in deinen himmlischen Frieden; denn ich habe deinen Opfertod durch ein langes Leben voll guter Thaten zu sühnen. Heiliger Schatten meiner unsterblichen Toten, hilf mir dabei."

Also hattest du doch einen Tod, um den dein alter Freund dich selig preisen kann, braves Cenzl.

Eine Frage. Nach dem Gemälde von Hans Borchardt.
(Münchener Secession 1900.)

Die Weſtminſter-Abtei im XVII. Jahrhundert.

Von der engliſchen Freiheit und ihren Hütern.

Von

Edmund Schüler.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Es gibt in Deutſchland noch ſo manchen, dem engliſche Freiheit ein Begriff, engliſche öffentliche Zuſtände ein politiſches Ideal ſind. Nun erſt in England! Wie bald vernimmt man, als Fremder jenſeits des Kanals gelandet, daß man nun in „the land of the freedom“ ſei! Wie oft wird, wenn preiſend ihrer Länder Wert und Zahl Ausländer und Inländer beiſammen ſitzen, dieſer höchſte Trumpf dem unfreien Nichtengländer gegenüber ausgeſpielt. Politiker, Privatleute, Dichter, alle wetteifern in ſeiner Betonung. Wie gern ſingt man's nicht:

There's a land, a dear land, where the rights of the free,
Though firm as the earth, are as wide as the sea;
Where the primroses bloom and the nightingales sing,
And the honest poor man is as good as a king!

Ob die Primroſes, die Schlüſſelblumen, und die Nachtigallen ſpecifiſch engliſche Einrichtungen ſind, ſoll hier unerörtert bleiben. Aber der „ehrliche arme Mann“, der ſo gut iſt, wie ein König — und die meereswelten Rechte des freien Mannes, wie ſteht's mit ihnen? —

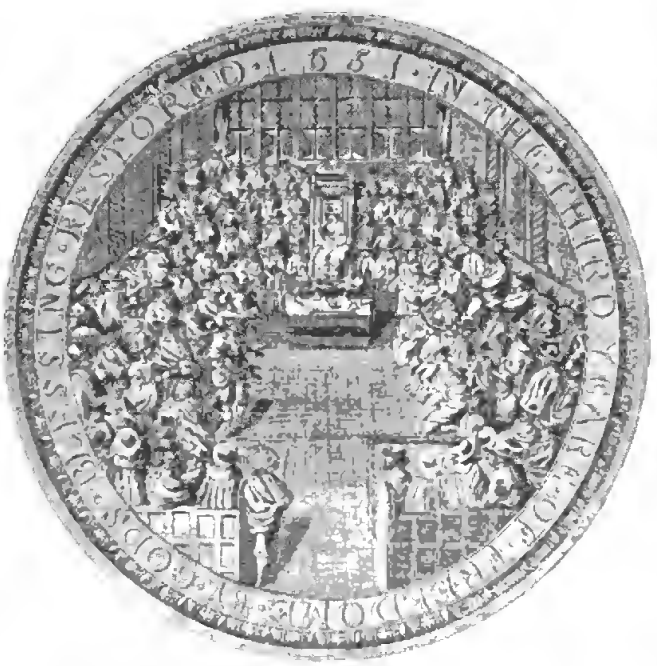
Es iſt im freien England volkstümliches Axiom der allgemeinen Bildung, daß dort der Abſolutismus, wie er noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert den Kontinent beherrſcht habe, ſchon mit 1215 ein überwundener Standpunkt geweſen ſei. 1215 iſt das Jahr der Magna Charta. Das abſolute Königtum der erſten Normannen ſeit 1066 war ein gerechtes und feſtes Regiment geweſen. Aber die ſpäteren Herrſcher hatten nicht verſtanden, das Erbe Wilhelms des Eroberers und Heinrichs II. zu erhalten. Schon Richard Löwenherz wußte England, in dem er ſich faſt nie aufgehalten hat, nur im Intereſſe perſönlicher Neigungen zu brandſchatzen. Die Regierung Johanns, mit dem Morde des eigentlichen Thronfolgers beginnend, iſt eine Reihe grauſamſter Erpreſſungen

und willkürlicher Entsetzungen. Dabei gehen die französischen Erblande an Philipp II. ohne Schwertstreich verloren; als sich Philipp im Auftrage des Papstes anschickt, auch England zu erobern, gibt Johann sein Land an Innocenz, um es als dessen Lehen zurückzunehmen, ja die Gefahr abzuwenden und sein Schreckensregiment nur um so wüster fortsetzen zu können. Kein König ist er, sondern ein Landesfeind; der gerechte Unmut und der geschlossene Widerstand des ganzen Volkes in der Notwehr zwingen ihn, die Charta zu geben. Ist doch ihre wichtigste Bestimmung der Artikel 39, der allen „freemen" (gemeinfreien Grundbesitzern) Sicherheit vor Vergewaltigung und Beraubung verspricht. — Johanns unmündiger, abenteuerlicher Nachfolger Heinrich III., von Frauen und französischen Günstlingen geleitet, stellt fast ebenso unerträgliche Anforderungen an das ausgesogene Land für fremde Zwecke.

Unter den vielen Versammlungen der Barone während Heinrichs Regierung, alle berufen zur Bewilligung außerordentlicher Kriegshilfsgelder, ist eine vom Jahre 1246 von frühen Historikern zum erstenmal „parliamentum" genannt worden; die wichtigste jedoch ist die von 1265, zu der Simon von Montfort, Schwager des Königs, aber Führer der Opposition und des Heeres derselben, nach Besiegung und Gefangennahme des Königs „in dessen Namen" zwei Ritter aus jeder Grafschaft, zwei freie Bürger aus zwanzig Städten und einige andere berief, die ersten Gemeinfreien, die ersten ‚Commons'.

Hier wie später handelte es sich natürlich zunächst nicht um ein Recht, sondern um einen Befehl, zur Geldbewilligung beim Könige zu erscheinen. Nach lange entzog man sich, schon der Kosten wegen, gern der unangenehmen Pflicht. Ja, es sind später sogar Rufe zur Beschickung eines parliamentum an Städte ergangen, die sich dem Könige mißliebig gemacht hatten und denen eine versteckte Strafe zugefügt werden sollte. — Auch waren die Versammlungen bald größer, bald kleiner; sie tagten in den verschiedensten Städten; es stand natürlich beim Könige, wann er und ab er seine Getreuen zur Geldbewilligung zu sich beschied. — Aber das Gemeinsamkeitsgefühl der Berufenen, der großen wie der kleinen Vasallen, die Anlehnung aneinander zum Schutze vor Wiederholungen ausgestandener Verfolgungen, dies ist der Erfolg jener Zeiten gewesen.

Freilich waren die Kleinen, die Commons, wenn sie auch zusammen mit den Großen tagten, diesen nicht gleichgestellt. Die „Großen" waren, außer zu diesen Versammlungen, zu weiterer Thätigkeit im „großen Rat" des Königs berufen. Hierzu zogen sie sich in des Königs Räume zurück. Und endlich trennten sie sich dauernd, nur bei Meinungsverschiedenheiten sich wieder vereinigend. 1370 wählten die Commons ihren eignen Präsidenten, ihren ersten „Sprecher", der für sie mit dem Könige sprach, und bekamen zu ihren Versammlungen ein besonderes Haus, das nachstehende Kapitel der Abtei von Westminster, angewiesen. —



Das große Siegel des Common Wealth aus dem Jahre 1651.

Westminster war von Anfang an die Residenz der englischen Könige gewesen; in seiner so berühmt gewordenen Abtei wurden sie gekrönt. Fern

der City, im Freien an der Themse, hatten schon Knut, Edward der Bekenner, Wilhelm der Eroberer ihre festen Schlösser erbaut. In den Räumen der königlichen Residenz tagten denn auch jene ersten Versammlungen, die der König „zu sich" beschied. Noch heute nennt man das Parlamentshaus „Westminster Palace"; es ist, als sollte äußerlich sichtbar bleiben, daß das Parlament den König aus seinem Hause verdrängt hat. Schon 1530 vertauschte Heinrich VIII. das alte Schloß mit einem anderen, und Westminster war von da ab nicht wieder königliche Residenz. 1550 zogen denn auch die Commons wieder um in den Palast; St. Stephens Chapel, eine gotische Kapelle des Palastes, wurde ihnen angewiesen; ein länglicher Raum, in welchem zu beiden Seiten eines Mittelganges je fünf Reihen Bänke standen und an Stelle des Altars der Chair für den Sprecher, vor ihm der Tisch mit drei Schreibern. An die Kapelle stieß das „Gemalte Zimmer" und jenseits von diesem lag die Chamber der Großen, der Lords. Wenn in der Folge beide Körperschaften vereint beraten wollten, so kamen sie in der „Painted Chamber" einander entgegen.

Die Westminster-Hall. Stich von Owen aus dem Jahre 1818.

Bis 1834 ist diese Anordnung bestehen geblieben. Eine Feuersbrunst zerstörte 1834 die gesamten Gebäude des alten Palastes bis auf die „Great Westminster Hall" und die Krypta unter St. Stephens Chapel. Beide bilden Teile des 1852 vollendeten neuen Parlamentshauses.

„Great Westminster Hall", ein gewaltiger gotischer Bau (73 m lang, 21 m breit, 28 m hoch), eine Art Kirche ohne Turm, ist von Richard II. 1397 erbaut worden. Mitten in die schöne graue Fassade des neuen Palastes Barrys und Pugins mit ihren feinen geradlinigen Teilungen, mit ihrem reichen spätgotischen Detail, mittenlängs hinein ist sie aufgenommen worden. Ihre roheren, schmuckloseren Formen und ihre ungefüge Gestalt würden das schöne Gebäude wohl noch unangenehmer unterbrechen, wenn nicht die beiden gewaltigen Türme, der Victoria Tower (103 m) am Westende und St. Stephens Tower (97 m) am Ostende der fast 300 m langen Häusermasse alles Unregelmäßige zwischen sich zu einem einheitlichen Bilde zusammendrängten.

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß fast gleichzeitig mit der Zerstörung der alten Häuser auch in den Institutionen der englischen Verfassung eine grundlegende Wandlung vor sich ging. In das neue Haus zog ein neues parliamentum ein.

Nach der großen Regierung Eduards I. (1272—1307) war es wieder Unfähigkeit und Verblendung seiner Nachfolger, die eine Stärkung der Macht des Parlaments herbeiführte. Des schwachsinnigen Eduards II. Absetzung durch die Barone (Lancasters), des habgierigen Eduards III. Geldnöte, Richards II. an Johann ohne Land erinnernde Regierung, die mit seiner Gefangensetzung endigte, — die Schwäche des Hauses Lancaster (von 1399 an), das als Usurpator von dem sich gleichberechtigt fühlenden Adel bedrängt wurde und nur durch den Glanz der französischen Kriege sich erhielt, — die Schreckenszeit des Kriegs der beiden Rosen um die Krone, in dem fast der gesamte hohe englische Adel in gegenseitigem Kampfe dahinsank, — das alles bewirkte, daß zur Zeit des Regierungsantritts der Tudors die niedere Ritterschaft und die Commons ganz wesentlich an politischer Macht und Bedeutung gewonnen hatten.

Die glücklicheren Tudors (1485—1603)

Das Haus der Commons. Stich von Wallis aus dem Jahre 1815.

hatten vom hohen Adel, der sich verblutet hatte, nichts mehr zu fürchten. Und da sie auch des Geldes der Commons nicht so sehr bedurften, so konnte 1593 der Lord Siegelbewahrer ihrem Speaker erklären, die Commons hätten Ja oder Nein zu sagen, aber nicht das Privilegium zu reden, was ihnen in den Kopf komme. Weise ließen die Tudors den Commons ihr Ja und Nein. Aber im XVII. Jahrhundert suchten die verblendeten Stuarts das einmal Errungene umzustoßen; sie trachteten danach, der Commons zu entraten; sie schickten sich an, die Freiheit der nationalen Kirche von päpstlicher Einmischung, die durch soviel Blut erreicht war, aufzugeben; schlimmer noch, auch sie die hochmütigen, von Schmeichlern umgebenen, gottbegnadeten Jacobs und Karle scheuten nicht willkürliche Verfolgungen und schamlose Erpressungen, und so ereilte auch sie das Schicksal Johanns und Richards II. Wilhelm von Oranien aber mußte der ihn wählenden Convention vorerst die „Declaration of the Rights“ geben, in der die Rechte des Königs und des Parlaments festgelegt wurden. Schon 1714 ging die Krone ans Haus Hannover über; wieder eine fremde Dynastie! Georg I. und II. sprachen nicht englisch, sie kümmerten sich kaum um England: ist's verwunderlich, wenn bei all diesem Unverstand und Unbestand der berufenen Herrscher ganz allmählich die in der Politik doch unentbehrliche einheitliche Leitung in die Hände der regierenden Klasse, des Parlaments und des aus ihm gebildeten Kabinetts überging? Gelegentlich der Wahl Wilhelms von Oranien bildeten sich in England jene zwei großen Parteien, die seither miteinander sich in dieser Führung der englischen Politik abgelöst haben, die „Whigs“ und die „Tories“; letztere waren damals für die Beibehaltung der Stuarts, für „church and crown“, — erstere für „resistance!“, für den Oranier. Ursprünglich gegenseitige Schimpfnamen, wurden Whig und Tory allmählich officielle Bezeichnungen, verlieren sich jedoch zu gunsten von „liberal“ und „konservativ“.

War aber nun jenes Parlament oder jenes Unterhaus eine Vertretung des „freien Volkes“ im modernen Sinne? Davon war es weit entfernt. Es war eine Vertretung gewesen, im Anfange, der niederen Ritterschaft und der Gemeinfreien; im Laufe der Jahrhunderte war ganz bestimmt festgelegt worden, wieviel Grundbesitzertrag ein Grafschaftsangehöriger haben mußte und auf welche Weise er zu dem Grundbesitze, dem „freehold“, gekommen sein mußte, um an der Wahlversammlung teilnehmen zu dürfen, in der durch gemeinsame Acclamation gewählt wurde. Die Zahl der Städte, welchen das Privilegium der Beschickung zustand, stand ebenfalls fest. So war es gekommen, daß im Anfang des XIX. Jahrhunderts eine ganze Reihe jüngerer blühender Städte und ihre vielen Tausende von Bewohnern unvertreten waren, während jene alten privilegierten Ortschaften ruhig weiter ihre Abgesandten schickten, — daß die wenigen alten „freeholders“ der Grafschaft weiter wählten, während für die wirtschaftlichen Verhältnisse dort jenes Erfordernis längst jede Bedeutung verloren hatte. So war es gekommen, daß im Anfang des XIX. Jahrhunderts 350 Mitglieder

des Hauses, weit über die Hälfte, durch 180 Individuen gewählt wurden! Da war das berüchtigte Old Sarum, eine gänzlich vom Erdboden verschwundene Ortschaft — „rotten borough“ war der technische Ausdruck für solche —, für welches ein einziger Mann 40 Jahre lang zwei Abgeordnete ins Parlament entsandte, und andere ähnliche! Die Folge dieser Zustände war, daß die Mandate allmählich Handelsobjekte der verarmten Privilegierten wurden, denen ehrgeizige Reiche sie abkauften. Ein ganzer Maklerstand hatte sich für diese Geschäfte gebildet, und die Preise eines Mandats schwankten zwischen 20 000 und 200 000 Mark. Unter Georg I. und II. verfügte der whigische Adel allein über 140 „Flecken“, — Georg III., der erste der Hannoveraner, der thätig in die Regierung einzugreifen bemüht war, begann dies auf dem besten Wege, indem er offen fabelhafte Summen anwandte, um möglichst viele Wahlkreise für Abgeordnete zu erstehen, die ihm zu folgen verpflichtet wurden.

Diese Zustände sind dem damaligen England nicht so ungeheuerlich erschienen, wie uns. Sie entsprachen der inneren Entwickelung auch ganz gut. An Stelle der alten grundbesitzenden Aristokratie war durch den gewaltig emporkommenden Handel die kapitalbesitzende Klasse tonangebend und mächtig geworden. Ihr rein kaufmännischer Geist ertrug es dabei ganz gut, daß auch die Parlamentsmandate gehandelt wurden. Aber gerade an diesem Vorgange wird zu erkennen sein, daß es sich in der damaligen englischen Volksvertretung nicht so sehr um die Freiheit des „honest poor man“ handelte, als um eine Machtfrage; aus dem Absolutismus des Grundbesitzes wurde der des Kapitalbesitzes. —

In drei großen Reformgesetzen hat das neue Jahrhundert hier Wandel geschaffen, 1832, 1867 und 1884/85; allerdings bleibt das letzte immer noch zurück hinter den „Freiheiten“ der deutschen Reichsverfassung von 1871.

Zwar ist seit 1871 wie bei uns geheime Wahl eingeführt. Aber das Wahlrecht ist noch immer an eine uns unbekannte Reihe von Bedingungen geknüpft, ganz abgesehen davon, daß von den etwa $6^1/_2$ Millionen Wahlberechtigten außer anderen Privilegierten (Universitäten ꝛc.) noch 160 000 je zwei Stimmen besitzen. Da muß auch in den ländlichen Wahlkreisen der Wähler Eigentümer oder Pächter von Land mit bestimmtem, wenn auch geringem Minimalertrage sein, in den städtischen Kommunalsteuern zahlen, oder allgemein Wohnungen von

Der König redet das Parlament an, im April 1831. Stich von H. Melville.

bestimmtem Mietswert innehaben und zwar zwölf Monate ununterbrochen bis zum 15. Juli, dem Tage der Aufstellung der Wahllisten; da sind eben diese Wahllisten oder Register, in die der Wähler bei Verlust seines Wahlrechts für das betreffende Jahr eingetragen werden muß, eine zeitraubende, mit allerlei Weiterungen verknüpfte Eintragung, derentwegen viele kleinere Leute nicht in der Lage sind, ihre Rechte auszuüben; andererseits sind gerade die beiden großen Parteien eifrigst bemüht, Mitgliedern jederzeit ein angenehmer Aufenthalt, auch Logierzimmer, Essen und Trinken, Bad, Billard, Bibliothek, Zeitungen und daneben der so wichtige Anschluß an Gleichgesinnte und Gedankenaustausch über politische Fragen im privaten Kreise geboten wird. Hier werden die Traditionen der Partei gepflegt; hier wird zuerst bekannt, wer ein party-leader oder gar Minister werden mag.

Jene Wahlbeschränkungen und der Vorsprung der alten Parteien haben es zum

Das frühere Haus der Lords. Die Königin eröffnet die Session des Parlaments.
Stich von H. Melville.

das Register, von dem ihr Schicksal abhängt, mit zuverlässigen Angehörigen zu füllen.

Liberal und Konservativ beherrschen auch sonst, äußerlich wenigstens, das Wahlfeld ausschließlich. Von den beiden Centren in London, der National Conservative Union und der National Liberal Federation aus leiten die beiden Parteien ihre in fabelhaften Dimensionen betriebene Agitation. In der Provinz stehen ihnen neben den eigentlichen Parteiagenten besonders die auch in den kleinsten Ortschaften bestehenden konservativen und liberalen Klubs zur Seite, jene in Deutschland fast unbekannte Sitte der politischen Klubhäuser, in denen den größten Teil bewirkt, daß es die ärmeren Arbeiterklassen bisher nicht, wie in Deutschland oder Frankreich, zu nennenswerter eigner politischer Vertretung brachten. Dem Stimmkauf und der Bestechung ist zwar noch 1883 durch ein besonderes Gesetz ein Riegel vorgeschoben worden; man hat z. B. für die Wahlunkosten eine Maximalsumme von allowable expenses festgesetzt. Aber die Kosten eines Mandats betragen, außer der vom Kandidaten zu hinterlegenden Kaution von 20000 Mark, auf die Stimme berechnet etwa 6 Mark — in Deutschland 50 Pfennige.

So ist es erklärlich, weswegen man recht

Brand des Parlaments im Jahre 1834.
Nach einem farbigen Stich.

landläufig in England vom Parlament als vom „finest club“ redet. In der That hat für den, der oft in seinen Räumen geweilt hat, der Name viel Richtiges.

Noch heute gibt's im „house of commons“ „baronets-debates“: Gutsbesitzer, Rechtsanwälte, junge ehrgeizige Adlige, Eisenbahn- und Bankdirektoren, Industrielle und ausgediente Beamte — wenige Mitglieder werden nicht zu einer dieser Kategorien gehören. Alle aber umgeben sich mit der gleichen Art exclusiver Atmosphäre.

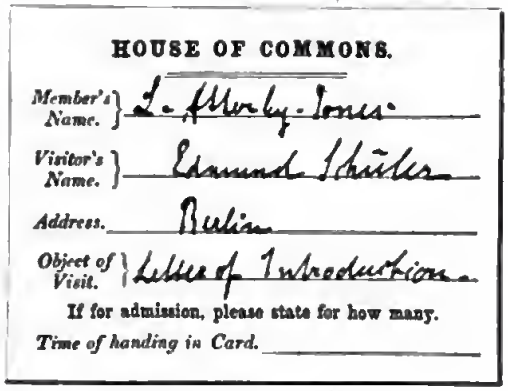
Ein Mann, der die Buchstaben M. P. auf seiner Karte stehen hat, bedeutet auch ungleich mehr in England, als ein Reichstagsabgeordneter bei uns. Er ist der gesellschaftliche Mittelpunkt seines Wahlkreises; er ist im Umsehen Ehrenmitglied einer Unzahl von Vereinen aller Arten; er muß bei Wohlthätigkeitsveranstaltungen dem Feste die Feier durch seine Anwesenheit verleihen; er spricht bei Gastmählern und Einweihungen; er ist oder wird Direktor von Gesellschaften; er verteilt die Preise bei Sportfesten; an ihn wenden sich Scharen von stellungsbedürftigen Klienten: so wirkt noch in die Zeit des individuellen Wahlrechts die uralte Stellung des früheren englischen Parlamentsmitgliedes als eines seiner Grafschaft angehörigen patriarchalischen Gesamtvertreters nach.

Kein Wunder, wenn so der Auserwählte, seiner politischen Würde sich noch bewußt, den Weg nach Westminster stolzeren Schrittes, stets im feierlichen langen Rock und glänzenden Seidenhut antritt. Ja, er hält soviel auf Würde, daß er selbst im Hause dort den Hut nicht abnimmt; — erstaunt wird jeder Neuling von der Tribüne auf die Versammlung leuchtender Cylinder hinabsehen!

Westminster-Palace, das englische Parlamentsgebäude.

Und wie ſchwer iſt es dem „honest poor man“ in England, der Gunſt teilhaftig zu werden, einmal auf jene Hüte hinabſehen zu dürfen! Es iſt eine berechtigte Eigentümlichkeit des engliſchen Parlaments, daß es überall zu klein iſt und meiſt unzugänglich.

Im „house“ ſelbſt iſt gegenüber 670 Parlamentsmitgliedern nur Sitzgelegenheit für 360 vorgeſehen. Auf den längeren Seitengalerien ſind zwar noch zwei enge Reihen mit zuſammen 124 Plätzen für Members, — jedoch ſind ſie der Fiktion nach nicht „in the house“, und niemand darf von hier aus ſprechen. — So mag ſich des Platzes wegen der honest poor stranger auf ſeiner unbequemen winzigen „Strangers Gallery“ tröſten. Aber auch, geſetzt, das Haus ſei unbeſucht: unbehindert gelangt er nur in die Weſtminſter Hall. Ein „letter“ für ein Parlamentsmitglied wird auch noch den Cerberus an der Stephens Hall ködern, eine Eingangshalle, durch deren offenen Bogen er andächtig eintreten darf in die Central Hall, den Mittelpunkt des ganzen Palaſtes; eine 23 m hohe, reich gerippte und vergoldete gotiſche Wölbung, in deren Feldern venezianiſche Glasmoſaiken mit heraldiſchen Figuren eingelegt ſind, erhebt ſich über ihm. Aber bis hierher und nicht weiter! Hier ſchreibt man an einem offenen Pult mit Gänſekiel auf eine Karte den Namen ſeines Parlamentsmitglieds, eignen Namen und Begehr — und wartet mit vielen anderen


HOUSE OF COMMONS.

Member's Name. L. Atherley-Jones

Visitor's Name. Edmund Schüler

Address. Berlin

Object of Visit. Letter of Introduction.

If for admission, please state for how many.

Time of handing in Card.

Eintrittskartr in das Parlamrnt.

in Reih und Glied, von Schutzleuten gemaßregelt, ſtundenlang, oft ganz vergeblich, — um am nächſten Tage wiederzukommen. Ja, wer in Begleitung einer Dame iſt! Er hört wohl ſchneller frohlockend ſeinen Namen rufen und ſieht elaſtiſchen, gönnerhaften Schrittes ſein Parlamentsmitglied aus den Tiefen des Korridors auf ſich zuſchreiten, gnädig ein weniges den Seidenhut lüftend. Er wird von den ehrfurchtstriefenden und neidiſchen Blicken der noch Wartenden verfolgt, wie er nun für zehn Minuten politiſierend oder konverſierend luſtwandeln darf. Er bekommt ſeine Einlaßkarte, ſein „pink-ticket“ für die Strangers Gallery. Devot bedankt er ſich, um die kleine eiſerne Wendeltreppe dort hinauf zu ſteigen. Seine Dame jedoch wird vom Parlamentsmitglied huldreich in obere Regionen an der anderen Schmalſeite des Hauſes geleitet, wo — Frauen dürfen das house nicht betreten — über der Gallery der Preſſe die Wand aus einem zierlichen engen, bronzeartig ſchimmernden, blumengeſchmückten Drahtgeflecht beſteht, durch deſſen Maſchen den ladies vergönnt iſt, dem house zu lauſchen, ohne ſich in ihm zu befinden. Von der Strangers Gallery iſt es ein eigentümlicher Anblick, die hellen Toiletten der Damen

The Right Hon. The Lord Chancellor on the woolsack.
Zeichnung von Curt Agthe.

von Zeit zu Zeit sich an jene geheimnisvollen, feinmaschigen Gitter drängen zu sehen, und oft mag's dem unglückseligen Stranger auf seiner Gallery interessanter erscheinen, als die Reden der Weisen unten im Hause.

Wie in der alten St. Stephens Hall stehen die Bänke zu beiden Seiten eines Ganges parallel den Langseiten des rechteckigen Raumes, der nur 19 m lang, 14 m hoch und 14 m breit ist. Wie von alters, sitzt am Ende des Ganges auf seinem gewaltigen Chair, einer Art Thron mit Baldachin, den er auf drei Stufen ersteigt, der Speaker in langer weißer Allongeperücke. Wie von alters vor ihm, ihm den Rücken drehend, am Tische des Hauses die drei Clerks. Quer über dem anderen Ende des Tisches jedoch liegt das lange, reichgoldene Scepter, die „mace", Wahrzeichen der Macht des Hauses, solange der Speaker ihm präsidiert, — das dem Speaker bei seinem Einzuge vorangetragen wird. Welch ein Bild dieser tägliche Einzug! Das Spalier der devot an der Thür mit gelüfteten Hüten wartenden Abgeordneten, — die Vorgänger in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, — der Serjeant-at-Arms, der kniehosen- und degengeschmückte Ordnungsbeamte des Hauses, mit dem schweren Scepter über der Schulter, — der Speaker im langen Talar, dessen Schleppen Pagen tragen, — der Kaplan des Hauses, auch im Talar, — weiteres Schließergefolge. An seinem Chair angekommen, verbeugt sich der Speaker tief und demütig vor diesem Möbel; der Kaplan verliest drei Gebete für König, königliche Familie und Parlament vor den stehenden Abgeordneten. Bei einem vierten haben alle sich umzudrehen und zur Wand zu sehen. Dann erst besteigt der Speaker seinen Chair, während der Kaplan sich rückwärts, immer mit dem Gesicht zum Chair, unter zahlreichen Verbeugungen hinaus begibt, hie und da mit hereinkommenden Abgeordneten unsanft kollidierend. —

Der Einzug geht um drei Uhr nachmittags vor sich, vor welcher Zeit die Commons nicht zu tagen belieben. Daher die meisten Sitzungen bis in die Nacht, — bei wichtigen Gelegenheiten bis an den Morgen währen. Dabei ist die Zeit bis etwa zehn Uhr abends die im ganzen unwichtigste. Von drei bis vier Uhr etwa ist die interesselose Stunde der Privatbills, der Eisenbahnfragen und Landkonzessionen; gähnende Leere, trostlose Reden! Dann beginnt eine aufheiternde Episode, die Interpellationszeit, „questiontime", von der das Haus so gern Gebrauch macht, um große und kleine Sorgen, entrüstete oder gehobene Stimmung in Form einer Frage an die Regierung anzubringen. Zwischen vierzig und achtzig Fragen werden so an einem Tage in etwa $^5/_4$ Stunden erledigt; die Luft ist elektricitätsschwanger; hie und da lösen sich Spannungen und kleine Animositäten. Hier glänzt die Schlagfertigkeit und der Witz; hier ist auch die

Einer der Speisesäle im Parlament.
Aufnahme von Russell & Sons, London.

beſte Gelegenheit für das Parlamentsmitglied zu — Verſtößen gegen die ſo ſchwere Sitte des Hauſes, jenen ungeſchriebenen Kodex, der dem Parlamentsmitgliede ſoviel Vergnügen wie Angſt bereitet. Wehe dem Parlamentsmitglied, das bedeckten Hauptes am Eingang vor der „Bar", der ideellen Schranke des Hauſes gegenüber dem Chair, die nur Mitglieder paſſieren dürfen, zu ſtehen wagt! Wehe dem, der nach Paſſieren der Bar auf dem „floor of the house" zwiſchen Bar und Bänken ſtehen bleibt, wer hier Gruß und Verbeugung zum Chair vergißt, — wer hier den Hut nicht aufſetzt! Wehe dem Parlamentsmitglied, das ſich zwiſchen Chair und Redner bewegt! Der gar ein Buch mit ins Haus brächte! Wehe endlich dem Neuling, der zum erſtenmal im Hauſe reden will: ſtets iſt das ſpottfrohe Haus neugierig auf „Neue", auf ihren „maiden-speech", die Jungfernrede; leicht „haſcht ein ſolcher das Auge des Speakers", catches the Speakers eye, d. h. bald nimmt dieſer Gelegenheit, ihn zu „ſehen", wenn er, den Hut lüftend, aufſteht, um ihm das Wort zu erteilen. Hat er nun das Wort, den Hut wieder auf, iſt er ohne einſchüchternden Order-Ruf bis hierher gekommen, wieviel Klippen lauern auch hier noch auf den Ärmſten! Da heißt es nicht zu vergeſſen, niemals das Haus oder einzelne anzureden; der Redner ſpricht nur zum Speaker und beginnt ſeine Rede mit „Sir". Da heißt es, wenn über Vorredner geſprochen werden muß, nicht ihre Namen zu gebrauchen, ſondern nur vom „Abgeordneten für Briſtol", vom „Member for Durham" ꝛc. zu reden . . . Nein! Welche Nachläſſigkeit! Nicht vom Member, ſondern vom „Honourable Member for X" muß ganz allgemein geſprochen werden; vom adligen Parlamentsmitglied heißt es „the noble member", vom militäriſchen „the galant", vom Juriſten „the learned", vom früheren Miniſter „the right honourable Member"; — „the right honourable baronet the member for the University of Oxford, das Wirklich Oberhochwohlgeborene baronliche Mitglied für die Univerſität Oxford hat ſoeben gemeint . . ." habe ich einen Redner beginnen hören!

Unwillkürlich wird man ſich bei dieſen feinen Unterſcheidungen des honest poor man as good as a king aus dem Liede erinnern. Dies mit um ſo mehr Recht, als auch im house of Commons ſelbſt die noble members, wenn irgend ſie Fähigkeiten haben, in viel ſchnellerer Carriere es zu Parteiführern bringen, als andere. Es ſind im freien England nicht weniger Angehörige des Adels Miniſter, als bei uns. Nur ein Unterſchied iſt inſofern vorhanden, als bei uns Fürſt Hohenlohe ſo gut wie jeder andere Regierungsvertreter vor dem Reichstag ſpricht, in England jedoch der hochadlige Miniſter, der alſo Peer iſt, es unter ſeiner Würde hält, im house of Commons zu erſcheinen, wo das Höchſte ein Baron iſt; er ſpricht nur vor ſeinesgleichen im house of Lords. So kommt Mr. Chamberlain oder Mr. Goſchen, der Marineminiſter, ins Unterhaus, der Marquis of Salisbury und der Kriegsminiſter Viscount of Lans-

Die Bibliothek im Hauſe der Commons.
Aufnahme von Ruſſell & Sons, London.

downe nur ins Oberhaus.

Dort sitzen sie nicht auf dunkelgrünen Polstern, sondern auf den feierlichen roten Saffianlederſitzen der Lords; nicht des Speakers Chair ist dort höchste Gewalt, sondern das Haus selbst; dort sprechen sie zu den noble lords und nicht zum Mr. Speaker; an Stelle des Chair steht auf erhöhtem Boden unter einem roten und goldenen Himmel der gold- und edelsteinstrotzende Königsthron; davor erst, im Gange, auf jenem so berühmten „Wollsack", einem viereckigen, sehr breiten rotbezogenen, lehnlosen, unförmlichen Sitz, sitzt der Lord Chancellor mit riesiger Perücke; er leitet nur, er hat kein Ordnungsrecht über seinesgleichen, — nie geschieht etwas wider die Ordnung. Gleichmaß und höchste Würde herrschen in diesem feierlichen Raume. Von dem hohen eichenen Wandgetäfel mit seiner wunderbaren Schnitzerei und dem feinen goldenen Schmuck darauf, von den kostbar gearbeiteten, zart durchbrochenen güldenen Geländern der ringsumlaufenden schmaleren Galerie, von den feingerippten gotischen bunten Fenstern über den Galerien oder bei Abend durch die gerade, in neunzig Felder durchbrochene goldglänzende Decke — geht ein abgetönter, reicher, doch ruhiger Glanz aus, wie ein verklärender Schimmer um die Häupter der Großen des Landes. Zwischen den Fenstern oben in 18 Nischen aber stehen die Statuen der großen Barone von 1215, die Johann die Charta diktierten: Warum stehen sie wohl im house of Lords? Kaum, weil die Freiheit gerade des honest poor man in der Charta errungen werden sollte!

William Ewart Gladstone.
Aufnahme der London Stereoscopic Co.

Wie im alten Westminsterpalace zu beiden Seiten der Painted Chamber, liegen sich auch heut Upper und Lower House gegenüber. Wenn die Thüren der beiden geöffnet ständen, so könnte der Sprecher der Commons durch sein Haus, den Korridor, die Central Hall, den Korridor jenseits, das Haus der Lords, über den woolsack hinweg bis zum Königsthrone sehen. Aber die beiden Häuser kommen nicht mehr zu gemeinsamer Beratung etwa in der Central Hall zusammen. Die hohen Lords von heute haben sich von den Commons immer weiter entfernt. Und so haben sie Rückhalt und Initiative verloren.

Der Gang der englischen Gesetzgebung ist heute im allgemeinen der, daß das Unterhaus eine Bill in den nötigen drei Lesungen (erste und dritte im Plenum, zweite im Committee) passieren läßt, — daß der erste Clerk sie dann an die Bar der Lords hinüber bringt, — daß sie das Oberhaus passiert, worauf die königliche Zustimmung gegeben wird.

Letztere muß im Oberhause erfolgen und zwar in Gegenwart auch der Commons. So wird denn vor Beginn des Aktes der „Gentleman of the Black Rod", der im Oberhause etwa dem Serjeant-at-Arms drüben entspricht, hinüber zu den Commons entsandt. Angethan wie jener mit Kniehosen, Schwert, Schnallenschuhen und schwarzer Tunika, bewaffnet mit dem Black Rod, dem Ebenholzstabe, von dem er seinen Namen hat, macht er sich auf den Weg. Wenn die Schließer des Unterhauses sein Kommen bemerken, rufen sie laut den Serjeant-at-Arms; schleunigst schließt dieser die schwere Eichenthür des house, wie um seine Unnahbarkeit für Abgesandte von Lords und König darzuthun. Dreimal schlägt Black Rod gegen die Thür. Sie öffnet sich. Der Speaker erhebt sich von seinem Thron. Dreimal sich verbeugend und tiefernst naht Black Rod dem Tisch des Hauses und spricht von hier aus seine Ladung an das Haus. Dann zieht er sich zurück. Gleich darauf begibt sich der Zug der Gemeinen, Serjeant-at-Arms mit dem Scepter und der Speaker voraus, durch die Central Hall zur Bar der Lords, an der sie stehend der königlichen

Erklärung beizuwohnen haben. Recht wenig feierlich geht es hierbei nur zu oft her; faßt doch der Raum an der Bar der Lords höchstens 80—100 Personen; da heißt es denn stoßen und ellbogenstemmen, um einen Platz zu ergattern, und wenn auch hie und da einmal Speaker, Serjeant-at-Arms und Scepter zu Boden gerissen werden. Um so feierlicher wird es gleich darauf: einer der Clerks des Oberhauses verliest zunächst aus einem Riesenpergament die königliche Botschaft, daß die Königin die fünf Royal Commissioners, die in ihren scharlachroten Roben und Dreimastern auf einer Bank vor den Stufen des Thrones Platz genommen haben, mit der Erklärung in ihrem Namen beauftragt habe. Der „Clerk of the Crown" an der rechten Seite des Tisches verliest sodann das beratene Gesetz, verbeugt sich vorher und nachher zu den Commissioners und überreicht die Bill dem „Clerk of the Parliament" auf der linken Seite. Auch dieser verbeugt sich zum Thron, dann zum Speaker an der Bar und verkündet ihm in normannischem Französisch: „La Reyne le veult", oder bei Geldbills: „La Reyne remercie ses bons sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veult." Und so gehts fort mit tausend Verbeugungen.

Joseph Chamberlain, P. C., M. P., Minister des Kabinetts. Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Mutet's nicht befremdlich an, dies Bemühen doch ernsthafter Männer, in strenger Befolgung dieser inhaltslosen Formen zu excellieren? Inhaltslos sind sie, so gewiß des Königs Zustimmung seit 1700 schon nicht mehr daran gedacht hat, zu mangeln. Aber des Königs so devote und prunkvolle Verehrung im Parlament ist eben auch ein Teil jenes Codex von schwierigen geheimnisvollen Formen, mit denen das stolze Parlamentsmitglied seine eigne Stellung zu schmücken und mit unnahbarem, ceremoniellem Nimbus zu umgeben sich bemüht hat, eben weil vielleicht unbewußt die Vorstellung von dem unsicheren Grunde, auf dem in modernen Zeiten die Parlamentsherrschaft beruht, ihm vorschwebt.

Doch zurück zu den nun herrschenden Commons: Question-time war angegangen. Noch immer ist das Haus jedoch nicht annähernd gefüllt. Es ist die Zeit, wo die Members eine ihrer Hauptpflichten erfüllen und Freunde und Wahlkreisangehörige durchs Haus geleiten, welches sonst gewöhnlichen Sterblichen nicht zugänglich ist. Da ist der Queen's robing room, die Royal Galery, und das Princes Chamber, Räume, durch die der feierliche Einzug der Königin bei Eröffnung und Vertagung des Parlaments im house of Lords stattfindet und durch die nun der beglückte Provinziale neben seinem Parlamentsmitgliede wandelt. Da ist die großartige Bibliothek der Commons, deren fünf üppige Säle nach der Themse hinaus liegen und deren reiche behagliche Sessel vielleicht der komfortabelste Platz des Hauses sind. Schwere

Lord Arthur J. Balfour, P. C., M. P., erster Lord des Schatzes. Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Marquis of Salisbury, P. C., Premier-Minister und Staatssekretär für die Ausw.-Angelegenheiten, Führer der Konservativen. Aufnahme von Elliott & Fry, London.

Teppiche dämpfen hier den Schritt; kostbare Schreibtische laden zur Arbeit ein; von den Wänden ringsum leuchten die bunten Lederrücken der meist mit verschwenderischer Pracht gebundenen Bücher. Da sind die dining-rooms, tea-rooms, smoking-rooms der Abgeordneten, die sich jedoch in nichts von der üblichen steifen Solidität staatlicher Räumlichkeiten unterscheiden. Nur einer Stelle des neuen Westminsterpalace sei noch besonders gedacht: zwischen zwei vorspringenden, halbhohen Ecktürmen und der einige Meter zurückliegenden Fassade längs der Themse liegt, durch eine Brüstung an der Wasserseite geschützt, die Westminsterterrace. Hier, von „seinem" Parlamentsmitgliede geladen, den berühmten tea on the terrace einzunehmen, ist gewiß ein Herzenswunsch alles Englischen, was überhaupt Ehrgeiz und Wünsche hat. An schönen Frühlings- und Sommernachmittagen entwickelt sich hier ein reiches und vornehmes Bild großstädtischen, hochgesellschaftlichen Lebens. Welch eine Farbenpracht eleganter und kostbarer Damentoiletten; zwischen Blumen, Fächern und Schirmen in allen Koloriten die aristokratischen langen schwarzen Röcke und Seidenhüte; um stilvoll gedeckte Tische wird bei Thee und Biskuit eifrig konversiert, gelacht und viel kavaliert, während draußen auf der Themse die endlose Reihe der Schiffe vorübergleitet und die Insassen neidvolle Blicke zu ihrer Volksvertreter Pracht hinüberſenden.

Earl of Halsbury, P. C., Lordgroßkanzler und Lordsiegelbewahrer.
Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Doch, da ertönt plötzlich das Läuten einer elektrischen Klingel, — auf der Terrasse, in der Bibliothek, in den Gängen, in den Speisezimmern. Welch veränderter Anblick! Plaudernde Gruppen auf der Terrasse zerstieben wie vom Blitz getroffen, — in der Bibliothek springen behagliche Leser zu den Thüren, — im smoking-room fliegen die Cigarren in den Kamin, — Rennen überall, — hin zum house! Rufe: Division, Division! Und in die Chamber zu ihren Bänken stürzen die Abgeordneten. Was geht vor? Die Beratung einer Vorlage ist zu Ende. Der Speaker hat sich erhoben und „die Frage gestellt", put the question, z. B. that this Bill be now read a second time; wer die Bill zur zweiten Lesung kommen lassen will, soll „Aye" sagen. Die Befürworter haben ein gewaltiges Aye unisono ertönen lassen. „Wer nicht will, möge ‚No' sagen!" Ein ebenso gewaltiges No erschallt von der anderen Seite des Hauses. Drauf der Speaker, der zunächst nach Ohrenmaß zu entscheiden versuchen muß: „Ich denke, die Ayes haben es." „No!" ruft der Chorus der Gegenseite. Und dies ist das Zeichen zur „Division". Der Speaker läßt die Läutewerke rufen; im Sandglas des Clerks rinnt der Zweiminutensand, die Frist für Members, sich zur Stimmabgabe einzufinden. Dann werden alle Zugangsthüren abgeschlossen. Der Speaker ersucht die Ayes, den Raum durch die rechte, die Noes, ihn durch die linke Seitenthür zu

verlassen; dort geht es in die schmale „lobby“, an deren Enden die Mitglieder im Gänsemarsch bei den je zwei Zählern (tellers) vorbeipassieren müssen. Hier wird die Zahl der Ayes und Noes (scherzhaft auch eyes, Augen, und noses, Nasen, genannt) festgestellt. Durch die entgegengesetzte Seitenthür treten die Members einzeln wieder ein. Die tellers verkünden am Tisch des Hauses das Resultat. Und lautes Beifallsrufen der siegenden Partei beschließt den Akt. Ist dann etwa das Programm der Sitzung erschöpft, so stellt der Speaker die letzte Frage des Tages: „that this house do now adjourn“; das Haus vertagt sich. Und hoch auf St. Stephans-Turm erlischt gleichzeitig das weit durch die Nacht strahlende, mächtige Bogenlicht, das den Völkern bis dahin verkündete: Noch beraten die Commons!

H. Campbell Bannermann, erster Führer der Liberalen. Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Die größten und bewegtesten Verhandlungen der Commons im letzten Jahrhundert mögen die über die Reformgesetze von 1832, 1867, 1884 gewesen sein. Auch die mancherlei schwierigen Fragen der Wirtschaftspolitik und auswärtige Verwickelungen spiegeln sich natürlich in erregten Parlamentssitzungen. Am höchsten sind wohl die Wogen in der Neuzeit gegangen bei den Verhandlungen über Gladstones irische Gesetze.

Die Bedeutung der irischen Frage für England ist bei uns viel weniger bekannt, als sie verdient. Gerade sie wirft ein grelles Schlaglicht auf die englische Freiheit; gerade sie auch veranlaßt durch ihre Entwickelung zu Gedanken über die gefährdete Zukunft.

Die Geschichte Irlands seit den Eroberungszügen Heinrichs II. ist eine unendliche Reihe grausamster nationaler Kämpfe um die Selbständigkeit, der Unterdrückung und Aussaugung und der Empörungen gewesen. Auch nach der seit 1801 gewaltsam zustande gekommenen Union ist das tief verarmte und zerrüttete Land vom Eroberer mit Ausnahmegesetzen regiert worden; noch bis heute dauert unvermindert der Haß der Eroberten.

Nach Inkrafttreten des neuen Wahlgesetzes von 1883 zogen unter Führung Parnells 85 irische Abgeordnete ins englische Parlament ein. Von jener Zeit an datiert jene Machtstellung der Iren im Unterhause, mit ihren 85 Stimmen das Zünglein für die eine oder die andere Partei zu wenden oder aber durch die von ihnen so unerbittlich angewandte Obstruktion den Gang der Gesetzgebung aufzuhalten.

Lord Rosebery, Sir William Harcourt und Sir Herbert J. Gladstone, Führer der Liberalen.
Nach Aufnahmen von Elliott & Fry, London.

Im Jahre 1885 brachte Gladstone, der sich überzeugt hatte, daß mit Gewalt nichts zu erreichen war, seine berühmte Home Rule Bill ein, die den Iren einen Landtag und Verwaltung unter der Königin geben wollte; kein irisches Heer, keine irische Polizei; also eine der jetzigen Stellung Bayerns im Deutschen Reich nicht entfernt gleichkommende Selbständigkeit. Wochenlang ging die Debatte. In vier gewaltigen Reden führte der große liberale Parteiführer und Ministerpräsident dem Unterhause sein Werk vor Augen. Ununterbrochen sprach beim letzten Male der „große Alte" drei Stunden lang von der „Ehrensache" Englands, von der Notwendigkeit, Früheres wieder gut zu machen. Zum Schlusse rief er mit ausgestreckten Armen den Commons zu, — wie in der Tragödie etwa plötzlich den Geist erblickend, den nur der sieht, dem er erscheint: „Dort, Sir, dort an der historischen Bar der Commons, dort steht flehend Irland und bittet um Gehör!" Und der Sprecher gab das Zeichen. Unter schwülem Schweigen ging die Division vor sich. Als die Zähler den Sturz Gladstones und seines Werkes verkündeten, als es bekannt wurde, daß mit Chamberlain und anderen ein Flügel der Liberalen als neue „Unionists" zu den Konservativen abgeschwenkt waren, brach ein ungeheurer Tumult los. Nach dem minutenlangen Triumphgeschrei der konservativen Union aber erhoben sich die Iren, um „three cheers for the Grand Old Man" auszubringen und alsdann in schweigendem Zuge wie voller Verachtung das Haus zu verlassen.

Eine zweite Home Rule Bill Gladstones scheiterte 1893 am Oberhause. Home Rule ist nicht geschaffen, und die ewig verneinende Partei sitzt noch heute im Parlamente des, wie ihr heutiger Führer jüngst meinte, „sogenannten vereinigten Königreiches".

Schon jetzt verbergen sich unter dem noch gemeinsamen Namen Konservativ und Liberal in England auch eine Menge weiterer Spaltungen wirtschaftlicher, soeialer, konfessioneller Natur, wie sie bei uns als Parteien bestehen. Wenn die Wirkungen des ausgedehnteren Wahlrechts von 1885 erst noch tiefer ins Volk eingedrungen sein werden, dann werden diese Spaltungen deutlicher werden und radikaler. Wünsche und Willen der Massen werden stärker nach Berücksichtigung verlangen. Beginnen doch auch schon heute die inneren Gegensätze der Wahlprogramme der beiden großen Parteien sich bedenklich zu verwischen: jede von ihnen ist bedacht, durch Aufnahme „volkstümlicher Punkte" die größere Beliebtheit zu gewinnen. Die Reform von 1867 ist ein „konservatives", die von 1884/85 ein „liberales" Werk! Wenig ernst ist's im übrigen gemeint: da ist noch immer keine Altersversicherung, keine zureichende Aufsicht der Gesundheitsverhältnisse in der Industrie, der Kranken ꝛc. Recht armselig sind die Rechte des honest poor man.

Wenn dieser aber sich seiner im neuen Wahlrecht schlummernden Macht erst bewußt geworden sein wird, wird dann das Unterhaus, das neue — in dem nicht nur Leute mit aristokratischen Gewohnheiten sitzen werden — mit der ihm durch die Geschichte zugefallenen Regierungsgewalt umzugehen wissen?

Ohne Neid kann der Deutsche auf diese Frage hinübersehen. Früher, als sein freier Vetter, ist er zum allgemeinen Wahlrecht gelangt, früher zum Verständnis für das Nebeneinander gleichberechtigter Konfessionen, größer und gerechter ist das Maß der Selbständigkeit, welches im Deutschen Reiche seinen Mitgliedern zugefallen; eifriger ist man darauf bedacht gewesen, die Stellung des honest poor man zu sichern. Aber so gewiß wie wir diesen Vorsprung nicht einem regierenden Parlamente verdanken, so gewiß liegt in der starken Hand des deutschen Kaisertums die bessere Gewähr, daß die radikaleren Elemente, die äußerlichen und momentanen, die rein utilitarischen Interessen in ihrem unbeständigen Wechsel nicht selbstherrschend den Staat in Gefahr bringen, sondern nur gemäßigt, als Komponenten, zur Geltung gelangen werden.

Wenn der Engländer es sich nach seiner Vergangenheit nicht vorstellen kann, daß die königliche Leitung das beste Korrektiv der Sonderbestrebungen im Staate ist, so wird der Preuße und Deutsche lächelnd und dankbar des großen Kurfürsten, des großen Friedrich und des großen Wilhelm gedenken, in deren Namen sich für ihn der Glanz und die Größe einer wahrhaften Monarchie verkörpern und das Vertrauen zu seiner Herrscherfamilie. — Cuique suum!

Das vergessene Lied.

Eine Weihnachtsgeschichte von

Karl Erdm. Edler.

„Das Kind lauscht dem Teufel," sagte Ännchens Pflegevater, wenn sie schweigsam dasaß. Und dann schlug er sie. Die Stille vertrug er nicht. Das Tosen der Fabrik ging ihm ab, seit er dort seinen Posten als Maschinenschlosser verloren hatte. In seiner Werkstatt aber gab es zumeist Feiertage: wer braucht einen Schlüssel in diesem Wirrsal armseliger Hütten, die sich in Scham ob ihrer Verkommenheit scheu hinter dem Städtchen zusammenducken! „Das Kind windet sich wie eine Natter durchs Haus," schrie er, sobald Ännchen durch die Dämmerung der Hütte hinhuschte, lautlos, leicht, wie ein Geistchen. Und dann schlug er sie. Das Herumgehen vertrug er nicht und mißgönnte jedem die geraden Glieder, seit er im Rausch ein Bein gebrochen hatte. Freilich mochte es als ein Zauber erscheinen, daß Ännchen bei dem Biegen um die schiefen Ecken des finsteren Winkelwerkes nicht selbst schiefeckig ward. Nur sehr blaß war sie, hatte eine durchscheinende Haut und blaue Schläfenäderchen. „Das Kind kann einen nicht grad' ansehn," rief er, wenn sie mit gesenkten Lidern dastand. Und dann schlug er sie. Er vertrug das nicht, seit ihm ein Zechgenosse erklärt hatte, weshalb jeder abseits an ihm hinblicke: „Du hast halt im Zorn die Augen von einem wütigen Wolf, und ohne Zorn das zuwidere Geschau vom Geier — glasig und grausam." „Das Kind singt zum Gehämmer — ganz wie der Teufel, der Franz", sagte er, wenn sie vor sich hinsummte. Und dann schlug er sie. Das Singen vertrug er nicht. Der Franz sang nämlich auch, als derselbe noch sein Gehilfe in der Fabrik war. Seither hatte sich dieser zum Hausbesitzer emporgearbeitet, indes er im Trunke verkam, und den Groll hierüber ließ er an dem singenden Ännchen aus.

Und es war nicht einmal ein Singen, sondern das verzagte Zwitschern eines Waldvögleins, das mit triefenden Flügeln, hungernd, müde, im Regenplätschern sein Stimmchen erhebt. Auch waren es keine Melodien, sondern Einzelklänge, wie sie der Wind zerpflückt, auseinander weht, zeitweise herüberhaucht. Es mahnte an das Flattern eines Falters von Blume zu Blume, wenn er sich zu jeder herabsenkt und auf keiner herniederläßt. Bei solchem schwebenden Suchen hätte ihr nur die Mutter helfen können. Aber diese war eines Tages langgestreckt in einen schwarzen Kasten gelegt worden, ein paar Papierblumen zu Füßen. „Die Mutter schläft," hatte man Ännchen gesagt, da sie erstaunt auf die gebräunten schwieligen Hände starrte, die auf der Brust ruhten, während sie sonst nicht rasteten, zu arbeiten, Ännchen zu tragen, ans Herz zu drücken. Ja sie schlief wohl nur; sie lag ja auch sonst bei Nacht so schmal da, die Lippen entfärbt, das Gesicht gebleicht, die Wangen gehöhlt. Bloß eines war anders: sie lächelte. Oder kam dies vom Lichtglanz der Kerze zu ihren Häupten? Sie war nicht krank gewesen; sie hatte sich nicht einmal Zeit gegönnt zum Sterben. Mit Ännchen auf dem Arm kam sie am Weihnachtsabend heim, streckte sich hin und war tot. In der Christmette hatte sie Ännchen zum letztenmal an ihr vergehendes Herz gepreßt. Kerzen flammten, den Altar umschritten schimmernde Gestalten, Weihrauchgewölk und Murmeln der Beter verschwebte im Dunkel der Wölbung. Es war spät, und an der Mutterbrust lehnte es sich so warm, daß Ännchen einnickte. Es war kein Schlummer, nur ein Eindämmern —

Mater Dei. Nach dem Gemälde von Ad. Echtler.

ein Flämmchen, das sich unter der Asche zusammenduckt, aber weiterglimmt.

Und da hatte sie es gehört. Es klang so süß, rauschte herrlich auf, verhauchte in Entzücken, um abermals wunderschön anzuheben. Es kam von oben und sank langsam herab — es mußte im Himmelsgarten sein, wo weiße Engel zwischen roten Blumen schweben und auf Goldharfen spielen, wie die Mutter erzählt hatte. Gewaltsam zwang sie die Lider auseinander: da waren sie ja! Auf dem Altarbild beleuchtete die Ampel ihre Silberflügel, ihr blondes Haargelock, den Goldschein darüber, das Antlitz anzusehen wie Schnee im Morgenrot, die Gewandung wie Wölkchen im Sonnenglanz. Das Schönste aber waren die Augen: blau und gut und liebevoll — ganz die Augen der Mutter. Änncheu rührte sich nicht, auf daß die Engel nicht davonflattern wie aufgescheuchte Vögel. Bei solchem Stillhalten sank das Seelchen wieder zusammen und glomm matter und matter. Das Lied tönte leiser, verschwebte in der Höhe, verhauchte in der Ferne.

Als sie die Augen öffnete, lag sie daheim im Bette, die Sonne zwängte sich durch die schmalen Scheiben, Leute kamen, legten die Mutter in den schwarzen Kasten, trugen sie fort. Die Gemeinde gab das Waisenkind dem Schlosser in die Pflege. Er war ein Unmensch, aber er that es billiger. Es wurde das langsame Sterben einer Märtyrerin. Vielleicht wäre es ohne das Lied schneller gegangen. Dieses tönte abgebrochen in ihr weiter, Augen schimmerten darein, blau und gut und liebevoll — ganz die Augen der Mutter. Das Dahinleben in solcher Traumwelt stumpfte sie gegen äußere Qualen ab, zehrte aber innerlich an ihr — ein Lämplein, das durch graufe Finsternis gleitend sein Öl aufbraucht.

Denn sie hatte das Lied vergessen.

Sie versann sich, grübelte, hart rückten die Brauen aneinander, bis es über die farblosen Lippen emporrieselte: Tröpfchen, die aus kargem Boden hervorsickern und nie zum Bächlein werden. Entmutigt schauten die Augen mit einem heißen Zitterschein in die Weite. Und wieder stückelte sie Endlein einer Melodie an, ließ sie betrübt fallen und hob dafür andre auf, um auch diese zu verwerfen. Sie bohrte die Blicke in die Himmelsglocke, ob etwa diese das Lied läuten werde, oder wollte es aus den spärlichen Gesängen des Armenviertels heraushören, aus Schwalbenzwitschern und Finkenschlag; sie lauschte ihm nach im Glockenhall, im summenden Wind. Es war nirgends.

Nur nächtens erinnerte sie sich daran. Da sangen die Engel und gaben den Takt mit den säuselnden Fittichen, bis einer nach dem anderen dieselben kreuzte und darunter einschlummerte. Mit fieberndem Herzschlag wartete sie, bis alle unter den Silberschwingen schliefen. Und dann sang sie ihnen das Lied nach. Aber beim Erwachen war es wieder vergessen. Darum ließ sich auch das Seelchen tagsüber nur so vorläufig von den müden Gliedern dahintragen: schließlich trugen sie es ja doch der ersehnten Nacht entgegen, in der sie nicht von Hunger, Kälte, Schmähungen, Schlägen litt, sondern sich hineinbrüten konnte in eine gute lichte tönende Himmelswelt.

Und so selbstvergessen harrt sie wieder der Nacht entgegen. Es ist Weihnachtsabend. Sie darf nicht früher schlafen gehen als der Pflegevater, sie darf die Lampe nicht anzünden, bevor er nicht aus dem Wirtshaus heimkommt. Fröstelnd kauert sie auf der Bank und wartet. Ihr ist, als müsse sich die Thür aufthun und die Mutter hereintreten, in der gebräunten schwieligen Hand einen kleinen Tannenzweig. Diesen steckt sie in einen Topf mit Erde, hängt beiderseits einen Apfel, eine Nuß, ein Johannisbrod, spießt obenan ein Lichtstümpfchen und zündet es an. Dann hebt sie Änncheu empor, küßt sie und weint. Und doch ist alles so wunderschön — Änncheu erinnert sich daran wie an die Engel und deren Sang. Aber die Thüre thut sich heute nicht auf. Statt des feuchten Schimmers im Mutterauge, statt des Lichtglanzes auf dem grünen Reis ist nichts da als Graus der Finsternis. Es hungert sie, es friert sie, es schläfert sie. Da schlägt es tosend wider die Thür — der Pflegevater humpelt herein, taumelt wuchtig auf die Bank hin und befiehlt dem Kind, einen Trunk aus dem Wirtshaus zu holen. Er feiert so den Weihnachtsabend, erst in der Schenke, jetzt daheim. Und weil sie nicht schon hinausgeeilt ist, holt er zum Schlage aus.

Sie geht. Über dem zerschlissenen Hemd hat sie nichts als ein fadenscheiniges Kattunfähnlein von verwaschenem Rot mit weißen Blümchen, das ihr noch die Mutter aus dem eignen abgetragenen Rock gemacht hat. Seitdem ist sie herausgewachsen, so daß es weder oben noch unten mehr langt. So tritt sie den Nachtgang an durch den Sturm in das endlose Weiß hinein, wie es über der Erde als Decke lagert und vom Himmel unstillbar geschüttelt niederkreiselt. Es scheucht ihr den Atem zurück, schneidet wie Glasscherben in das blutlose Gesichtchen, schlägt mit eisigen Klauen in ihren Nacken, faßt sie bei den Haaren, zerrt wütend am Kleidchen — immer dasselbe brüllende schlagende umkrallende Weiß vor ihr, hinter ihr. Endlich biegt sie in die Wirtshausgasse ein. Aus dem Eckhausfenster strahlt Licht. Da ragt ein mächtiger Baum, übersponnen mit Goldfäden, beladen mit Kinderherrlichkeiten, besteckt mit flammenden Kerzchen. Sie muß vor dem blendenden Funkeln die Augen schließen, und dann noch einmal, da ein Lufthauch den Schnee vom Dach weht und das Gestäube als goldener Sprühregen vor dem erleuchteten Fenster niederflirrt. Das ist so schön, und doch ist sie so traurig. Und es schläfert sie. Sie merkt nicht, daß sie am Wirtshaus vorübergeht, dann an andern hellstrahlenden Fenstern — alles ist nur noch ein Traum: auch die Glocken, die zur Weihnachtsmette rufen, auch der Kirchturm, der sich hoch und schwarz aus den niederen weißen Friedhofshügeln reckt, und die vielen Kreuze, welche alle die beiden Arme weit öffnen, sie zu umarmen. Wie Traumgestalten quellen die Menschen durch die Friedhofspforte, vom Mondlicht überflutet und wider einer vom anderen verschattet, vorbei an den Kreuzen, welche die Arme auch zu ihrer Umarmung weit öffnen, vorüber an den Hügeln derer, die einst vor und dann mit ihnen zur Weihnachtsmette gegangen sind. Neben ihnen wandeln dunkel ihre Schatten über die erstarrten weißen Wellen dieses Totenmeeres. Und wenn dies Schattenspiel vorbeigehuscht ia, spielen über den Gräbern die Silberstrahlen des Mondes mit den Goldstrahlen stus den Kirchenfenstern.

Und in der Kirche, in die sie widerstandslos mit dem Zuge geschoben wird, spinnt der Traum weiter. Dort schweben sie wieder mit den geweiteten Silberschwingen, die blonden Locken strömen auf die Schultern, darüber strahlt sonnengleich ein Goldschein. Und sie singen. Da ist es, das wunderschöne Lied, nach dem sie gesucht, gelauscht, sich gesehnt hat. Sie tastet nach der Altarkante, um die zusammenbrechenden Füße aufrecht zu erhalten. Der Frost durchschüttert den schwankenden Leib, das Gesichtchen ist glühendheiß, glühendheiß auch kommt der Hauch stoßweise aus der Brust. Die Augen brennen. Groß aufgethan starren sie zu den Engeln empor. Und diese blicken auf sie nieder mit Augen blau, und gut, und liebevoll — oder ist es die Mutter, die sie so ansieht? Leiser klingt das Lied, sanfter singt es Änncheu mit, tiefer sinkt der arme Leib mit dem abschwellenden Gesange zusammen. Und mit den Tönen verschwebt das Kindesseelchen hinüber, wo gebräunte schwielige Hände ihm entgegenlangen, wo weiße Engel zwischen roten Blumen stehen und zu Goldharfen das vergessene Lied singen.

Als sie erwachte, lag sie in einem schneeweißen flaumenweichen Bettchen, flirrende Sonnenstrahlen blieben an allerlei märchenhaften und wunderschönen Dingen hängen, silbernes Schimmern zwängte sich durch leuchtende Farben, hier glühte es feurig auf, dort gleißte es wie Gold — ganz wie die Mutter ihr das Paradies geschildert hatte. Nachdem sie sich indes weidlich umgesehen, vermeinte sie, dieses Himmelreich sei doch noch schöner, als sie sich es gedacht hatte. Dann schaute sie nur noch erwartungsvoll auf die blinkende Thüre, bis sie sich aufthäte und die Mutter inmitten singender Engelscharen hereinkäme, in den gebräunten schwieligen Händen einen kleinen Tannenzweig vom himmlischen Weihnachtsbaum. Aber es kam bloß die Frau des Fabriksherrn herein, die sich in der Christnacht des ohnmächtigen Kindes erbarmt und es in ihrem Wagen mit sich genommen hatte. Danach war Änncheu in schwere Krankheit verfallen und hatte in der Fieberglut fortwährend das Weihnachtslied gesungen. Damit sang sie sich in das sehnsuchtsschwere Herz ihrer Pflegerin hinein, die ihr einziges Kind verloren hatte. Das Stimmchen klang so weich, so süß, so silberglockenhell, und die Frau, die neben dem

Bettchen saß, weinte still vor sich hin. So kam es, daß das vergessene und wiedergefundene Lied dem verwaisten Kind eine Mutter, der verwaisten Mutter ein Kind ersungen hat. — —

Annchen ist eine große Sängerin geworden, deren Ruhm die Erde durcheilt. So gewaltig aber auch ihre Kunst die Menschenmassen der Weltstädte hinreißt — herrlicher, ergreifender hat sie nie vorher, nie nachher gesungen als auf dem schmalen Chor ihres Geburtsstädtchens, da sie wieder einmal ihre Adoptivmutter und das Grab ihrer leiblichen Mutter besuchte. Es war am Weihnachtsabend und ganz wie einst: die Glocken, die zur Christmette rufen, der Kirchturm, der sich hoch und schwarz aus den niederen weißen Friedhofshügeln reckt, die vielen Kreuze, welche alle die beiden Arme weit öffnen, sie zu umarmen. Wie Traumgestalten quellen die Menschen durch die Friedhofspforte, neben ihnen wandeln dunkel ihre Schatten, über den Gräbern spielen die Silberstrahlen des Mondes mit den Goldstrahlen aus den Kirchenfenstern.

Und dann sang sie — sie allein. Und doch durchfloß der Sang in einem breiten vollen Strome den Kirchenraum und quoll in seiner Überfülle mächtig durch Fenster und Thüren hinaus, über alle die Gräber dahin, den weiten Friedhof entlang, bis in den entlegenen Mauerwinkel, wo man einst die arme Frau mit den schwieligen abgearbeiteten Händen begraben hatte. Dort verklang er und verhauchte mit dem Duft der Blumengewinde, welche den Schneehügel über und über bedecken.

Unten im Herrenstuhl der Kirche kniet eine Frau uud weint leise vor sich hin — aus stolzem Glück, aus seliger Mutterfreude. Die Stimme dort oben klingt bei aller Machtfülle noch so weich, so süß, so silberglockenhell, wie einst, und es ist auch dasselbe schlichte Weihnachtslied, dem sie zum erstenmal an dem Bettchen des kranken Kindes weinend gelauscht hatte.

Hast Du den Riesen Schmerz bezwungen,
Der soviel tausend Herzen bricht,
Ist Dir ein hoher Sieg gelungen,
Doch war es noch der schwerste nicht!

Als edler Gegner reicht zum Lohne
Der Schmerz Dir der Erkenntnis Gold,
Und keinem ward des Lebens Krone,
Der nie der Welt und sich gegrollt!

Wälzt schwer, wie sich auf blüh'nde Wälder
Die Lava senkt, aufs Herz das Leid, —
Einst grünen neu die Schlackenfelder
Und tragen Frucht der Ewigkeit.

Doch wanden jahrlang sich die Sorgen
Dir, natterngleich, ums müde Hirn;
Grub jeder Abend, jeder Morgen
Dir tiefre Furchen in die Stirn.

Hast Tag für Tag die Kraft zerrieben
Im Kampf Du Dir ums karge Brot;
Hat jeden Gang Dir vorgeschrieben
Ein Leben lang die harte Not:

Und gabst Du dennoch nie verloren
Empor zum Licht den reinen Drang,
Dann grüß' ich Dich als auserkoren,
Held, dem der schwerste Sieg gelang!

Erziehung und Zeitgeist

Von

Professor Dr. Richard Richter-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Jedes Zeitalter eines Volkes hat seinen eigenen Geist, sonst wäre es eben nicht ein Zeitalter für sich. Und dieser Geist besteht in der Summe und dem Zusammenwirken vorherrschender allgemeiner Ideen und Grundsätze, die das Denken und Streben des Volkes wesentlich bestimmen und bewegen, Strömungen in einem großen Seebecken vergleichbar, die breiter oder schmäler, stärker oder schwächer, mehr in der Tiefe oder mehr an der Oberfläche, in verschiedener Richtung und oft einander entgegengesetzt das Wasser durchfluten und in eigentümliche Bewegung bringen.

Die Jugenderziehung hat als ein wichtiger Teil des Volkslebens mit den Strömungen des Zeitgeistes zu rechnen: es fragt sich nur, wie? Mit dieser Frage, bezogen auf die Gegenwart unseres Volkes, lade ich die Leser ein, sich jetzt ein wenig zu beschäftigen. Nicht als ob wir die Frage, wie sich die jetzige deutsche Jugenderziehung zum Geiste unserer Zeit verhält, so beiläufig in wenigen Spalten erschöpfen könnten; das wollen wir lieber nicht erst versuchen. Ich möchte nur einzelne Erscheinungen herausgreifen, um an diesen in etwas eingehenderer Betrachtung das Verhältnis anschaulich zu machen und einige praktische Lehren daraus zu ziehen.

Auch bei flüchtigem Hinsehen drängt sich die eine Beobachtung sofort auf, daß unsere Erziehung in vielen Stücken hinter der Zeit zurückgeblieben ist: sie erscheint rückständig, altväterisch, zopfig, ja voll thörichter Mißbräuche und überwundenen Aberglaubens früherer Zeit.

Im öffentlichen Leben haben wir ein hochentwickeltes Rechtswesen, das die peinlichste Gerechtigkeit mit der Menschlichkeit zu vereinigen sucht, die alte Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? sehr ernsthaft nimmt und durch eine Reihe von Instanzen verfolgt bis unter die Kuppel des Reichsgerichts; aber in der Erziehungsjustiz stehen wir noch auf erzväterlichem Standpunkte; hier gelten noch salomonische Urteile der gewagtesten Art, und ein sehr summarisches Verfahren bis hinauf in die Lehrerkonferenzen der Gymnasien ist im Schwange. Auch das Gottesurteil gibt es noch, z. B. in der Form, daß aus einer Gruppe Verdächtiger der als der Verbrecher zur Bestrafung herausgegriffen wird, der am meisten errötet oder erbleicht; und in der Strafvollstreckung der Erziehung sind trotz jahrhundertelangen Widerspruchs der Humanität die Hiebe mit Rute und Stock noch nicht verschwunden, auch die Ohrfeige nicht, ja sie am wenigsten, trotz ihrer endgültig festgestellten Unwissenschaftlichkeit. Mit ihr steht es ähnlich wie mit dem Duell; jedermann weiß, daß sie in verschiedener Beziehung verwerflich und gefährlich ist, aber jedermann hält sie für unentbehrlich und findet sie im gegebenen Falle anerkennenswert, nicht am wenigsten der Betroffene selbst, der sie oft als eine Art Gnadenakt, als rasche Erledigung des strafrechtlichen Falles zu schätzen weiß. Und weiter: unsere fortschreitende naturwissenschaftliche Erkenntnis zerstreut im großen Leben die letzten Nebel des Aberglaubens; aber in der Erziehung legt der Osterhase noch immer seine Eier, bringt der

Storch noch immer die kleinen Kinder, und der Knecht Ruprecht ist noch nicht verschwunden, den Übergang vom Spielleben zum Lernleben vermittelt unseren Kindern noch immer die Hexe des Pfefferkuchenhäuschens und Rotkäppchens Wolf. Und werfen wir einen Blick auf die Bildungsmittel der Schule, und zwar gleich auf die der höheren Schule: in den hundert und zwei Jahren seit 1798 sind Tausende und Abertausende neuer Gedichte erschaffen worden, aber der Kampf mit dem Drachen und die Kraniche des Ibykus von dazumal werden noch unermüdlich deklamiert. In Wirklichkeit gibt es kaum noch echte Rothäute, aber die Indianergeschichten gehören zu den abgegriffensten Büchern unserer Schulbibliotheken. In Deutschland spricht kein Mensch mehr lateinisch, aber unentwegt treiben wir das Lateinische weiter, neun Jahre lang, in den Gymnasien beider Linien, mit saurem Bemühen, harter Arbeit und unvollständigem Erfolg, und daß das Quadrat der Hypotenuse der Summe der Quadrate der beiden Katheten gleich ist, beweisen noch jedes Jahr im Schweiße ihres Angesichts die künftigen Theologen und Juristen und viele andere, ohne alle Aussicht darauf, jemals im Leben von dieser Erkenntnis Gebrauch machen zu können.

Bei diesen wohlfeilen Beispielen für das Altmodische in unserer Erziehung haben alle meine Leser den Gedanken: das ist doch selbstverständlich, unreife Kinder und reife Erwachsene, das ist eben zweierlei. Ja gewiß, aber man halte nur diesen Gedanken auch immer hübsch fest in der Praxis der Erziehung, wenn der Geist der Zeit, zu dessen wesentlichen Merkmalen die Hast und Ungeduld gehört, doch dazu verführen will, die Kinder wie Erwachsene zu behandeln und mit allerhand Verfrühung, mit vorzeitiger Aufklärung und vorzeitig dargebotener unverdaulicher geistiger Nahrung heimzusuchen.

Aber es wird sich auch empfehlen, daß wir uns den Unterschied zwischen jung und alt für den Erziehungszweck noch deutlicher machen und tiefer begründen, um ihn nicht nur gefühlsmäßig und im dunklen Drange bei unserer Pädagogik zu berücksichtigen. Das neugeborene Kind vom Beginn des XX. Jahrhunderts ist dem Neugeborenen des Zeitalters der Teutoburger Schlacht sehr viel ähnlicher als der reife Mann unserer Tage dem reifen Manne jener Urzeit. Wohl mögen unsere Neugeborenen ein gewisses Teil unseres reichen Kulturerbes in der Beanlagung ihres Gehirns mit auf die Welt bringen, während sie andererseits in der Beanlagung des Knochengerüstes und der Muskulatur und in der Dicke der Nerven gegen die neugeborenen Ingo und Ingraban zurückstehen dürften; aber jedenfalls stehen sie im allgemeinen noch immer unter dem Naturgesetze der Allmählichkeit und der langsamen, wachstumweise erfolgenden Entwickelung auch der geistigen Kräfte wie die Kinder unserer Ahnen vor zweitausend Jahren, so daß sie in der Wiege auch nur lallen wie jene, im zehnten Jahre zwar schon eine viel reichere Welt gesehen haben als jene, aber sich auch nur kindische Vorstellungen von dieser ihrer Welt bilden und kindische Anschläge für ihr Leben darin machen; und wenn sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben, so verstehen sie zwar unter Umständen schon in vier Sprachen zu lesen und zu schreiben, die schwierigsten Brüche zu rechnen und die Kongruenzfälle zu behandeln, wozu noch allerhand andere Wissenschaft kommt — von alledem hatte der fünfzehnjährige Urgermane keine Ahnung —, aber auch die unsrigen haben sich das meiste doch nur gedächtnismäßig angeeignet, ihr eigenes Urteil ist noch sehr beschränkt, ihr Denkvermögen, ihre Fähigkeit, eine Gedankenreihe festzuhalten und einen Schluß zu ziehen, ist noch sehr wenig ausgebildet, und auch ihre Moral ist in der Hauptsache nur eine angewöhnte, noch nicht eine klar erkannte und mit Bewußtsein gewollte.

Jeder unserer Söhne muß gewissermaßen die ganze Geschichte seines Volkes in seiner eignen kleinen Person wieder durchleben, freilich in sehr abgekürzter und zusammengedrängter Weise, von der nebelhaften Urzeit an, wo sich die Sprache bildete, durch die Periode des phantasievollen Anschauens der Natur, wo sich das jugendliche Volk seine Götter- und Märchengestalten schuf, weiter durch das Zeitalter des naiven Heldentums, das wir in der Erziehung die Flegeljahre nennen und das hier seinen Höhepunkt in einer Tertia zu erreichen pflegt; dann durch eine Periode der Empfindsamkeit und des zarten Minnedienstes, die bei unseren werdenden Jünglingen häufig mit der Tanzstunde zusammenfällt, und durch eine an-

dere der alles bezweifelnden und weltverbesserungslustigen Stimmung, die der Primaner und der Student durchzumachen hat, bis endlich die Reife eines ruhigen und klaren Denkens, eines wissenschaftlichen, künstlerischen oder sonst berufsmäßigen Schaffens und des pflichtbewußten Dienstes in Staat und Gesellschaft nach dem kategorischen Imperativ erreicht ist.

In diesem von der Natur selbst vorgezeichneten Werdegang des Jugendlebens, der einen plötzlichen Sprung vom Keimen und Knospen zum Fruchttragen und Samenspenden ausschließt, liegen hauptsächlich die guten Gründe dafür, warum die Jugenderziehung so gern streng konservativ ist und so zäh festhält an alten Bräuchen und Regeln, die draußen als überwundene Vorurteile erscheinen; warum sie so wenig geneigt ist, die sogenannten Errungenschaften der Jetztzeit in ihren Bereich aufzunehmen und das Allermodernste an Glaubensbekenntnissen, Weltanschauungen und Bestrebungen im Geistesleben mitzumachen. Nicht immer freilich beruht diese spröde Ablehnung auf so gutem Grunde, manchmal auch auf einem minder anerkennenswerten Beharrungsvermögen, das man auch Faulheit nennen könnte und eitlen Wahn, der tief eingefleischt sich durch die Familien- oder Schulüberlieferung forterbt, gleich einem alten Fluche, wie z. B. die Gewohnheit, die Kinder auch bei ganz ersichtlichem Mangel an Begabung und Lust zum Klavierspielen anzuhalten — solch ein Lied, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann! — oder die oft zu beobachtende Erziehungssitte, wenn im Theater ein abgeschmacktes Zugstück zum zwanzigsten Male aufgeführt wird, die halbwüchsigen Mitglieder der Familie das Abonnement absitzen zu lassen, als wenn nicht gerade im Theater für die Jugend das Beste eben gut genug wäre.

Doch das sind nebensächliche, untergeordnete Vorkommnisse: bestehen bleibt, wie ich es eben angedeutet habe, das Naturrecht der Erziehung, sich in mancherlei Hinsicht gegen den Zeitgeist möglichst zu verschließen, ja nach Kräften gegen ihn zu wehren und so wider den Strom zu schwimmen. Das mag an einzelnen hervorstehenden Zeiterscheinungen dargelegt werden.

Ein charakteristisches Kennzeichen des Geistes unserer Zeit ist die Polymathie, zu deutsch die Vielwisserei, oder, höflicher ausgedrückt, das Streben nach vielseitiger Bildung, das Verlangen, von den allmählich in unserer Kultur aufgespeicherten ungeheuren Wissensmassen möglichst viel sich anzueignen, gewiß an sich ein begreiflicher und löblicher Drang. Und eng verbindet sich mit ihm ein anderer, den man den Kritizismus unserer Zeit nennen kann, das Streben nach verstandesmäßiger Lösung aller Zweifel und Rätsel, die vernünftige Prüfung der Dinge, die Abneigung gegen das Glauben, Ahnen, Empfinden, gegen das Hinnehmen auf Treu und Glauben, auf Autoritätszeugnis, das Bedürfnis, mit eigenen Augen zu sehen, durch Experimente, durch mikroskopische oder teleskopische Untersuchung, durch statistische Zahlen festzustellen und nichts gelten zu lassen, was man nicht im eigentlichen oder uneigentlichen Sinne begreifen und fassen kann. Wer aber wollte vollends dieses Streben an sich bemängeln, auf dem die großartigsten Schöpfungen und Leistungen unseres ausgehenden Jahrhunderts beruhen und das sich uns in den ersten Meistern unserer Wissenschaften verkörpert?

Aber wenn wir die beiden mächtigen Ströme, den der Polymathie und den des Kritizismus, auch unaufgehalten, unabgedämmt in die Jugenderziehung hereinfluten lassen, dann gefährden wir bei den nächsten Geschlechtern durch das Übermaß der Befrachtung des Gedächtnisses und der Verstandesausbildung zwei andere edle Organe des menschlichen Seelenlebens, die sich, wenn man sie in der Jugendzeit hat verkümmern lassen, im reiferen Alter nicht leicht nachträglich auswachsen und auf deren kräftigem und gesundem Wirken doch vornehmlich das Glück des Lebens beruht, ich meine das Gemüt und die Phantasie.

Ich will hier beim Gemüt stehen bleiben. Nicht trotzdem daß, sondern eben darum, weil unsere Zeit dem Gemütsleben in der Welt der Erwachsenen nicht günstig ist, müssen wir mit besonderer Beflissenheit das Gemütsleben in der Jugendwelt pflegen, damit es recht widerstandsfähig wird, und unsere Jugend nicht schon aus Schule und Haus hinaus tritt durch und durch nüchtern, trocken, kalt, unempfänglich für kräftige höhere, reinere, edlere Lustgefühle. Dieses geflissentliche Bemühen wird hoffentlich auch seine günstige Rückwirkung auf uns

Alte selbst ausüben, daß wir für unsere Person wieder etwas gemütvoller werden, wir, das Geschlecht des thränenarmen Verstandesmenschen, bei denen es auch mit dem Lachen nicht weit her ist: denn unser Lachen hat zu oft einen spöttischen, satirischen oder sonstwie bitteren Beisatz; so recht in seinem Gott vergnügt zu sein, so aus ganzer Seele fröhlich zu sein und sich mit voller Harmlosigkeit des Lebens zu freuen, das ist dem modernen Menschen selten gegeben.

Wie aber soll die geflissentliche Gemütspflege betrieben werden? Die Schulerziehung ist sich der Verpflichtung dazu gerade heutzutage wohl bewußt; jedes neuere pädagogische Buch betont diesen Punkt nachdrücklich. Aber unsere Mittel dafür sind beschränkt. Wir haben ja reichlich Anlaß, das starke, echt pädagogische Lustgefühl des Wetteifers anzuregen, das nur Leute mit verworrenen Vorstellungen als Überreizung des Ehrgeizes beanstanden können. Auch die einfache Lust der überwundenen Arbeitsschwierigkeit ist nicht zu verachten und die der neugewonnenen Erkenntnis, die jüngeren Schülern in so liebenswürdiger Weise aus den Augen strahlt. Wir können in unserem Unterrichte auch mannigfach gute religiöse und ethische Gefühle hervorrufen; nur genügt dazu nicht eine feine Lehrkunst, es bedarf auch der vollen Wahrhaftigkeit der eigenen Empfindung des Lehrers und einer gewissen Macht seiner Persönlichkeit. Wir können ferner in verschiedenem Zusammenhange ästhetische Gefühle wecken, die freilich für unsere derben Jungen oft zu zart sind, um recht lebendig zu werden. Es gelingt uns wohl auch dann und wann, eine allgemeine tiefe Rührung oder eine helle Begeisterung bei einer ganzen Klasse oder einem ganzen Schülercötus zu erzeugen, so namentlich eine patriotische Begeisterung. Nur soll man ja nicht etwa wünschen, daß für diesen Zweck zu den schon bestehenden regelmäßigen patriotischen Schulfesten etwa noch mehr angeordnet würden. Die Menge bringt es in diesem Falle nicht. Die vorhandenen sind schon eher zu viel als zu wenig. Hier kann man leicht das Gegenteil von dem, was man will, erreichen, nämlich abstumpfend wirken, namentlich wenn die Absichtlichkeit zu sehr bemerkbar wird und wenn man mit dem schweren Geschütz starker Rhetorik zu erobern sucht. Gelingt aber einmal eine solche allgemeine Wirkung gut, dann ist sie um so bedeutender, weil sie Massenempfindung erregt, Hunderte von gleichgestimmten Seelen, das hat für jede einzelne eine vervielfältigende elementare Kraft. Aber bei allen diesen Bemühungen sind wir in der Schule sehr behindert, durch die engen Regeln unserer Disziplin, die ein unmittelbares, frisches Hervorbrechen der Gemütsbewegung sehr einschränken, und durch den vorherrschenden lehrhaften Ton, der gewöhnlich bald wieder angeschlagen wird und rasch die Bewegung dämpft und abkühlt.

Viel wichtiger und einflußreicher für die Pflege des Gemütslebens ist die Familienerziehung. Die zahlreichen Gelegenheiten, wo in dieser Richtung gesorgt werden kann, lassen sich auch nicht annähernd angeben. Ich will nur an einiges wenige erinnern, zunächst an die in einem guten Familienverhältnis an und für sich, in den Pietätsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern und unter den Geschwistern enthaltenen Gemütsanregungen, eine unendliche Fülle wechselnder Gefühle der edelsten und fruchtbarsten Art; um etwas einzelnes daraus hervorzuheben: die kleinen, bescheidenen Leistungen und Handreichungen der Fürsorge und Anleitung, die ältere Geschwister — und zwar solche, die auch noch in den Kinderschuhen stehen — den jüngeren bieten, sie schaffen den älteren das Wohlgefühl der Überlegenheit im Guten und eine erste frohe Ahnung von der Wahrheit des goldenen Spruches

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Man könnte die Familien beklagen, wo die Menge der Dienstboten solche Liebesdienste, solche Miterziehung zwischen Geschwistern überflüssig macht. Denken wir ferner an das Spielleben in der Familie; das ist ein unendlich weiter und des mannigfaltigsten Anbaues fähiger Fruchtacker der Gemütsbildung; ich lasse ganz beiseite das Spiel der Kleinen, das schon so viel und schön geschildert worden ist in seinem Wert und Reiz; ich will nur anmerken, daß wenig Geschick und guter Wille der Erwachsenen, insbesondere der Hausväter dazu erforderlich ist, um auch Primaner und

Studenten und ihre Altersgenossen beiderlei Geschlechts am winterlichen Feierabend beim Familienspiele festzuhalten und zur lebhaftesten Teilnahme anzuregen; ich meine dabei nicht die Karten, obgleich auch mit diesem angeblichen Gebetbuche des Teufels allerlei harmlose und zweckmäßige Unterhaltung beschafft werden kann, und eine derartige unschuldige Verwendung vielleicht eher vor einem späteren bösen Gebrauch behütet als dazu verführt. Ich meine aber vielmehr die vielfältigen geselligen Frage-, Rate-, Vexier- und Kombinationsspiele, bei denen die ältesten Formen immer noch die besten zu sein pflegen, bei denen Witz, Scharfsinn, Schlagfertigkeit und alle Arten des geselligen Humors zur Auslösung kommen und im heiteren Wettkampfe die Gemüter befreien vom Alltagsdrucke. Und nicht bloß der junge Goethe, sondern jeder normale junge Mensch pflegt auch daran ein Wohlgefallen zu haben, sich einmal in eine andere Person zu verkleiden und zu maskieren und mit fremder Zunge und künstlicher Gebärdensprache ein wenig zu schauspielern; es hat einen natürlichen Reiz, einmal aus seiner eigenen alten Haut herauszufahren und sich doppelt zu fühlen: das soll nicht bedeuten eine mühsam monatelang vorbereitete Aufführung der Perser des Äschylus in geborgten Kostümen vor den Spitzen der Behörden feierlich und verantwortungsvoll dargeboten, sondern häusliche Stegreifkomödien und improvisierte lebende Bilder mit ungeschriebenem Texte und einer aus dem nächsten Kleiderschranke zusammengestoppelten Garderobe.

Und wie ist es mit der Hausmusik? Ich komme mit meiner oben ausgesprochenen Verwahrung gegen die Klaviermarter nicht in Widerspruch, wenn ich die Frau Musica als eine der besten Vermittlerinen der Gemütsbelebung und edler Lust in der Familie preise; ich thue das freilich mit dem Gedanken: wenn doch wieder mehr gesungen als gespielt würde in den Häusern. Der schlichteste, kunstloseste Kindergesang ist eine schöne Gabe Gottes: wie er aufs junge Gemüt wirkt, weihevoll und andächtig und zur vollen Hingabe der Seele an die Macht der Töne stimmend, das können wir leicht abgespiegelt sehen in manchem rührenden Bilde der Wirklichkeit und der Kunst.

Die Erinnerung an den Kindergesang führt auch leicht hinüber zu etwas anderem, das in den Kreis unserer Betrachtung gehört, zum Weihnachtsfeste. Eine gute und einigermaßen feinsinnige Hausmutter schlägt aus dem einen Weihnachten im Jahre für drei ganze Monate Gemütskapital, von Anfang November bis Ende Januar, in der Zeit vor dem Feste namentlich auch dadurch, daß sie ohne Überbürdung und ohne großen Geldaufwand die bescheidene Handfertigkeit ihres Völkchens in Bewegung setzt und mit der Entstehung der ebenso lächerlichen wie rührenden Kunstwerke dieser Industrie bei den Künstlern selbst das doppelte Hochgefühl entstehen läßt, daß sie mit ihren Händen etwas Gutes schaffen können und daß Geben seliger ist als Nehmen.

Nun aber kommen wir zu zwei uralt bewährten Mitteln der Pflege des Gemütslebens, in deren Anwendung namentlich die Großstädter sehr beeinträchtigt erscheinen, das ist der Verkehr mit den Tieren und der Verkehr in und mit der Natur. Ich selbst habe das Glück gehabt, bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre auf dem Lande aufzuwachsen, und zwar auf einem Pfarrhofe, der stark belebt war von allerhand vierfüßigem und geflügeltem Getier; und meine Mutter hegte und pflegte dies ihr Tiervolk mit teilnehmender und verständnisvoller Sorgfalt und zugleich mit einem köstlichen Humor, der jeder Henne ihren für ihr Wesen bezeichnenden Spitznamen beilegte. Und sie wies uns Kindern, jedem nach seinem Alter und seiner Art, unseren Anteil an dieser Pflege zu, nicht zum Schaden unserer Menschlichkeit. Die freundlichsten Bilder sind mir aus diesem Treiben in der Erinnerung geblieben; ich habe es noch vor Augen, wie die Mutter uns Kindern die gutgehaltene und darum friedsame und zutrauliche Hauskatze mitten auf den Tisch setzte und ihr ein enghalsiges Töpfchen mit Milch vorhielt, wie das Tier nach einigen komisch-fruchtlosen Versuchen, den dicken Kopf in den engen Topf zu zwängen, auf das kluge Auskunftsmittel der Katzenlogik kam, mit der einen Vorderpfote unter zierlichsten Bewegungen die Milch säuberlich und gründlich bis auf den letzten Tropfen auszulöffeln, und wie sich bei jedem Eintauchen der reizende Konflikt wiederholte zwischen dem katzenmäßigen Widerwillen gegen das Naßmachen des Sammetpfötchens

und dem unwiderstehlichen Milchappetit, der natürlich immer wieder siegte. Wir Kinder haben eine unbändige Freude gehabt über das Schauspiel und das kluge und feine Tier, ebenso wie bei der anderen Scene, als ihm ein bis an den äußersten Rand mit sehr heißem Hirsebrei gefülltes Tellerchen vorgesetzt wurde und das Tier zunächst wieder unter lächerlichen Grimassen dem dampfenden Genusse unmittelbar beizukommen vergeblich versuchte, bis es das physikalische Gesetz der Abkühlung begriff und sich sachte vom Rande an ringsherum in konzentrischem Kreise bis in den mittelsten Kern des Schlaraffenbreis hineinleckte. Ich habe seitdem weit über vierzig Jahre nur in Städten gelebt; aber noch heute, wenn ich an einer wohlkonditionierten Katze vorübergehe, wird es mir schwer, sie nicht zu streicheln.

Ökonomiehöfe können wir uns nun allerdings in der Großstadt nicht halten, um darin pädagogisch wertvolle Tiere zu züchten. Die zoologischen Gärten bieten wenig Ersatz; denn Tiger, Eisbär und Affe sind keine pädagogischen Tiere. Aber Hund und Katze sind auch in der Stadt noch möglich, und für manche, die es haben können, das Pferd, das nur leicht zum Sport verführt; selbst einen Kanarienvogel zu füttern, ist ein gemütliches Geschäft; ein naturwissenschaftlich gebildeter Freund empfahl mir auch einmal die Ringelnatter als ein gut an die Hand zu gewöhnendes Haustier, ich habe es aber damit noch nicht versucht.

Enge Grenzen sind den Großstadtkindern auch gezogen für den nicht bloß körperlich gesunden, sondern auch dem Gemüt wohlthätigen Verkehr mit der freien Gottesnatur. Wir haben gewöhnlich in unseren Städten schöne Parkanlagen, aber sie sind zu sehr kultiviert, zu voll von schönen und unschönen Menschen, und hinter jeder Eiche kann plötzlich ein Schutzmann vortreten. Das ist nichts für Entdeckungsfahrten und Eroberungszüge im Walde, wie die Jugend sie braucht zur herzlichen Erquickung und Erhebung. Es ist eine gelinde Thorheit, wenn man etwa einem zwölfjährigen Knaben sagt: „Geh' eine Stunde im Stadtpark spazieren" — ja wohl, dreimal um eine große Wiese herum, im langsam abgemessenen Schritte, mit vorsichtiger Einhaltung der Kieswege. Dann müssen wenigstens wir Alten mitgehen: in unserer Gesellschaft und nur so können die Knaben spazieren gehen und thun es gern, je weiter, desto lieber, auch wenn nicht eingekehrt wird.

Da nun die Gelegenheit zu freier Bewegung in Wald und Flur so sehr beschränkt ist, haben wir den Notbehelf der geordneten Bewegungsspiele eingeführt. Das ist einmal etwas Neues in der Erziehung, für uns in Deutschland, in England bekanntlich etwas sehr Altes; man sieht, daß sich unsere Erziehung nicht hermetisch abschließt gegen jede Neuerung, daß wir nach der biblischen Regel verfahren wollen: Prüfet alles und das Gute behaltet. Auch an meiner Schule sind jene Spiele eingerichtet: die Stadt gibt den Platz, der Staat trägt die Kosten — und der Prozentsatz der Teilnehmer an den Spielen ist gering, namentlich fehlen die, die es am notwendigsten brauchen, die Bleichgesichter, die Stubensiechen. Die Familien kümmern sich allem Anschein nach gar nicht um die Sache, bedauerlicherweise, und lassen sich wohl gar vom trägen Sohne einbilden, daß er vor lauter Arbeit nicht abkommen könnte, was selbstverständlich nicht wahr ist, wenn er sich nur ökonomisch einrichten und seine Zeit einteilen wollte.

So sollte man nun wenigstens, was noch in diesem Bereiche übrig bleibt, gehörig ausnützen, die Sommerfrischen und ähnliche Gelegenheiten zum Aufenthalte in schöner, freier Gegend. Nur wollen wir ja nicht denken, daß unsere Jugend beim Naturgenuß dieselben Interessen haben müsse, wie wir. Unser physisches Behagen daran, reine Luft und Fichtennadelduft und dergleichen einzuatmen, teilt sie zwar, aber unbewußt, ohne über diesen Genuß zu reflektieren. Unsere sentimentalische Naturbetrachtung nach dem Motto:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur,"

diese Empfindsamkeit versteht die Jugend gar nicht, weil sie selbst noch naiv ist. Auch für schöne Aussichten und Rundblicke hat sie keinen Sinn: das Auge vermag erst in reiferem Alter ein so vielfach zusammengesetztes Bild zu umfassen; der Blick der Jugend haftet am Einzelnen und Nahen, in der Ferne sieht sie höchstens hier den

auffallenden Turm und dort die groteske Bergnase; Gesamteindrücke kann sie noch nicht verarbeiten. Ihre Freude ist ein absonderlicher Baumriese, ein wunderliches Felsgebilde, eine überraschende Wendung des Weges; höchste Naturgenüsse bieten der Jugend solche Stellen, wo wir Alten nur mit gemischten Gefühlen mitkriechen, wie der Hockstein mit der Wolfsschlucht und die Schwedenlöcher an der Bastei in der sogenannten Sächsischen Schweiz oder die Felsenenge des Annathals bei Eisenach oder vollends der höchste von allen Genüssen, eine Höhle, wie die Baumannshöhle im Harz. Und wenn sich am Ziele der Wanderung etwas Lebendiges regt, die Kuhherde auf der Alm oder gar ein Stück Wild am Waldrande, manchmal thut's auch schon ein bunter Käfer, dann muß die tote Natur zunächst auf die Teilnahme des jugendlichen Wanderers für ihre Schönheit verzichten. Auch Wasserfall und Echo haben als etwas Lebendiges für diese Reisenden hervorragendes Interesse. Vor allem aber wollen sie steigen, klettern, die unruhige, lebensfrische Jugendkraft will sich irgendwie bethätigen oder bei Kleineren der Spieltrieb, für dessen Befriedigung ja der Sand des Seestrandes ein unvergleichlich günstiges Terrain ist.

Wollen wir unsere Jugend in dieser närrischen Art, ihre Lust an der Natur zu haben, um deswillen stören, weil das nicht nach unserem eigenen Geschmacke ist? Wollen wir's versuchen, ihr künstlich unsere Empfindungen einzuimpfen? Lassen wir sie doch sich selber treu bleiben: altklug sein ist nicht hübsch, altfühlend sein ist noch häßlicher, ist unnatürlich.

Damit könnte ich dieses Kapitel von der Gemütsbildung als ausreichend durch Beispiele illustriert, verlassen, wenn nicht eins noch fehlte, das ernsteste und wichtigste Bedürfnis, das ist die Pflege der religiösen Gefühle in der Familienerziehung. Wenn man diese Gefühle ersterben läßt unter dem erkältenden Reife der Gleichgültigkeit oder unvorsichtiger Vernünftelei und verfrühten rationalistischen Klugredens, ich wüßte nicht, wie man diesen Raub am Kindesgemüt vor seinem Gewissen verantworten wollte. Aber es ist hier ähnlich wie bei den patriotischen Gefühlen: die Menge und die Wucht der in guter Absicht versuchten positiven Einwirkungen ist nicht das Gute. Der kindlich fromme und gläubige Sinn ist ein zartes Pflänzchen, das mehr geschützt als getrieben sein will, und das am besten gedeiht unter der belebenden Wärme eines vorbildlichen Verhaltens der älteren Familienangehörigen.

So viel über die Pflege des Gemütslebens. Ein anderes Bedürfnis unserer Zeit ist die Pflege des Persönlichen in der Erziehung und im Unterrichte, ein drittes die Pflege des geschichtlichen Sinnes, beides betrieben im Gegensatze und bewußten Widerstande gegen starke Strömungen unserer Zeit.

Lied des jungen Dichters.

O süß ist das Leben und bitter der Tod —
Wo wohnst du, finsterer Reiter?
Hundert Meilen hinter dem Morgenrot
Oder noch weiter?

Ich höre dich nicht, ich sehe dich nicht,
Und muß sich auch alles dir geben,
Mein jung-jung Herze das tanzt im Licht
Und jauchzt noch ins Leben!

Unsterbliche Jugend durchläutet mein Lied
Und stürmend ergreif' ich die Stunde,
So bleib' ich, wie rasch die ergriffene flieht,
Mit dem brausenden Leben im Bunde!

O süß ist das Leben und bitter der Tod —
Wo wohnst du, finsterer Reiter?
Hundert Meilen hinter dem Morgenrot
Und noch viel weiter!

Carl Busse.

Blick auf Rio de Janeiro. (Liebhaberaufnahme von Herrn Paul Heyden in Sao Paulo.)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Vortragsreise durch Brasilien.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Oiha, que céo! que mar! que rios! que floresta!

I.

Von Pernambuco bis Petropolis.

Da stehe ich hinter einer Brüstung herrlicher, zum Teil niemals gesehenen Blumen — ein genialer und liebenswürdiger Einfall hat mir auf diese Weise aus einem einfachen Tisch ein entzückend schönes Rednerpult geschaffen. Ringsumher sind alle Fenster und Thüren weitgeöffnet, und mit leiser Bewegung flutet die weiche Tropenluft durch den Saal. Von der Straße glüht's wie ein Feuerschein durch die Fenster herein und mischt sich drinnen mit dem elektrischen Licht, denn die Fassade des Hauses ist mit Hunderten von kleinen bunten Flammen illuminiert, den Brasilianern auf landesübliche Weise zu verkünden, daß drinnen bei der deutschen Vereinigung von Pernambuco eine besondere Veranstaltung stattfindet. Und vom Balkon gegenüber blicken sechs jugendliche Senhoritas mit großen verwunderten Mischlingsaugen über die nicht breite Straße zu den im Saal versammelten Herren und Damen und zu dem merkwürdigen Orador allemão hinter dem Blumenpult herüber, von dessen Rede nur hier und da ein unverständliches Wort zu ihren vom Spitzentuch verhüllten Ohren schlagen mag und den sie gleichwohl mit der ganzen Paciencia, der passiven Ausdauer und wohlerzogenen Unbeweglichkeit des Brasilianertums, über eine Stunde lang anzustarren vermögen. Von fern aber aus den Hintergründen im Klubhause klingt gedämpft verheißungsvolles Anzapfen bis in den dürstenden Saal. Denn füllhornspendend wie das Mädchen aus der Fremde bringen die einlaufenden Homburger Dampfer in diesen Landsmannskolonien ihre Gaben, dem Schwarzbrot, jenem Faßbier dar. . . .

Das war der Abend in Pernambuco, acht Grad südlich vom Äquator. Der Beginn zauberhafter Wochen für mich im Wunderlande jenseits des Meeres und der erste Vortrag in einer Dutzendreihe voll mannigfaltigsten Wechsels der geographischen Örtlichkeit und der lokalen Szenerie. Freilich das Vollgefühl überreichen und überschönen Erlebens läßt sich nie ganz in Worte fassen, schon weil es zu sehr persönlich, in das halbe Geheimnis des stillen Nachempfindens gebannt bleibt und selbst der freudige Dank den allzu herzlichen Ausdruck wie eine Aufdringlichkeit fürchtet. —

Der Gedanke, in systematischer Weise durch einen deutschen Reisenden bei den brasilischen Landsleuten Vorträge zu veranstalten, durfte durch mich zum ersten Male zur That gemacht werden, hatte aber schon eine längere Vorgeschichte. Herr Herm. Stoltz, jetzt in Homburg, der Chef eines der bedeutendsten brasilisch-homburgischen Handelshäuser, hatte ihn schon im Jahre 1877 als Vorstand des ersten deutschen Klubs in Rio de Janeiro, der Germania, betrieben. Wenn irgendwo, so steht das Motto: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen,

frahe Feste“ über dem Leben und an den Klubhäusern unserer rastlas thätigen, durch eigenartig weitläufige, vielverzweigte Unternehmungen vollauf in Anspruch genammenen Landsleute in den äquatarialen Ländern geschrieben. Es gehört schon ein besonderes Maß aan innerer Energie und Erhebungsfähigkeit dazu, das Bedürfnis nach einem dritten Element zwischen heißer Tagesplage und Erhalung, nach einer Verbindung von Geselligkeit und geistiger Unterhaltung lebendig zu erhalten. Indessen Herr Stoltz nahm sich selbst und seine Familie sawie eine Anzahl von Freunden zum Maßstab und legte seinen Plan auch nicht beiseite, als er übers Meer heimgekehrt war und sich seinen schönen, parkumgebenen Landsitz zu Reinbeck bei Hamburg schuf. Denn ein gut Stück seines liebsten Denkens blieb für immer bei den Freunden drüben und bei dem schönen Trapenlande zurück, das dem arbeitsfreudigen jungen Kaufmanne, welcher einst auf gut Glück und redliches Wollen hinübergegangen war, mit reisen Früchten gelohnt und ihm im Kreise der Seinen die Lebensfülle der besten Mannesjahre umgeben und bereitet hatte. Aber erst gegen das Jahr 1899 gewannen diese Pläne greifbarere Gestalt, als Herr Staltz bei dem zu Besuch in Hamburg weilenden deutschen Konsul in Rio, Herrn Dr. Wever, das gleiche Bestreben fand, den Deutschen drüben auch über die Grenzen und oft unnötig starren Schranken der einzelnen geselligen Klubs hinweg einen gemeinsamen Vereinigungspunkt und eine Anregung durch das gesprochene Wort zu schaffen. Beide Herren fanden, als sie nun aus Ausführen gingen, doch viel Ermutigung. Insbesondere kam solche aus der geistig höchst regsamen Stadt Säa Paulo durch die Initiative des deutschen Konsuls Herrn Dr. Viktor Eschke — des bekannten früheren Oberrichters in Ostafrika — und die Zustimmung der dortigen deutschen Gesellschaft. Nun war eine Basis varhanden, und mit einer aus ihrer kundigen Beurteilung der Verhältnisse abgeleiteten Taktik beschlossen die Herren, das Eisen nicht wieder über umständlichen, postalisch zeitraubenden Einzelabmachungen kalt werden zu lassen, sondern den Vorsprung mitwirken zu lassen, den die Thatsache, welche sich bereits vollenden will, in allen Fällen vor dem Entschluß voraus hat, der sich erst aus Anknüpfungen, Besprechungen, Aufmunterungen und dem Ausgleichen van Einzelstimmungen bilden soll. Mit anderen Worten, der betreffende Redner sollte nur erst einmal über den Rubikon des Atlantischen Meeres gehen und die Entwickelung des Gedankens durch sich selbst gesucht werden. Daß dem Pionier der Vortragssache das Protektorat der höchsten deutschen Instanz in Brasilien werde zu teil werden, war eine freundliche Gunst, auf die man von Hamburg aus in jenem Stadium van vornherein noch nicht zu hoffen und Bemühungen zu richten wagte.

Die Verhandlungen mit einer bekannten Berliner Persönlichkeit, welche naturwissenschaftliche Vorträge, unterstützt durch das wirksame Rüstzeug sinnfälliger Demanstratianen, gehalten haben würde, zerschlugen sich diesmal noch. So dachte man an einen Historiker und wandte sich an Herrn Geheimrat Wilhelm Oncken. Professor Oncken sah sich verhindert, hatte aber die Güte, auf mich hinzuweisen, zumal die lebendig nationale Richtung, die diese Vorträge haben sollten, von varnherein außer Frage stand. Es war auch nicht unwesentlich, daß ich seit elf Jahren zu den Rednern des Deutschen Vortragsverbandes zähle, zu dessen ältesten und beliebtesten Vortragenden Wilh. Oncken gehört, und daß, wie der Vorsitzende des Verbandes, Herr Edm. Lotz in Koburg, die Vereine über mich Gutachten geben konnten. Auch Herr Geh. Legationsrat Dr. Krauel, der bekannte frühere Gesandte in Rio de Janeiro, dem ich durch die offizielle Palästinafahrt van 1898 bekannt geworden war und dem Herr Staltz den für Brasilien gedachten Plan varlegte, hatte die Güte, den Hinweis auf mich durch seine Empfehlung zu verstärken. So trug Herr Staltz mir die Lage der Dinge in ausführlicher, offener und vertrauengebender Schilderung var. Fortes fortuna adjuvat, so schlaß er seine Darlegung über den Vortragspunkt; was gastfreundliche Aufnahme anlange, auf die der Reisende in Brasilien überhaupt nach mehr oder minder angewiesen ist, so kenne er den landsmannschaftlichen Sinn der dartigen Deutschen genug, um jede Gewährschaft einer für mich überaus angenehmen Reise auf sich zu nehmen.

Man kann vielleicht nachfühlen, wie mich dieser Brief im Innersten erregte. Auf der einen Seite die alte Dozenten- und Redner-

luſt, die hoch emporflammte, der in mir wohl nie ganz verkümmernde Zigeuner- und Weltfahrerſinn, dem eine ſolche Reiſe mit verführeriſchem Locken winkte; auf der andern Seite die Empfindungen eines Familienvaters, der ſich einen ganzen Sommer von den Seinen trennen ſollte und der die Unterbrechung mancher Verpflichtung erſt herbeiführen mußte. Ich ſprach mit meiner Frau, die von dem gleichen Dualismus herüber und hinüber gezogen wurde; dann gingen wir zu ihrem Vater, Wilhelm Jenſen, in die Münchner Haydnſtraße hinüber. In ſeinen Augen leuchteten die Zeiten auf, da er ſeinen berühmten Roman „Unter heißerer Sonne“ ſchrieb; er ging mit der Pfeife im Arbeitszimmer auf und ab, wo die Käſten mit den phantaſtiſch ſchönen Schmetterlingen hängen, die man ihm aus Südamerika geſandt hat, und ſchließlich ſagte er: „In Deinen Jahren und in Deiner Lage — ja!“ Nun wollte die Wagſchale des Ja keinen anderen Gewichten mehr nachgeben. Frau und Kindern aber winkte es mit ſchönſtem Erſatz, ſich unweit des kleinen Jenſenſchen Landhauſes am Chiemſee einzumieten und die Monate des Sommers in unmittelbarer Nähe der Großeltern, in der ſchönen Freiheit des Landlebens zu verbringen.

Dann kam der Abſchiedstag raſch genug. In Hamburg reſp. Reinbeck bei Herrn Stoltz überraſchten mich zwei ganz unerwartete, ſoeben eingetroffene Botſchaften: erſtlich, daß die Hamburg-Südamerikaniſche Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft das dem braſiliſchen Deutſchtum geltende Unternehmen durch Gewährung freier Überfahrt fördern wolle; zweitens eine gütige Einladung Sr. Durchlaucht des Fürſten Herbert Bismarck, welchem Herr Stoltz von unſerem natianalen Plane Bericht erſtattet hatte.

Zuletzt war ich in Friedrichsruh geweſen in jenen ſchickſalsſchweren Tagen, da durch alle deutſche Welt der Schmerz um den Heimgang des Kanzlers bebte. Nun ſtand ich neben dem Sahne des Gewaltigen in der Ehrfurcht des Schweigens in der Gruftkapelle, durch deren Fenſter der Sang der Vögel aus frühlingsgrünen Zweigen in den weihevollen Raum hineinklang. Und im Angeſicht der, wenn auch auf geringes Thun beſchränkten, ſa doch mich ganz erfüllenden natianalen Aufgabe, zu der ich ausziehen ſollte, ſtieg es mir aus dem Marmorſarge wie ein haher Geiſtergruß empar, deſſen Überbringer ich ſein dürfe, zu den fernen Landsleuten da drüben, die erſt durch Ihn des Namens Deutſche haben ſtolz werden können unter den Natianen und die es, wie in allen Weltteilen die Deutſchen, in unvergänglicher Treue ihm danken.

Dann fuhr ich über das Meer. Drei unvergeßliche Wachen mit allem Farbenwechſel der Bilder, van lichtlos unheimlicher Nebelnacht bis zum Sirenenlächeln äquatariaier Sonnentage, und unterbrachen van reizvall verbummelten Landungstagen an luſitaniſchen und kanariſchen Küſten, wenn die „Pelotas“ neue Ladung oder Kohlen nahm. Wochen zugleich eines phäakenhaften Behagens in allein beherrſchter Kabine und in ungeſtörter Leſemuße auf einem Deck und Schiff, das Raum genug für alle bat, bei faſt zu guter hamburgiſcher Verpflegung und im freundſchaftlichen Verkehr mit dem Kapitän Herrn Häveker, ſeinen Offizieren, dem jungen friſchen Schiffsarzt Dr. Poppe, mit dem vortrefflichen Kenner ganz Braſiliens, Herrn Repſald, und einem kleinen Kreiſe van weiteren Mitreiſenden. Welche ſchöne, ruhende Pauſe im Lebensüberdrang! Freilich mitunter, wenn die dunkle Nacht hereinſank über das geſtadeloſe Meer, die fremdgewardenen Sternbilder herabblickten, alles zu Bett war, nur der wachhabende Offizier draben auf und abging und der Kapitän in ſeiner Kammer noch leiſe muſizierte, ich aber an die Reeling gelehnt noch einſam in das millionenfache Funkeln und Sprühen des Meerleuchtens ſchaute, da ſchlich ſich wahl ein Fragen ein: Wie wird es mit meiner Aufgabe werden? Wird es auch etwas Ganzes und etwas Rechtes ſein, eine Leiſtung, die die Berechtigung erſt erwirbt, die Wunder einer ſolchen Fahrt und Reiſe zu erleben?

Dann war es eines Frühmorgens, daß Jemand an meine Kammer klapfte: „Der Herr Kapteihn läßt Sie ſagen, daß die braſilnſche Küſte in Sicht is!“ Da lag ſie, ſchan ganz nahe, und wir fuhren gerade bei Olinda varbei. Keine Uberraſchung war's. So trivial es klingt: dies Bild der ſmaragdgrünen Landſchaft mit hellbunten einſtöckigen Häuſern und Kokospalmen war allzu aft in Wiedergaben, bis herab zu Cigarrendeckeln ader Liebigbildern geſehen. Was in allen fünf Weltteilen iſt denn unſerer Kenntnis und Vorſtellung heute noch abſalut fremd? Nicht der erſtmalige Anblick überraſcht; aber dem, der in ihnen zu leben und ſich umzuſehen beginnt, ihm entfalten dann die Tropen den ganzen verwirrenden Reichtum einer van der unſeren in allem geſchiedenen, nur in ſich ſelbſt verſtändlichen Wunderwelt.

Nachdem die Pelotas im Hafen van Pernambuco feſtgemacht hatte, kam alsbald, zuſammen mit dem Agenten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, Herrn Borſtelmann, der Aſſocié und Vertreter des nach Paris verreiſten deutſchen Wahlkonſuls an Bard, Herr Kröncke, ein ſchlanker blauäugiger Halſteiner, und frug nach mir. Herr Stoltz hatte mir nur als van einer Möglichkeit von Pernambuca geſprochen, wahin er jedoch geſchrieben habe. In dieſer blaßen Keimgeſtalt war Herrn Kröncke die Sache anheimgeſtellt warden, aber ſie hatte Anklang gefunden, und mit kaufmänniſcher Raſchheit und Beſtimmlheit wurde alles glatt fix und fertig gemacht: alſa heute Abend Vortrag, um acht Uhr werde ich durch die Herren abgehalt; die öſterreichiſche und die bedeutende ſchweizeriſche Kolonie von Pernambuca ſind ſchon verſtändigt und wallen mitmachen; als Thema wird ein durch die ſchwarzweißraten Grenzen nicht zu fühlbar beengter Vartrag über die geiſtigen Hauptentwicklungslinien des deutſchen XIX. Jahrhunderts gewählt; Kapitän und Mitreiſende ſind freundlichſt mit eingeladen.

Eine halbe Stunde ſpäter ſtand ich auf dem Boden Südamerikas unter den mächtigen Baumkranen der Figueiren am Hafenplatz. Da ging

mir doch ein volles Empfinden des neuen Erdteils durch die Bruſt. Und wie erſt, als ich die Stadt, dieſes braſilische Venedig, durchſtreift hatte und ſtaunend vor den Gärten der Villenviertel ſtand mit ihren Fächerbananen, Brotfrucht- und Kandelaberbäumen und hundertgeſtaltigen Merkwürdigkeiten, die ich in meiner etwas ſchwachen Botanik nirgendhin unterbringen konnte, und ſchließlich ganz hinausgelangte in die Urnatur der Umgebung! Was habe ich an dieſem Tage in meiner Herzensfreude alles photographiert, Baumſtudien, ſitzende Urubús, kurioſe Transportmethoden, Murilloſche Straßenſcenen, aus Lehm und Bambus zurechtgekleiſterte Ranchos, Wäſche ſpülende Mulattenſenhoras!

Mit Vorliebe denke ich an dieſen erſten Vortragsabend in Braſilien zurück. Die Worte, die mir, als wir nach dem Vortrag beiſammen ſaßen, der ſchweizeriſche Konſul, Herr Amſtein, über den mehr politiſch oder richtiger deutſchvolklich angehauchten Teil meiner Rede und dann ganz ſpontan über das Deutſche Reich, über Bismarck ſagte, wie thaten ſie einem lebhaften deutſchen Empfinden wohl und gerade, weil Herr Amſtein dabei ſeinen Ausgangspunkt als deutſcher Schweizer innehielt. Und wie anziehend für den Hiſtoriker klingt ein ſolcher patriciſch-alter Name: „am Stein“! Wie deutſch aber unſere deutſchen Brüder aus Öſterreich ſind, bedarf nicht erſt der Erinnerung! Nicht wenige Perſönlichkeiten ſind es, die mich an dieſem frohgeſelligen Abend herzlich intereſſiert haben und deren Gedächtnis ich treulich bewahre. An ſolchen Abenden wird's überhaupt ſpät, noch ſpäter aber wird's, wenn, wie hier, ein Tanz improviſiert wird — in tiefer Ruh lag Pernambuco, als wir über ſein von unbändigem Unkraut durchgrüntes Straßenpflaſter heimſchritten. Anderen Morgens gab's, bei frühem Aufbruch, trotzdem (?) Damen mit waren, einen reizvollen Ausflug nach Olinda auf ſeinem Hügel am Meer, der ehemaligen, jetzt halb verlaſſenen und in Grün faſt verſinkenden Hauptſtadt des Staates Pernambuco. Danach hatte ich der freundlichen Einladung der beiden Herren Krauſe, der Inhaber eines bedeutenden Gold- und Silberwarengeſchäfts, zu einem ſtilgerechten braſilianiſchen Frühſtück zugeſagt, das im luftigen ſaalartigen Speiſezimmer wohlthätig und heiter verlief. Dann noch ein paar Beſuche, mancher herzliche Händedruck bei nur zu raſchem Abſchied, und als es zum Abend ging, furchte die Pelotas von neuem durch die tiefblauen Fluten des Oceans, und die ſinkende Sonne übergoldete grünes Waldland der Küſte, während die Häuſer von Pernambuco ſchon ferne im Norden zu weißem Fleck am Strande ineinander geſchwunden waren.

Wieder einige Tage ſpäter, ein früher Sonntagmorgen. Wir liegen vor Anker zwiſchen Kriegsſchiffen und Inſelforts, die noch vom Melloſchen Bürgerkriege her zerſchoſſen ſind, im Hafen von Rio de Janeiro! Wie aber könnte ich dieſen hier ſchilbern? Das iſt ja nicht ein grandioſer Blick, wie bei Genua oder Neapel, das iſt eine nach allen Richtungen hin in immer neue Beduten und Perſpektiven ſich wandelnde, aber nirgend in ein Panorama zu faſſende ganze Schönheitswelt. Dorthin ſchweift der Blick über freie Waſſerflächen oder niedrige Robinſoninſeln hinaus zu ferne den Horizont verſchließenden Zackengebirgen. Hier ſchießen in der Nähe die ſeltſamſten Felsgebilde auf, als ob eine Kindheitslaune der Natur ſie zu titanenhaftem Spielzeug benutzt, die einen Kegel aufrecht ſtehen laſſen, die anderen wieder dazwiſchen geworfen habe, und um dieſe granitnen „Zuckerhüte“ herum oder in fjordartige Felskuliſſen hinein entzieht ſich der Waſſerſpiegel dem verfolgenden Blick. Von allen Seiten ſind die Ufer bald nahe, bald weitentrückt, ja meilenfern; bald ſind ſie felſennackt, bald grünen ſie wie Zaubergärten, und während unſer Schiff im Sonnenſchein liegt, ſchwebt hier und da hoch um die Berghäupter noch der Frühnebel oder leckt ganz niedrig über das Waſſer hinweg mit feuchten grauen Zungen aus den Felswinkeln heraus. Und nun Rio ſelbſt — wohl die tollverwirrteſte Topographie, die irgend eine Stadt der Welt beſitzt. Nirgends von einem Punkte zu überſchauen; um den vielgeſtaltigen und vielunterbrochenen Küſtenſaum der Bai und um die ſtarren Bergkegel ſich herumziehend, in Thäler und Schluchten hineingeſtreckt: bald breit, bald bandartig ſchmal, unerſtiegene Felſen und — auf den Abhängen — jungfräulicher Urwald mitten in der Stadt, aber überall ein Anblick, wie einzigſeltſam, ſo auch zugleich wunderbar und einzigſchön.

Wohnung des Kaiſerlich deutſchen Geſandten Grafen E. Arco-Valley in Petropolis bei Rio de Janeiro.

Wir ſtehen an der Reeling, bald Backbord, bald Steuerbord, und ſchauen und ſchauen. Übrigens der Hafen ſelbſt iſt ziemlich leer, denn in Rio iſt die Peſt. Und das bedeutet Quarantäne für die ausfahrenden Schiffe und viel ſonſtige Unbequemlichkeit; dagegen Beſorgnis eigentlich nicht. Die Peſt iſt weſentlich eine Krankheit für

geringes Volk, das sich nicht viel mit Wasser befaßt. Das gelbe Fieber ist schon anders, das sich mit unheimlicher Vorliebe die soeben mit den Dampfern angekommenen Nordeuropäer und gerade die gesundesten unter ihnen holt, aber auch unter den vermeintlich akklimatisierten so manches Mal nach seine schreckliche, rasche Mordlust übt.

Zugleich mit den Hafenbehörden naht der Pelotas eine Lancha (Dampfbarkasse), von der ein blauer Wimpel flattert: H. St. & C., „Hermann Staltz und Cie." Das ist freundliches Willkommen, ich weiß, Herr Künning, der derzeitige Vertreter der Firma in Rio, befindet sich darin. Aber ehe die Gesundheitsbehörde uns freigibt, darf die Lancha nicht anlegen. Da naht mit eiligem Schritt der treffliche erste Offizier, Herr Frielinghaus: „Der deutsche Gesandte kommt auch, das muß Ihnen gelten!" Ich kann's nicht recht glauben, wie sollte das sein? Eine Lancha mit der deutschen Flagge schießt heran, und Graf Emmerich Arco-Valley springt auf die Fallreeptreppe an Steuerbord herüber.

Im Verhältnis der Kaiserlichen Gesandtschaft und der deutschen Kolonie zu Rio rührt seit den Zeiten des unvergessenen Herrn De. Krauel eine Wendung her, die beide in Beziehung gesetzt hat, wie sich Geheimrat Krauel ja auch als erster die Pflicht auferlegt hat, die übrigen deutschen Kolonien in Brasilien und ihre Angelegenheiten durch eignen Besuch, ungeachtet aller gewaltigen Wegestrecken und vielfach noch vorhandenen Unbequemlichkeiten, kennen zu lernen. Und dem Grafen Arco, dem Sproß des uralten, ehemals landesherrlichen tirolisch-bayerischen Geschlechts, dem noch heute die phantastische gleichnamige Felsenburg nördlich vom Gardasee zu eigen ist, gehören alle Herzen. Er ist nicht bloß die gütigste Persönlichkeit von kunstloser und dadurch doppelt vornehm wirkender Liebenswürdigkeit, sondern auch der energische und treubesorgte oberste Anwalt aller großen und kleinen deutschen Angelegenheiten in Brasilien. So hat er auch das Unternehmen deutscher nationaler Vorträge mitten in der brasilischen Hauptstadt in seine eigene Hand und Protektion genommen und dadurch dem als Neuling in die Verhältnisse eintretenden Redner nicht bloß wertvollste Förderung, sondern zugleich erwünschtesten autoritativen Rat gesichert.

Graf Arco war es auch, der mich nachmittags in eigner Person bei meinen Besuchen geleitete und vorstellte. Hoch droben am Berghang liegt das Haus Herrn Künnings und unweit davon das des Herrn Dr. Gruel, des verehrungswürdigen und hochverdienten Geistlichen der deutschen evangelischen Gemeinde. Aus beider Gärten schweift der Blick zu der Stadt in den Thälern hinab und besonders schön zu dem von Palmen überragten, auf einem Bergvorsprung in die Bucht hinausgerückten Stadtteil Morro da Glaria. Der Präsident des Germaniaklubs, Herr Mattfeldt, wohnt mit seiner Familie in Petropolis; wir treffen ihn aber in der altberühmten ersten Buchhandlung von Rio, Lämmert und Cie., deren Chef er ist. Weitere Besuche bei den führenden deutschen Persönlichkeiten reihen sich daran, im Konsulat begrüße ich den stellvertretenden Nachfolger des nach Chicago versetzten Herrn De. Wever, Freiherrn Ostmann von der Leye, mit welchem ich später mehrere stimmungsvolle Abende auf der Terrasse des Hotel Internacional auf ragender, aussichtsherrlicher Höhe über Rio verbracht habe, wo er wohnte. Und weiter habe ich die ganz besondere Freude, in dem allkundigen und allverehrten Konsulatssekretär Herrn Max Leonhard den Bruder Heidelberger Freunde persönlich kennen zu lernen. Schließlich am Abend, während an den Zinnen und Zacken der Berge die Farben des Sonnenunterganges erglühen, trägt uns, da die Güte des Herrn Gesandten mich zu meiner Überraschung auch eingeladen hat, bei ihm während der Rio-Zeit zu wahnen, die rasche Dampffähre über die Breite der Bucht hinüber. Von dort geht's mit der Zahnradbahn die steile Berglehne empor. Denn 800 Meter hoch im Orgelgebirge, da liegt wie ein zwischen Felsenwände eingebettetes Paradies Petropolis, der Gartensitz des einstigen Kaisertums von Brasilien, seit alters der Sitz der bei der Regierung van Rio beglaubigten Diplomatie.

Wie wir an die deutsche Gesandtschaft kamen, hingen im Garten schan die Lampians, die den Zugang beleuchteten, der letzte an einem ragenden Säulenkaktus, der gegenüber der Hausthür Schildwache steht. Sie galten der Gesellschaft, die der Graf für diesen Abend eingeladen hatte: Herrn Legationssekretär von Flöckher mit seinen Damen, einen Teil der fremden Diplomaten und sonstige Herrschaften aus Petropolis. Indessen, ich kann hier die zwei Wochen nicht schildern, die so begannen und die ich in der thronenden Bergstadt habe verbringen dürfen. Es wäre unmöglich, ihren Reichtum an schön Erlebtem und Gesehenem, den mir auf so freundliche Weise eröffneten Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten und liebenswürdigen Familien, die Ausflüge in die landschaftlichen Herrlichkeiten der Umgebung und alles übrige an dieser Stelle nur en passant zu skizzieren. Natürlich wurden sie öfter durch die Fahrt nach Rio hinab unterbrochen. Hier hatte Herr Mattfeldt im Namen der Germania die nähere Organisatian der Vorträge in die Hand genammen. Über diese Abende in eigener Person zu berichten und sie zu kammentieren, geht nun ja schlecht an, und ich kann auch die Zeitungsberichte über Wesen und Aufnahme der Varträge nicht wohl eitieren, weil diese fast beschämend freundlich gehalten waren. Ihr stofflicher Inhalt war nacheinander: die geistigen und palitischen Strömungen und Kämpse in Deutschland seit dem Erwachen einer öffentlichen Meinung bis zum Siege Bismarcks; eine versuchte Analyse der menschlichen und staatsmännischen Persönlichkeit des großen Kanzlers; das geschichtliche Verhältnis der Deutschen zum Meere und die Wechselfalge der Nationen in Seegeltuug und Handelsmacht. Eine bedeutsame Ansprache des Herrn Gesandten am letzten dieser Abende schloß den Cyklus ab und wurde von der Presse in stenagraphischem Wartlaut gebracht. Sie sprach den Wunsch und die Zuversicht aus, daß die Vorträge eine dauernde Einrichtung bleiben möchten und fügte hinzu: „Diese Varträge sind ein Beweis dafür, daß man uns in der Heimat nicht vergessen hat; sie beweisen aber auch, daß

wir Deutsche in Rio fest zusammenhalten und fest halten an deutscher Bildung, deutscher Kultur und deutscher Wissenschaft. Wenn wir Deutsche im Auslande die Anhänglichkeit an die Heimat, unsere enge Verbindung mit unserem Deutschland erhalten, so treten wir niemandem zu nahe und werden niemand verletzen. Wir werden vielmehr gerade dadurch die Achtung der Nationen erwerben, bei denen wir wohnen; insbesondere werden wir uns auch hier in Brasilien die Achtung erhalten der liebenswürdigen und ritterlichen Nation, in deren Lande wir leben und deren Freundschaft und Gastlichkeit wir dankbar genießen."

In Petropolis droben bereitete mir der Herr Gesandte noch die weitere Ehre und Freude, daß er die Diplomatie und die deutsche und österreichische Gesellschaft zu einem Vortrage einlud. Als Thema war eine Schilderung des heiligen Landes und der dortigen Kaisertage von 1898 gewählt, für mich eine unschwierig wiederholte Improvisation aus früher niedergeschriebenen und im Gedächtnis lebendig gebliebenen Erinnerungen — eigentliche Manuskripte halte ich nebenbei gesagt nur für eine Fesselung des impulsiven rednerischen Wortes, das aber der sorgfältigen gedanklichen Vorbereitung niemals entbehren darf. Es war ein festlich angehauchter, freundlich-geselliger Abend im geschmückten Saal. Ueberdies hat er die interessante Aufgabe, vor diesem Auditorium nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und das deutsche und evangelische Bewußtsein mit klarem Ton anklingen zu lassen, sondern zugleich einzuflechten, was die erschienenen außerdeutschen Gesandten und Diplomaten — die mit einer, für mich durch ihr geduldiges Zuhören rührenden Ausnahme alle des Deutschen mächtig waren — und die anwesenden deutschen Franziskanerpatres näher interessieren und ihnen sympathische Bilder bieten konnte. In dieser Petropolitaner Umgebung, gegenüber den offenen Fenstern des tropischen „Winter"-abends war es ein lockender und naheliegender Anfang, das äquatoriale Amerika und den palästinensischen Orient der alten Welt einander in Parallele gegenüberzustellen. Dort alles in der umgebenden Natur Fülle und sprießende Jugend, ein sich überdrängendes und überstürzendes Grünen und Blühen in feucht durchwehter Treibhausluft; hier ein Land, das mit seinen nackten Felsen und Sandflächen unter dem dörrenden Gluthauch zweier nachbarlicher Wüsten liegt. In Brasilien alles wie von gestern, die Gebirge wie soeben erst geboren, unausgeglichen, ohne Schutthalden, die Thäler noch nicht aufgefüllt, die zackigen Höhen noch unverwittert. In Baumwuchs und Vegetation noch nichts geordnet und in Klassen oder Gruppen gesondert, noch keine Wälder *einer* Art, alles bunt vermengt, jeder Baum ein völlig anderer als sein Nachbar; alles kämpft in sinnverwirrender Mannigfaltigkeit durcheinander um den Weg zur Sonne und zum Licht; so dicht steht aller Wald und Busch, daß an seinem Boden kein Raum und kein Strahl für schwächere und niedere Pflanzen bleibt und sie notwendig angewiesen sind, als Lianen oder Parasiten auf die Bäume emporzumüssen, bis sie deren oberstes Geäst erklimmen. Nicht anders die beflügelte Natur der Insekten, wie ich es zu Petropolis in der Schmetterlingssammlung des liebenswürdigen Herrn Prof. Foetterle, der bedeutendsten Südamerikas, mir bewundernd hatte erklären lassen. Auch sie noch nicht in konstante Arten gebracht, noch mitten in der Anpassung und Differenzierung, in der Entstehung der Arten begriffen, eine schier unübersehbare Welt der Übergänge ineinander. Auf der anderen Seite der Orient der alten Welt mit seinen bis zur Armut klaren und wenigen Arten in Pflanzenwuchs und Fauna, mit seinen wie auf den Boden niedergedrückten Stachelgestrüppen, im Staub kriechenden Feigen oder Reben, seinen spärlich und weitgestellten Ölbäumen, deren Farbe sich, ebenso wie die der steinernen Häuser, aus dem allbeherrschenden Grau der Kalklandschaft gar nicht herauswagt: das ganze Ziel Monotonie, das ganze Wesen die stillruhende, greise Genügsamkeit des Alters. Und als ich so sprach, da huschte ein großer gelber Nachtschmetterling der Seidenspinnerfamilie in den Saal hinein, umflatterte wie mit der sorglosen Sicherheit des Urwaldkindes unausgesetzt den Kopf und die Hände des Redners und setzte sich schließlich gemächlich vertrauensvoll im vorderen Saal gerade auf das Haar eines der Herren zur Ruhe.

Wie freundlich war dieser Abend! Und als er zu Ende war, wie schön war's, ihn noch einmal durchzudenken und zu dem Kreuz des Südens emporzublicken, das hoch am Zenith über den im Nachtwinde leise flüsternden Bananen und Bäumen im Garten der Gesandtschaft stand ...

„Zuckerhut" und Stadtteil Morro da Gloria im Hafen von Rio de Janeiro.

Digitized by Google

Aus Edam. Nach dem Gemälde von Klaus Meyer.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Digitized by Google

Die Grande-Chartreuse und ihre Bewohner.

Von

Dr. Walther Genſel-Paris.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1082 ſollte der aus Köln gebürtige, aber in Rheims wirkende Geiſtliche Bruno Hartenfauſt zum Erzbiſchof dieſer Stadt ernannt werden. Aber angeekelt von den politiſchen Wirrniſſen der Zeit, in tiefer Wehmut über die überhandnehmende Zuchtloſigkeit und aus dem unendlichen Bedürfnis, allein mit Gott zu ſein, entzog er ſich der hohen Würde und beſchloß, in der Einſamkeit, im Gebet und Studium der heiligen Schriften, in ſchlichter Handarbeit und Almoſenſpenden, ſein künftiges Leben zuzubringen. Mit ein paar Gefährten kam er im Frühjahr 1084 zum Heiligen Hugo in Grenoble, und dieſer willfahrte ſeinem frommen Wunſche mit Freuden, indem er ihm ein einſames Thal in der Nähe des Örtchens Carturiſſium mitten in einem den Alpen des Dauphiné vorgelagerten Bergmaſſiv anwies. Aus dieſen ſchlichten Anfängen entſtand der Orden der Chartreux oder Kartäuſer, der ſich nach und nach zu einem der allerbedeutendſten entwickeln ſollte. Wo wir auch reiſen, in Deutſchland oder in Frankreich, in Italien oder in Spanien, überall treffen wir noch heute auf Kartauſen. Viele von ihnen ſind größer und prächtiger als das Mutterkloſter, ſo vor allem die hochberühmte Certoſa von Pavia, deren überreiche Kirche in ſo merkwürdigem

Abb. 1. Blick auf Grenoble.

Gegenſatze zu den ärmlichen Zellen der Mönche ſteht. Wer aber für die Reize der Voralpennatur empfänglich iſt, wer klöſterliches Leben in ſeiner urſprünglichen Reinheit kennen lernen will, — und auch der, der den köſtlichen grünen und gelben Trank zu würdigen verſteht, den die Mönche nach dem Rezepte des Dom Garnier brauen, mag den Abſtecher nach der großen Chartreuſe nicht ſcheuen, wenn ihn ſein Weg einmal nach Südfrankreich führt.

Es iſt in der That ein wundervolles Stück Natur, in das ſich der heilige Bruno zurückgezogen hatte. Ihm ſelbſt mag es als eine ſchauerliche Einöde erſchienen ſein, für uns haben die ſteil abfallenden Kalkfelſen und die engen Schluchten mit den ſchäumenden Bächen nichts Abſchreckendes. Und zudem iſt die Düſterkeit gemildert durch eine unendlich reiche, ganz ſüdliche Vegetation. Am häufigſten ſind Buchen und Eichen mit Tannen und Fichten gemiſcht, aber dazwiſchen finden ſich Eſchen, Erlen und Weiden, und hier und da die prächtigſten Nußbäume. Sie reichen bis in Höhen hinauf, wo anderwärts ſich kaum das Nadelholz noch recht zu entwickeln vermag.

Abb. 2. Der Eingang zur Einöde.

Man kann von Lyon aus direkt zur Chartreuſe gelangen. Weitaus die meiſten Reiſenden aber machen mit Recht den kleinen Umweg über die herrliche Stadt und Feſtung Grenoble, den eigentlichen Mittelpunkt für alle Ausflüge in die franzöſiſchen Alpen. Dieſe ſind, wenn wir von Chamounix und ſeinen Umgebungen abſehen, bei weitem nicht in dem Maße erſchloſſen wie die Schweiz und Tirol. Aix-les-Bains iſt ja allerdings ein weithin berühmter Badeort, und auch in Anneey und in Moutiers hat mancher reiche Pariſer eine Villa zur Sommerfriſche. Aber für die Berge ſelbſt war bis vor kurzem wenig gethan worden, und darum fehlt es faſt gänzlich an deutſchen und engliſchen Touriſten. Jetzt ſucht man das Verſäumte mit doppeltem Eifer nachzuholen. Das Syndicat d'initiative zu Grenoble ſendet Broſchüren über Broſchüren in allen Sprachen in die Welt hinaus und erteilt mit der größten Liebenswürdigkeit jegliche Auskunft, es gibt Rundreiſehefte aus, ſorgt für Wagenanſchlüſſe und trifft mit den Gaſtwirten beſondere Abmachungen, es läßt Karten und Führer drucken und umſonſt verteilen. Natürlich verſäumt es auch nicht, die Schönheiten der Stadt Grenoble ſelbſt anzupreiſen.

Die Stadt verdient es aber auch wirklich, daß man ihr einen oder zwei Tage ſchenkt. In dem weiten fruchtbaren Thal des Iſèreſtromes gelegen, der bei Valence in die Rhône mündet, rings von gewaltigen, bis zu 3000 Metern aufſteigenden Bergen umgeben, mit herrlichen Fernblicken bis zum Montblanc hin, kann ſie ſich kühnlich neben die ſchönſten Städte Europas ſtellen. An hiſtoriſchen Sehenswürdigkeiten iſt ſie freilich nicht übermäßig reich. Ganz wenige Bauten gehören dem Mittelalter und der Renaiſſance an, und noch viel ſparſamer ſind natürlich die Erinnerungen an das Allobrogerdorf Cularo und die Römerfeſtung Gratianopolis, die als die Stadt

mit den hundert Türmen weithin bekannt war. Aus der Frankenzeit stammt die Krypta der Kirche Saint-Laurent, die älteste in Frankreich erhaltene, aus dem XI. Jahrhundert die schwerfällige Kathedrale, aus dem XIII. das Kirchlein Saint-André, die ehemalige Schloßkirche der Herzöge des Dauphiné, die 1349 ihr Land unter der Bedingung abtraten, daß künftighin der Kronprinz von Frankreich den Namen Dauphin führen solle. Alle diese Bauten treten hinter dem unter Ludwig XI. (1461 bis 1483) begonnenen Justizpalaste im Renaissanceestil zurück. Noch bemerkenswerter als seine graziöse Fassade sind die Holzschnitzereien in einigen Sälen, vor allem die um 1520 von dem deutschen Künstler Paul Jude ausgeführten, dann aber auch die von Lepautre, dem berühmten Zeichner Ludwigs XIV., entworfenen. Vor dem Palaste erhebt sich das Standbild Bayards von Raggi, eins der charakteristischsten Bildhauerwerke der französischen Romantik. Der „Ritter ohne Furcht und Tadel" war bekanntlich auf einem Schlosse in der Nähe von Grenoble geboren.

Abb. 3. Chartreuse grün und gelb.

Die Bürgerschaft von Grenoble hat immer einen freien und stolzen Sinn bewahrt. Die Stadt war eine der ersten, in die der Protestantismus siegreich einzog. Schon 1522 verkündete hier der Franziskanermönch Peter von Sébiville die neue Lehre. Freilich erwies die Gegenreformation sich übermächtig, aber heute noch besteht hier eine rührige Gemeinde. Im Jahre 1788 aber wurde hier einer der ersten Schritte der Revolution gethan, indem das Parlament sich dem Auflösungsbefehl erfolgreich widersetzte; 1815 endlich war Grenoble die erste Stadt, die dem von Elba heimkehrenden Kaiser ihre Thore öffnete. Natürlich sind die Bürger stolz auf diese Vergangenheit. Der Revolution ist bei der Jahrhundertfeier ein großes Denkmal gesetzt worden, das die Vertreter der drei Stände im Schwur vereinigt zeigt. Vielleicht ein wenig zu breit macht sich der Lokalpatriotismus in dem recht sehenswerten Museum,

Abb 4. Das Thal der Grande-Chartreuse mit dem Kloster.

dessen der neuen Kunst gewidmete Säle fast nur Gemälde von aus dem Dauphiné gebürtigen Künstlern enthalten. Allerdings befinden sich darunter Namen von sehr gutem Klange wie Hébert und Fantin-Latour.

Die Akademie von Grenoble ist vor einiger Zeit zur Universität erhoben worden, obwohl sie nur zwei Fakultäten besitzt. Da der junge Franzose im Gegensatz zum Deutschen die kleinen Hochschulen möglichst meidet, sucht man Fremde, insbesondere Deutsche, anzuziehen, und nicht ohne Erfolg. In allen Kaffeehäusern gibt es deutsches Bier und deutsche Zeitungen, und überall kommt man unseren Landsleuten mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen.

* * *

Zwei Wege führen nach der Grande Chartreuse, die Fahrstraße über Le Sappey und den Luftkurort Saint-Pierre de Chartreuse und der Weg durch die „Einöd'". Natürlich wird man hinwärts den letzteren wählen, um den rechten Begriff von der großartigen Abgeschiedenheit der Gründung des heiligen Bruno zu gewinnen. Auch hier hat man wieder die Wahl. Man kann die Partie ganz zu Wagen machen über La Placette — das Zweirad läßt man lieber zu Haus, wenn man es nicht stundenlang schieben will — oder man benutzt die Eisenbahn im Isèrethal bis Voiron und von da die Dampftram bis Saint-Laurent du Pont. Beide Wege sind gleich schön, nur muß man im ersteren Falle, wenn man die Diligence benutzen will, früh auf den Beinen sein. Das Seitenthal, in dem die Bahn von Voiron aus in starken Windungen rasch aufwärts führt, trägt einen völlig südlichen Charakter mit seinen Weinbergen, riesigen Nußbäumen, seinen munteren grellroten Ziegeldächern. Links grüßt die große kupferne Madonna eines berühmten Wallfahrtsberges herüber, rechts ragen hohe Felsen empor. Plötzlich biegt der Zug in eine enge Schlucht ein, die aus der sächsischen Schweiz hierher versetzt zu sein scheint, er durcheilt sie in raschem Laufe, und wieder befinden wir uns in einem weiten freundlichen Thale.

In Saint-Laurent ist Frühstücksstation. Wer schlecht zu Fuße oder bequem ist, wird auch von hier aus den Wagen benutzen, nicht aber der, der in vollen Zügen die herrliche Natur genießen will, und vor

Abb. 5. Westansicht des Klosters.

allem nicht der, der unterwegs die Likörfabrik in Fourvoirie besuchen will. Die ist nun freilich „unzugänglich", wie der FreundBaedeker ganz mit Recht schreibt. Allein wenn ihr einen recht liebenswürdigen Brief an den hochmögenden und verehrungswürdigen(vénérable) Père Procureur schreibt, wird er euch die Erlaubnis wohl ebenso bereitwillig erteilen wie uns. Oder sollte er bei uns eine ganz besondere Ausnahme gemacht haben, sollte die Macht der Presse sich auch bis auf die frommen Mönche erstrecken?

Abb. 6. Der alte Kreuzgang.

Kloster und Likörfabrik, fromme Litaneien und Alkohol, wie reimt sich das wohl zusammen? Der krausbärtige Bruder Kellermeister, der uns in seiner weißen Kutte empfängt, ist ein gutmütiger Kauz mit fidelen Äuglein, der die seltene Gelegenheit zu einem Schwätzchen mit Behagen ergreift und selbst vor einem unschuldigen Scherzwort über die gegenüber liegende Korsettfabrik nicht zurückschreckt. Leider sind seine historischen Kenntnisse nicht übermäßig groß, ich hätte gern von ihm erfahren, zu welcher Zeit die Chartreuse zuerst hergestellt worden ist. Natürlich würden die frommen Patres wenig erbaut sein, wenn man ihren Trank als Schnaps bezeichnete; er ist eine Arznei und nichts anderes. Sie selbst trinken nie etwas davon, für die Fratres dagegen scheint diese Vorschrift nicht zu bestehen. Es ist übrigens ein starkes Tränklein; enthält doch die gelbe Mischung gegen 45 und die grüne gar über 50 vom Hundert reinen Alkohol. Das Geheimnis der Herstellung wird noch immer streng gewahrt, obwohl sein Verrat der Fabrik schwerlich viel schaden würde. Die Hauptbestandteile haben unsere Chemiker ja längst festgestellt, und auf ein Kräutlein mehr oder weniger wird's bei hundertundachtzig — so viele Sorten werden angeblich für die grüne verwendet — schwerlich ankommen. Das Wichtigste ist der vorzügliche Alkohol, der aus vom Kloster selbst gekauften Weinen von zuverlässigen Leuten hergestellt wird, und außerdem die Frische der Kräuter. Beides können ihnen andere und insbesondere kleinere Betriebe nicht so leicht nachmachen. Nun wird freilich andererseits behauptet, daß die Qualität infolge des mächtigen Anwachsens der Produktion in der letzten Zeit ein wenig nachgelassen habe oder doch wenigstens nicht mehr so gleichmäßig sei. Mag sein. Uns selbst kam es vor, als bestünde ein merklicher Unterschied zwischen dem Willkommentrunke, den uns unser Frère kredenzte, und dem, der uns später oben im Kloster vorgesetzt wurde. Trotzdem ist und bleibt die Chartreuse die Königin aller Liköre.

Ein starker ätzender Geruch empfängt uns, als wir den ersten der großen Räume, den der „mise en bouteilles", betreten. Wir sind hier wirklich in dem Lande, in dem Milch und Honig fließt. Eine starke Röhre leitet die Flüssigkeit aus einem der Riesenfässer des Kellers hierher. In gewissen Abständen befinden sich an ihr Hähne und Schläuche und aus diesen ergießt sich nun der gelbe oder grüne Strom, so zwar, daß man seinen Mund unterhalten könnte, in

Abb. 7. Das Unterkunftshaus der Damen.

die kleinen Fäſſer, aus denen er dann abgefüllt wird. Der zweite Raum iſt das Lager. Zu Tauſenden liegen ſie hier neben- und übereinander, die grünen, gelben und weißen Flaſchen — denn es gibt auch eine weiße Chartreuſe, einen milden Damentrunk, der aber nur in ganz geringen Mengen hergeſtellt wird. Weiter kommen wir in die Deſtillerie und zum Schluß in den Keller, deſſen Rieſenfäſſer mehr als 1200 Hektoliter enthalten.

Als wir von unſerem wackeren Wirte Abſchied genommen haben, mit dem lebhaften Bedauern, daß wir kein Konterfei von ihm erhalten können, iſt es Mittag geworden, und die Sonne brennt tüchtig hernieder. Aber ſchon ſind wir am Anfang des ſchönſten Teiles unſerer Wanderung angelangt, an der „Einöde". Langſam ſteigt die Straße bergan. Immer näher treten die Felswände, faſt ſenkrecht abfallend. Und immer höher erheben wir uns über den Bach, der zwiſchen mächtigen Steinblöcken hindurchhüpft. Hin und wieder überſchreiten wir ihn auf ſchwindelnd hohen Brücken mit prächtigen Ausblicken. So geht es zwei Stunden lang in immer gleicher und doch ſtetig wechſelnder wundervoller Scenerie. Da hört der Wald plötzlich auf, und mit einem Male befinden wir uns in einem von grünen Matten durchzogenen Thalgrund. Unmittelbar vor uns aber liegt der ungeheure von Mauern umſchloſſene Gebäudekomplex des Kloſters.

Die heutigen Bauten ſtammen zum weitaus größten Teile aus dem Jahre 1676, in dem das alte bereits ſiebenmal nach Feuersbrünſten erneuerte Kloſter faſt vollſtändig ein Raub der Flammen geworden war. Die Architektur iſt höchſt einfach, weißgetünchte regelmäßige Häuſervierecke mit hohen grauen Schieferdächern. Durch das Hauptthor gelangt man in einen großen Hof mit Raſenplätzen und Springbrunnen und von da zum Hauptbau. Hier befinden ſich rechts die Zellen der Würdenträger, auf die ich noch zu ſprechen kommen werde, links das Refektorium, die Küche und die Kapellen. Das obere Stockwerk enthält den Kapitelſaal, die große Galerie und die Fremdenzimmer. Daran ſchließt ſich das aus zwei mehr als dreihundert Meter langen Kreuzgängen gebildete eigentliche Kloſter. Einer dieſer Kreuzgänge ſtammt noch aus dem XIV. Jahrhundert.

Wer noch am ſelben Tage nach Grenoble zurückkehren will, wird ſich mit einem raſchen Imbiß und einer Führung durch das Kloſter

Abb. 8. Mein Frühſtück im Kloſter.

begnügen müssen. Wer aber einen dauernden Eindruck von der Chartreuse und ihren Einwohnern mit hinwegnehmen will, wird sich damit nicht zufrieden geben. Er wird die köstliche Ruhe eines Sommerabends in dieser feierlich ernsten Gegend und das Wiedererwachen der Natur am nächsten Morgen genießen wollen, er wird dem merkwürdigen, ganz nach mittelalterlicher Art abgehaltenen Gottesdienste beiwohnen und eine Nacht die einfache Lagerstatt der Mönche teilen. Nimm dir also Zeit, lieber Wanderer, laß dir vom Bruder Hausmeister deine Zelle anweisen, wirf dein Reisegepäck ab und erfrische dich mit einem Trunke Weins, ehe du zu weiterem Schauen dich anschickst. Das Kloster ist nämlich wie vor alters eine Herberge, gratis für den Bedürftigen, gegen mäßiges Entgelt für den, der's bezahlen kann. Allerdings mußt du dich in allerlei fügen. Du darfst nicht singen und nicht zu laut reden, vor allem nichts, was die Moral und den Glauben deiner Mitgäste verletzen könnte, du mußt mit dem Menu ohne Fleisch vorlieb nehmen

Abb. 9. Korkbrand.

und darfst nicht rauchen. Ferner mußt du, wenn deine Frau oder Schwester dich begleitet hat, dich von ihr trennen. Denn kein weibliches Wesen darf auch nur den Hof des Klosters betreten. Für sie ist gegenüber ein Häuschen gegründet worden, in dem sie von Nonnen bedient und bewirtet werden.

Die Führung durch das Kloster geht ziemlich geschwind von statten, geschwinder, als man es wünscht. Allerdings ist es nicht eben reich an großen Kunstwerken, aber in die prächtige Kapelle Ludwigs XIII., die einzige, die während der Revolution vollkommen verschont geblieben ist, oder in den feierlichen Kapitelsaal mit den Bildnissen der Ordensgeneräle und den Kopien nach den im Louvre befindlichen Gemälden aus dem Leben des heiligen Bruno von Lesueur möchte man doch mehr als nur einen flüchtigen Blick thun. Natürlich führt uns auch hier ein Bruder, von den Vätern bekommen wir außer in der Kirche überhaupt nur den Père Coadjuteur zu sehen. Besonders eindrucksvoll wirken die unendlich langen Kreuz-

Abb. 10. Die Kapelle des heiligen Ludwig.

gänge, in denen jeder noch ſo leiſe Schritt wiederhallt, und jedes Geflüſter vernehmlich wird, und die Bibliothek mit den mächtigen Folianten.

Am meiſten wird unſere Aufmerkſamkeit natürlich durch die Zellen der Pères gefeſſelt. Das Kloſter enthält deren vierzig, aber nicht immer ſind alle bewohnt. Je zwei bilden zuſammen eins der Häuschen, die wir auf der Abbildung ſehen. Vier Räume ſtehen jedem Mönche zur Verfügung. Vom Gang aus gelangt man durch ein kleines Veſtibül in das Schlafzimmer, an das ſich ein winziges Meditationsſtübchen anſchließt. Eine kleine Treppe führt hinunter in die Werkſtatt und den Holzkeller. Denn da niemand ſeine Zelle betreten darf, muß der Mönch natürlich auch ſelbſt einheizen. Endlich gehört zu jeder Zelle ein von hohen Mauern umgebenes Gärtchen, in dem er niemanden ſehen und von niemandem geſehen werden kann. Einige Stühle, ein Tiſchchen, ein kleines Bücherbrett, eine in der Form an die Hindelooper Bettſchränke erinnernde Lagerſtatt mit dünnem Strohſack, zwei wollenen Decken und einem Keilkiſſen aus Haferſtroh, ein Betſchemel, ein Weihwaſſerbecken, ein Kruzifix und eine Madonnenſtatue: das iſt das ganze Mobiliar. Dabei iſt alles von einer Einfachheit, die uns frieren macht. Die Höhlenbewohner der Urzeit haben mehr Komfort gehabt als dieſe Kartäuſer.

Abb. 11. Fabrikmarke der Flaſche.

Beten, ſtudieren, dazwiſchen hier und da etwas mechaniſche Arbeit, ſo geht das Leben hin, einen Tag wie den anderen. Aber verfolgen wir einmal den Tageslauf dieſes Kloſterlebens, das, wie es in den Statuten

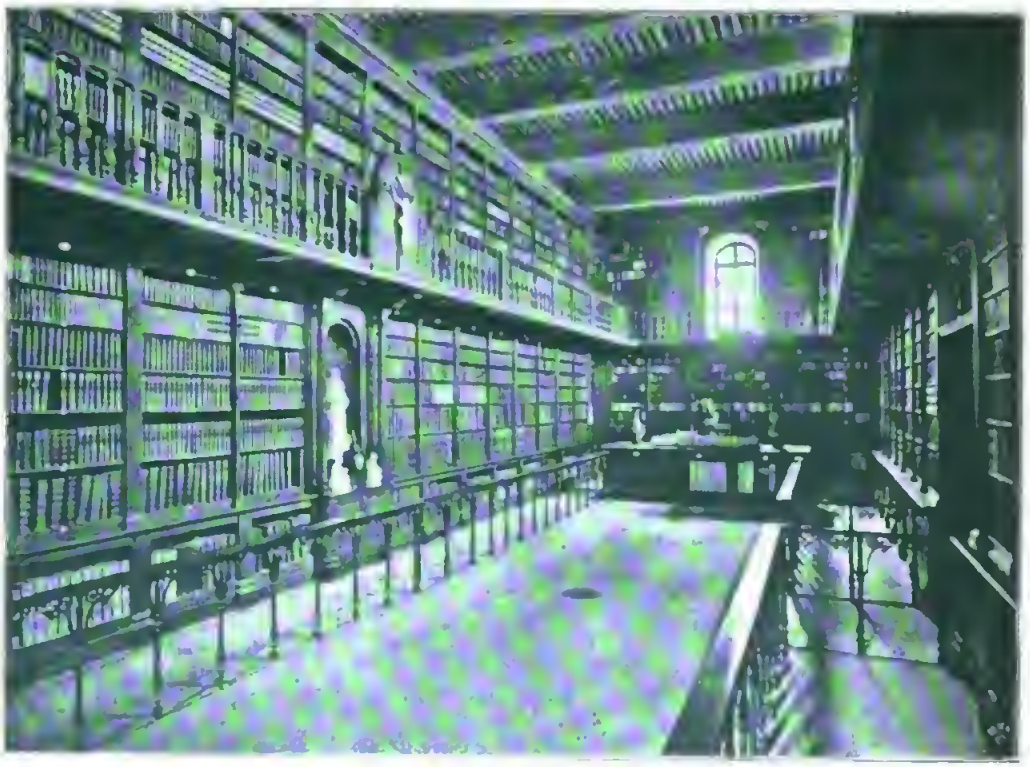


Abb. 12. Die Bibliothek.

Abb. 13. Das Refektorium.

heißt, die Vorzüge des Anachoretentums mit denen des Cönobiates verbindet. Mitten in der Nacht um zehn oder elf Uhr, ertönt die Klosterglocke. Der „Exeitator“ geht von Zelle zu Zelle und weckt die Brüder, die etwa vier Stunden halb angezogen auf ihrem harten Lager geſchlummert haben, zum Gebet. Wenn alle anderen Menſchen ſchlafen oder ſich vergnügen oder dem Laſter nachgehen, beten ſie wie der Pſalmiſt für ihr Heil und das der Sünder. Etwa nach einer Stunde ruft ſie ein zweites Läuten in die Kirche zu den Matinees, die mindeſtens zwei, oft aber über drei Stunden dauern. Dem Fremden iſt es geſtattet, von der Tribüne aus dieſem Nachtgottesdienſt beizuwohnen. Und wahrhaftig, es gibt nichts Seltſameres, Eindrucksvolleres, als dieſe weißen Schatten mit ihren düſter brennenden Laternen in der faſt ſchmuckloſen Kirchenhalle, als dieſer eintönige lateiniſche Geſang ohne Orgelbegleitung. „Da wir lieber beten und ſeufzen als ſchöne Harmonien ertönen

Abb. 14—16. Waſſerzeichen der Etikette und Flaſchenetiketten grün und gelb.

Abb. 17. Der Kirchhof.

laſſen ſollen, ſuchen wir durch einfache und demütige Geſänge Gott zu gefallen." Und doch wird niemand in den Orden aufgenommen, der keine Stimme beſitzt, und es gilt ihnen jeder falſche Ton als eine Sünde. Alle Riten, die in der Kirche beobachtet werden, ſtammen noch aus dem erſten Jahrtauſend. So geht die Zeit hin bis zwei oder drei Uhr, dann folgt eine zweite Nachtruhe bis $5^3/_4$ Uhr, und wieder heben die Gebete und Meſſen an bis etwa um zehn Uhr. Sie beten für die, die nicht beten, für die Unfrommen und die Ketzer, für die Kranken und die Toten, um die Güter der Welt und das Heil des Vaterlandes. Bis zur Veſper d. h. bis $2^1/_2$ Uhr ſchweigen dann, mit Ausnahme eines kurzen Gebetes zur Nona, die religiöſen Übungen. Ja noch mehr, ſie ſind geradezu verboten. Denn, ſo oder ſo ähnlich heißt es in den Statuten, ſie ſind gerade ſo reichlich bemeſſen, daß Körper und Geiſt dabei geſund bleiben können. Durch übermäßiges Kaſteien wird nur dem Teufel der Weg geebnet. Man ſieht, in dem ganzen uns ſo unbegreiflich und faſt widerſinnig erſcheinenden Syſtem behält doch auch die Vernunft ihr Recht. Dazu gehört auch der Spielraum, der der körperlichen Arbeit gegönnt iſt. Die Mönche drechſeln, ſchnitzen, beſtellen ihr Gärtchen ꝛc. Doch ſoll dieſe Thätigkeit nie zur Leidenſchaft werden, ſondern eine Erholung bleiben. Eine kurze Zeit wird auch täglich der Lektüre der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenſchriftſteller gewidmet. Zur Veſperzeit beginnen dann wieder die geiſtlichen Übungen und der Gottesdienſt.

Vormittag um zehn Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, die dem Mönche durch eine Luke in ſeine Zelle geſchoben wird. Milch- und Eierſpeiſen, Gemüſe, Früchte und Käſe, ſelten Fiſch, löſen einander ab, dazu wird ſtark verdünnter Wein getrunken. Niemals gibt es Fleiſch oder Fleiſchbrühe, ſelbſt für die Kranken wird keine Ausnahme gemacht. Nur im Frühjahr und Sommer wird eine zweite Mahlzeit gereicht, von der Kreuzeserhöhung (23. September) bis Oſtern nehmen ſie des Abends nur ein wenig Wein und Brot. Freitags iſt ſtrenges Faſten bei Waſſer und Brot.

In dieſes einförmige Leben bringen nur die gemeinſame Mahlzeit am Sonntag, der darauf folgende Spaziergang, bei dem die Gedanken über die Lektüre der Woche ausgetauſcht werden, das einmal wöchentlich ſtattfindende Colloquium und die großen Kirchenfeſte ein wenig Abwechſelung. Einfach, klanglos und beſcheiden wie das Leben iſt auch der Tod. Alle verſammeln ſich um den Sterbenden und beten mit ihm bis zur letzten Stunde. Dann wird bei dem Leichnam Totenwache gehalten, und am nächſten Morgen wird er ohne Sarg auf dem kahlen von hohen Mauern umſchloſſenen Friedhof beigeſetzt, wo ein bald verwitterndes Holzkreuz ohne Inſchrift die Stätte bezeichnet. Nur die Ordensgeneräle bekommen ein einfaches Denkmal . . . .

Nun noch ein Wort über die Verfaſſung des Kloſters. An der Spitze der Grande-Chartreuſe ſteht der von den Patres erwählte Prior, der zugleich der General des geſamten Ordens iſt. Kein äußerliches Abzeichen unterſcheidet ihn, aber alle müſſen ſich vor ihm verneigen. Neben ihm ſtehen als weitere „Würdenträger" der Vikar, der Prokurator, der ſich mit den weltlichen Angelegenheiten zu befaſſen hat, der Sakriſtan und der bereits genannte Koadjutor. Nach vierjährigem Noviziate werden die Mönche durch die einfachen Gelübde zu jeunes Pro-

Digitized by Google

fès, dann wieder nach vier Jahren durch die feierlichen Gelübde zu grands Profès. Ihre Tracht ist ein weißes wollenes Gewand mit Kapuze und Gürtel aus weißem Leder. Darüber hängt das ebenfalls weiße Skapulier. Eine wollene Tunika, weiße Strümpfe und lederne Schuhe vervollständigen den Anzug. Das Gesicht ist vollkommen glatt rasiert, vom Haupthaar bleibt nur ein dünner Kranz von der Schere verschont. Die Fratres oder dienenden Brüder sind Köche, Bäcker, Schuster, Schlosser und dergl. Als Frères donnés tragen sie ein braunes Gewand, als Frères convers, was sie nach drei Jahren werden können, das weiße. Doch lassen sie den Bart wachsen. Auch sie wohnen in abgeschlossenen Zellen und essen nur Sonntags gemeinsam, aber ihre geistlichen Übungen sind viel beschränkter, und außerdem sind sie nicht an das Schweigen gebunden.

Gar merkwürdige und widerstreitende Gefühle bewegen uns, wenn wir das Kloster verlassen. Wir können das alles unverständlich, unvernünftig, mittelalterlich finden, und doch können wir den Männern nicht unsere Achtung versagen, die aus Überzeugung, für ihr Seelenheil und das ihrer Mitmenschen, ein so entsagungsvolles Leben führen. Und diese Hochachtung steigert sich, wenn wir hören, mit welcher Liebe und Verehrung die weltlichen Diener des Klosters von den Vätern und Brüdern reden.

* * *

Die Mahlzeiten der Fremden finden in der einfachen, mit Stichen nach Rubens gezierten Gaststube neben dem Refektorium statt, das unsere Abbildung veranschaulicht. Auch hier gibt es im ganzen Jahr kein Fleisch, aber man hält es ganz gut ein oder zwei Tage bei der katholischen Fastenspeise aus, die ja nichts mit dem Vegetarismus zu thun hat, sondern bei der Fische und Eier mit den Suppen und Gemüsen angenehm abwechseln. Überdies gibt es Wein, soviel man nur trinken will, und am Schlusse der Mahlzeit sogar ein Gläschen Chartreuse. Eigentümlich berührt den Magen nur das Frühstück mit Suppe, Käse, getrocknetem Obst und Wein. Das Tischtuch ist grob, das Geschirr sehr einfach, alles aber peinlich sauber. Jedenfalls ist's eine Kost, die den Magen nicht beschwert und den Schlaf nicht stört. Und das haben wir sehr nötig. Denn unser winziges Gaststübchen ist gar jämmerlich einfach eingerichtet. Wir liegen auf einem Strohsack und ebensolchen Kopfkissen unter einer geblümten Decke. An den weißgetünchten Wänden hängen ein paar billige vergilbte Stiche. In einer Ecke steht

Abb. 18. Das Gastzimmer (Salle de France).

Digitized by Google

ein Betſchemel und darüber hängt ein Kruzifix. Ein Tiſchchen mit einem Lilliputaner Waſchgeſchirr, ein Nachttiſchchen und ein Stuhl ergänzen die Einrichtung, gegen die die Küchenmöbel unſerer kleinen Leute luxuriös zu nennen ſind. Die Decke iſt aus Holz, der Fußboden aus Stein und eiſigkalt. Aber wir ſchlafen doch gut, ſo gut, daß wir leicht die Glocke zum Mitternachtsgottesdienſte überhören.

Den nächſten Morgen benutzen wir, um zu den hiſtoriſch berühmten Kapellen hinaufzuſteigen — wenn wir nicht eine Beſteigung des ſo großartig das Thal abſchließenden Grand Som vorziehen, von dem ſich die herrlichſte Ausſicht über das geſamte franzöſiſche Alpengebiet darbietet. Schreiber dieſes hat übrigens die Kapellen nicht am Morgen, ſondern am ſpäten Abend geſehen. Als er nämlich den Führer beſtellte, der zum Aufſchließen unbedingt nötig iſt, wurde ihm bedeutet, daß der nächſte Tag ja ein Sonntag ſei und man die Leute unmöglich vom Gottesdienſte abhalten könnte. Nun, es war auch ſo ſchön, ja vielleicht noch ſchöner und ſicher eigenartiger. Wie die Nacht immer undurchdringlicher wurde in dem dichten Tannenwalde und wir zum Schluß kaum mehr den weißen Kies unter unſeren Füßen erkennen konnten, und wie dann mit einem Male beim Austritt aus dem Walde die untere Kapelle unter einem ſtrahlenden Sternenhimmel vor uns lag, einem ſolchen, wie ſie nur in den Sternſchnuppennächten des Auguſt vorkommen, das wird mir unvergeßlich ſein. Und auch für das Innere der Kapellen iſt die Nachtſtimmung vielleicht gar nicht ungeeignet. Künſtleriſche Eindrücke ſind ja doch nicht viel zu holen. Wenn aber der Schein des Lichtſtümpfchens über die alten Bilder und Altäre hinhuſcht und der Führer uns erzählt, daß auf dieſem Steine der heilige Bruno zuerſt gepredigt habe, daß da die erſten Hütten geſtanden haben und dort eine Schneelawine die erſte Anſiedlung zerſtört habe, dann wird unſere Phantaſie kräftiger getragen, als am hellen lichten Tage.

Abb. 19. Der Tod des heil. Bruno, † 6 Oktober 1101.
Gemälde von Euſtache Leſueur.
Nach einer Photographie der Maiſon Ad. Braun & Cie. in Paris.

Die obere Kapelle ſteht auf einem Felſen, an deſſen Fuße eine prachtvolle Quelle entſpringt. Sie wurde 1640 von Jacques de Merly zu Ehren des heiligen Bruno erbaut. Ihr Altar in durchbrochener Arbeit erhebt ſich über der einfachen dunkelgrauen Marmorplatte, die dem Heiligen als Altar gedient hat. Dahinter erblicken wir ein Bild mit dem die Madonna verehrenden Heiligen, während ſich an den Seitenwänden die Bildniſſe ſeiner ſechs erſten Genoſſen befinden. Die untere Kapelle Notre-Dame de Casalibus oder zu den Hütten, wurde 1440 vom Ordensgeneral François de Marômes an der Stelle gegründet, wo ſich das erſte Kloſter erhob. Eins der oben erwähnten Gemälde von Leſueur zeigt uns St. Bruno, wie er den Plan zu dieſem Kloſter, einer unſchein-

Abb. 20. Kapelle des heiligen Bruno.

den Ereignissen in der Kammer, nach den Attentaten auf König Humbert und den Schah, nach dem Präsidenten Loubet und dem Deutschen Kaiser. Und ich bemerke zu meinem Erstaunen, daß die tägliche Lektüre einer ganz einseitigen klerikalen Zeitung das Urteil dieses Burschen nicht zu knechten vermocht hat. Groß ist aber seine Ehrfurcht vor den frommen Vätern der Chartreuse und seine Bewunderung dieser Männer. Als wir aus dem Walde heraustreten, zeichnet sich die mächtige Silhouette des Klosters ganz klar vom Himmel ab. Eine feierliche Stille umfängt uns. Nur die Grillen zirpen, und durch die Tannen rauscht leise der Abendwind . . . .

Am nächsten Tage fuhren wir mit einem Postwagen munter nach Grenoble zurück. In Saint-Pierre de Chartreuse stiegen Sommerfrischler zu uns ein, recht weltliche Leute nach den welten-fernen Mönchen, und in der Stadt herrschte ungebundenstes südliches Sonntagstreiben, an

baren Kapelle mit sieben Hütten, mustert. Erst nach ihrer Zerstörung im Jahre 1133 wurde die Chartreuse an die heutige Stelle verlegt.

Er ist ein munterer Bursche, mein Führer. Beim Heruntermarsch — im Walde ist es nun völlig dunkel geworden — leuchten wir uns gegenseitig mit unseren Cigarren, — ein seltener Genuß für ihn —, und er erzählt mir von dem Winterleben im Kloster, von den Vätern und fragt mich nach den Dingen der großen Welt, nach Paris und

Abb. 21. Kapelle Notre-Dame de Casalibus.

Abb. 22. Bei Saint Pierre de Chartreuse.

dem wir uns nicht satt sehen konnten. Das brachte uns bald in andere Stimmung. Noch oft aber fliegen die Gedanken in jene Welt zurück, die aus einer längst entschwundenen Zeit so märchenhaft in unser XX. Jahrhundert hereinragt.

Vierblättriger Klee.

Von

A. von Berchthold.

Er geht des Wegs den Blick gesenkt,
Von all' der Pracht rings abgelenkt,
Den ragenden Berg — er sieht ihn nicht,
Sieht nicht der Sonne goldnes Licht,
Und nicht vom Bach durchrauscht die Matten,
Im kühlen Walde nicht die Schatten,
Zu stillem Glücke nicht den Steg . . .
Vierblättrigen Klee sucht er am Weg.

Susa Salaï.

Nach einer ungarischen Bänkelsängerei von

Georg Busse-Palma.

Ein wildes Kind von Jugend her,
Doch schön war Susa Salai.
Sie sprach: und wenn's ein König wär',
Der um mich freit, ich nähm ihn nie.
Will lieber Jungfer bleiben
Und Jahr um Jahr, Tag aus und ein,
Die Spindelspule treiben,
Als unterthänig sein. —

Die Freier gingen arg verstört.
Doch einer hat sie still verlacht.
Das war der Wind, der sie gehört
Tagaus, tagein um Mitternacht.
Dann war in ihrem Zimmer
Ein Jubel bis der Morgen schlug,
Und vor der Thür stand immer
Ein Roß, das keine Eisen trug.

Doch kaum, daß müd im Frührotschein
Nach ihrem Nest die Eule schrie,
War wieder einsam und allein
Die schöne Susa Salai.
Es hört der Wind sie sagen:
Nun ist er weit, der bei mir war.
Sein Roß ist unbeschlagen
Und er ist ein Bedyar.*)

Hei, fuhr er da ins hohe Gras
Wo ein Pandur im Schlafe lag
Und weckte ihn und sang ihm das
Und sang ihm das den ganzen Tag.
Der ritt vergnügt von hinnen
Und nachts, da pocht er an die Thür.
Der eine Mann war drinnen,
Doch draußen standen vier . . .

O weh nun, Susa Salai.
Und dreimal Wehe abermals! —
Rot ward die Finsternis um sie
Von Blut und Blitzen blanken Stahls.
Sie focht an seiner Seite
Und schwang den Dolch, den er ihr gab,
Bis daß er wund vom Streite
Und bleich bis in den Bart hinab.

Schnell fuhr um die gebrochne Kraft
Der Ketten blauer Schlangenleib.
Da bog in jäher Leidenschaft
Sich tief zu ihm das junge Weib.
Du sollst in Schmach und Schande?
Mein Falk, mein wilder Weih! —
Der Tod trägt keine Bande,
Halt still, ich mach' dich frei. —

Und tief ins Herz biß ihn der Stahl.
Die Kette fiel, frei lag er dort.
Sie küßte ihn zum letztenmal,
Dann band man sie und trug sie fort.
Der Richter sprach vom Stuhle:
Den Galgentod für sie! —
Am Boden lag ihr Buhle,
Doch hoch kam Susa Salai. —

So hat im hies'gen Komitat
Ereignet sich die Schauermär.
Viel Fromme beten früh und spat,
Daß Gott der Herr ihr gnädig wär'.
Ihr Leib war schön geraten,
Doch trutzig ihr Gemüt. —
Vor Trutz und bösen Thaten
Uns all der Herr behüt! . . .

*) Entspricht ungefähr dem deutschen „Räuber".

Der Veilchenmann.

Stimmungsbild aus den Festtagen.

Von

Kaethe Cajetan.

(Abdruck verboten.)

Er kommt! Da kommt er wirklich! Wie wundervoll! Ja, ja, er ist's!"

Eine jauchzende Stimme rief es, und zwei kleine Fäuste trommelten ungeduldig an die Fensterscheiben.

Die junge Frau rührte sich nicht und las ruhig weiter. Sie saß in einen Lehnsessel geschmiegt, hatte die Füße mit den roten, goldbestickten Lederpantoffeln in ein Fell gegraben und blickte nicht einmal auf. Ihr Herz zuckte nicht in bangen Ahnungen bei dem Worte „Er" aus dem Munde ihrer Tochter. Sie sah im Geiste keinen blonden Assessor, keinen schnurrbartdrehenden Leutnant oder sentimentalen Opernsänger vor sich, hatte sie selber doch nicht allzu lange die Zeit überwunden, wo solche Heroen noch Eindruck auf ihr eigenes jugendliches Gemüt machten. Für ihre Tochter brauchte sie dieselben vorläufig nicht zu fürchten, deshalb las sie ruhig weiter.

Zwei weiche, nackte Kinderarme schlangen sich um ihren Hals, ein zierlicher Kopf legte sich auf ihr Buch, und sie war gezwungen, in ein paar schöne, flehende Augen zu blicken, die zu ihr emporsahen.

„Heute darf er's doch, Mutty, nicht wahr, heute darf er's?"

„Ja; heute darf er's", sagte sie lächelnd. Ein Jauchzen antwortete ihr. Wie ein Wirbelwind flog die kleine Person durch das Zimmer, zur Thür hinaus. Gleich darauf ertönte ihre jubilierende Stimme im Hausflur.

„Tag, guten Tag! Heute darfst Du's, Du darfst es wirklich! Weil's Weihnachten ist, darfst Du's. Nun bleib aber auch nicht mehr so lange da stehen. Hier herein mußt Du kommen und dann dicht ans Feuer! Extra viel Holz ist für Dich aufgelegt! Ich habe Mutty schon so oft gebeten, sie solle Dich doch mal ganz dicht an den Ofen lassen, damit Du warm wirst. Heute hat sie's erlaubt, weil's Weihnachten ist. Ich hatte es mit auf meinen Wunschzettel geschrieben."

Im Nebenzimmer ertönten schlürfende Schritte und das Getrippel von Kinderfüßen.

„Gott gesegen's Euch, Fräuleinchen, viel tausendmal gesegen's Euch der liebe Herrgott!"

„Nein, nein! Du mußt näher herankommen. Die Hände ans Feuer halten! So! Laß mal fühlen, ob sie warm sind! Nein, ganz kalt sind sie noch! Hu! Und wie sie zittern!"

„Ist auch a fakrisch Kält draußen; aber das thut gut shier, sehr gut thut's. Gott gesegn's!"

„Nachher kriegst Du auch Handschuh und was für Deine Frau und fürs Mariechen. Sag mal, wie geht's dem Mariechen? Erzähl doch!"

„Es friert halt auch, es zittert ordentlich in seinem Bettchen vor Kälte."

„Es — friert — auch —! Das Mariechen friert?"

Langgezogen, voll unglaublichen Entsetzens, wurde diese Frage hervorgestoßen.

„Das Mariechen friert auch! Hast Du's gehört, Mutty?"

Die junge Frau hatte es gehört. Das Buch lag auf ihrem Schoß. Die Unterhaltung in der Nebenstube begann sie zu interessieren.

„Weshalb friert denn das Mariechen?"

„Weil wir halt nur a ganz kleins Feuer haben und sei Decken gar so dünn sind. Dann haben wir auch a feuchten Lehmboden in unsrer Hütten. Die Dielen, die es früher d'rauf hatte, sind nach und nach als Brennholz verstocht worden."

„Nicht viel Warmes zum Zudecken hat

das Mariechen! Ich habe zwei Decken auf meinem Bett mit Federn drin, da kannst Du eine von haben."

„Und dann hat's auch nicht immer a warme Suppen, wie ich gern möcht. Freilich bringe ich ihm jede Woch' für drei Groschen Zwieback mit aus der Stadt, den kriegt's dann in die Milch gebrockt. Da solltet Ihr mal sehen, wie es ampelt mit Händen und Beinen, wenn ich mei Blechkasten aufmach und die Blas herauskrieg! Es ist so a goldig Ding, das Marieche! Aber vorgestern hab ich nichts anders daheim gehabt, als a Kas, und da hat's a halben Kas gegesse. Ei ja, das hat ihm geschmeckt, ordentlich geschnalzt hat's."

„Einen Kas? Einen Käse meinst Du — Käse hat Mariechen gegessen! Mutty, hörst Du, Mariechen hat Käse gegessen! Das dürfen wir beide erst, wenn wir groß sind. Wie alt ist denn Dein Mariechen?"

„So an die zwei Jährche wird's haben."

„Und da hat's Käse gegessen? Ich bin sechs, und Hilde ist vier, aber wir dürfen keinen Käse essen."

„Ist ihm aber auch schlecht gegangen, dem armen Tierche. Mei Frau hat gleich gesagt: ‚Gibst dem Kind den Kas, kannst was derleben die Nacht'. Und recht hat se gehabt, s'Kind hat Leibschmerzen gekriegt, o Du mei lieber Herrgott, solche Leibschmerzen! Und s'hat mich so erbarmt, daß ich's rumgeschleppt hab die ganze Nacht — und geschrieen hat's! — aber ich bin halt a guter Großvater, und hab's in die Wiegen gelegt und ‚Hucke hucke' gemacht."

„Ist's denn nun wieder gut?"

„Ja, nun ist's wieder gut, aber sein Lebtag kriegt's ka Kas nich mehr zu esse!"

„Weshalb bist Du denn sein Großvater?"

„Ja, hast Du denn kei Großvater mehr?"

„Nein, wir haben nur Vater und Mutter."

„Dann ist Dei Großvater schon unter der Erden?"

„Nein, der ist im Himmel."

„Na ja, siehst's. Mariechen sei Mutter ist auch im Himmel, und sei Vater ist halt so gut wie tot. Da muß es denn bei sei Großvater und Großmutter bleiben, weil es sonst niemand nich hat auf der Welt. Aber es macht uns gar so viel Freud. Es ist so a goldigs kleins Würmche."

„Was ist das? — ‚so gut wie tot'?"

Verwundert und neugierig klang diese Frage.

„Nu, ich mein halt so, wenn einer herumvagabundiert und sei paar Groschen versäuft und nicht arbeiten thut für sei Kind, da wäre er viel besser schon tot, Fräuleinche, viel besser."

Hierauf folgte keine Erwiderung, aber gleich darauf ertönte die helle Stimme im Hausflur: „Hilde, komm herunter! Der Veilchenmann ist da! Mariechen hat Leibschmerzen gehabt, es hat einen Käse gegessen! Sein Vater ist so gut wie tot, und der Veilchenmann ist ihr Großvater. Komm herunter, hörst Du?"

Ein Jubelruf von oben antwortete ihr, dann stampften kleine Füße die Treppe herunter, und gleich darauf ertönte im Nebenzimmer eine zweite Kinderstimme, die einige Accorde tiefer gestimmt war.

„Tag, Veilchemannn, hat Mariechen wirklich solche Leibschmerzen?"

„Ach, da ist ja auch das Engelche! Tag, liebs, kleins Fräuleinche, gib mir Dei Händche, so's recht, ja — ja, das Marieche —" und nun wurde die Käsegeschichte von neuem erzählt.

„Sag mal, Veilchenmann", fragte die tiefe Kinderstimme, „weshalb sitzt Du hier am Ofen?"

„Weil's Mutty erlaubt hat," rief die Ältere dazwischen, weil er warm werden soll und weil es Weihnachten ist! Faß mal an! Seine Hände sind schon ganz viel wärmer."

Die junge Frau erhob sich von ihrem Sessel, schritt leise durch das Zimmer und sah durch die offene Thürspalte. Das Blut gerann ihr förmlich in den Adern bei dem Anblick, der sich ihr bot.

Am Kamin hockte zusammengekrümmt auf seinem blechernen Tragkorb die alte, verwitterte kleine Gestalt des Hausierers, der jeden Sonnabend ins Haus kam und seine Schätze feil bot. Und an diesen überaus schmutzigen, übelduftenden Haufen Elend schmiegten sich in weißen Spitzenkleidern, mit seidenen Bändern und seidenen Schuhen angethan, ihre beiden Kinder. Jede hatte einen Arm um seinen Hals geschlungen. Auf seinen Schultern lag auf jeder Seite

ein Kinderkopf. Das zarte, liebreizende Gesicht der Aelteren sah mit unendlicher Zärtlichkeit an der gebrechlichen Gestalt hernieder, während ihre kleine Hand die knochigen, verkrümmten Finger des Alten streichelte. Wie goldene Schlangen lagen die blonden Locken der Kleinsten auf seiner schmutzigen Jacke, und die großen, dunklen Augen sahen träumerisch in den Kamin.

Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie die Kinder fortreißen, aber dann fiel ihr ein, daß es sehr viel Wasser und Seife im Hause gab, daß man sie später bis über die Ohren in die Badewanne stecken könne, und daß die weißen Spitzenkleider auch zu ersetzen seien. Sie fing an, die Flammen des Kamins zu beobachten, wie sie in den Augen ihrer Kinder glänzten, wie die nackten Arme rosig von ihnen beleuchtet waren, und wie sie dann zitternd über das runzlige Gesicht des Alten huschten, wie der Lichtschein fortwährend spielend von einem zum anderen tanzte, alle drei verklärend.

Ein Diener trat ein und brachte einen Teller Suppe und einen Packen alter Kleider.

„O, da sind sie, das sind Deine Weihnachtsgeschenke!"

Sie stürzten sich auf das Paket und begannen die Sachen durch einander zu wühlen.

„Nein, Hilde, aß nur, Du bist noch zu klein, ich muß es thun, ich will alles erklären."

„Ich will aber auch dem Veilchenmann etwas schenken!"

„Na ja, Du auch! So. Paß mal auf. Dies hier ist ein dicker Rock für Deine Frau; dies hier sind Hosen von Vater, die er immer auf der Jagd anzieht, die sollst Du tragen, aber immer, hörst Du, auch wenn Du nicht auf die Jagd gehst. Hier, da sind Handschuhe für Dich, nachher mußt Du sie anprobieren, ob sie auch passen, sie sind auch warm, da brauchst Du nicht mehr so in die Hände zu blasen und jetzt" — die Stimme wurde laut und jauchzend — „guck! Jetzt kommt was für Mariechen! Faß mal an, wie weich das Jäckchen ist, und in die Decke wirst Du sie einwickeln, dann kriegt sie keine Leibschmerzen mehr, dann brauchst Du auch des Nachts nicht mehr aufzustehen und nicht so ‚Hucke, Hucke' machen, und den Pfefferkuchen gibst Du ihr, dann braucht sie keinen Käse mehr zu essen, und untern Weihnachtsbaum mußt Du ihr alles aufbauen, hörst Du, Veilchenmann, untern Weihnachtsbaum."

Der Alte löffelte seine Suppe. Sie schien ihn jetzt allein zu interessieren. Da wurde er ungeduldig am Arm gerissen und: „Untern Weihnachtsbaum," schrieen ihm beide Kinder in die Ohren.

„Wenn i einen hätt," knurrte er.

„Was, Du hast keinen Weihnachtsbaum? Dann mußt Du Dir einen beim Christkind bestellen."

„Dazu langt's nicht, so viel Bäum hat das Christkind nimmer. In so a schmutzig Hütten bringt's halt ka Bäumche."

Sprachlos blickten sie ihn an. Die Älteste überlegte. Sie huschte aus dem Zimmer und kam einen Augenblick später mit einem großen Tannenzweig wieder, an dem ein Apfel und eine vergoldete Nuß hing. In der anderen Hand hielt sie eine Kerze.

„Da nimm! Das ist der Tannenbaum von meiner Puppe. Wenn Du ihn in einen Blumentopf steckst, dann geht es. Aber, warte mal, so läßt sich das Licht gar nicht fest machen. So hängt es schief und drippt Dir alles voll."

Sie zog die Stirn ein wenig in Falten und überlegte.

„Ja, ja, ja — so geht es — guck mal her! Du mußt, so lange das Licht brennt, den Zweig in der Hand halten. Sieh mal, so. Ganz gerade, nicht wackeln! Dann drippt die Kerze nicht. Aber halt gut fest, bis das Licht ausgebrannt ist, damit Mariechen ordentlich alles sehen kann. Du mußt nicht so mit den Händen zittern, hörst Du!"

Der Alte hatte seine Blechkiste unter sich hervorgezogen und geöffnet. Sofort knieten beide Kinder neben ihm.

„Ja, ja, da packen wir alles hinein. Aber erst müssen wir Deine anderen Sachen herausholen. Laß nur, wir können schon."

Die vier Kinderarme tauchten in den offenen Kasten und brachten einen Wirrwarr von Gegenständen zum Vorschein. Zuerst Schwefelholzschachteln, von denen eine für Vater zurückgelegt wurde, dann kam Schmirgelpapier und Schuhwichse,

Digitized by Google

trockenes Brot, Buttersemmel und ein langes, unkenntliches, buchähnliches Etwas, das die Älteste vorsichtig zwischen zwei Fingern emporhob und von allen Seiten betrachtete.

„Was ist das, Veilchenmann, puh, was ist das?"

„Mei Gewerbeschein," war die lakonische Antwort.

„Sind da Bilder drin?"

„Nein."

„Wären mir auch zu schmutzig. — Aber da — da kommen sie!" und aus dem Grunde der Kiste wurden einige zerdrückte Veilchensträuße an das Tageslicht befördert.

„Da sind die Veilchen für Mutty."

Sorgfältig wurden sie neben die Schwefelholzschachtel gelegt. Dann senkten sie die Geschenke für Mariechen mit großer Sorgfalt in die Vertiefung. Die übrigen Gegenstände wurden hinein gestopft und gepreßt, so gut es irgend ging. Zuerst kam die Schuhwichse und das Schmirgelpapier, dann die Jagdhosen und die Buttersemmel und alles übrige. Die Blechkiste erwies sich nicht eingerichtet für so viel Schätze, der Deckel wollte nicht mehr schließen, und die kleinen Mädchen setzten sich darauf, um den Inhalt fester zusammen zu pressen. Dieser Gewaltakt nützte jedoch nichts, und erst als ihnen der Hausierer wenigstens zehnmal versichert hatte, er würde nichts daraus verlieren, durfte er seine Blechkiste wieder auf dem Rücken befestigen. Dann mußte er sich noch einmal niederbücken, die Kinder stellten sich auf die Zehenspitzen und trommelten energisch mit ihren Fäusten auf den Blechdeckel. Sie drückten ihm den Tannenzweig in die Hand und begleiteten ihn bis zur Hausthür.

„Gott geseg'us Euch, Fräuleinchen, und ich wünsch Euch allen a frohe Weihnacht."

„Ich wünsche Dir auch einen toll frohen Weihnachten," sagte die Kleine, die Ältere fügte hinzu: „Halt auch Deinen Weihnachtsbaum gerade, so wie ich's Dir gesagt habe, damit das Licht nicht drippt; vergiß es ja nicht."

Als er schon durch den Vordergarten geschritten war und auf die Straße hinaustrat, öffnete sich noch einmal die Hausthür, und die beiden Kinder riefen ihm nach: „Denk auch dran, wenn Sonnabend ist, dann kommst Du wieder und bringst Veilchen mit, recht viele! Grüß auch das Mariechen!"

Sie winkten ihm nach mit ihren seidenen Schärpen, bis sie ihn nicht mehr sehen konnten. Als sie zu ihrer Mutter kamen, saß diese wieder im Sessel und las. Den einen roten Lederpantoffel balancierte sie auf ihrer Fußspitze und ließ ihn vergnügt hin und her tanzen. Da wurde ihr von jeder Seite ein Veilchenstrauß unter die Nase gehalten, und mit dem Brustton der Überzeugung ertönte es: „Es war wundervoll, Mutty! Doll warm ist er geworden am Ofen, die Handschuhe passen ihm ganz gut, — so schrecklich hat er sich gefreut, aber wie dumm, ich habe ganz vergessen, ihm zu sagen, daß die Schuhe, die wir ihm geschenkt haben, Hausschuhe sind, er wird sie doch nicht auf der Straße anziehen! Mariechen wird keinen Käse mehr essen, weil sie Leibschmerzen danach gekriegt hat, und einen Weihnachtsbaum hat er jetzt auch . . . aber sag mal Mutty, weshalb hältst Du Dir immer das Taschentuch vor die Nase? Hast Du einen Schnupfen?"

„Ja, hm — so ein bißchen. — Ich will Euch mal was sagen, Kinder. Ihr geht jetzt hinauf und laßt Euch gründlich waschen, aber recht gründlich, bitte, und andere Kleider laßt Euch anziehen."

„Ja, aber wir sind erst gewaschen, Mutty — vorhin erst — und unsere Kleider haben wir heute morgen rein angezogen."

„Ja, aber trotzdem wascht Euch und laßt Euch umziehen. Ich möchte es gern."

„Ja, aber warum denn, Mutty?"

„Weil's Weihnachten ist."

Da trollten sie ab.

Lächelnd steckte sich die Mutter die zerdrückten Veilchensträuße in ihren Gürtel.

Schneeflocken.

Von

Marx Möller.

Die Flocken sollen weiß und dicht;
Die Stürme brausen and rauschen.
In der kleinen Stube brennt ein Licht,
Die Kinder sitzen and lauschen.

Sie lauschen auf den heimlichen Ton
Der Äpfel, die prasselnd schmoren,
Und auf die Geschichte vom Gottessohn,
Der in Bethlehem geboren.

Großmatter hat zu Ende erzählt,
Wie alles sich zugetragen.
Nun wird die gate Alte gequält
Mit tausend dringlichen Fragen:

„Wie kam denn das? Und wie kam denn dies?
Was schenkten denn die Hirten?
Was sagte Maria den Königen? Ließ
Sie die Müden reich bewirten?

Gingen die Könige königlich
Mit Kronen, in Samt und Seide?
Ließen die Hirten denn ganz im Stich
Ihre Lämmer des Nachts auf der Weide? —

Gab es denn für die Gäste all
Tische und Bänke und Stühle?
Wozu war ein Esel im Stall?
Hatte Joseph denn eine Mühle?

Da weißt doch sonst so gut Bescheid,
Und kannst uns alles sagen:
Wieviel Hirschhornknöpfe auf grünem Kleid
Rotkäppchens Jäger getragen;

Wie groß die komische Nase war,
Die den König Drosselbart zierte;
Mit was für greulicher Salbe ihr Haar
Schneewittchens Stiefmutter schmierte;

Warum das häßliche Schwanenkind
Die Enten und Gänse haßten;
Und was das für Stiefel gewesen sind,
Die dem klugen Kater paßten.

Großmutter — sage — wir bitten sehr,
Wir können es nicht verstehen:
Wo kommen nur jetzt die Flocken her
Die so den Lüften wehen?

Sie sind wie Sterne, so weiß und nett,
Und greift man sie, werden es Tropfen.
Sind es Daunen aus Christkinds Bett,
Welches die Engel klopfen?

Wenn es aber Daunen sind,
Die aus den Kissen fliegen —
Sage, wie kommt's, daß jedes zerrinnt,
Wenn wir's zu fassen kriegen?“ — —

„Kinder, lernt von den Flocken, die
Wirbelnd da draußen schweifen,
Was von droben kommt, können wir nie
Sicher und fest begreifen.

Schauen dürfen wir's wohl mit Scheu,
Aber: versagt ist den Sinnen,
Es zu fassen, wie immer aufs neu
In der Hand die Flocken zerrinnen.

Nach dem Wunder soll nimmermehr
Tastend die Hand sich recken.
Da habt ihr Äpfel! Setzt euch her!
Laßt die Äpfel euch schmecken.“

Elisa von der Recke.

Die Jugendgeschichte einer „schönen Seele“ von

Th. H. Pantenius.

Der Name „Elisa von der Recke“ ist uns allen von der Litteraturgeschichte her bekannt. Aber auch fast nur der Name. Wir erinnern uns vielleicht auch noch, daß die Dame eine Gönnerin von Tiedge war und daß dieser ein Gedicht „Urania“ verfaßt hat, gelesen aber haben wir weder die „Urania“ noch ein Buch von Elisa von der Recke. Erst jetzt werden wir in die Lage versetzt, sie näher kennen zu lernen, und zwar durch eine außerordentlich interessante Publikation, die Professor Paul Rachel in Dresden unter dem Titel „Elisa von der Recke“ (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1900) veröffentlicht hat. Das Buch enthält eine bis zu Elisas Verheiratung reichende Selbstbiographie und eine Anzahl Briefe, die die sehr unglücklich vermählte junge Frau an eine Freundin geschrieben hat. Es gibt gewiß nur sehr wenige Romane, in denen die psychologische Entwickelung einer Frauenseele so reizvoll geschildert ist wie in dieser Selbstbiographie und diesen intimen Briefen. Außerdem sind beide von großem kulturhistorischen Interesse. Ist auch der Schauplatz der Handlung das Herzogtum Kurland, so waren doch die Verhältnisse dort von denen Norddeutschlands damals nicht so verschieden, wie manche mit jener Zeit nicht näher vertraute Leser anzunehmen geneigt sein werden. Auch in Norddeutschland rang sich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die einzelne Persönlichkeit von den Banden los, in denen eine allmächtige Sitte sie bisher gefangen gehalten hatte, entstand eine neue Bildung, die sich in bewußten Gegensatz zu den bisher herrschenden Vorstellungen setzte. Eine gute Zeitlang liefen diese beiden Ströme, die kraftvolle aber auch brutale Anschauung der alten Zeit und die verfeinerte, aber auch sentimentale der neuen in demselben Bett nebeneinander her, ohne sich zu vermischen. Daraus ergaben sich denn in dem Leben der einzelnen oft genug tragische Konflikte.

Kurland war im XVIII. Jahrhundert noch ein deutsches Herzogtum, doch war der Herzog ein Vasall der Krone Polen, und das Beispiel der polnischen Adelsrepublik mit ihrer zügellosen Freiheit des einzelnen wirkte auf den deutschen Adel Kurlands höchst verderblich. Unwillkürlich trachtete er danach, die Macht dem Herzog aus den Händen zu winden und eine Adelsherrschaft aufzurichten nach dem Muster der polnischen. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte er infolge einer Reihe für ihn günstiger Umstände dieses Ziel so ziemlich erreicht. Es gab zwar noch einen Herzog, aber er übte nur noch ein Scheinregiment und auch das nur unter erbitterten Kämpfen mit dem Adel. In diesen selbst aber war viel von der Zuchtlosigkeit der polnischen Pane und Schlachtitzen eingedrungen. Immerhin war der geistige Zusammenhang mit Deutschland noch ein sehr lebendiger. Die jungen Leute wurden von aus Deutschland kommenden Hauslehrern erzogen und studierten später auf deutschen Hochschulen oder nahmen in deutschen Heeren Kriegsdienste; es fand eine starke Einwanderung von deutschen Gelehrten statt; die gebildeten Kurländer nahmen an dem geistigen Leben Deutschlands regen Anteil.

In diesem Lande wurde am 20. Mai 1754 Elisa als die Tochter eines Herrn von Medem, der später Reichsgraf wurde, geboren. Ihr Vater war einer der reichsten Männer des Landes. Die vier Herrschaften, die er besaß und von denen drei noch im Besitz seiner Nachkommen sind, gewähren heute drei gräflichen und einer fürstlichen Familie einen standesgemäßen Unterhalt. Herr von Medem war ein ausgezeichneter Landwirt und eine feine vornehme Natur, aber er scheint den Frieden im Hause über alles geliebt zu haben und seinen Frauen gegenüber — er hatte drei — fast willenlos gewesen zu sein. Er war in erster Ehe mit einem Fräulein von Korff vermählt, einer jungen Dame, die ebenso fromm und gut, wie schön war. Sie starb schon 1758, nachdem sie außer der Tochter Charlotte — so hieß Elisa eigentlich — noch einen Sohn geboren hatte, und ihre Großmutter, die Frau Starostin Korff, nahm die kleine Charlotte zu sich und erzog sie bis zu ihrem achten Jahre.

Diese Frau von Korff war eine sehr merkwürdige Dame und war auch auf eine sehr merkwürdige Weise eine Frau von Korff geworden. Herr von Korff, der einen wahrhaft fürstlichen Grundbesitz hatte, wurde, als er schon in den vierzigen stand, sein Junggesellentum überdrüssig und beschloß zu heiraten. Da man ihm gesagt hatte, die Töchter eines mäßig begüterten Herrn von Ganzlau auf Grafenthal zeichneten sich durch große Schönheit aus, so teilte er diesem Herrn bei einem gelegentlichen Zusammentreffen in der Residenz mit, er würde an dem und dem Tage nach Grafenthal kommen und sich dort eine der Töchter des Hauses zur Frau wählen. Eine Mitgift beanspruche er nicht. Hochbeglückt durch die Aussicht, den mächtigen Magnaten zum Schwiegersohn zu bekommen, eilte Herr von Ganskau nach Hause und alarmierte die Seinigen. Der Gast hatte sein Eintreffen für den Nachmittagskaffee angesagt, und die jungen Damen erwarteten ihn in schönstem Schmuck auf der Freitreppe.

Nun hatte Herr von Korff, wie sehr reiche Leute nicht selten, die Neigung, für seine Person ostentativ einfach zu sein. Infolgedessen benutzte er bei seinen Fahrten einen altfränkischen Wagen,

dessen Verdeck nur aus überhängenden Matten bestand. Er hatte ferner die Gewohnheit, es sich überall ganz nach seiner Neigung bequem zu machen. Nun liegt Grafenthal mehr als vier Meilen von Mitau, und der Julitag, an dem Herr van Korff sich ihm näherte, war sehr heiß. Da legte dieser sich denn ganz nackt in seinen Wagen und befahl dem auf dem Bock sitzenden Diener, ihn am nächsten Kruge vor Grafenthal zu wecken, damit er sich dort ankleiden könne. Der Tag war, wie gesagt, sehr heiß, und der Diener schlief auch ein, der Kutscher aber scheint nicht gewußt zu haben, in welchem Zustande sein Herr hinter den Matten schlummerte. Er fuhr jedenfalls bis nach Grafenthal und hielt dort unmittelbar unter den Ganzkaus. Der Diener erwachte, sprang vom Bock und öffnete die Matten, worauf sein Herr, in der Meinung vor dem Kruge angekommen zu sein, sich ebenfalls aus dem Wagen schwang. Als er seinen Irrtum gewahr wird, besteigt er ihn wieder und ruft dem Kutscher zu, schleunigst weiterzufahren. Die Reise geht nun nach Brucken, einem Gut, das einem Karff befreundeten Herrn von der Wahlen gehört. Während Korff diesem sein Grafenthaler Abenteuer erzählt, tritt ein ungewöhnlich schönes Mädchen ins Zimmer und macht Wahlen eine Mitteilung. Korff findet Wohlgefallen an ihr und fragt den Freund, ob er ihm die Tochter zum Weibe geben walle. „Van Herzen gern", erwidert dieser.

„Meine Großmutter," erzählt Elisa, „zitterte bei dieser Äußerung, denn sie liebte einen jungen schönen Mann, der aber dem alten Wahlen zum Schwiegersohn viel zu neumadisch und nicht reich genug war. Als sie ihre Augen gegen ihren Vater bittend aufhab, fand sie den zarnig drohenden Blick, der Gehorsam ahne Widerrede van ihr zu erzwingen wußte. Ängstlich schlug sie ihre Augen nieder und gefiel meinem Großvater um so besser. Dieser erhob seine Stimme mit der Beteuerung, daß das schöne Kanstanzchen ihm sehr wohl gefalle, aber er müsse doch nach sehen, ob sie auch falgsam und geduldig sei, denn er wolle eine fromme Frau haben. Bei diesen Warten holte er aus seinem Stiefel ein Pfeifenrahr, aus der Tasche einen Pfeifenkopf und einen schmutzigen Tabaksbeutel und sagte: ‚Da Canstanze, stapfe mir diese Pfeife, denn wenn du meine Frau bist, so mußt du dies immer thun'; Constanze überreichte die gestapfte Pfeise und das Licht. Mein Großvater zündete seine Pfeise an, nahm Konstanzens Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinn Schmerzen aushalten können. Darauf stopfte er seine brennende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurecht. Meine Graßmutter zuckte aus Furcht vor ihrem Vater kaum mit der Hand und verzag keine Miene. Nun sagte mein Graßvater: ‚Wahlen, Deine Konstanze ist ein braves Mädchen; sie sall meine Frau werden, und ich will sie recht glücklich machen.'

Er richtete ihr denn auch einen Haushalt auf fürstlichem Fuß ein, hielt ihr zwölf Livreebediente, vier Gespanne schöner Pferde, zwölf Musikanten und erlaubte ihr, eine Geselligkeit im größten Stil zu üben. Da sie eine sehr kluge Frau war, sah man über ihre Unbildung hinweg, und sie blieb auch nach dem Tode ihres Mannes eine sehr einflußreiche Dame. Obgleich sie überaus hart sein konnte, jede tiefere Bildung, wenigstens bei Frauen, verabscheute und mitunter ihrem gewaltthätigen Temperament einen überaus rohen Ausdruck gab, wurde sie doch von ihren Kindern und Enkeln fast ebensosehr geliebt wie gefürchtet.

In das Haus dieser Frau kam also das vierjährige Lottchen Medem. Die Graßmutter hatte die Mutter Lottchens sehr geliebt, aber dieser Umstand sallte dem armen Kinde zum Unglück werden. Eine seiner Tanten, eine Frau von Kleist, die zugleich mit einer Tachter im Hause der Karff lebte, fürchtete, Lottchen könnte der Großmutter ans Herz wachsen. Da sie nun ein arges Weib war und ihre Tochter ihr an Herzenshärtigkeit nichts nachgab, sa boten sie alles auf, um Frau von Korff gegen diese Enkelin einzunehmen. Sie wiederholten nicht nur immer wieder, daß die schüchterne Kleine im höchsten Grade unbegabt sei, sondern suggerierten der Großmutter auch, daß Lottchen, falls man ihr Gehirn durch Lernen anstrengen wallte, wohl gar ganz blödsinnig werden könnte. Infolgedessen mußte das Kind den größten Teil des Tages völlig müßig am Lehnstuhl der Großmutter verbringen. Die kleinste Unart aber wurde möglichst aufgebauscht, um der Großmutter die Vorstellung beizubringen, daß Lattchen nicht nur stockdumm sei, sondern auch einen sehr schlechten Charakter habe.

Aber auch an und für sich war die Erziehung des Kindes wunderlich genug. Es durfte nie das Haus verlassen, damit es nicht etwa die Weiße der Haut einbüße. Fuhr es einmal über Land, sa wurde es hermetisch van jedem Luftzug abgesperrt. Sabald es den Unwillen der Großmutter oder der Tante erregte, wurde es unbarmherzig mit Ruten gestrichen, von irgend einer moralischen Anregung aber war keine Rede. Diese kam der armen Kleinen von einer Seite, von der man sie nicht erwarten konnte.

Die Wärterin Lattchens war eine Leibeigene namens Sophie. Sie war schon, wie es scheint, die Pflegerin von Lattchens Mutter gewesen und trug jedenfalls das Andenken an die edle Frau in liebendem Herzen. Sie nun ermahnte Lottchen immer wieder, einmal zu werden wie die Heimgegangene und nicht etwa wie die Graßmutter oder die Tante.

Der Einfluß dieses Mädchens war um so größer, weil es mit heißer Liebe an dem Kinde hing und diese Liebe erwidert wurde. Hatten doch auch beide unter der Korff und ihrer Tochter Kleist gleich sehr zu leiden. Einmal stieß Sophie Lattchen verfehentlich eine Haarnadel, mit der die Nachthaube befestigt war, in den Kapf. Die Kleine schrie auf, erklärte aber dann, um die Magd zu schanen, gleich, sie habe sich selbst verletzt. Sie erhielt dafür von der Graßmutter ein paar Ohrfeigen und nahm sie willig hin. Unglücklicherweise aber hatte Frau von Kleist den Vargang beobachtet und denunzierte Sophie. „Nun fuhr meine Graßmutter meiner Wärterin in die Haare, zerprügelte sie und schickte sie nach

einem Bündel Ruten. Meine Wärterin, die aus Liebe für mich in Thränen zerfloß, mußte mich halten und sehen, wie meine Großmutter mich mit Ruten strich; als dieses vorüber war, mußte ich wieder Augenzeuge sein, wie meine Wärterin niedergestreckt wurde und zwanzig Hiebe bekam."

Frau von Korff ließ ihre Enkelin nur äußerst wenig essen, damit sie einen schlanken Wuchs, eine feine Haut und eine blühende Gesichtsfarbe behalten sollte, Sophie aber brachte ihr abends von der Gesindekost und trug dabei natürlich ihre Haut zum Markt. Das vergalt ihr denn Lottchen damit, daß sie die gleiche Gefahr auf sich nahm. Sophie liebte einen deutschen (also freien) Jäger, aber Frau von Korff ließ diese Heirat nicht zu. Nun hatte Lottchen seit ihrem achten Jahr eine Lehrerin, die ihr notdürftig das Lesen und Schreiben beigebracht hatte. Sophie bat jetzt die Zwölfjährige, für sie an den Bräutigam zu schreiben. Sobald am Abend das Schnarchen von Frau von Korff bewies, daß diese eingeschlafen war, weckte Sophie Lottchen, diese schlich sich zur Wärterin in das Nebenzimmer und schrieb dort den Brief. Ein volles Jahr versah sie so das Amt eines Sekretärs, ohne daß ihr Treiben entdeckt worden wäre.

Während Lottchen im Hause der Großmutter heranwuchs, hatte ihr Vater eine zweite Frau genommen und wieder verloren. Jetzt heiratete er zum drittenmal. Lottchens neue Stiefmutter trat ihrerseits auch in die dritte Ehe. Sie hatte zuerst als vierzehnjähriges Mädchen einen Herrn von Torck geheiratet, einen Gewohnheitstrinker. Sie war in der Weise mit ihm ausgekommen, daß sie ihn um die sechste Stunde in ein entlegenes Zimmer führte und ihm dort Gesellschaft leistete, bis er betrunken war. Dann ließ sie zwei „treue, redliche" Wächter bei ihm und ging ihrer Wege. Ihr zweiter Mann, ein Oberst von der Recke, war ein arger Raufbold, sie wußte ihn aber zu bändigen und verlebte mit ihm zwanzig glückliche Jahre. Aus diesen beiden Ehen war die überaus kluge Frau mit einem starken Hang zur Intrigue und mit der Vorstellung hervorgegangen, daß eine Frau nichts Unsinnigeres thun könne, als ihren Mann zu lieben. Sie müsse einen möglichst reichen und vornehmen Herrn zu gewinnen streben, sich von diesem mit Grazie lieben lassen und ihn möglichst zu beherrschen suchen. Nach diesem Rezept verfuhr sie auch Herrn von Medem gegenüber und hatte den durchschlagendsten Erfolg. Ihr dritter Gatte war bald ihr willenloses Werkzeug.

Es war der Dame ganz willkommen, Lottchen, die mittlerweile ein bildschönes Kind geworden war, zu sich zu nehmen und nach ihren Ideen weiter auszubilden. Eines Tages holte sie die Stieftochter aus dem Hause der Großmutter ab, und das Mädchen wurde, eingehüllt in Tücher, um die Sonne von ihrer weißen Haut abzuhalten, wie ein kleines Kind vom stärksten Diener in den Wagen getragen. Es hat etwas unendlich Rührendes, wie beseligt das zwölfjährige Mädchen dadurch wird, daß ihr die Stiefmutter wider alles Erwarten erlaubt, die Hüllen abzustreifen und freien Antlitzes aus dem Wagenfenster zu blicken.

Es gibt Naturen, die nicht zu verderben sind. Alle Roheit ihrer Großmutter und alle Bosheit ihrer Tante hatten es nicht vermocht, die edel geartete Seele dieses Kindes ernsthaft zu schädigen, und es war neben den schlimmsten Vorgängen ahnungslos geblieben. Ihr kleines Herz war voll Güte und Verlangen nach Liebe, und sie schloß sich jetzt eng an die Stiefmutter, die ihr als der Inbegriff aller Güte erschien. Diese meinte es wohl auch in ihrer Weise wirklich gut mit Lottchen. Sie richtete zunächst ihr Selbstgefühl auf, das im Hause der Großmutter systematisch untergraben worden war; sie sorgte dann dafür, daß das Kind die Bildung erhielt, die ihr für eine künftige Dame der großen Welt erforderlich schien; sie war endlich bemüht, ihre Erfahrungen der Stieftochter zu gute kommen zu lassen, indem sie sie möglichst früh aller Illusionen zu berauben suchte. Mit ihren selbstsüchtigen Lehren hatte sie freilich keinen Erfolg, denn die Herzensgüte und der Idealismus Lottchens waren unverwüstlich. Im übrigen erwuchs diese zu einem der schönsten Mädchen des Landes. Sie wurde eine überaus graziöse Tänzerin, wußte anmutig zu plaudern und war sich — das hatten die Lehren der Stiefmutter doch bewirkt — dieser Vorzüge auch bewußt geworden. So lebte sie in dem Hause ihres Vaters, in dem es überaus gesellig herging, fröhlich in den Tag hinein.

Frau von Medem war fest entschlossen, ihre schöne Stieftochter, die, sobald sie sich in der Öffentlichkeit zeigte, das größte Aufsehen erregte, möglichst bald an einen möglichst reichen Mann zu verheiraten. Das Medemsche Vermögen sollte der Familie erhalten bleiben und Lottchen doch in die Lage versetzt werden, einmal als große Dame ein Leben nach den Wünschen ihrer Stiefmutter zu führen. Nun war damals mit der adligen Jugend Kurlands im allgemeinen nicht viel Staat zu machen. In einem Brief des Reichsgrafen Heinrich Christian von Keyserling, eines hochgebildeten Mannes und warmherzigen kurländischen Patrioten an den großen Philosophen Kant (vom Dezember 1782) wird sie so geschildert:

„Die 40 oder 50 Edelleute, die in den beyden Provintzen (gemeint sind Kurland und Semgallen) bemittelt genug sind, um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, bekümmern sich wenig um die Erziehung ihrer Kinder, theils weil sie auch so von ihren Eltern erzogen worden, theils weil sie sich mit ihrer Wirtschafft, oder mit Vergnügungen beschäfftigen, welche ihnen die lange Weile vertreibt. Sie glauben also die Elterliche Pflicht im höchsten Grad erfüllt zu haben, wann sie ihren Kindern einen HoffMstr halten, oder selbige bei einem Land-Priester, der für einen sehr wohlfeilen Preiß sich den Namen eines grundgelehrten Mannes erworben hat, in pension geben, wo der hoffnungsvolle Jüngling bloß durch den Umgang mit dem HEn Pastor ein Gelehrter werden soll. Wie viel sich ein Mann der eine Gemeinde von 1500 biß 2000 Seelen hat, der alle Sonn und Feyer Tage predigen soll und gar öffters eine oder zwey Meilen zu Kranken fahren muß,

überdem eine ardentliche LandWirtschafft, wie ein Gutsbesitzer, hat, sich mit seinen jungen Zöglingen abgeben kan, überlasse ich einem jeden zu beurtheilen. Inzwischen wächßt der junge Herr heran und der Vater deurtheilt nicht nach denen Fähigkeiten und erlangten Kenntnissen seines Sahnes, sandern nach dessen Jahren aber Wuchß, die Frage ab er ihn nunmehra auf eine hohe Schule schicken sall, wadey er den Einschnitt des Jahres aber die Preise des Getreydes hauptsächlich in Erwegung ziehet. Fällt nun die Entscheidung affirmative aus für die Verschickung auf die Academie, und sallte der HE Professor Mangelsdarff jemahls einen salchen Jüngting im Hause bekammen (Kant hatte den Grafen gebeten, das Pensionat Mangelsdorfs zu empfehlen), so mag er sich varbereiten einen jungen Menschen zu bekammen, dessen Gemähtde ich Ew. HachEdelgeb. schildern will, indem ich ihn redend ausführe und sich selbst schildern lasse, wie falget:

Ich gehe in mein 17tes aber achtzehendes Jahr, und kan weder recht lesen nach recht schreiben noch auch gut rechnen. Ich denke mich aber doch klug genug. Mein Vortrag im Teütschen ist schlecht, vam lateinischen habe ich nichts gelernet. Ich drauche es auch nicht, denn wenn ich einmaht in Landes Angelegenheiten nach Pahlen verschickt werde, sa nehme ich einen Studenten aber nach besser einen Advocaten mit, warum sall ich mir alsa den Kapf mit der dummen Sprache zerdrechen. Französisch kan ich auch nicht, aber das kan ich leicht lernen. Mein Vater muß mich auf ein Jahr in Französiche Dienste gehen lassen.

Ich hade viele Begierden, davan einige schwach, einige stark sind. Von der Mäßigung weiß ich nichts. Ich esse, was mir schmeckt und trinke sa viel ich kan. Der Eigennutz gehört varnehmlich zu dem Caracter meiner Denkungs-Art. Die Ueberlegung kan diese Fehler nicht schwächen, weil ich mit dem vielen Uebertegen mich gar nicht abgeben will. Wann mein Vater und meine Mutter einmahl sterben, sa werde ich wahl ein schönes Gut bekammen, aber das ist fatal, daß ich an meine Geschwister werde auszahlen müssen. Wann diese mögten sterben, sa könte ich recht reich und gtücklich seyn. Gegen alle Hochachtung, die man durch Witz und Schein des Verdienstes erlanget, bin ich gleichgültig, wenn ich nur Getd habe ader auf den Land-Tägen werde drav schreyen können, wird man mich schan achten. Die Religion ist eine Neben-Sache, van der ich werde Gebrauch machen wann sie mir was eindringt z. B. bey meiner alten Tante, will ich mich recht andächtig stellen, vielleicht vermacht sie mir das Capital, was bey meinem Vater steht.

Wann ich alleine bin wird mir die Zeit sehr lang. In gesellschafften führe ich gerne das Wart und rede nicht van etwas lieber, als von Pferden, Jagdhunden, JagdFlinten und van Maegden. Spielen vertreibt mir auch die Zeit und die Pfeiffe Taback ist mit eine graße ressaurce. Ich bin sa lange Freund van einem, als er mir nützlich seyn kann. Von meinen ersten Regungen bin ich nicht Meister nnd suche auch nicht es zu werden. Wann ich mich beleidigt glaube, so schimpse ich ader schlage gleich laß. Dann Point d'honneur habe ich recht viel. Wann meine Vargesetzte meine Fehler mir varrücken, so lasse ich sie reden und lache über sie. Ich labe nicht gerne etwas außer meinem Vaterland, wa ich alles besser halte. Das Andenken eines geleisteten Dienstes verliehret sich bald bey mir, und ich hüte mich davon mit andern zu sprechen. Ich scherze gerne, weil ich glaube, daß ich den erfarderlichen Witz dazu hade. Ich kenne keine graße Traurigkeit, weil mich Gatt lod nichts so außerardentl. rührt, daß es auf mein Gemüth einen wehmütigen Eindruck macht. Sehe ich bey andern Gebrechen ader Fehler, sie mögen maratisch oder Physisch seyn, sa freue ich mich, weil ich meinen Witz anbringen kan. Geschmack habe ich an nichts. Dach möchte ich wohl gut drechßeln können, ader sanst etwas van einem Handwerk wissen. Ich hade gesehen, daß mein Vater und meiner Mutter Bruder sich damit die Zeit vertreiben, wenn sie alleine sind.

Hier haben Sie lieber Freund die Squizze eines jungen Edelmannes den man auf Universitaeten ader wann die Eltern das Vermögen nicht haben, in frembde Militair Dienste schicket. Was eine salche Erziehung auf die menschliche Gesellschafft im Staat und auf den Staat seldst für einen Einfluß hat, zeiget die innerliche Lage des Landes, die ahnmöglich sa bleiben kan. Herr Haman sagte einmahl, daß die Curländer keine Seele hätten, bey ihnen wäre alles Magen. Ich muß ihm in der That beypflichten: Allein stellen sie sich nur einen Staat var, der van tauter Magen regieret wird, dann auf unsern Kirchspiels und Land Tägen, bringt ein jeder Edelmann und Deputirte seine portiunculam Majestatis mit sich. Nun aber genug van dieser Materie."

Immerhin gab es unter den jungen Edelleuten auch einige, die sich mit Recht anders hätten ausdrücken können. Zu einem van diesem, einem jungen Herrn van der Brincken, saßte Lattchen eine heiße Liebe, die auch erwidert wurde. Die Stiefmutter wußte aber diesen Bund wie ein zweites Eheprajekt, das Lottchen mit einem sehr reichen Grafen Kettler verbinden sallte, äußerst geschickt zu hintertreiben. Sie verfalgte einen eignen Plan. Es scheint, daß sie für ihren zweiten Gatten ein der Liebe ähnliches Empfinden gehadt hatte. Ein Neffe des verstardenen Obersten nun war der Besitzer der Herrschaft Neuenburg, die heute noch ein sehr graßes Gut ist, damals aber vielleicht noch dappelt sa graß war wie heute.

Gearg von der Recke-Neuenburg war an sich keine Persönlichkeit, die einem jungen Mädchen, das in der heiteren und varnehm getönten Geselligkeit des Medemschen Hauses aufgewachsen war, Liebe einflößen kannte. Es hatte zwei Generatianen hindurch kein guter Geist in dem alten Schlasse geherrscht, aus dem er stammte. Der Graßvater hatte seine Frau „fast dis zum Wahnsinn" gequält, die Eltern hatten in Unfrieden miteinander gelebt. Er waar während des siebenjährigen Krieges in Preußen Offizier gewesen und in die Gefangenschaft der Russen

Diana Bronzerelief von Otto Lang.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

Digitized by Google

gefallen. Seit er aus dieser entlassen war, lebte er auf seiner Herrschaft. Er ging weder an den Hof, noch nahm er sonst an der Geselligkeit seiner Standesgenossen teil. Er suchte und fand Erholung von der mit Erfolg betriebenen Landwirtschaft in den Freuden der Jagd und dem Umgang mit den leibeigenen Mägden. Zweiunddreißig Jahre alt, hauste er so in Gesellschaft eines zynischen Arztes in seinem alten Schloß, das einst eine Burg des Ordens gewesen war und von dem man oft als von dem „wüsten Schloß" sprach. Seine Art war rauh und ungelenk, sein Gemütsleben nie gepflegt worden, und das Leben hatte ihn Selbstbeherrschung nicht gelehrt. Er war übrigens kein eigentlich schlechter Mann. Er hatte einen gesunden Menschenverstand, war als Landmann sehr tüchtig, hatte ein gewisses Verständnis für den Wert der Bildung und war auch großherziger Anwandlungen fähig.

Diesen Mann faßte Frau von Medem als Gatten für ihre Stieftochter ins Auge. Eines Tages erschien er bei den Medems. Lottchen beschreibt viele Jahre später sein Äußeres so: „Er war etwas über dreißig Jahre alt, groß, breitschultrig, von starkem Knochenbau, ein großes, breites, rotbraunes Gesicht, dünnes, schlichtes, gelbliches Haar in einem kleinen Zopfe hoch am Kopfe gebunden. Sehr große, feurige, hellgraue Augen, eine stark gebogene Habichtsnase, sehr starke, scharfe Augenbrauen und daher etwas Finsteres in der Gegend der Augenbrauen, die weder dunkel noch stark waren, aber wegen des tiefen Einschnittes beim Übergang der Stirn zur Nase dem ganzen Gesicht den Ausdruck von streng gebietendem Ernst, der an Trotz grenzt, gaben, sobald die Augenbrauen bei dem oft wildfeurigen Blick zusammengezogen wurden. Ein kleiner Mund in einem wohlgeformten männlichen Kinn konnte, wenn er lächelte, diesem gebietenden Gesicht etwas Gefälligeres geben. Aber nahmen diese bisweilen ganz geschlossenen Lippen die Miene des höhnenden Spottes an, so wurden der Blick und das ganze Gesicht schreckhaft finster. Gang, Stellung, Ton der Stimme hatten etwas Gebietendes, doch verriet alles eine beständige Unruhe und eine Verlegenheit der Seele, die jeder Mann in Gesellschaft mit sich bringt, der mehrenteils in Wäldern, auf dem Felde und mit Männern lebt, ohne durch den Umgang mit gesitteten Frauenzimmern sein rauhes Äußere abzuschleifen."

Die Toilette des Herrn wirkte auf die Medemschen Damen durchaus erheiternd.

Lottchen empfand, als sie Herrn von der Recke zum erstenmal sah, einen sie ganz erfüllenden Abscheu vor ihm, und dieses Gefühl hat sie im Grunde nie verlassen, obgleich sie sich dessen nicht bis zuletzt bewußt blieb. Trotzdem gelang es der Stiefmutter, sie dazu zu bewegen, ihn zu heiraten. Hauptsächlich dadurch, daß sie ihn als einen ungeschliffenen Edelstein schilderte und es der jungen Idealistin als eine herrliche Aufgabe hinstellte, den wilden Jäger zu einem gesitteten großen Herren zu erziehen.

Herr von der Recke fand seinerseits Gefallen an dem bildschönen jungen Mädchen, von dessen Herzensgüte und Liebenswürdigkeit gemeinsame Freunde nicht genug zu erzählen wußten. Es wird ihm wohl auch geschmeichelt haben, daß er die Vielumworbene heimführen konnte. Andererseits war auch er nicht ohne böse Ahnungen. Das großspurige Wesen von Großmama Karff war ihm durchaus unsympathisch, und er erkannte vollständig die Herrschsucht, die Oberflächlichkeit und den intriganten Charakter von Lottchens Stiefmutter. Ahnte er wohl auch noch nicht, welche Gefühle er der Braut selbst einflößte, so mochte er doch immerhin durchfühlen, daß ihr Herz ihm nicht entgegenschlug. Noch unmittelbar vor der Hochzeit wollte er zurücktreten, konnte sich aber doch nicht dazu entschließen. Am 20. Mai 1771 — an Lottchens 17ten Geburtstage — fand die Hochzeit statt.

Seit dem Tage, an dem Georg von der Recke sein junges Weib nach Neuenburg brachte, haben vier Generationen seiner Familie, von freundlicherer Gesinnung als ihre Vorfahren, sich bemüht, die alte Ordensburg zu einem behaglichen Landsitz zu machen. Trotzdem macht das Schloß noch heute einen plumpen unschönen Eindruck. Der jungen Frau, die es 1771 zum erstenmal betrat, erschien es „fürchterlich", und und sie hatte, als der Wagen im Thorweg hielt, das Gefühl, in eine Strafanstalt abgeliefert zu werden. Aber auch sonst erhielt sie bald Eindrücke, die wenig geeignet waren, die Abneigung, die sie gegen ihren Mann empfand, abzuschwächen. Gleich in den ersten Tagen hetzte ihr Gatte seine Hunde auf ihr Kätzchen und ließ es von ihnen zerreißen; der Ton, indem er und sein ärztlicher Freund sich bei Tisch unterhielten, mußte sie bitter kränken; ihre Kammerjungfer wurde absichtlich schlecht behandelt.

Noch schlimmer war, daß die kleinen Knaben, die die Gänse und die Schweine hüteten, Herrn von der Recke sprechend ähnlich sahen und man dessen Frau einfach sagte, sie wären seine Kinder. Wohl unter dem Einfluß der weltklugen Lehren ihrer Stiefmutter nahm die junge Frau übrigens diese Thatsache verhältnismäßig gleichmütig auf und war nur bemüht, den armen kleinen Geschöpfen wenigstens zu Schuhen und Strümpfen zu verhelfen.

Immerhin war die Siebenzehnjährige in einer entsetzlichen Lage. Sie kam aus einem Hause voll heiterer vornehmer Geselligkeit, in dem man sie nicht nur auf Händen getragen, sondern auch systematisch eitel gemacht hatte und in dem sie von den elegantesten jungen Leuten ihrer Kreise umworben warden war. Nun lebte sie allein an der Seite eines von Natur verschlafenen und rauhen Mannes, der ihr unfreundlich begegnete, in der „fürchterlichen" alten Burg, ausgesetzt dem Spott des alten ärztlichen Cynikers und der Insolenz von Dienstboten, die bald bemerkten, daß ihr Herr seine Frau schlecht behandelte. Welch' ein Maß von natürlicher Herzensgüte mußte ihr eigen sein, wenn sie trotzdem eifrig bemüht war, sich die Liebe und die Achtung ihres Gatten zu erwerben!

Sie suchte und fand in dieser Zeit Trost in einer eifrigen geheimen Korrespondenz, die sie mit der Erzieherin ihrer jüngeren Schwester.

einem Fräulein Stolz, führte. Sie wußte, daß dieses junge Mädchen, das nur drei Jahre älter war, mit hingebender Liebe an ihr hing, und gab sich ihr ganz rückhaltlos hin.

Wenn man diese Briefe zum erstenmal liest, ist man geneigt, Herrn von der Recke für ein wahres Ungeheuer von Roheit und Herzlosigkeit zu halten. Prüft man sie näher, so ergeben sich doch allerlei mildernde Umstände. Der Mann, der die Kinder, die er von seinen Viehmägden hatte, auf dem eigenen Hof ohne Strümpfe und Schuhe, hinter den Gänsen und Schweinen herlaufen ließ, und sie nicht einmal entfernte, als er heiratete, mußte in der That ganz unfähig sein, ein so edelgeartetes und zartbesaitetes Geschöpf, wie diese junge Frau irgend zu verstehen. Er stand wie vor einem Rätsel, wenn sie immer wieder in Thränen zerfloß, und es mußte ihn empören, wenn er sie nur bei den Ihrigen fröhlich sah. Die Demut, mit dem sie ihm begegnete, erschien ihm, der ihre Stiefmutter durchschaute, äußerst verdächtig, und er war sehr geneigt, in ihr eine Komödie zu sehen, die darauf abzielte, ihn unter das Joch seines Weibes zu beugen. So erklärt sich wohl die Rauheit, mit der er seiner jungen Frau gleich anfangs begegnet. Allmählich gewinnt er sie aber sichtlich lieb und ist bemüht, ihr auch seelisch näher zu kommen. Er bringt ihr Bücher, liest ihr sogar vor und bemüht sich, Leute in sein Haus zu ziehen, von denen er annimmt, daß sie ihr willkommen sein werden. Aber das macht die Sache nur noch schlimmer. Ein junger Professor Hartmann, den er ihr zuführt, ein junger Schwarmgeist aus der Schule Lavaters, ganz und gar männliche „schöne Seele", gewinnt ihr Herz, und der geistreiche sentimentale Schöngeist stellt von der Recke erst recht in den Schatten. Unerzogen, wie dieser ist, gibt er dem Mißbehagen, das ihn erfüllt, nun stets von neuem einen rohen Ausdruck.

So wird denn das Verhältnis immer unerquicklicher, und auch die Geburt eines Töchterchens ändert daran nichts. Die junge Frau kommt endlich zu dem Entschluß, die Ehe thatsächlich aufzuheben und nur nach vor der Welt die Frau ihres Mannes zu bleiben. Und sie führt diesen Entschluß mit dem unbeugsamen Eigensinn durch, der sehr sanften Menschen, wenn sie zum Äußersten gebracht werden, eigen zu sein pflegt. Das Bemühen ihres Gatten diesen Thatbestand vor ihren Verwandten zu verhüllen, entfremdet ihn ihr erst recht, denn sie sieht darin, gewiß mit Unrecht, einen Akt von Falschheit.

In seinem Ärger kehrt er nun wieder zu den rohen Genüssen seiner Junggesellenjahre zurück und setzt dabei jede Rücksicht auf seine Frau, die doch immer noch unter seinem Dache weilt, aus den Augen.

Alle Vermittelungsversuche erwiesen sich als vergeblich. Im Oktober 1776 verließ Frau von der Recke Neuenburg, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Ihr Gatte scheint mittlerweile von einer starken Liebe zu ihr ergriffen worden zu sein. Er hoffte noch lange, sie sich schließlich wieder erobern zu können, aber er konnte das nicht erreichen, obgleich die Frau sich durchaus freundschaftlich zu ihm stellte. Im Jahre 1781 wurde das Paar — das Töchterchen war schon vorher gestorben — auch offiziell geschieden. Herr von der Recke hat nicht wieder geheiratet.

Am 25. März 1793 schrieb Frau von der Recke in ihr Tagebuch: „Recke hat durch eine Reihe von 17 Jahren alles das, was er in seinen Briefen von 1776—1778 sagte, wahr gemacht (NB. in den Briefen, in denen er sie zur Rückkehr in sein Haus zu bestimmen suchte) und hätten Mißtrauen in seinen Charakter und die Wahrheit der Versicherungen seiner Liebe gegen mich mich nicht so verblendet, daß ich alle seine Bemühungen, meine Liebe zu gewinnen, nur gerade für so viele Schlingen hielt, in die er mich fangen wollte, um mich nachher noch mehr zu quälen, dann wäre ich gewiß zu ihm zurückgekehrt. Und ich bin jetzt überzeugt, in meinem reiferen Alter wäre es mir geglückt, Recke durch die Verbindung mit mir froh und zufrieden zu sehen, und auch ich wäre durch ihn nicht unglücklich gewesen, denn mehrere Welt- und Menschenkenntnis sagt es mir jetzt, daß in keiner Ehe und in keiner menschlichen Lage vollkommene Glückseligkeit zu finden ist."

Ich glaube, daß die Dame sich in dieser Annahme täuschte. Hätte sie dem Drängen ihres Gatten nachgegeben und sich wieder mit ihm vereinigt, so wäre die Abneigung gegen ihn gewiß wieder in alter Stärke erwacht.

Frau von der Recke, die sich später immer „Elisa" nannte — unter diesem Namen hatte sie zuerst ein Buch veröffentlicht, — hat noch lange Jahre gelebt — sie starb erst 1833 in Dresden — und in ihnen viel geschrieben, aber nichts, was diesen intimen Jugendbriefen an Reiz gleichkommt.

Das Buch des Herrn Professor Rachel bringt außer Stammtafeln und sonstigen Erläuterungen zum Text auch Porträts von Elisa, ihrem Vater, ihrem Bruder, der Großmutter Karff und Bilder von Schloß Neuenburg.

Zu unsern Bildern.

Königin Wilhelmine der Niederlande. Bildnismedaillon von Pier Pander. — Adolf von Menzel bei Paul Heyse. — Kunstgewerbliche Revue: Kronen und Lampen für elektrische Beleuchtung; Neue Kunststickereien; Bucheinbände; Geräte aus Kayserzinn; Englische Ziergläser; Bronzen.

Die jugendliche Königin der Niederlande, deren Verlobung mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin jüngst weit über die Grenzen ihres Königreichs hinaus mit herzlicher Anteilnahme begrüßt wurde, dürfte, neben unserem Kaiser, die am meisten photographierte, gezeichnete, gemalte, von Bildhauern verewigte Persönlichkeit unserer Zeit sein. Die neueren Photographien aber geben, will uns scheinen, den eigenen Liebreiz der Herrscherin nicht recht wieder; es ist fast, als suchten sie mehr deren junger Würde, als ihrer Anmut gerecht zu werden. Das veranlaßt uns, nebenstehend ein außerordentlich schönes Relief zu reproduzieren, das aus dem Atelier Pier Pander hervorging.

Die Königin der Niederlande.
Medaillon Bildnis von Pier Pander.

Das Medaillon-Porträt bringt, trotz des Krönchens auf dem leicht gewellten Scheitel, die ganze mädchenhafte Lieblichkeit der Königin in glücklichster Weise zum Ausdruck und spiegelt doch auch die Festigkeit ihres Charakters, von der alle, die sie kennen lernen durften, zu erzählen wissen, in trefflicher Weise wieder. —

Excellenz Adolf von Menzel weilte vor Kurzem in München, besuchte fleißig die Kunstausstellungen und noch fleißiger seine großen Vorbilder in der Alten Pinakothek — wobei er übrigens einmal beinahe über Nacht versehentlich eingeschlossen worden wäre —, plauderte beim Leinfelder mit Professor Corrodi aus Rom und spazierte jugendfrisch zwischen dem lustigen Treiben

Excellenz von Menzel bei Paul Heyse in München. Aufnahme von B. Dittmar in München.

Digitized by Google

Elektrischer Beleuchtungskörper. Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

auf der Theresienwiese herum. Auch bei Herrn Dr. P. Heyse war er zu einem Theestündchen. Unser Bild zeigt ihn, den Hausherrn und dessen Gemahlin in dem schönen Dichterheim in der Louisenstraße im eifrigen Gespräch. Für diejenigen, die beide Herren persönlich kennen, dürfte beider Haltung auf dem Bildchen besonders interessant sein. — Weihnachten ist vor der Thür, das Gabenfest! Wir bringen daher eine kleine, bunte Zusammenstellung neuer kunstgewerblicher Gegenstände, von denen der eine oder der andere vielleicht eine passende Anregung für die süßen Sorgen der Geschenkauswahl bieten mag.

Noch ist die elektrische Beleuchtung in Privatwohnungen zwar eine Ausnahme, aber die Zahl der mit ihr ausgerüsteten Häuser ist doch in steter starker Zunahme begriffen und zwar keineswegs nur in den Großstädten. Viele kleinere Orte sind bereits — oft unter Überspringung der Gasbeleuchtung — zum elektrischen Licht übergegangen, noch mehr stehen inmitten der Umwandelungsperiode, und selbst auf dem Lande mehrt sich die Zahl der elektrischen Centralen. Die Industrie für Beleuchtungskörper, in Deutschland sonst auf einer recht hohen Stufe stehend, hat in Bezug auf Kronen und Lampen für elektrisches Licht anfangs viel gesündigt. Sie erkannte nicht rechtzeitig, daß sie neue Formen schaffen mußte, anstatt die neue Lichtquelle in die alten gewaltsam hineinzuzwängen. So fabrizierte sie massige, schwere Körper, denen man noch immer die früheren Gasröhren anzusehen meinte, wo doch das neue Licht durch einen dünnen Kabel bis zur Leuchte selbst geleitet wird; so setzte sie, in schauderhafter Weise, die gläsernen Glühlämpchen oben auf imitirte Stearinkerzen!

Moderne elektrische Tischlampe. Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Krone für Gasbeleuchtung. Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Neuerdings ist das besser geworden. Man ist zu leichten anmutigen Formen übergegangen, man verwendet die Glühlampe gern hängend, man hat gelernt, sie in dem Auge angenehmer Weise zu blenden. Von allen diesen Errungenschaften geben unsere Vorlagen ein deutliches Bild. —

Den Damen unter unseren Leserinnen werden die mustergültigen Stickereien, die wir vorführen, willkommen sein. Auch hier muß man sagen: die schöne Stickkunst lag, mit seltenen Ausnahmen, lange Zeit recht im argen, die Dutzendware dominierte in den Fachzeitschriften und in den Magazinen. Wie immer man zu den Formen der neuen kunstgewerblichen Bewegung stehen mag,

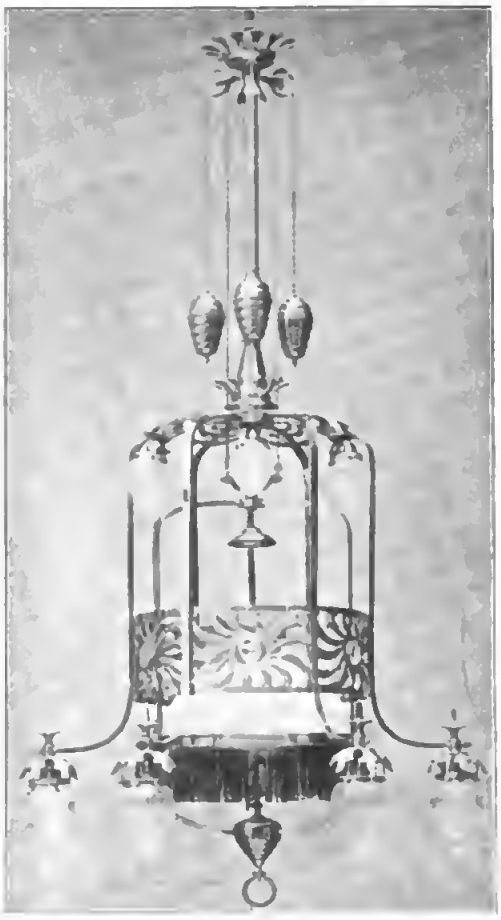
Krone für elektrisches Licht.
Von Schäffer & Walcker in Berlin.

das müssen auch ihre Gegner zugeben, daß sie uns frischeres Leben gebracht hat, der persönlichen Eigenart Bahn brach, die Schablone beseitigen half. Gerade die Entwickelung der Stickereikunst in den letzten Jahren beweist dies. Namhafte, tüchtige Künstler — allen voran der Münchener Obrist — nahmen sich ihrer erfolgreich an. Wer heute z. B. die großen Berliner Magazine besucht, die Vorlagen der Frauenzeitungen kritisch betrachtet, sieht die einschneidenden Wandelungen, die sich hier vollzogen haben: an die Stelle geschmackloser Nichtigkeiten ist eine zielbewußte (vielleicht freilich der Gefahr der Einseitigkeit ausgesetzte) Richtung getreten, die das Pflanzenornament auf ihre Fahne schrieb; an die Stelle schreiend bunter Farben eine satte Harmonie. Auch Herr und Frau Wille, unseren Lesern (als Frl. Dietlein) keine Fremden, gehören zu den letzten Vorfechtern der neuen Kunst, die die armselige Künstelei in Wolle und Seide aus dem Felde geschlagen haben.—

Ein paar Bucheinbände, in den bekannten Werkstätten von H. Sperling in Leipzig ausgeführt, mögen den jetzt mit Recht beliebten geschmackvoll einfachen dekorativen Buchschmuck charakterisieren, der dem überladenen prunkenden Goldornament auf dem Buchdeckel mehr und mehr den Garaus macht; einige formenschöne Geräte in sogenanntem Kayserzinn, das dem prächtigen Metall wieder zu seiner früheren und wohlverdienten Bedeutung und Beliebtheit im Kunstgewerbe, für den Schmuck des Speisezimmers, der Tafel verholfen hat; schöne Ziergläser aus englischen Etablissements, und ein im Entwurf höchst originelles, in seiner Ausführung in Brouze musterhaftes Schreibzeug bilden den Schluß unserer diesmaligen Neuheiten-Serie.

* * *

Als Titelblatt des Heftes bringen wir ein prächtiges Werk von Matthias Gasteiger, dem Schöpfer des bekannten reizenden Brunnenbubert, das jetzt in den Anlagen vor der Protestantischen Kirche zu München eine dauernde Stätte gefunden hat. Das neue Werk des hochbegabten Münchener Bildhauers verkörpert den „Sieg". Die schöne ernste Siegesgöttin trägt die Fahne in der Linken; in der Rechten, die hinter dem Fahnentuch herumgreift, hält sie einen goldenen Lorbeerkranz. Gleich dieser Statue befand sich auch das Kinderdoppetbildnis von Franz von Lenbach (zwischen S. 400 und 401) auf der diesjährigen Ausstellung im Münchener Glaspalast. Das, vom Beschauer gesehen, links stehende Mädchen mit den wallenden Locken gibt Marion, des Künstlers zärtlich geliebte älteste Tochter wieder, die wieder und



Krone für elektrisches Licht.
Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Tiſchdecke für einen Verandatiſch. Von F. und R. Wille in Berlin.

wieder zu malen er nicht müde wird; das zweite Kind iſt ein Töchterchen des Profeſſor Gyſis in München. — Als drittes Werk von der Ausſtellung im Glaspalaſt geben wir das weihnachtlich anklingende Gemälde von L. Max Ehrler wieder (zwiſchen S. 416 und 417), „Gloria in excelsis Deo", während das Borchardtſche Bild „Eine Frage" (zwiſchen S. 432 und 433) in der Münchener Sezeſſions-Ausſtellung dieſes Jahres durch eigenartige Technik die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. —

Kiſſen nach dem Entwurf von F. und R. Wille.

Man ſpricht den Modernen nicht ſelten die Fähigkeit ab, Madonnenbilder von ergreifender Innigkeit zu ſchaffen. Ich glaube, die Mater Dei von Ad. Echtler erbringt den Beweis des Gegenteils. In dem edelſchönen Frauenangeſicht mit dem rührenden, in Glück und Schmerz zugleich verklärten Ausdruck liegt eine Tiefe der Empfindung, die an die größten Vorbilder aus klaſſiſcher Zeit heranreicht. Vielleicht dürfen wir an dieſer Stelle aber auch auf den wunderbaren Holzſchnitt hinweiſen, in dem die Reproduktion des Gemäldes für uns in dem Atelier von H. Gedan in Leipzig ausgeführt wurde; der Kunſtfreund mag an dieſem Schnitt einmal der erſtaunlich zarten Linienführung des Grabſtichels nachgehen und dann die ſatten tiefen Töne beachten, die der überaus geſchickte Holzſchneider, den Intentionen des Künſtlers gemäß, hervorzurufen wußte.

Der feinen Kunſt von Klaus Meyer, der vor etwa 15 Jahren in München mit ſeinen Beghinen in die erſte Reihe der Mitſchaffenden rückte, begegnet man jetzt nur zu ſelten: vielleicht daß ſeine Lehrthätigkeit in Düſſeldorf

Tiſchdecke in Appliſationsarbeit von M. Helbig und E. Oeſten in Berlin.

Kiſſen, entworfen von F. und R. Wille.

Cape mit Stickerei, entworfen von F. u. R. Wille in Berlin.

und 489), das die jugendschlanke Jagdgöttin im Spiel mit ihren Hunden darstellt; die graziösen Linien des Körpers der keuschen Göttin, seine anmutsvolle Haltung weisen dem Werke einen hervorragenden Platz unter den in den letzten Jahren entstandenen Schöpfungen der Plastik an. — An kleineren Abbildungen veröffentlichen wir im vorliegenden Heft Studien und Zeichnungen von Winckel S. 409), — ein Ansichtspostkarten feilbietendes Mädchen : von Peter Paul Müller, dem Münchener Landschafter, der uns diesmal anstatt des von ihm stets mit Virtuosität dargestellten herbstlichen Buchenwaldes eine feine Schneelandschaft gab (S. 413), Meyer-Cassel (S.

Buchumschlag, ausgeführt v. H. Sperling in Leipzig und Berlin

Buchumschlag, ausgeführt v. H. Sperling in Leipzig und Berlin.

ihn mehr in Anspruch nimmt, als seinen vielen Freunden lieb ist. Das wieder auf einem niederländischen Motiv aufgebaute Interieur-Gemälde „Aus Edam" — der berühmten Käsestadt bei Amsterdam — klingt ganz an seine besten älteren Werke an (zwischen S. 461 und 465). — Die Reihe unserer größeren Einschaltbilder schließt mit der Wiedergabe des schönen Langschen Diana-Reliefs ab (zwischen S. 488

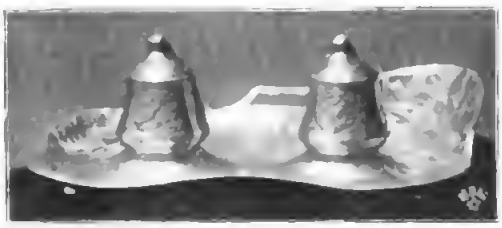
Bowle mit Jagdstücken. Von E. Kayser in Köln.

421) — den prächtig charakteristischen Kopf eines hessischen Bauern; auf Seite 425 schalteten wir endlich eine kleine Zeichnung von Fidus ein, ein „Geschwisterpaar"; unter dem Pseudonym Fidus verbirgt sich bekanntlich der Berliner Maler Hugo Höppener, der sich in den letzten Jahren ganz besonders durch seine originellen und reizvollen Illustrationen einen weithin bekannten Namen

Englischer Zinn- und Glasvase (in der Mitte) mit vergoldetem Beschlägen. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.

gemacht hat; auch unsere Leser sind in diesen Heften seinen schlanken, zierlichen Mädchengestalten bereits öfters begegnet.

In dem Roman „Psyche“ von Richard Voß, den wir im vor



Schreibzeug von E. Kayser in Köln.

liegenden Heft zum Abschluß bringen, spielt die Psyche von Capua (oder Neapel) eine bedeutende Rolle. Es wird unsere Leser, die den fesselnden Roman ja mit regem Anteil verfolgten, interessieren, ein Bild dieses antiken Meisterwerks kennen zu lernen, das wir deshalb

Gehörnkanne von E. Kayser in Köln.

auf Seite 132 bringen. Wie treffend charakterisierte der Dichter es doch! „... das Figürchen eines zarten, blutjungen, sylvenhaften We-

sens. Von dem holdseligen Geschöpf war nur der Oberkörper vorhanden und selbst dieser jammervoll zugerichtet. Beide Arme fehlten gänzlich, und das Haupt war dicht über der reizenden Stirn wie mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten. Gleichsam in tiefer Trauer über die gräßliche Verstümmelung ihres jungen Leibes hielt das Persönchen das süße Antlitz geneigt...“ Das schöne Werk

Bierkrug; Zinnbeschlag mit Hopfen- und Gerstenornament. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.

Tintenfaß in Bronze. Von R. Bellair & Co. in Berlin.

stammt nach dem Urteil der meisten Kunstgelehrten aus dem IV. Jahrhundert vor Christi Geburt. H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Stresemannstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Dachauerin. Ölstudie von Joseph Kriwer.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 5, Januar 1901.

Das Königtum der Hohenzollern.

Ein Rückblick zum 18. Januar 1901.

Von

Professor Erich Marcks in Leipzig.

Am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg zu Königsberg die preußische Königskrone auf das Haupt. Er zog damit aus der Entwicklung zweier großer Menschenalter das Ergebnis; er selber hatte die neue Würde durch Verhandlungen, durch Hilfsversprechen an den Kaiser, errungen, und seine Erhebung ist von keinem Strahle des heldenhaften Glanzes beleuchtet worden, der 170 Jahre später die Kaiserproklamation Wilhelms I. umfloß. Das Ereignis hatte vielmehr etwas Äußerliches und Kleines, wie die Persönlichkeit des ersten Königs selbst. Dennoch richtet die Nachwelt mit Recht ihre Blicke auf diesen Tag und feiert in ihm den Ausdruck einer Epoche. An der Schwelle des XVIII. Jahrhunderts, dessen staatliches Leben nichts Größeres sehen sollte als sie, steht dieser Geburtstag oder Taufstag der preußischen Monarchie des Hauses Hohenzollern; ihr als Ganzem gilt das Gedenken, das sich an diesem 18. Januar erneut, und eine lange Kette leuchtet uns auf, indem wir dieses eine ihrer Glieder berühren. Die Geschichte des altpreußischen Königtumes ist unseren Gebildeten, auch den Nichtpreußen, von Jugend auf bekannt; aber vielleicht doch den einzelnen auf ziemlich verschiedene Art, und namentlich nicht jedem in lebendiger und einheitlicher Kenntnis. Das Stoffliche dieser Geschichte zu wiederholen, kann die Aufgabe eines Aufsatzes nicht sein; aber nützlich mag es auch heute noch und mag es gerade in diesen Wochen sein, einem weiten Leserkreise die Zusammenhänge, die innerliche Bedeutung, den geistigen Inhalt des stofflich Bekannten von neuem zu entwickeln und zu erläutern — reizvoll für den Historiker ist es jederzeit.

Die Gesichtspunkte freilich, unter denen das geschichtliche Interesse und die Geschichtsschreibung dieser Königsgeschichte gegenübergetreten sind, haben sich in den beiden letzten Menschenaltern, entsprechend den veränderten Verhältnissen und Bestrebungen der jeweiligen Gegenwart, mehr als einmal verändert. Kurz vor der 48er Revolution hat Leopold Ranke die Geschichte des preußischen Staates und seiner europäischen Machtstellung in seiner ruhigen und großen Weise, wenn auch vielleicht nicht in einem seiner vornehmsten Meisterwerke, geschrieben. Dann folgte das Zeitalter der Begründung unseres Reiches mit all seinen Vorkämpfen, seiner langen Sehnsucht, seiner siegreichen Begeisterung; da lag man im Streite mit Österreich, und auch die Historiker, die Führer der kleindeutschen Schule, die Droysen, Häußer, Sybel, griffen in den Tageskampf ein: sie wiesen aus der Geschichte die deutsche Mission Preußens, die deutschen Leistungen Preußens,

den künftigen Triumph ihres Staates nach, sie feierten ihn mit aller Liebe und allem Zorne als den Träger der Einheit. Auf den höchsten Gipfel ist diese Auffassung und ihre künstlerisch-politische Darstellung bei dem Genialsten dieser Gruppe, bei Heinrich von Treitschke, gestiegen: seine Deutsche Geschichte wie sein ganzes Wesen und Wirken wurde ja zum hinreißenden Hymnus auf Preußen und Preußens Geschichte und sein Königshaus. Dieser Strömung hat sich seit den 70er Jahren die andere zugesellt, die von der inneren Arbeit des neuen Reiches, den sozialen Reformbestrebungen, zumal dann von denen des Fürsten Bismarck herkam, und auch in der Vergangenheit die innere, die soziale, die wirtschaftliche Arbeit des Staates und seiner Herrscher vornehmlich aufsuchte und sie zeitweilig wohl auch ein wenig idealisierte: der nationalpolitischen und wesentlich äußergeschichtlichen und verfassungsgeschichtlichen Betrachtung trat so die verwaltungsgeschichtliche, die sozialpolitische zur Seite — zugleich ein starker rein wissenschaftlicher Gewinn, der über Ranke und Droysen hinausführte, und der mit Gustav Schmollers Namen ruhmvoll verbunden bleibt. In den jüngsten Jahren hat man sich bemüht, die historische Anschauung von den unmittelbaren praktischen Gegenwartsinteressen nach Möglichkeit freizuhalten, nicht die eigenen Ideale in der Vergangenheit wieder zu suchen, diese Vergangenheit nicht zu idealisieren, sie weder mit einem nationalen noch mit einem sozialen Schimmer zu übergießen, der ihrer Wirklichkeit fremd gewesen sei; man hat den Widerstand gegen jede Art preußischer „Legende" aufgenommen und an realistischer Nüchternheit und mißtrauischer Kritik des Guten wohl manchmal reichlich viel gethan. Andere suchen, von anderen Bestrebungen unserer Tage geführt, in Preußens Geschichte überall die sachlichen Elemente, die Massenkräfte zu erfassen, die Wirkungen nicht der Politik, sondern der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Landesgestaltung; sie drängen wie das politische so vollends das persönliche Element zurück; die Bethätigung des Hauses Hohenzollern verschwindet halb hinter dem natürlichen Gange einer von selber laufenden Entwicklung. Ich werde mit allen diesen Auffassungen zu rechnen, gelegentlich auch abzurechnen haben und trachte keiner neuen, besonderen These nach, die sich den älteren anreihen und entgegensetzen möchte; es sei mir gestattet, einfach das hier zusammenzustellen, was mir richtig und wichtig zu sein scheint; ob darin ein eigener Standpunkt zu Tage tritt, das beurteile der Leser. Eines allerdings scheint mir gewiß: auch wenn man die Hohenzollern nicht künstlich steigert, auch wenn man ihre natürliche und notwendige Selbstsucht ruhig als Selbstsucht und nicht als ideales Bestreben erklärt, auch wenn man in ihrem Staate den hart und herbe ringenden, der sich behaupten und sich erweitern will, erblickt, und nicht den geweihten Träger allgemeiner Gedanken: auch ohne Heiligenschein ist diese Geschichte an Wunderbarem reich, und unsern Anteil darf sie allezeit für sich fordern, stärker fast als irgend welche andere. Nicht bloß, weil es unsere Geschichte ist und weil auf dem Boden des Preußentums, das hier erwuchs, noch unser bestes gegenwärtiges deutsches Leben, mindestens das staatliche, ruht, sondern auch, weil sie in sich selber so groß, so klar, und weil sie so jung und uns deshalb so dicht vor dem Auge, so wohl erkennbar ist, von so hellem historischem Lichte bestrahlt, wie kaum die Geschichte eines anderen großen Gemeinwesens, außer etwa dem der Nordamerikaner. Und wie mächtig die Leistungen dieses Staates! wie probehaltig die leitenden Männer! auch wenn man beide realistisch sieht; wie stark und wie unabweisbar deutlich tritt der Einfluß der Persönlichkeiten hervor, auch wenn man die sachlichen Gewalten ganz zu würdigen strebt! Je näher unserem Jahrhundert, um so greifbarer zeichnet sich diese Mitwirkung, diese führende Wirkung der Hohenzollern und ihres politischen und persönlichen Wollens ab; unzweifelhaft bleibt sie im Zeitalter der eigentlichsten preußischen Monarchie, der absoluten Regierungen, die wahrhaft maßgebende Kraft.

Seit der Höhe des Mittelalters hat sich der Schwerpunkt der deutschen Staatsbildung mehr und mehr in den Osten verschoben: aus der Enge der älteren, westlichen Schauplätze und Staaten in die Weite der jüngeren, östlichen hinüber, nach Baiern und Österreich hier, nach Sachsen und Brandenburg dort; und Brandenburg-Preußen wurde für den Norden und zuletzt für das ganze Deutschland unter diesen neuen Staaten

der bedeutsamste. Man hat mit gutem Rechte auf die zentrale Lage der Mark inmitten der norddeutschen Tiefebene, auf die Möglichkeiten hingewiesen, die gerade diese ununterbrochene Ebene einer breiteren, sich immer weiterdehnenden Herrschaft darbot. Freilich, von solcher Erwägung geographischer Möglichkeiten für einen großen Flächenstaat bis zu dem Satze, daß hier ein solcher Flächenstaat sich bilden mußte, oder gar, daß dieser Flächenstaat von der Mark Brandenburg und von Berlin ausgehen mußte," scheint mir der Weg noch recht lang zu sein. Mußte es wirklich diese Landschaft sein, die ärmste beinahe von allen, um die sich der neue norddeutsche und deutsche Großstaat schlösse? Hatten ihm die geographischen Bedingungen, mechanisch und unausweichlich, diese Bestimmung in seine Wiege gelegt? Konnten wirklich nicht Mecklenburg oder Pommern, oder gar Kursachsen oder etwa die Welfenlande die Rolle an sich bringen, die Brandenburg zugefallen ist? Aus bloßen geographischen Gründen möchte ich dies Wachstum doch nicht abzuleiten wagen. Wie ist es denn mit der Ausdehnung der hohenzollerischen Macht wirklich gegangen? War es so, daß sie, rings an ihren Grenzen weitergreifend, wachsend, sich abrundend, die nächsten Gebiete, Landschaft um Landschaft, wie man es doch postulieren müßte, an sich brachte? Nein, ganz und gar nicht! Wohl hat sie sich, wie jeder Staat, in der Nähe zu vergrößern gesucht, aber das Entscheidende für ihren Zug zum Großstaate sind thatsächlich gerade zwei weitentfernte Erwerbungen an Pregel und Rhein gewesen, die ihr durch den Zufall des Erbganges in den Schoß fielen! Und auch diese sind ihr geraume Zeit fast mehr zum Unsegen als zum Segen geworden: erst als ein Mann kam, der sie zu packen und auszunutzen verstand, verwandelte sich dies zum Bessern, und erst nach vielen Menschenaltern, nach Jahrhunderten ist der Drang, diese Flügellande mit dem Hauptlande nun auch territorial zu verbinden, zu seinem Ziele gelangt. Das freilich ist dann durch eine Art logischer Weiterführung des früh begonnenen Werkes geschehen; daß man aus den in Ost und West zerstreuten Stücken nun ein Ganzes machen wollte, war ein natürliches, ein gewissermaßen notwendiges Bestreben. Aber die eigentliche Grundlegung der hohenzollerischen Größe ist etwas durchaus nicht durch Bodenverhältnisse und natürlichen Erweiterungsdrang des brandenburgischen Gebietes Gegebenes: höchstens mit nachträglicher Konstruktion kann man es dazu machen wollen; nimmt man die Dinge, wie sie wirklich in ihrer Zeit zugegangen sind, so zeigt sich, daß vielmehr die Dynastie mit ihren zufälligen äußern Beziehungen und ihren einzelnen großen Söhnen die Größe Brandenburgs ermöglicht hat. Sicherlich wirkte auch die Ebene, die zur Ausdehnung lockt und ihr die Grenzen weit steckt; die natürlichen Verhältnisse bilden allemal die Voraussetzung, ohne die der historische Verlauf sich nicht begreift; aber unmittelbar leitend und wahrhaft entscheidend sind für die preußische Staatsbildung das Herrscherhaus und seine Persönlichkeiten gewesen; sie, so werden wir sehen, sind es auch gewesen, die diesem Staate wie sein Dasein, so seinen Charakter gaben. Wer für das sonderbare Werden dieses Preußens eine tiefere Erklärung sucht, wem es nicht genügt, den Gang wie er thatsächlich war, in seinem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte, zu verfolgen und zu begreifen, wer vielmehr auch für jenes Anknüpfen im weiten Osten und im weiten Westen, das Preußens Zukunft bedingt hat, einen allgemeinen und höheren Grund verlangt, der wird ihn von der Landkarte jedenfalls nicht ablesen können. Ich verstehe sehr wohl, wenn er ihn in einem Plane überirdischer Gewalten sucht; die historische Wissenschaft selbst aber, auch wenn sie, so weit sie es kann, die Dinge zu erklären und nicht nur toten Stoff zu sammeln trachtet, hat mit dieser Erklärungsweise nichts zu thun. Sie macht einen Schritt vorher Halt.

Aber folgen wir dem wirklichen Entwicklungsgange zunächst durch seine Hauptphasen bis an die großen Zeiten Brandenburgs heran.

Seit dem XII. und XIII. Jahrhundert flutet der Strom deutscher Eroberung und Kolonisation in den Osten; eine Menge deutscher Stämme ist an ihm beteiligt; noch beschienen vom Abendglanze des Kaisertumes, aber bereits in ganz selbständiger Bethätigung, haben deutsche Fürsten, deutsche Edelleute, deutsche Geistliche, deutsche Bürger und Bauern das Werk vollbracht und die Reihe ihrer Siedelungen und neuen Staaten, von

der Ostsee bis nach Schlesien, breiter und breiter, immer vorwärts dringend, gegründet und befestigt. Recht im Herzen dieser kolonialen Lande lag der brandenburgische Staat der Askanier; festgeschlossen um die markgräfliche Gewalt, die hier, im Grenzgebiete, die Zügel mit kriegerischer Straffheit anzog und hielt; das Herrschergeschlecht kühn um sich greifend nach allen Seiten, nach Norden und Osten zumal. Aber dieses Staatswesen zerfiel. Die Festigkeit der Organisation vermochte sich nicht zu behaupten; äußere Schicksale und innere, überall wiederkehrende Entwicklungen drückten das Markgrafentum herab und hoben auch auf diesem östlichen Boden die Macht der Stände. Adel, Geistlichkeit, Städter kamen als selbständige Gewalten neben dem Landesherrn empor, die Einheit zersplitterte, der Umfang des Gebietes verringerte sich, landschaftliche und ständische Sonderkräfte gewannen die Oberhand. Besonders ungünstige Umstände haben diesen Zersetzungsprozeß in den Marken besonders weit gedeihen lassen: aus einem Chaos hatten die Hohenzollern, seit sie von 1411 und 1415 ab als Erben der Askanier, der Wittelsbacher und Luxemburger in die Marken einzogen, ihren neuen Besitz herauszuheben. Sie haben es, ein Jahrhundert hindurch, mit Konsequenz, Kraft und Erfolg gethan, ganz im Sinne des neu aufsteigenden Fürstentumes, das am Ende des Mittelalters sich überall durchzusetzen rang; sie haben ihr Gebiet wieder gedehnt, vor allem die Unruhstifter und die Selbständigkeiten daheim, adlige wie städtische, gebrochen und als rechte Territorialfürsten auch in die Reichspolitik eingegriffen. So liefen die Dinge von den Adelskämpfen Friedrichs I. bis zu denen Joachims I. nach 1500 fort. Ein neu gefestigter territorialer Staat bildete sich aus, mit Fürstentum und Ständen, unter fürstlichem Übergewicht; die Erbordnung von 1473 bestimmte die Einheit der Marken für alle Zukunft, sie bezeichnete den vollen Durchbruch des Gefühles von dem Zusammenhange und der Geschlossenheit des brandenburgischen Sonderstaates. Dann aber — etwa von 1530 ab — folgte eine Stockung, die wieder ungefähr ein Jahrhundert gedauert hat. Der märkische Staat blieb bestehen; aber in ihm sank das Fürstentum von neuem, und das Ständetum stieg auf. Diese beiden wetteifernden Mächte beherrschen damals die neuen deutschen Territorialstaaten überall; sie setzen sich auseinander; hier siegt die eine, dort die andere. Der Fürst ist an vielen Stellen noch nicht stark genug, die sich erweiternden Aufgaben des Staatslebens allein zu lösen, es mangelt ihm an Mitteln, an Geld; die Stände, die dieses bewilligen sollen, bringen ihn dadurch unter sich und verwalten und regieren zum guten Teile mit ihm, ja über ihm. Hier im kolonialen Osten wuchs diese Bewegung besonders hoch empor; der Adel erhob sich mit zunehmender Stärke über dem Bauerntum, dehnte seine herrschaftliche Gewalt und sein eigenes Gut aus, wurde wirtschaftlich, rechtlich und politisch der Herr des flachen Landes. Die Städte waren klein und unbedeutend und gingen noch immer tiefer herab; vornehmlich adlig war die Ständemacht, die mit ihren Landtagen und Ausschußtagen, mit ihrer besonderen Steuer- und Schuldenverwaltung, mit ihren Privilegien und Machtansprüchen den Kurfürsten in die Enge trieb, ihn einschnürte, ihn überall überragte. Andere deutsche Territorien haben damals andere Entscheidungen erlebt; in Baiern bändigte der Herzog seine Stände; im Osten waren sie wohl überall besonders stark, aber kaum irgendwo ihr Übergewicht so ununterbrochen und drückend wie in Brandenburg — nicht in Sachsen, nicht in Pommern, nicht einmal in Ostpreußen, wo gelegentlich doch ein kraftvoller Regent die ständische Allmacht zurückwarf. Offenbar hat auch die persönliche Fähigkeit der Fürsten in diesem Ringen ihr großes Gewicht geübt, und die Hohenzollern haben nach Joachim I. fast ein Jahrhundert lang keine bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht. Ihnen fehlte das eigentlich Entscheidende, das, was die bairischen Herrscher jener Tage daheim wie in der Reichspolitik groß machte: der nach außen gerichtete energische Ehrgeiz, das klare politische Ziel, der Drang, zu wachsen, und zugleich der lebendige religiöspolitische Impuls, der in diesem Zeitalter der Religionswirren in allen starken Staatsmännern und Staaten vorwärts treibend, belebend, erhöhend wirkte. Die Hohenzollern blieben im Kleinleben stecken und deshalb zumal auch in der Abhängigkeit von ihren Ständen.

Und in der That ist dann der belebende Anstoß von außen gekommen. Um 1600 eröffnete sich der Dynastie der jülich-klevische

Erbanspruch am Niederrhein, und gleichzeitig die künftige Nachfolge auf dem Königsberger Herzogsstuhle; Aussichten auf Pommern, später auf Schlesien folgten nach; zu alledem trat die immer, bereits in den matten Zeiten, festgehaltene Bewerbung um das Magdeburger Erzbistum. Eine große Anregung aber haben lange Zeit hindurch nur die entfernteren Lande, die niederrheinisch-westfälischen hier, die ostpreußischen dort, auf die Hohenzollern geübt. Sie zwangen das in enge Grenzen eingeschlossene ostdeutsche Fürstenhaus, in die Weite zu blicken; sie hoben es über die Marken hinweg, auf einen höheren Standpunkt. Sie erschlossen ihm einerseits den Sinn für die großen Weltfragen und Weltgegensätze des Westens, wo Holland, Spanien, Frankreich in die jülicher Erbfrage eingriffen, und des Ostens, wo Schweden und Polen sich um die baltischen Lande stritten. Sie machten es überdies auch im Innern zu etwas anderem als einer bloß brandenburgischen Landesgewalt: ein Herrscher, dem auch Kleve und Preußen gehörten, mußte den natürlichen Drang besitzen, über seinen verschiedenen Gebieten eine einheitliche Macht zu errichten, in Brandenburg etwa mit klevischen, in Preußen mit brandenburgischen Kräften aufzutreten, seine Nebenbuhler überall, die Stände der Einzellandschaften, niederzubeugen durch die Wucht seiner allgemeineren, fürstlichen Macht. Diese Impulse haben von Anfang an, sagen wir von 1600 an, thatsächlich gewirkt, innen wie außen. Dazu kam, daß Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum reformierten Bekenntnisse über- und damit in die kalvinistische Weltgemeinschaft eintrat, in die Gruppe des kämpfenden, von weitem und hohem, europäischem Geiste berührten Protestantismus.

Aber freilich, zunächst gab das alles nur Anregungen, und noch lange keine Erfolge. Gerade die Fülle neuer Aufgaben, die jetzt in den Kreis der hohenzollerischen Politik einströmte, wirkte zunächst erdrückend, niederdrückend; die heimatlichen Stände, die Geld für ferne Unternehmungen bewilligen sollten und die dem Kalvinisten zwiefach mißtrauisch entgegenstanden, wurden um so widerspenstiger und um so allmächtiger; die Persönlichkeiten der Hohenzollern blieben auch bis 1640 unglücklich und unbedeutend. Neue Samenkörner waren ausgestreut; die Früchte sind noch lange nicht gereift. Und vollends den furchtbaren Fragen des 30jährigen Krieges erwies sich Kurfürst Georg Wilhelm nicht gewachsen. Sobald man alle diese Zeiten aus der Nähe betrachtet, begreift man die Schwächen und Mißerfolge gut genug, und unter den Gestalten der brandenburgischen Herrscher und ihrer Minister wachsen einige immerhin zu stattlicherer Höhe empor, als man früher annahm. Graf Adam Schwarzenberg, der Minister des 30jährigen Krieges, ist kürzlich als ein Vorarbeiter des Großen Kurfürsten, als ein Vorläufer des Absolutismus gewürdigt worden, und diese Rettung des Vielgescholtenen scheint wenigstens der Hauptsache nach gelungen zu sein. Aber man darf nicht übertreiben; was haben denn schließlich auch diese tüchtigsten unter den Staatsmännern vor 1640 geleistet? Sie haben festgehalten, was Brandenburg an Ansprüchen und Gebieten besaß, in Ost, West und den Hauptlanden; das war etwas wert; erreicht, gethan haben sie aber doch recht wenig. Alle Einzelanläufe und -Verdienste gehen in den Strudeln der inneren und äußeren Kämpfe unter. Die Schwierigkeiten waren groß; nirgends aber begegnet auch eine starke Natur, eine klare Entscheidung, ein großer Zug: Gesinnung und Kraft sind überall klein. Dem entsprach das Ergebnis: der Staat und seine Leitung standen höchstens mit dem Durchschnitte der damaligen deutschen Territorialpolitik auf gleicher Linie, und hinter so manchem standen sie zurück. Aus der Möglichkeit einer Machtentwicklung zu deren Wirklichkeit ging — das muß man doch nach allen Analogien, nach den Schicksalen etwa auch Baierns, Kursachsens sagen — der Weg einzig und allein durch die lebendige That, die Kraft des schöpferischen Einzelnen hindurch. Erst sie kann auf dieser Erde wirklich etwas gestalten: wer sie aus seiner Rechnung ausschalten oder sie herabdrücken will, der rechnet nicht mit organischen Kräften, wie er sich wohl einbildet, sondern in Wahrheit mechanisch, mit einem falschen Rationalismus.

Begreiflich nur im Zusammenhange mit all dieser Vorgeschichte, im Zusammenhange mit dem Boden, mit den Antrieben, die in seinem Staatenkomplexe lagen, aber er selber doch erst der Wirkende, der Könnende, der Schaffende — so tritt in die lange Reihe der erste Große hinein, der Große Kurfürst. Er begann als ein halb Vertriebener, im

fernen Königsberg; nach allen Ansätzen hat erst er den brandenburgisch-preußischen Staat gemacht. Ich erinnere an den Inhalt seines Lebens: die schweren Anfänge im letzten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges; die mühsame Besitzergreifung, die Herausbildung einer eigenen Politik, einer eigenen Stellung in den Welthändeln, bis zum westfälischen Frieden 1648; daneben und danach die Arbeit an der Wiederbefruchtung seiner verwüsteten Lande; in den 50er Jahren, nach einem ersten auswärtigen Fehlschlage und ersten inneren Reformen, die Teilnahme am nordischen Kriege zwischen Schweden, Polen, Dänemark, Österreich, die Abschüttelung der polnischen wie der schwedischen Oberherrschaft; von 1660 ab die Neuorganisierung des so behaupteten und verstärkten Besitzes; noch einmal, seit 1672, eine große Kriegesära, die Auflehnung gegen Frankreich, die neuen Siege über Schweden, und nach manchen Irrgängen der Politik zuletzt 1688 ein reiner Abschluß am Ende eines großen Lebenswerkes.

Was ist nun dessen eigenster Stempel?

Einmal, das ist ja bekannt, hat sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von der überwuchernden Gewalt seiner Stände befreit, er hat sie zurückgeschoben, in den Marken und deren Nebenlanden und in Kleve und Ostpreußen; er hat an stelle eines Konglomerates von Einzellandschaften, deren jede sich aristokratisch selber regierte, und die nur in der Person des Herrschers ein lockeres gemeinsames Band vereinigte, einen Staat errichtet, der inneren Zusammenhang zu haben begann, den Eine Regierung und Eine Verwaltung, und zwar eine fürstliche, einte und führte: den weiten Fürstenstaat, der den engen Ständestaat ersetzt. Er hat das alte Recht der Lande und der Aristokratien gebrochen und seine Macht dafür stabiliert: daß es ein Fortschritt war, daß ein besseres, werdendes, lebendiges Recht das alte, veraltete bezwang, daß dieser neue Staat unendlich kraftvoller und auch unendlich gesunder und innerlich leistungsfähiger war: diese Erkenntnis ist längst allgemein geworden. Die neue Zeit war nicht nur größer, sondern auch besser als die alte: auch wer sich bewußt bleibt, daß hier Recht über Recht triumphierte, wer das Alte keineswegs blind verdammt, muß das anerkennen. Woran aber knüpft diese Neugründung an? Worin liegt die Eigenart, die Einzigartigkeit von Friedrich Wilhelms Leistung? Man hat von seinem inneren Werke, jener Gründung der Staatseinheit, dem Beginn einer neuen wirtschaftlichen Arbeit, gemeint, sie seien im Grunde nichts Besonderes; alle Fürsten seiner Tage hätten Ähnliches angestrebt und gethan. Ich glaube, daß eine Vergleichung gerade zeigt, daß er mehr that, intensiver, schöpferischer wirkte, als seine deutschen Zeitgenossen, wenn auch natürlich im Sinne der gleichen Zeitbewegung. Aber daß er mehr that, das hat allerdings seinen rechten Grund nicht in der inneren Politik selber, sondern in der auswärtigen. Er ist unter jenen seiner Zeitgenossen, die man äußerlich mit ihm zusammenhalten kann, der Einzige, der eine *große Politik* trieb. Und nicht was er in der Verwaltung und der Verfassung schuf, so gewichtig es ist, gibt ihm seine Größe: sondern, in jeglicher Hinsicht, jene *auswärtige* Politik. Das thut man gut, manchen Moden und Dogmen unserer letzten Jahrzehnte gegenüber mit aller Schärfe zu betonen. Daß die auswärtigen Rücksichten ihn vornehmlich beschäftigten, zeigt sein prachtvolles politisches Testament von 1667; da nennt er dem Nachfolger die Mächte, mit denen er zu leben hat, ermißt ihren Nutzen und Schaden für Brandenburg, entwirft ein System rein-brandenburgischer Politik und stützt es auf Allianzen, vor allem aber auf „eigene Kräfte". Und er gibt dem Kurprinzen den Rat, niemals, wenn die umgebende Welt in Bewegung kommt, stille zu sitzen, neutral zu bleiben: das wäre Selbstmord; eingreifen muß er überall! Diese Regel erklärt den ganzen gewaltigen Unterschied zwischen seinen ruheseligen Vorgängern und ihm selbst; sie birgt den Nerv seines politischen Charakters und seiner Erfolge. Gewiß, auf das Engste hing diese Aktivität mit seinem starkbewußten Protestantismus zusammen: er fühlte sich als Glied einer Weltgruppe, das reformierte Bekenntnis der Hohenzollern wurde in ihm zuerst zu einer politisch bewegenden, befreienden, hebenden Kraft, und er hat sein Brandenburg, an der Stelle des engherzigeren und erlahmenden Kursachsens, zur ersten protestantischen Gewalt in Deutschland gemacht. Aber diese Wirkung konnte sein Glauben auf ihn doch nur ausüben,

weil seine eigene thatkräftige Seele ihn feuriger und größer auffaßte als seine Vorgänger und als die Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen ringsum. Und andererseits: gewiß mahnte ihn auch die Ausgestreutheit seiner Gebiete über ganz Norddeutschland zu jener Beteiligung auf allen Seiten, ebenso wie sie, ich wies darauf hin, im inneren Kampf die Monarchie über die Sonderstände erhöhte; aber sie bot eben doch auch nur den Anstoß. Sie konnte auf Schwächere ganz entgegengesetzt wirken, sie ängstlich und unsicher machen, sie stellte schwere Aufgaben, die nur der Starke positiv zu lösen vermochte, sie brachte Gefahren, durch die nur ein großer Mensch siegreich hindurchschritt. Wie leicht war jener Streubesitz zu verlieren! Friedrich Wilhelm hielt ihn fest und mehrte ihn. Der Mann erst brachte das Leben, die Seele in sein Erbe, in diesen Stoff zu einem künftigen Großstaat hinein; aus seiner Persönlichkeit stammte der große Schwung der nun beginnenden Entwicklung. Und das ist an Friedrich Wilhelm das Ergreifende, wie diese Größe seiner Natur sich in Verhältnissen bewegen mußte, die in sich selber noch klein waren, und wie sie sich daran stieß und sich bücken und winden mußte. Im Kerne seines Wesens ist er ein leidenschaftlicher Mensch, stürmisch, feurig, gebieterisch, so wie ihn Andreas Schlüters großes Standbild festhält, ein Fürst der Zeit Ludwigs XIV., mit dem Drange, rücksichtslos durch seine Welt dahinzubrausen. Und überall fesseln ihn die Verhältnisse: äußerlich Gegner überall, innerlich Mangel an Mitteln; er ist doch nur der Herr einer Zukunftsmacht, an sich noch kein großer Potentat. Er muß mit Schweden, mit Polen, dem Kaiser, den Franzosen anbinden oder verhandeln — da gilt es, durch Geschmeidigkeit zu ersetzen, was ihm an Macht fehlt, zu warten, sich blitzschnell zu wenden, da gilt es, neben dem Löwenfell stets das Fuchsfell bereit zu haben, neben der That und der Gewalt die Selbstbescheidung, die List, ja die Treulosigkeit. Der Kurfürst ist am meisten er selber, wenn er sich bei Warschau, bei Fehrbellin an der Spitze seiner Reiter heldenhaft in die Schlacht stürzt, wenn er kühn den Kampf aufnimmt gegen Ludwig XIV.; aber er begann 1640 mit peinlicher Vorsicht: er verstand auch das; er hat sich langsam selbständig gemacht; und wie selten durfte er seine Kraft frei gehen lassen! Seine Gegner haben die Mischung von Schwung und Selbstzügelung, von zufahrender, fast allzu eiliger Leidenschaft und von Kleinlichkeit oft festgestellt und bitter gerügt; wir begreifen sie aus seiner Lage und bewundern, daß er im ganzen dennoch stets groß geblieben ist. Und stand es mit den Bedingungen seiner inneren Wirksamkeit anders? Er mußte, wie als europäischer Fürst so auch als Landesherr, immer vorsichtig sein, seine Macht abwägen, mit seinen Ständen verhandeln statt zornig durchzugreifen: und er mußte sparsam sein. Der ostdeutsche Boden, vollends nach 1648, war bitter arm; da hieß es jede Ausgabe dreimal prüfen, seine Mittel zähe zusammenhalten, zähe steigern; da erwuchs unter einem Hofe, dem Glanz und Genuß nie Selbstzweck sein durften, ein Regiment der Knappheit, der Arbeit, der Zucht — kein Versailler Hof und kein französischer Reichtum; die bezeichnenden Grundzüge des preußischen Wesens gestalteten sich heraus. Andere deutsche Herrscher lebten im Weltgenusse; Friedrich Wilhelm hatte die Wahl, etwas zu scheinen, aber nichts zu sein, oder sich und seinen Staat knapp zu halten: er wählte die Macht und die Sparsamkeit. Oder war es ganz allein der Einfluß des Bodens, der so auf den Staat zurückwirkte? Gewiß, in einem reichen Lande hätte sich das spartanische Preußentum schwerlich entwickelt; aber waren diese Länder dazu prädestiniert, es ihrerseits wirklich hervorzubringen? Dieses Wesen von Einheit, Straffheit, Thatkraft und Staatskraft, von Selbstzucht und Entbehrung? Bis 1640 zeigen die Marken dazu wahrlich keine Neigung, und Ostpreußen mit seinem wilden und selbstherrlichen Adel stand in der Gefahr, in polnische Zuchtlosigkeit und Wüstheit zu versinken. Nein! die Hohenzollern seit 1640 sind es gewesen, die diesen Staat mit seiner harten, scharfen, großen Eigenart in diesen Boden erst eingepflanzt haben, der ihm natürlich entsprach; und was sie selber dazu befähigte, das war und blieb der Trieb nach Macht. Daß dies alles durchaus nicht einfach Naturprodukt war, sondern das Ergebnis menschlichen Willens, das hat die Reaktion unter Friedrich I. gezeigt, wo die Entwicklung geradeswegs umzuschlagen drohte. Auch hier wieder ist,

wie immer, nur die sittlich persönliche Kraft die wahre Trägerin und Schöpferin der großen Dinge.

Im Dienste dieses Machttriebes hat der Kurfürst sein Werk vollbracht, mit Mühen und Nöten; und von diesem selben Punkte gehen auch die inneren Neubildungen aus, die seine 48jährige Regierung zeitigte und die ich hier wenigstens aufzählen muß. Im unmittelbaren Dienste seiner Machtpolitik nach außen stehen jene inneren Kämpfe, das langsame Niederringen seiner ständischen Rivalen; sie knüpfen sich alle an das Heer an. Das Heer ist das Rückgrat der preußischen Staatsgeschichte: es ist es damals geworden und bis heute geblieben; fast alle großen inneren Neuerungen kommen von dem Heere und seinen Bedürfnissen her. Der Große Kurfürst hat seine Stände zu den ersten dauernden Bewilligungen für das stehende Heer vermocht: die moderne Armee wie das moderne Steuerwesen wie das moderne Beamtentum Brandenburg-Preußens wurzeln an dieser Stelle. Er schuf ein fürstliches, vom Fürsten abhängiges Heer; er brauchte dazu steigende Mittel; er entwickelte in langen Reformen die eine ältere Quelle seiner Einkünfte, das Domänenwesen, zu ungeahnter Kraft, zu einer großen und ergiebigen Administration. Er entwickelte daneben die Steuern; ihre Träger wurden gerade die Beamten, deren erste Aufgabe es war, für den Unterhalt des Heeres zu sorgen. Eine neue Steuerverwaltung ging aus diesen militärischen Bedürfnissen und Kreisen hervor, die sich allmählich mit einem besonderen, wohlgegliederten Beamtentume versah. Für Domänen und Steuern also bildeten sich neue umfassende Behörden; es waren die Domänenkammern und die Kriegskommissariate; sie bildeten sich in Jahrzehnten, schrittweise, dem Bedürfnis gemäß heraus; vor 1700 waren sie beide fertig. Und sie verdrängten nun die alten, ständischen, landschaftlich und aristokratisch abgeschlossenen Regierungen, mit denen die Einzelprovinzen sich selber verwalteten; sie ersetzten diese Gegner des Gesamtstaates und jeder lebendigen Neuerung durch staatliche Organe, durch Kollegien, die nur vom Fürsten abhingen und so dem Ganzen dienten, durch fürstliche Beamte anstatt einer Klassenherrschaft der privilegierten Gruppen. Dieser ganze Neubau aber war das Ergebnis der Machtbestrebungen der Krone; und sein eigentlichster Baumeister war, unterstützt von hervorragenden Fachmännern, in seinem Werke fortgesetzt durch Eberhard Danckelmann und manchen sonst, doch Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Aus demselben Quell entspringt ein zweites: die Machtpolitik, die diese Staatsgründung im Gefolge gehabt hat, führte auch zu einer Wohlfahrtspolitik. Zuerst war es nur die Arbeit der elementaren Wiedererhebung aus der Zerstörung des 30jährigen Krieges; allmählich folgte dann, nach der Heilung der ärgsten Wunden, der Herbeirufung von Kolonisten, eine wachsende Pflege von Handel und Wandel. Der Rumpf des hohenzollerischen Staates, die um die Mark gruppierten Landschaften, wurden durch den Friedrich-Wilhelms-Graben, den Müllroser Kanal zwischen Oder und Elbe, in sich und mit der Nordsee verbunden. Und schon beginnt der werdende Staat nach einer Beherrschung der ganzen Oder, womöglich einmal der ganzen Elbe zu streben. Schon entfaltet in Stadt und Land der neue Gesamtstaat, der Absolutismus seine belebenden Kräfte. Er übernimmt von Westeuropa die wirtschaftspolitischen Maximen; er arbeitet mit den Mitteln des Merkantilismus, er will die Wirtschaft seiner Gebiete einheitlicher, stärker, vom Auslande unabhängiger gestalten. Die Kette ist stets: der Landesherr braucht Soldaten und Geld für seine Armee; deshalb die neuen Behörden-Organisationen; deshalb das Bemühen, das Land reicher, bevölkerter, thätiger zu machen; der Ausgangspunkt ist Macht, zur Wirkung werden innere Leistungen, und schließlich werden diese auch zu einem Selbstzweck. Wie sehr aber und wie lange bei Friedrich Wilhelm selbst alles noch von der Politik allein herkam und ihr allein diente, zeigt wieder jenes 1667er Testament — da ist noch die Macht sein einziges Thema; die vollere innere Arbeit mußte er da fast lediglich noch der Zukunft überlassen. Später hat er sie noch selber wenigstens begonnen: der Bahnbrecher, der Anfänger wurde er für alles; aber seine besondere Aufgabe war es, erst die Existenz überhaupt zu sichern, den Grundstock an Macht zu bilden. Was er da geleistet hat, das geht an Größe doch über alle zeitgenössische deutsche Leistung hinaus. Und wenn die Schwinge, auf der er sich erhob, die große Selbstsucht des Willens zur eigenen Macht ist und keinerlei

General Booth. Nach dem Gemälde von Hubert Herkomer.

innerpolitisches Ideal, übrigens auch kein deutsch-patriotisches Ideal: ist das für seine Erscheinung ein Verlust an innerem Werte? Oder that er nicht vielmehr nur ganz dasselbe, was auf jeden ganz großen Staatsmann zutrifft? Die Bedeutung dieses Machtwillens ist ja doch wahrlich keine Entdeckung des heutigen Tages, und mit Friedrich Nietzsche hat sie an sich gar nichts zu schaffen; nicht bloß Heinrich von Treitschke hat sie bereits gepredigt, Leopold Ranke schon hat sie immer in den Mittelpunkt seiner Begründungen gestellt, und Otto von Bismarck hat sie in Thaten und Worten uns hundertmal in die Seele geschrieben. Der große Staatsmann fühlt sich, selbst wenn er nicht Fürst und nicht absoluter Fürst ist, als die einheitliche Verkörperung seines Staates; er blickt vor allem nach außen, denn vor allem gegen die Außenwelt muß die Persönlichkeit des Staates, der Nation sich behaupten, wenn sie bestehen will; von da her am meisten entnimmt er die Aufgaben, die er seiner inneren Politik setzt. Andere mögen das Innere für sich betrachten, der große Handler muß von dem Auswärtigen ausgehen, von der Macht; und diese ist selbst etwas Lebensvolles, Individuelles, sie wirkt selber fort und gibt dem ganzen Leben ihres Staates ihr Gesetz. Der Staat, den Friedrich Wilhelm vertrat, der Staat, der Friedrich Wilhelm im vollsten Sinne war, war noch ein werdender, hundertfältig bedroht, unfertig, nur haltbar, wenn er wuchs, sich erweiterte, seine getrennten Glieder erst zusammenschloß. Der Große Kurfürst lebte in diesen seinen elementarsten und höchsten Aufgaben; er hat nach seinem pommerischen Erbe lebenslang gerungen mit aller Kraft seiner Leidenschaft, er hat es noch nicht zu erringen vermocht — aber alle Wege hat er gewiesen, alle Zukunft hat er bereitet, der preußischen Geschichte als einer Geschichte des Kampfes und des großen schöpferischen Ehrgeizes hat er ihre Sonderart vorgezeichnet. Und das Ehrwürdigste an Kurfürst Friedrich Wilhelm ist nicht der gütige Landesvater mit dem patriarchalischen Gefühle, das er gewiß in sich trug: es ist der Sieger von Fehrbellin, dessen Augen „schienen wie zwei funkelnde Kometen", der Kämpfer von Stettin und Rügen, der Schwedenjäger auf der Schlittenfahrt über das kurische Haff, der Grollende und Enttäuschte, den sein unverdienter Mißerfolg in Ludwigs XIV. Arme treibt, und den dann zuletzt doch sein Widerstand gegen die katholische Weltpolitik des Franzosenkönigs wieder auf sich selber, auf die Seite Wilhelms von Oranien und seiner deutschen Heimat stellt. Die Kraft, die ihn hinaus- und aufwärtsdrängte, ist sein Eigenstes, und um ihretwillen ist er der „Große" Kurfürst und der Gründer des hohenzollerischen und des deutschen Staats.

Ich habe hier bereits alle die Richtungen und die Elemente bezeichnet, die für die Zukunft entscheidend blieben: ich kann ihr weiterhin in rascheren Schritten folgen.

Eberhard Danckelmann habe ich schon genannt, den Vollender der Organisationen des verstorbenen Kurfürsten, den Träger seiner Überlieferung; er erlag im Jahre 1697 der höfischen Intrigue, der Feindseligkeit seines Zöglings Friedrichs III., dessen schwache Natur aus der vollen Hingabe an seinen Minister in unversöhnlichen und unentschuldbaren Haß umschlug. Und dann von 1697 bis über 1710 jene Zeit einer Reaktion, auf deren Bedeutung im Zusammenhange der hohenzollerischen Reihe bereits hingedeutet worden ist. Kurfürst Friedrich III., König Friedrich I. ist vielleicht manchmal allzu grimmig beurteilt worden; es ist auch unter ihm mancherlei Gutes geschehen, nicht nur im Sinne der geistigen Kultur, und der dynastischen Größe seines Hauses hat auch er auf seine Art gedient, Pommern hat auch er zu erwerben getrachtet, und auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekrieges wuchs der Ruhm der Brandenburger. Aber seine Regierung als Ganzes war mittelmäßig wie seine Natur und die bittere Charakteristik seines Enkels von dem Manne, der in den großen Dingen klein, in den kleinen groß gewesen sei, besteht zu Recht. Weniger noch, daß er im spanischen, westeuropäischen Kriege sich dauernd festlegen ließ und die sehr viel näheren Anliegen seines Landes im nordischen Kriege darüber versäumte, daß er den Schwung und die starke Selbständigkeit seines großen Vaters in der auswärtigen Politik doch verlor — hauptsächlich das ist das Schlimme, daß er von der Strenge, von dem Pflicht- und Staatsgefühle seines Vaters abfiel, daß er den Staat überwuchern ließ durch den Hof. War eine Entgleisung dieser Staatsentwicklung

bereits unmöglich? Konnte nicht auch Preußen in die Bahnen der sächsischen Friedrich Auguste geraten? Auch diese sind gewiß in manchem besser gewesen als ihr Ruf, zumal August der Starke selbst; und doch, welch ein Bruch und welch eine Versumpfung für die preußische Zukunft! Das „Preußentum", wie wir es umschrieben haben, als Staats- und Volkscharakter, war noch keineswegs tief genug gefestigt; ein geistvoller und glänzender, aber allzu glänzender Hof, der sich zur Hauptsache wurde, mußte auch hier alle Bande lockern, die eben erst begonnene staatliche Erziehung, die des Adels zumal, gefährden und zerstören. Alle diese Gefahren haben bestanden; es war von unermeßlichem Werte für die junge Schöpfung des Großen Kurfürsten, daß die verwüstende Wirtschaft seines Sohnes nur kurz, nur ein Interregnum war, daß die Blutmischung, die uns Nachlebenden als die eigentlich althohenzollerische erscheint, jene Verbindung von Stetigkeit und Sparsamkeit und selbstüberwindender Hingabe des Einzelnen an den Staat mit den starken Impulsen persönlicher Kraft, daß diese Blutmischung bei dem Enkel wiederkehrte und nun für drei Vierteljahrhunderte die beiden großen Regierungen einsetzten, die vor allen klassischen Königsregierungen des XVIII. Jahrhunderts überhaupt: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Von ihrem ersten königlichen Vorgänger übernahmen sie die Königswürde: ein Erbe, das seine Bedeutung besaß; es hob sie über die Menge der deutschen Fürsten hinaus und stellte sie ihren halbdeutschen deutschen Nebenbuhlern, den polnischen Königen in Kursachsen, den englischen in Hannover im Range gleich; es war die Form für die Wirklichkeit der brandenburgisch-preußischen Macht und zugleich ein Antrieb für die Zukunft; und erkauft war diese Würde immerhin nur durch vorübergehende politische Opfer an den Kaiser — übrigens durch keine konfessionellen Opfer, auf welche die jesuitischen Beförderer dieser Königswünsche gerechnet haben mögen, ohne sie jedoch durch besonders wichtige Leistungen auch nur irgend verdient zu haben, und ohne daß man sie ihnen versprochen gehabt. Was König Friedrich I., als Gefolgsmann des Kaisers, im Sinne seines eigenen Staates versäumt hatte, hat noch sein nächster Nachfolger im nordischen Kriege eingebracht: er gewann 1720 Stettin, die Sehnsuchtsstadt des Großen Kurfürsten, und half die schwedische Großmacht, die einstige Herrin des Ostseekreises, zertrümmern; an der Ostsee gab es künftig wieder einen starken deutschen Staat. Vor allem, im Innern hat Friedrich Wilhelm I. die Spuren jenes Interregnums verwischt: der eigenartigste aller Hohenzollern, als Organisator und Erzieher der größte von ihnen allen.

Auch seine Blicke richteten sich stets auf die Weltstellung seines Staates; auch nach 1720 hat er eine bewegte auswärtige Politik getrieben und zwischen den großen Mächten, Österreich, England, Frankreich, seinen Platz gesucht und gewechselt. Es ist bekannt, daß die kaiserliche Diplomatie, der er sich seit 1726 anschloß, ihn ausgenutzt und seine Hoffnungen betrogen hat und daß der unbehilfliche Herrscher, der in die Diplomatie jeder Zeit schlecht hineingepaßt hätte und in die seiner Zeit, die Diplomatie der kleinen Virtuosen und der kleinen Mittelchen, am allerschlechtesten hineinpaßte, mit immer bitterrerem Zorne empfand, wie man ihn nasführte und mißachtete. Er wußte es und vermochte sich doch nicht zu befreien; wohl schwenkte er in seinen letzten Jahren sogar auf die französische Seite hinüber; aber er konnte es doch nur seinem Sohne überlassen, zu thun, was ihm, dem Vater, über die Kräfte ging: Preußen innerhalb der großen Welt von neuem zu erheben. Von diesem obersten Ziele also ließ auch er nicht; und auch bei ihm hat sich, wie bei seinem Großvater, alles Innere vornehmlich an die Entwicklung seiner Armee angelehnt, die er so gewaltig steigerte: aber sie zu verwerten, war ihm nicht gegeben. Seine Leistung war innerlich und nur innerlich. Die preußische Macht konnte das jetzt für eine Weile ertragen, weil der Große Kurfürst mit seinem nach auswärts gekehrten Ehrgeiz ihr überhaupt das Dasein gesichert, die Grundlagen geschaffen hatte; und weil die Wucht, mit der sich Friedrich Wilhelms I. Wille auf die Organisation und die innere Anspannung aller Kräfte warf, so gewaltig war, daß sie für eine Weile den sonst unentbehrlichen Schwung der großen Politik ersetzte. In jedem Sinne knüpfte er dabei an das Werk des Kurfürsten an; aber er steigerte es zugleich und führte es erheblich weiter. Mancherlei allgemeine Einflüsse haben da auf den großen Verwaltungsmann ein-

gewirkt. Überall in der Welt war die merkantiliſtiſche, wirtſchaftliche Arbeit des abſoluten Staates glänzend entwickelt; von Frankreich hatten alle Nachbarn ſie übernommen, auch Schweden, auch Rußland ahmte ſie nach: die preußiſchen Verhältniſſe wurden erſt jetzt ganz reif für ſie. In Preußen war ferner die neue Geiſtesrichtung der Zeit, der proteſtantiſche Rationalismus, bereits unter Friedrich III. eingepflanzt worden, er erfüllte die junge Univerſität Halle und machte ſie zur leitenden Hochſchule Deutſchlands; dieſer Rationalismus aber ſetzte auch dem Staate mit voller theoretiſcher Klarheit allgemeine Ziele der Befreiung und der Befruchtung im geiſtigen wie im wirtſchaftlichen Leben. Brandenburg war ſtets proteſtantiſch geweſen, und durch den Großen Kurfürſten in beſonders eifrigem und, nach mancher Hinſicht, in beſonders freiem Sinne; auch Friedrich III. hielt ſich als Proteſtant, Friedrich Wilhelm I. war überall der Schirmer ſeiner Glaubensgenoſſen, ſein Preußen neben England die Vormacht der Evangeliſchen in der Welt. Jetzt trat es, als der Heimatſtaat der halliſchen Univerſität, mit der neuen Belebung proteſtantiſchen Empfindens und proteſtantiſcher Kritik, die der pietiſtiſche Rationalismus bedeutete, in innige Fühlung; er wurde in neuem Sinne zum Träger der lebendigen Weiterwirkungen der Reformation. Auch Friedrich Wilhelm I. hat Wolffſche Bücher geleſen — obwohl er Wolff ſelber, bei einem Konflikte des Philoſophen mit den Theologen, in jähem Entſchluſſe aus dem Lande trieb; und Wolffs Philoſophie verkündigte die Grundſätze des abſoluten, aufgeklärten, wohlwollenden Verwaltungsſtaates, der in alles Leben ſeiner Unterthanen fördernd, aber auch befehlend hineingreift, nüchtern, gewaltſam, allmächtig: die Grundſätze, die Friedrich Wilhelms Praxis erfüllten. Die Univerſität Halle half dem Landesherrn ſo ſeine Beamten, Lehrer und Pfarrer, wie er ſie brauchte, heranbilden: Theorie und Praxis befruchteten einander. Auch einen dritten Einfluß allgemeineren Charakters, den Einfluß der niederdeutſchen, der nordoſtdeutſchen Volksart auf den König wird niemand leugnen: ſeine derbe Nüchternheit, ſeine Schärfe, ſeine Proſa hat viel von dem Boden an ſich, auf dem er geboren war. Aber ebenſo unleugbar iſt, daß er ſelber nun unendlich viel dazu gethan hat, den preußiſchen Typus erſt wirklich klaſſiſch auszuprägen, ihn in den preußiſchen Staat ganz hineinzuprägen und ihn ſo zu verſtärken und zu bewahren für eine weite Zukunft. Der Organismus, den er, natürlich nicht vorausſetzungslos und willkürlich, ſchuf, iſt von ſeinem eigenſten Weſen tief durchdrungen und iſt, ſo wie er dann wurde, undenkbar ohne dieſen König und ſeine perſönliche Art. Friedrich Wilhelm war anders, nicht bloß als der höfiſche Vater, ſondern auch als der fürſtliche Großvater; er war ein derber Bürgers- oder Bauersmann der märkiſchen Erde, von dem alle franzöſiſchen und geiſtigen Einflüſſe des Elternpaares wirkungslos abgeprallt waren, die Verkörperung des Praktiſchen, des Grob-Geſunden, und dabei doch von einer ſonderbaren Genialität ſowohl des Staatsgefühles als der perſönlichen Fähigkeiten. Als Menſch iſt er von jeher nur dem Deutſchen, ganz vielleicht nur dem Norddeutſchen, unmittelbar verſtändlich geweſen, in ſeiner Unbehilflichkeit, der Miſchung von weicher und tiefer Herzensgüte, von ſtrenger Keuſchheit des innerlichſten Empfindens, das es nicht wagt und nicht verſteht ſich zu äußern, mit ſchneidender Schärfe und polternder Derbheit. Auf dem Boden ſeines Weſens die vollkommenſte Friſche und Geſundheit einfachen Menſchenverſtandes; und dennoch er ſelber, vollends bei zunehmenden Jahren, ein nervöſer, hitziger, augenblicklichen Wallungen unterworfener Mann, ein „Cholerieus“, krank, ein Mann der Schmerzen und dann der furchtbaren Ausbrüche, der leidenſchaftlich fühlt und leidenſchaftlich dreinſchlägt, hart bis zur Roheit, jähzornig bis zur Haltloſigkeit und beinahe bis zum Verbrechen, abſtoßend für jede feinere Natur, die mit ihm leben mußte, und doch in ſeinem Innerſten warm und rein und in dem Ausdruck ſeiner Liebe, ſeiner Hilfloſigkeit, ſeines ſittlichen Ernſtes von einer tief ergreifenden Schlichtheit, wahrhaftig und echt bis auf den Grund der Seele. Im ganzen ein großartiges Wirken und eine großartige Erſcheinung, aber für ſeine Umgebung und ſeine Zeitgenoſſen, die unter ſeinen Fehlern litten, bitterſchwer zu ertragen; eine moraliſche Macht von weiteſter Wirkung, aber zunächſt der Schöpfer einer „eiſernen Zeit“, die er verkörpert, mit ſeinem wuchtigen Schritte, ſeinen kurzen, treffenden, aber auch dröhnenden und vernichtenden Worten, der draſtiſchen

Inkorrektheit seiner groben Randglossen, mit dem starken und scharfen Ausdruck der Augen in seinem grobgebildeten Gesicht und dem drohenden Stocke in seiner Hand. Er fährt wie ein Sturmwind in die Korruption oder die Faulheit hinein; alle vornehmeren Züge aus der Zeit Sophie Charlottes verschwinden; aber innerhalb der Lebenskreise, auf die er sich verstand und auf die es wirklich ankam, kümmert er sich um alles. Da ist er allgegenwärtig, wohl mit seinem Stocke und seinen Strafen, aber auch mit seinem Rate, seinem Wissen, seiner durchdringend klaren Einsicht; er knetet den Thon des ostdeutschen Wesens gewaltig durch und gestaltet aus ihm das Bildwerk, das ihm selber entsprach. Und was hat er so geleistet! Er führte den Kampf um die politische Vorherrschaft im Innern, den der Große Kurfürst begonnen und wesentlich entschieden hatte, erst ganz zu Ende. Er fügte den trotzigen Junker erst ganz in den Dienst seines Königsstaates ein, er zwang die Söhne der preußischen Edelleute hinein in sein Offizierkorps, erzog sie als seine Kadetten zur Mitarbeit. Er brach die letzten Auflehnungen des Ständetums; er reformierte die ländliche Grundsteuer, in Ostpreußen zumal, im Sinne der Gerechtigkeit; er stabilierte wirklich seine Souveränität als den Felsen von Erz. Er brach gleichzeitig in den Städten die Vetternwirtschaft der Oligarchien und gab ihnen eine reinere Verwaltung und Verfassung, die freilich der Staat zunächst überwachen, ja kommandieren mußte: aber auch hier vollbrachte er eine heilsame und notwendige Reform. Er stellte seinen Beamten, den Steuerrat, als Vertreter der Gesamtheit mitten in das bürgerliche Leben hinein; er führte so das staatliche Beamtentum nach unten hin weiter durch, und vor allem, er regelte dessen eigenen Bau in der Spitze und den wichtigsten Gliederungen. Er faßte die beiden, bisher noch getrennten Verwaltungen der Domänen und der Steuern, die wir entstehen sahen, in einer obersten, im Generaldirektorium, zusammen und ordnete und verstärkte so die zentralen Behörden in folgereichster Weise; er that das Gleiche für die Oberbehörden jeder einzelnen Provinz. Und diesem neuaufgerichteten Organismus setzte er, in der berühmten Instruktion, die er selber (1722 auf 1723) entwarf, seine Aufgaben, bestimmte das Verfahren, durchtränkte das Ganze mit seinem feurigen, gebieterischen sittlichen Ernst, mit dem kategorischen Imperativ seines Pflicht- und Staatsbewußtseins. Er gestaltete, als der Vollender alles bisher Begonnenen, dieses Beamtentum einheitlich aus: ein Beamtentum, das dem Könige, dem Staate dient, das seinerseits auf festen Unterlagen, Prüfungen, Berechtigungen, auf geregeltem Gehalte, auf sachlichen Beförderungsgrundsätzen sicher ruhen soll; dafür hat es sich aber anzustrengen bis auf das höchste, und wehe dem Säumigen oder Unredlichen! Der König wacht! der König, der selber das Haupt dieses Organismus ist und der in ihm arbeitet, mühselig, rastlos, wie keiner der andern. Ein neuer, vom Staate getragener Stand, der an sich nicht bürgerlich noch adlig sondern staatlich sein soll, wächst so empor. Daneben das Richtertum, dem Friedrich Wilhelms Begabung weniger kongenial war; daneben aber zumal der moderne Offizierstand mit seiner aristokratischen Geschlossenheit, seiner Sparsamkeit, Straffheit und Anspannung, die ganz an die der Beamtenschaft erinnert, seiner Königstreue und seinem Heldenmut. Auch die Ergänzung der Truppe, wie man weiß, wurde neu geregelt: nach langem Schwanken zwischen den beiden Principien der Auslandswerbung und der Aushebung im Inlande ist Friedrich Wilhelm da den Gewohnheiten, wie sie die Praxis seiner Hauptleute allmählich herausgebildet hatte, nachgefolgt und hat seit 1733 Werbung und Aushebung nebeneinander gestellt und die Aushebung schrittweise fester geregelt, sie in bestimmten Bezirken, in Kantonen, für jedes Regiment lokalisiert: auch dies mindestens ein Fortschritt zur Einheitlichkeit und Allgemeinheit hin, und eine sichere Fundierung für den Ersatz.

Alle die neuen Organe aber mußten zugleich der wirtschaftlichen Belebung dienen. Der König legte die Grundlagen einer stärkeren Gewerbe- und Handelspolitik; er stellte sein Heer als großen Konsumenten in den Dienst wirtschaftlicher Unternehmungen, er ließ die Soldaten wirtschaftlich mitarbeiten; er hat hauptsächlich auf dem flachen Lande, als rechter Fachmann, kolonisierend, lehrend, mustergebend gewirkt, die Brüche getrocknet, das verwüstete Litauen schöpferisch emporgebracht. Er hat auch Socialpolitik getrieben: seinen Adel gezügelt, seine Bürger, insbesondere seine Bauern zu heben gesucht,

den Kampf für die Erhaltung des bäuerlichen Standes und Landes begonnen, er hätte gern die Bande der strengen bäuerlichen Abhängigkeit gelockert. Zum mindesten die Anfänge gehören da ihm.

In allem, was er that, war Friedrich Wilhelm der Praktiker, ganz unsystematisch von Hause aus; und doch sahen wir ihn sich mühen mit Wolffscher Theorie. Und in der That: über die reine Praxis seines Großvaters, die vor allem erst einmal den Boden ebnen gemußt, ging der König bereits weit hinaus. Das Wohlfahrtsstreben wird in ihm wirklich bereits bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck. Er bildet nicht nur das Ältere weiter und durch; er will bereits etwas Tieferes. Der Weg führt, so sahen wir, vom einfach thatsächlichen, dynastischen Streben in die bewußte Erkenntnis der eigenen Verpflichtung zur Fürsorge für die Unterthanen hinüber. Natürlich, der Kern bleibt das Bedürfnis der Fürstenmacht: der König braucht Soldaten und Geld, das mahnt ihn auch jetzt noch am mächtigsten zur Arbeit, zur Kolonisierung des Bodens, zur Steigerung der Steuerkraft. Aber die Schöpferfreude und der Gewissensantrieb wachsen; Friedrich Wilhelm trifft innerlich mit dem Philosophen nicht übel zusammen.

Hart und herb blieb dieser preußische Staat auch jetzt noch, nicht nur für seine Nachbarn, die seine Werber beunruhigten und die seine Handelspolitik bedrückte, auch für seine Unterthanen, denen er seine Hand schwer auf die Schulter legte. Er wirkte Heilsames für die Zukunft; seine Gegenwart war kraftvoll und innerlich schöpferisch — aber eine starke Beschränktheit ist unverkennbar. Es war ein mühseliges Arbeiten unter strenger Aufsicht; kein Blick in die Welt, kein heller Aufschwung, alles prosaisch und eng gebunden, das ganze Wesen einseitig, und durch diese Einseitigkeit doch auch geistig gelähmt. Eine vollere Entfaltung ist wieder durch den Wechsel in der Person des Herrschers gekommen; und was dies alte, absolutistisch straffe Preußen überhaupt in der Welt und auch in sich selber werden konnte, das wurde es nun doch erst durch die Wendung nach außen hin, die Friedrich II. ihm gab.

Sein Vater, der solch eine äußere Bethätigung ja selber herbeigesehnt hatte, hat von seinem Kronprinzen bekanntlich lange noch eine andere Art Wendung befürchtet. Wie, wenn dieser Knabe, der die üppigen Neigungen des Großvaters, die geistigen Interessen der Großmutter geerbt hatte, Sophie Charlottes, mit deren leuchtenden Augen er in die Welt blickte — wenn dieser Knabe dereinst das Lebenswerk des Vaters wieder bedrohte, wenn er in die Bahnen von 1700 zurücklenkte? Daß der Zug des jungen Prinzen darauf hinging oder doch dahin deuten konnte, ist unzweifelhaft. Es war die Frage, ob Friedrich die Arbeit seines Vaters ergänzen und bereichern, oder ob er sie zerstören würde. Darum hat sich, historisch angesehen, der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn doch eigentlich gedreht. Jeder kennt die Ereignisse und weiß, wie furchtbar sie im einzelnen gewesen sind, wie bitter beide Gegner sich vergangen haben, wie auch der König die zartere und feinere Natur seines Thronfolgers mit grausamer Brutalität gequält hat. Dennoch hatte er auch hier recht: was er in Friedrich bekämpfen durfte, das war der unpreußische Zug, die Weichlichkeit, die Unsachlichkeit: die hat er gebrochen. Die Individualität des Sohnes jedoch, die er auch als ganzes nicht anerkennen wollte, hat er nicht zu brechen vermocht. Ihre Persönlichkeit haben beide Teile behauptet, auch der Sohn; sie haben einander zuletzt gezwungen, sich zu begreifen und zu schätzen. Auch Friedrich Wilhelm hat etwas einräumen und den andersgearteten Genius walten lassen müssen; aber was er von ihm gefordert hatte und fordern mußte, das hat er durchgesetzt, wenn auch in einem überharten Ringen, das der Sohn niemals mehr innerlich verwunden hat. Der 28jährige König Friedrich von 1740, wie bereits der Kronprinz-Oberst von Neuruppin, war, so sehr er das Kind einer andern Generation und einer andern Bildung blieb, doch Friedrich Wilhelms I. Schüler geworden: den preußischen Staatssinn, die Selbsteinordnung auch des Genius in das Gebilde seiner beiden Vorgänger, das Pflichtgefühl und die Sachkenntnis, sie hatte jener ihm eingeprägt, und so furchtbar die Kur war, das Ergebnis war der letzte und höchste Segen, den der sterbende Herrscher seinem Lande hinterließ.

Friedrich der Große ist auch für die Säkularfeier dieses 18. Januars der wahre persönliche Held. In ihm sammelt sich und in ihm gipfelt das Beste dieser Königsgeschichte: dem hellsten ihrer Genien, ihrem eigentlichen Genius. Weder im Persönlichen noch gar im Sachlichen kann ich hier daran denken, sein Leben und sein Wesen ausschöpfen zu wollen; unerschöpflich an Kräften, an Fragen, an Rätseln bliebe es, wie das des Genius überall, auch für die ausführliche Darstellung. Welch eine Laufbahn, von dem Dunkel seiner wirren Kindheit an bis in die abendliche Einsamkeit seines freudelosen Alters! Der Kampf mit dem Vater, die Flucht von 1730, der Eintritt in Verwaltung und Heer, in die Kreise seines tyrannischen Lehrers; die hellen Tage des Rheinsberger Aufenthalts, wo ihn jener endlich gewähren läßt, und wo Friedrich genießt, nach seinen eigenen Wünschen arbeitet, unermeßlich lernt; die Zeiten der beiden ersten Kriege mit ihrem jugendlichen Eroberungsdrang, ihrem Schlachtenlärm und strahlenden Triumph; und dann das volle Mannesalter, die Sonnenhöhe seiner Persönlichkeit und ersten innern Wirksamkeit, in dem Jahrzehnt, das 1746 beginnt; da ergreift er alles, Verwaltung und Wirtschaft, Politik und Geist als Meister, noch ungebrochen, obwohl bereits ernüchtert, noch freudig, mit siegreicher Zuversicht. Aber alsbald der neue Streit um das Dasein des Königs wie seines Staats, die grauenhafte Probe des siebenjährigen Kriegs, in der er allen Überreichtum seines Genius, alle Spannkraft seines Willens entfaltet und scheinbar hoffnungslos erschöpft; die übermenschlichen Mühen, die immer wiederkehrende und immer wieder überwundene Verzweiflung, das lange Harren und allmähliche Sinken, Auge in Auge mit dem Tode, mit dem Selbstmorde, bis ihn, einen Frühgealterten, ein kaum noch erwarteter und doch schließlich zumeist durch seine eigene Standhaftigkeit dem Schicksal abgetrotzter Friede erlöst. Und von da ab, von 1763 bis 1786, das Vierteljahrhundert des „alten Fritz“: eine Arbeit ohne Pause, aber ohne Glück, innerlich gesammelter, äußerlich allseitiger noch und auch erfolgreicher als je zuvor, bewundernswert, der Gipfel der persönlichen und der sachlichen Leistungen des absoluten Staates, bis dem Niederschlafften und Niebefriedigten, dem harten Greise von Sanssouci, bereits inmitten des Emporsteigens neuer Zeiten und feindlicher Gedanken, der Tod die Lasten von den hageren Schultern nimmt und ihm seine erste und letzte Ruhe schenkt. Aber wechselvoller noch als dieser Lebensgang der Wanderer, der ihn durchschritten hat: ein heißer, von schneidenden Widersprüchen ganz erfüllter Mensch, Widersprüchen, wie sie zum Teil wieder dem Volkscharakter seiner berlinischen Heimat eigen sind, bei ihm jedoch zugespitzt zu haarscharfem Kontrast, gesteigert in das Übergewöhnliche, in das Geniale. Weich und hart zugleich, frivol und bitter-ernst, ewig zweifelnd und doch ganz positiv in all seinem Eigensten, alles in unvermittelten Übergängen, in jähen Sprüngen, und doch eine granitene Einheit. Er arbeitet in seiner Jünglingszeit mit feurigem Bemühen an seiner Weltanschauung, von Kindheit her ein Suchender, den keine Überlieferung bindet, dem der Hauch der Aufklärung die Seele früh und unvergeßlich berührt hat; er geht zu Wolff in die Schule und vertauscht dann dessen schwerfälliges System gegen den Empirismus und die sprühende Kritik Voltaires: die hält ihn sein Lebelang fest. Er aber gestaltet sie sich aus nach seinem eigenen Bedürfnis; er bleibt Determinist und Fatalist. Es ist ihm innerlich notwendig, an ein Schicksal zu glauben, das alles irdische Wesen überragt und fesselt, an ein Schicksal, das niemand ändern könne: auf dieses lädt er, der Glaubenslose, die ungeheure Verantwortung des Staatsmannes, des Regenten ab, über die er nicht, wie Bismarck, mit einem lebendigen persönlichen Gotte abzurechnen weiß. Es befreit ihn und er atmet auf, wenn er meinen kann, daß das Ende nicht ihm selber gehöre: um so freier kann er thun, was er vermag und muß. Neben dieser eigentümlich inkonsequenten und doch so überaus charakteristischen Selbsttröstung des großen handelnden und wagenden Menschen, die Friedrich mit anderen, mit den Cäsaren aller Geschichte, teilt, hat er noch seinen besonderen Trost für sich: er ruht sich in den Stunden der Erholung wie in denen der unerträglichen Beängstigung bei seinen guten Genien aus: der Philosophie, der schönen Litteratur, der Musik; er unterhält sich mit sei-

ner geliebten Flöte, er liest und liest vor, er disputiert, er schreibt, er dichtet. Aus einer überwältigenden Fülle vielfältigen inneren Lebens schöpft er dann, der Gehetzte, ringsum Bedrohte, neue Spannkraft, und die feindliche Welt liegt unter ihm in wesenloser Tiefe. Dann hilft ihm das Ideal seiner Generation, der freie Gedanke, die elegante Form, das Spiel des Geistes, des Witzes, des zarten Gefühls; und er idealisiert sich, im Lichte der optimistischen Aufklärung, und wieder dem eigensten Herzensbedürfnis gemäß, die Menschen, die er lieb hat, mit denen er plaudert, an die er schreibt. Auch das alles ersetzt ihm die Religion; er labt sich am schönen Schein, am Aufschwunge des Verstandes und der Empfindung: unschätzbare Dienste hat dieser Labetrunk dem halb Verschmachtenden immer wieder gethan. Und er spielt keineswegs bloß mit diesen geistigen Kräften; er lebt in der Theorie, im Allgemeinen, im Kultus des richtigen Denkens und der Moral. Und dicht daneben der unbarmherzige Realismus eines schneidenden Hohnes, für den es nichts ganz Ehrwürdiges, nichts Unverwerfliches gibt, des schneidenden Willens, den keine Regel zurückschreckt, eine furchtbare Strenge, die keine Rücksicht und keine Nachsicht kennt, die alle übrigen, ihn selber, die Welt der Dinge und der Menschen in kahler Nacktheit vor sich sieht, sie richtet und in ihr handelt nach den rein thatsächlichen Geboten der eigenen Kraft und des eignen Staates. Ein tiefer Ernst, der jeden Selbstbetrug und jedes bloße Spiel, jede bloße Form, jede Halbheit, jede Leichtlebigkeit doch wieder verwirft: neben aller graziösen französischen Geisteskultur der stets auf den Kern der Sache, stets auf das Sachliche allein gerichtete große und scharfe Zug des deutschesten Wesens, ganz wahrhaftig gegen sich selbst und gegen das Leben. Dabei, welch ein Reichtum der Seelenkräfte im Dienste seines Amts! Der schärfste Verstand, die eindringende und umfassende Kenntnis der Welt und der Menschen, die rastloseste Arbeitsamkeit, der zufahrende Wille, und über allem eine majestätisch weite und schnelle Phantasie und zumal das lodernde Feuer einer Leidenschaft, die alle die Gegensätze seiner Natur überwindet und in Eins verschmilzt. Der Leidenschaft, die den Genius in den Dienst des Höchsten zwingt, das sie überhaupt kennt und anerkennt: seines Staates. Der steht über ihm; er betet ihn beinahe an; in seinem harten Dienste wird Friedrich von allen Schlacken persönlicher Wünsche gereinigt und setzt sich ihm gleich. Es ist *sein* Staat; jener, so hoch er über dem sterblichen Einzelnen schwebt, gewinnt dennoch in ihm Fleisch und Blut, der Mann und die Sache sind in Wahrheit Eins. Wer will da von außenher trennen und unterscheiden? Jene Leidenschaft, die bei Friedrich das sachliche Interesse seines Staatswesens als oberstes aller Gebote ergreift und sich ihm hingibt, sie ist doch zugleich die eigentliche persönliche Triebkraft des Genius überhaupt: der Drang des großen Menschen, *sich selbst* durchzusetzen, seine eigenen Kräfte auszuleben, auszuwirken, in die Welt zu übertragen und die Welt mit ihnen zu bezwingen, der Stolz und das Feuer einer dämonischen Natur. Er selber will er sein und sich bethätigen: daraus quillt zuletzt alles, auch jene sachliche Arbeit, die das eigene Ich überwinden und einordnen will; dicht neben dem aufgeklärten Philosophen und dem kühlen, nüchternen Verwaltungsmann steht immer der Mann der überschwellenden Gluten, der Dämon, der den Erdteil erschüttert. In dieser Macht des Irrationellen, des immer neu ausströmenden Feuers, ruht seine höchste Bedeutung als Feldherr; er hat seine Kriege mit den Mitteln und deshalb auch im Sinne und innerhalb der Schranken seiner Zeit geführt, aber der Überlegenheit einer Welt doch nur siegreich trotzen können dank jenen unbezähmbaren Gewatten seines Temperaments. Er ist auch als Staatsmann, in Tugenden und Fehlern, immer von diesem inneren Feuer vorwärts getrieben worden. Am unmittelbarsten dringt es in dem jugendlichen Herrscher seines ersten Königsjahres zu Tage, der unbefangen in den Eroberungskrieg hinauszieht als „zum Rendez-vous des Ruhms“. Später kühlt es sich wohl ab, es wird eingeschränkt durch die klare Berechnung, durch die nur allzu selbsterlebte Erkenntnis von den Grenzen seiner Macht, durch die Selbstbeherrschung des reifen Mannes, es schien zu allerletzt erstarrt unter der dicken Kruste der Weltverachtung und der Skepsis. Aber immer wieder brach es doch in jähen, kurzen

Stößen hervor. Es hat ihn zu diplomatischen Übereilungen, zu überraschem Wechsel der politischen Stellung, zu Unzuverlässigkeiten verführt, die auch Unklugheiten waren; aber es nährte auch seine Widerstandskraft wieder und wieder und erhielt ihn groß. Hinter der Bescheidung, daß er nach Schlesien wohl nichts Neues mehr erobern werde, stand sicherlich immer nicht nur die Einsicht, daß sein Preußen noch unvollständig sei und der Erweiterung bedürfe, sondern zugleich immer der ganz persönliche Wunsch, es doch noch selber erweitern zu können, und der Entschluß, dies im günstigen Augenblicke ganz gewiß zu wagen. Der siebenjährige Krieg freilich ist nicht durch diese Unterströmung in Friedrichs Plänen, sondern durch seine Gegner herbeigeführt worden ,aber die Absicht war gewiß in ihm, und Westpreußen gewann er 1772 doch wirklich noch. Ich darf ihm hier nicht durch seine Kriege, durch seine spätern diplomatischen Windungen hindurch nachfolgen. Mühselig hat er sich stets behaupten müssen: auch er war, trotz allen Wachstums seit dem großen Kurfürsten, doch immer noch ein kleiner Gewalthaber inmitten einer bedrohenden Welt, und nur seine Persönlichkeit stellte ihn und sein Preußen den Österreichern bereits gleich; und dauernd schuf ihm sein Emporkommen wie die geographische Lage seines mitteleuropäischen Staates Feinde auf allen Seiten. Was er da, in 46jährigen Mühen, erreicht hat, ist wahrlich genug. Wenigstens das Allgemeinste seiner Wirkung deute ich hier an. König Friedrich rundete seinen Staat derart ab, daß er nun erst wirklich in Europa als eigene Macht einigermaßen bestehen konnte — wenngleich eben noch immer auf Anspannung jeden Muskels angewiesen; er verlieh ihm in seelenerschütternden Nöten das innere Gefühl des Zusammenhanges: im siebenjährigen Kriege erwuchs den Preußen erst das volle Bewußtsein ihrer Staatseinheit, der Stolz auf ihren Staat, das Gefühl einer „preußischen Nation“: ein Erbe, unverlierbar und unschätzbar für die Zukunft. König Friedrich hat das als Preuße geleistet und für Preußen. Daß jemals sein Streben Deutschland gegolten hätte, ist nicht richtig. Er wie seine Vorgänger, und wie seine Nachfolger in geraumer Zeit, haben nur für ihren Sonderstaat arbeiten können: alles andere wäre unmöglich und wäre pflichtwidrig gewesen; nur jenes haben sie auch gewollt und gethan. Daß dabei Preußen deutsche Grenzen wahrte, deutsche Lande zurückgewann, daß es durch seinen notwendigen Egoismus zwar das alte deutsche Reich weiter zerstörte, aber dem Reiche der Zukunft und der deutschen Nationalität erst die Daseinsmöglichkeit schuf: das ist nicht minder gewiß. Und wie der Heldenkampf des Königs das deutsche Bewußtsein auch außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle hob und stärkte, ja es erst erweckte, wie er dem Befreiungskampfe unseres Geistes vom französischen Geiste und damit wiederum der zukünftigen Einheit zu gute kam, das wissen wir von Lessing und von Goethe. Und so hart partikularistisch Friedrich gehandelt hat, zu jeder Zeit, so sicher es immer zugleich Deutsche waren, gegen die er die Waffen trug, seine Selbstbehauptung gegen das halbdeutsche Österreich und gegen das undeutsche Ausland war doch, sogar im welthistorischen Sinne, ein Sieg der gesamten deutschen Art und wirkte als solcher in ferne Menschenalter hinaus. Er hat, im siebenjährigen Kriege, mit dem protestantisch-germanischen England vereint, der germanischen Rasse und ihrem Glauben das Dasein in der weiten Welt, den Sieg in Amerika, in Indien, die Möglichkeit der Behauptung und der Vorherrschaft sichern geholfen, er, der Ungläubige, er, der Weltbürger, der Schüler der Franzosen: unendlich weit über sein eigenes Bewußtsein und sein unmittelbares Wollen, über sein persönliches Leben und sein Zeitalter reicht seine Wirkung hinweg. Und damit erhebt sich sein stolzer Flug doch hoch über die treue und schöpferische Arbeit seines wahrlich großen Vaters; er steht in Weltzusammenhängen, die er selber nicht ahnte; er ist eine weltgeschichtliche Gestalt. Daß wir ihn besitzen, das ist ein Stück unsres nationalen Reichtums für alle Zeit. Nicht bloß für den Preußen, dem es, ob unmodern oder nicht, wohl gestattet bleiben muß, daß ihm sein Lebelang beim Dröhnen der fridericianischen Schlachten das Herz höher schlägt und daß ihn die Siege wie die Leiden des Königs in tiefer eigener Seele erheben und erschüttern. Wie den deutschen Zeitgenossen, so ist Friedrich II. auch den nachlebenden Deutschen, die keine Preußen sind,

Studienzeichnung von H. Meyer-Cassel.

auch zu ihrem Helden geworden. Er blieb, in seiner handelnden Stärke und seiner sittlichen Widerstandskraft, mit allen den lebendigen Antrieben des großen Menschen-, des wahren Heldentums, eine persönliche Großmacht, die niemals stirbt. Preußen hat seinen Segen in trüben Tagen wieder und wieder erfahren; wir dürfen ihn heute alle empfinden; und nur der kleine oder der geblendete Mensch spürt von solcher Nachwirkung der Größe nichts und weiß nicht an sie zu glauben.

Für diesen Überblick über das Königtum der Hohenzollern ist Friedrichs inneres System fast noch wichtiger als seine gewaltige äußere Wirksamkeit. Seine Regierung, so sagte ich, bedeutet da den Gipfel einer europäischen Epoche, die man wohl eine Weltepoche nennen darf: des aufgeklärten Despotismus, ja des Absolutismus überhaupt, jener Regierungsweise, die unsere Völker vom XV. bis mindestens an das Ende des XVIII. Jahrhunderts geführt und emporgeführt hat, und deren Bethätigung seit 1640 wir in Preußen verfolgten. Ihre Aufgaben hat Friedrich tiefer und voller empfunden und ergriffen, als irgend ein zweiter, und sie allseitiger und großartiger erfüllt. Er ist der letzte und der höchste, der höchste, aber auch der letzte einer langen europäischen Reihe. Als Organisator steht er, um kurz das Entscheidende zu nennen, hinter seinem Vater zurück; er hat dessen zentrale Behörden wohl weitergebildet und neue, einheitlichere neben sie gestellt; aber er hat alte und neue Behörden nicht ausgeglichen, er ließ Verschiedenartiges und Widersprechendes nebeneinander bestehen und überließ es, in der Hast seines Schaffens, der Zukunft, das zu schlichten und neu zu ordnen. Er selber hielt durch seine Persönlichkeit noch alles Alte im Gange; und er trieb die alte Maschine durch seine Energie zu gesteigerter Thätigkeit: die Arbeiten, die er ihr zuwies, waren reicher als unter Friedrich Wilhelm I. Denn Friedrich seinerseits verfolgte eine ganz und gar bewußte, ganz umfassende Wirtschaftspolitik: nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die er im Sinne seines Vaters wundervoll pflegte und vorwärts leitete; sondern zumal auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeit, das sein Vater im Vergleiche mit ihm doch mehr nur gestreift hatte. Friedrich baute es an, als voller Schüler des Merkantilismus; er gab der mittel- und ostdeutschen Hauptmasse seiner Länder durch seine Zollpolitik erst feste Einheit, hob sie erst ganz aus den Nachbarländern heraus, schloß sie in sich als einen Bereich gemeinsamer Produktion und Konsumtion, als einen eigenen Verkehrs- und Wirtschaftsbereich zusammen: er vollendete so wirtschaftlich die Bildung eines preußischen Staatsgebietes, das die Macht der Hohenzollern sich erobert hatte. Darin kam er über seinen Vorläufer weit hinaus. Und er pflanzte auf diesem zusammenhängenden und geschützten Felde neue Gewerbe rastlos ein; er regte an, lehrte, unterstützte, leitete, beobachtete die europäische Konjunktur, half Fabriken errichten und Arbeiter holen und anlernen, er sicherte den Absatz, förderte so mit staatlicher Allgewalt, nach dem Verfahren des Zeitalters, die Industrie und zugleich das arbeitende Bürgertum; er bereitete den armen ostdeutschen Boden für die Konkurrenz innerhalb Europas erst wirklich vor, er zog neue Schichten von Unternehmern wie von Arbeitern für die Zukunft heran. Und dabei glich er zugleich, wie es der absolute Herr eines begrenzten Staatsgebietes vermochte, zwischen dem neuen Gewerbe und der altherrschenden Landwirtschaft aus; er bildete im Kornhandel mit seinen großen königlichen Magazinen zwischen Produzenten und Konsumenten die vermittelnde, beide Teile zügelnde und beiden helfende, die Preise regelnde Macht.

Auch eine soziale Politik betrieb er, und zwar systematischer, bewußter, als sein mehr vom einzelnen ausgehender Vater. Und darin freilich zeigte sich nun, daß König Friedrich am Ausgange eines Weltalters stand; die alte Zeit vollendete sich in ihm — aber eine neue drang bereits herauf. Seine Vorfahren hatten den politischen Trotz des Adels gebrochen und diesen Adel in ihren Staat eingefügt; sie hatten ihn wirtschaftlich und sozial gewähren lassen müssen, und in der That war er in beiderlei Beziehung immer stärker geworden; erst Friedrich Wilhelm I. hatte eine unmittelbare Unterstützung des Bauerntumes gegen den Adel versucht; er, der derbe Bürger auf dem Throne, hatte seinen Adel mannigfach mit Bewußtsein eingeschränkt. Bei Friedrich stieg die Fürsorge für den Bauern noch; er hat, gründlicher, umfassender und erfolgreicher als sein Vater,

das Bauernland gegen die Aussaugung durch das Herrengut, gegen das „Bauernlegen“ geschirmt, den „Bauernschutz“ im großen Maße geübt; er hat neben dieser Fürsorge des Steuer- und Kriegsherrn für seinen eigenen Bedarf an zahlenden und an dienstuntauglichen Menschen auch die prinzipielle Fürsorge des aufgeklärten Regenten geübt, und an der Befreiung des Bauern gearbeitet: in dieser Hinsicht auch er noch mit begrenztem Erfolge. Er hat ferner das Bürgertum, wie wir sahen, wirtschaftlich gekräftigt und es damit wenigstens für die Zukunft auch sozial gestärkt. Aber er war weit davon entfernt, seinen Adel deshalb befehden zu wollen; im Gegenteil, er liebte und hegte ihn ungleich mehr als sein Vater. Er war adelsfreundlich bis zur Einseitigkeit; er war von Natur selber ein Aristokrat, und er wußte zu schätzen, was seine Edelleute seinem Heere bedeutet hatten. Der ältere Gegensatz des Königtums gegen die Aristokratie wirkte bei ihm nicht mehr, er hatte ihn nicht mehr nötig und wollte ihn nicht: denn politisch war er ja unbedingt und anerkanntermaßen der Herr; sozial und wirtschaftlich aber hat er, mit einer Weitherzigkeit, die über den fiskalischen Eifer seines ringenden Vorgängers hinausging, seinen Gutsbesitzern vielmehr geholfen als gegen sie vorzudringen getrachtet. Und sein Hauptbestreben war Ausgleich: die Stimmung des Epochenschlusses! Der Bürger sollte gar nicht neben den Edelmann treten; der König wollte, daß die alten Ständegliederungen bestehen blieben, in seinem Stande sollte jeder bleiben und wirken, die Vorrechte mochten fortdauern, und über allen Ständen thronte, als Wahrerin des Gleichgewichts, allen gemeinsam, aller Herrin, sozial durchaus konservativ, die absolute Krone. Dieser ständische Aufbau also und der Vorrang des Adels im Offizierkorps, ja in der Verwaltung, vereinte sich bei Friedrich mit dem alles regelnden Befehle der Königsgewalt. Diese selbst blieb in allem die Spitze. Sie übte ihre Befugnisse stärker, aber auch reicher als irgendwo und irgendje sonst; sie strömte Belebung aus, sie war selbst voll sittlicher Kräfte; sie beugte sich im Sinne der aufgeklärten Philosophie vor ihrer Pflicht, aber sie behauptete dabei ihre absolute Unumschränktheit; ohne sie und gegen sie war ihr keine Bewegung denkbar. Aus seinem Kabinett heraus, also ganz persönlich, leitete König Friedrich dies allumfassende staatliche Wesen. Die sachlichen Oberbehörden, die Ministerien, wurden durch sein persönliches Schwergewicht, sein stetes Ein- und Übergreifen desorganisiert, zerdrückt; was that es? Er allein regierte ja, und er erhielt durch seine Allthätigkeit das Räderwerk in sausendem Getriebe. Er brachte die Wirkung seines Systemes auf das Äußerste. Aber wenn er, der Genius, ausschied und unersetzt blieb? Wenn zudem die neuen Mächte im Denken und in der Gesellschaft sich gegen die Allmacht des alten Staates kehrten? So lange Friedrich lebte, blieb alles unverändert. Das alte Preußen, als historisches Ganzes, gipfelt in diesen Jahrzehnten: die Königsgeschichte im intensivsten Sinne vollendet sich hier. Und ihre Erbschaft auch an künftige Tage war gewaltig; ein weitgedehnter Staat, von königlichen Organen umklammert, ein großes, ruhmreiches Heer, ein gefüllter Schatz, vor allem jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes, ein Gefühl von Leben, Geist, Größe. Die Monarchie hatte das alles gebildet, herangezogen, geleitet, nur durch sie und unter ihr waren die Kräfte des deutschen Ostens zu so breiter, einheitlicher und starker Entfaltung gelangt.

Jedoch die neue Zeit brach herein und löste sie ab. Auf allen Lebensgebieten hatte sie sich vorbereitet. Der neue Mittelstand, vom merkantilistischen Staate heraufgebracht, begann selbständig und des gestrengen Lehrmeisters überdrüssig zu werden. Eine neue Wirtschaftspolitik, die der Freiheit, des Gewährenlassens der persönlichen Kraft, stellte sich, in England und in Frankreich, derjenigen der staatlichen Allwirksamkeit entgegen und stützte sich auf die Bedürfnisse des Unternehmertumes und auf die Theorien der Aufklärung selbst. Die Forderung politischer Mitregierung des neuen Standes und der Nationen überhaupt, die Forderung also konstitutioneller Freiheit, und überdies die der persönlichen Freiheit treten, auf vielfältigen Wegen, vom Boden der besten Ideale des Jahrhunderts aus, jener wirtschaftlichen zur Seite. Der einzelne will auf sich selber stehen, über sich selber bestimmen, auch an den Angelegenheiten seines Volkes mitarbeiten, zum

mindesten nicht willenlos geleitet sein durch eine unbeschränkte Autorität. Der Absolutismus hatte dieser liberalen Weltanschauung selber die Wege geebnet; er hatte die alte Gesellschaft gelockert, die neue vorbereitet und erzogen: jetzt wollte diese alles werden, auch ohne und gegen ihn. Der Liberalismus übernahm vieles aus der Erbschaft des alten, vollends gerade des friderecianischen Staates: das Staatsgefühl selbst, die Einheit und Souveränität des Staates, die Weltlichkeit, den Drang zur Aufklärung. Aber die Macht des Alten mußte er zunächst brechen, und das hat er überall erstrebt und gethan.

In Preußen hat sich die Umbildung langsam, wenn auch keineswegs ohne einzelne Katastrophen, vollzogen. Von Friedrich Wilhelm II. erwarteten die Zeitgenossen, daß er die allzu straffen Bande der Herrschaft seines Oheims löse; er hat sie bald enttäuscht; bei vielem gutem Willen ward es ein Regiment der schwachen und unproduktiven Willkür, das lockernd, zersetzend, nicht erneuernd gewirkt hat. Unter Friedrich Wilhelm III., von 1797 ab, drangen die Bestrebungen der jungen Schule schon lebhafter vor. Aber auch er blieb bis 1806 in allem Wesentlichen auf den Bahnen des alten Staates. Er brachte dessen bäuerliche Reformpolitik bereits vor 1806 der Vollendung nahe; überall einzelne Leistungen, neue Ansätze; aber erst der Sturz von Jena verlieh ihnen die Einheit und Kraft einer vollen, systematischen, in die Tiefe grabenden Reform. Wieder war es, nach überlanger Thatlosigkeit, das Auswärtige, dem das Innere diese Belebung dankte; von der äußeren Notlage und von der Reform des Heeres ging sie wiederum aus: alle weiteren Bestrebungen hingen mit der Begründung des Volksheeres innerlichst zusammen. Allgemeine Dienstpflicht, also auch Allgemeinheit und Gleichheit des Rechtes, Freiheit der Person, Reform der ländlichen Rechts- und Besitzverhältnisse; also auch Selbstverwaltung in Land und Stadt; also auch Selbstregierung; neben der Krone die Vertretung des Volks. Der Idealismus der großen Reformer von 1807 will „das Fundament des Staates tiefer legen", ihn aus seiner einsamen Höhe herunterführen in sein Volk, ihn stützen auf die freiwillige Mitarbeit Aller, zumal der mittleren Stände, und der freien, in sich unantastbaren Persönlichkeit; er will ihn ergänzen aus allen geistigen und sittlichen Kräften der ganzen Nation. Mit einem Reichtum alles umfassender Anregungen hat diese neue Bewegung das alte Preußen überschüttet: sie bleibt die eine, schöpferische Kraft der preußischen Geschichte im XIX. Jahrhundert. Die Ideale von 1807 bis 1815 haben zu einem guten Teile, sie haben vor allem in der Wehrverfassung und damit für die Zukunft, gesiegt. Ihr Werk ist damals nicht vollendet worden, aber die Grundlagen wurden gelegt. Auch die wirtschaftliche Freiheit, die Abwendung von dem merkantilistischen System der Staatswirtschaftspolitik wurde erreicht. Aber neben diesem Neuen behauptete sich gleichberechtigt doch das Alte. Das alte Königtum bestand fort; es bildete sich um und schränkte sich ein, das Erbe der persönlichen Kabinettsherrschaft fiel zum großen Teil dem hohen Beamtentume zu, und dieses entfaltete noch einmal, unergänzt durch eine Verfassung, aber belebt durch reichliche moderne Anschauungen, in veränderter, freierer Zeit die alte administrative Größe. Von 1815 bis über 1830 hinaus hat noch einmal neben dem Heere das Beamtentum Gewaltiges für den Zusammenhalt und die Befruchtung des erweiterten preußischen Staatsgebietes gethan. Erst mit den 30er Jahren verfiel das Alte sichtlich; die Mitwirkung des Bürgertums wurde unentbehrlich, der Drang der Zeit unwiderstehlich stark. 1848 ist das alte System endgültig zusammengestürzt; in Preußen erhob sich der Landtag nicht über, aber immerhin neben der Krone; in Deutschland erscholl der Ruf der souveränen Nation nach ihrer Einheit und ihrer Selbstbestimmung. Das bürgerlich-liberale Zeitalter kam überall zum vollen Durchbruch, in Wirtschaft, Gesellschaft, Geist und Staat, im Verfassungsleben und im Werke der Einigung. Aber freilich: nicht die populären Kräfte, nicht der nationale Wille allein haben die Einheit Deutschlands zu schaffen vermocht; erst der preußische Sonderstaat, der für seine eigene Behauptung und Erweiterung kämpfte, hat die deutschen Entscheidungen herbeigeführt. Und die Kronmacht dieses Staates war es gewesen, die im Verfassungskonflikte den Parlamentarismus abgewehrt, die 1864 und 1866 aus eigenem Entschlusse, im Zwiste mit ihrem Landtage, das Schwert geführt hatte, das

sie sich selber zuvor geschmiedet. Auch jetzt wieder schloß sich drinnen und draußen Alles an das Heer, das im vollen und besten Sinne der preußischen Geschichte vom Königtum fortgebildete, vom Königtum geleitete Heer. Seine Reorganisation, Wilhelms I. wahrhaft eigenstes Werk, war die Voraussetzung und gab den Anstoß und das unentbehrliche und entscheidende Mittel für alles Weitere, in Verfassung und Welt. Durch den ehrwürdigsten der Herrscher, durch König Wilhelm und die Seinen, durch Roon, durch Moltke, durch Otto von Bismarck zumal gewann die Monarchie die alte innerliche Führerschaft wieder; auf den Fittichen einer großen, stolzen Machtpolitik hob sie sich selber und die Nation empor. Mit tiefem Sinne wies der 18. Januar 1871 auf den von 1701 zurück; in der Verfassung des deutschen Reiches wirkte das preußisch-monarchische Element, wenn auch mannigfach umgebildet, lebendig und bestimmend fort. Und dann kam die Vorherrschaft des Liberalismus, wenigstens soweit sie einseitig gewesen war, um 1879 zu ihrem Ende: der Staat griff wieder nach stärkerer Bethätigung seiner sozialen und wirtschaftlichen Rechte und Pflichten; die staatlich-nationale Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck knüpfte sichtbar an die merkantilistische Friedrichs II., der Ausgang des XIX. Jahrhunderts sichtbar an die Höhe des XVIII. an, Kaiser und Kanzler reichten dem großen Könige über den Zwischenraum der liberalen Epoche hinweg die Hand. Und auch die geographisch-politische Lage in Mitteleuropa hat das neue, mächtigere Reich von dem Staate des Großen Kurfürsten und des alten Fritz geerbt: Nachbarn und Rivalen allerseits; an allen Grenzen gleichzeitig muß es Ausschau halten. Diese äußeren Bedingungen aber schlagen zugleich immer wieder auch auf unser inneres Leben in der gleichen Weise zurück: allseitig bedroht, bedarf Deutschland der stark zusammenhaltenden, waffenbewehrten, monarchischen Kraft, das Äußere bleibt ihm immer eine ausschlaggebende Erziehungsmacht für das Innere, wir stehen allezeit unter dem Drucke, der einst Altpreußen in sich selber zusammenzwang und ihm Anlaß gab, seine Kräfte zu sammeln, zu spannen und zu steigern. Vollends haben es uns die allerletzten Jahre wieder gelehrt, wie unendlich bedeutsam die große Politik auf alles nationale Dasein einwirkt; auch die Veränderungen der Weltlage aber, die Ausdehnung über den Erdball, die moderne Meeres- und Weltpolitik üben wieder jenen selben monarchischen Einfluß, wie ihn die engeren, deutschen und europäischen, Gegensätze und Aufgaben früher auf uns geübt haben und immer zu üben fortfahren. Der Herrscher, der diese neuen Verhältnisse verständnisvoll und schöpferisch ergreift, fügt sich unmittelbar der hohen historischen Reihe der alten Hohenzollernfürsten an. Und auch dieser neue Antrieb auswärtiger Machtpolitik im großen Stile muß wieder, so hoffen wir, zugleich unser innerliches Leben dehnen und beflügeln. —

Wohl hat sich unser Dasein beispiellos verbreitert; aus den 2 Millionen Preußen von 1740 sind die 52 Millionen Deutsche von 1895 geworden, und hinter dem Throne steht heute der Drang und Wille einer demokratischer gewordenen Nation. Dennoch ist uns das alte, staatliche und monarchische Preußentum nicht bloß historisch; in jeglichem Sinne lebt es unter den neuen Formen fort. Immer noch bietet die veränderte Welt der lebendigen Persönlichkeit, die zu leiten berufen ist, die weitesten Möglichkeiten, ja die Notwendigkeit dar, sich zu bethätigen; auch heute noch machen die Dinge sich nicht von selbst, und es bleibt die Stärke oder die Schwäche der Monarchie, daß ihr persönlicher Träger dem Ganzen so unendlich wichtig ist. Ein Vierteljahrtausend hindurch hat ein einheitlicher Zusammenhang, ein stetes Steigen, ein mächtiges Leben diese hohenzollerische Monarchie durchwaltet; der Blick auf ihre Vergangenheit, auf die Bande, die das Neue mit dem Alten verknüpfen, darf auch den Enkeln, inmitten neuer Größe und neuer Gefahren, den Mut und die Zuversicht heben. Sie dürfen es als ein segenverheißendes Zeichen ansprechen, daß dieser Feiertag des alten Königtums, der einst den Preußen den Reichtum ihres XVIII. Jahrhunderts einleitete, jetzt für die Deutschen am Eingange des XX. steht.

Abb. 1. Gesims mit dem Bildnis König Friedrichs I. Von A. Schlüter im Schloß zu Berlin. (Photographie von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.)

Die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701.

Von

Dr. Arend Buchholtz-Berlin.

Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Von dem Kurfürsten Friedrich dem Dritten von Brandenburg hat Leibniz gesagt, er habe alles gehabt, was königlich sei, König aber sei er erst dadurch, daß er König heiße. Dieses Ziel seines Ehrgeizes, seines auf die Erhöhung des Ansehens seines Staates unablässig gerichteten Sinnes, die allerdings nur auf Preußen gegründete Königswürde und die Anerkennung der Mächte hierzu, war zu Ende des Jahres 1700 erkämpft, und nun vollzog er seine Krönung mit einer Würde, einer Pracht, die bei aller Überladung der Zeremonien durch die Kraft und Festigkeit, mit der der Monarch auftrat, viel Imposantes hat.

Die Krönungszeremonien wurden bereits in Berlin von einer eigens hierzu bestellten Kommission entworfen, als deren vornehmster Sachverständiger in allen die Wissenschaft von den Äußerlichkeiten einer Hofhaltung erschöpfenden Fragen der Zeremonienmeister und bekannte Hofdichter Johann von Besser fungierte. Sein Lebensgang hatte ihn in merkwürdigen Windungen aus einem kurländischen Pfarrhause an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg gebracht. Er hatte, wie die meisten Edelleute und Litteratensöhne seiner Heimat, in Königsberg studiert und war als Mentor eines Herrn von Maydell auf Reisen gegangen. In Leipzig traf ihn und seinen Schutzbefohlenen das Mißgeschick, daß sie in einem Zweikampf von ihren Gegnern hinterrücks überfallen wurden. Maydell büßte dabei sein junges Leben ein, und Besser hatte die Pflicht, den Prozeß gegen die feigen Mörder zu führen. Aber der lange Aufenthalt brachte ihm im Unglück doch wie-

Abb. 2. Johann von Besser, Oberzeremonienmeister.

der ein Glück: er lernte in der Tochter des Bürgermeisters Kühlewein seine spätere Frau kennen. Ihr bedeutendes Vermögen half dem stattlichen Mann mit den vornehmen Allüren und dem weltgewandten Auftreten zu seinem Fortkommen. Durch Beziehungen, die sein verstorbener Freund Maydell zum Dessauer Fürstenhause gehabt hatte, wurde Besser an den brandenburgischen Hof empfohlen. Der Große Kurfürst verwendete ihn zu diplomatischen Missionen, und sein Nachfolger erhob ihn in

Abb. 3. Das Königsberger Schloß mit der Schloßkirche und dem Blutgericht.

den Adelstand, machte ihn zum Zeremonienmeister, bei seiner Krönung zum Oberzeremonienmeister, später noch zum Geheimen Rat und überschüttete den brauchbaren, biegsamen und geschickten Beamten mit Beweisen seiner Huld. Sie galten dem Hofmann und Hofdichter, von dem sein Kollege Canitz gesungen hatte:

„Und nehm' ich Bessern aus, wem ist's wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?"

Er dichtete im Geschmacke seiner Zeit; die meisten seiner tönenden, oft läppischen und täppischen Verse, in denen er nicht müde ward, seinen Herrn und dessen Gemahlin anzusingen, können unserm Geschmacke nicht behagen, aber es ist doch auch manches anmutige Produkt dichterischer Begabung darunter, und wie ritterlich und anmutig verherrlicht er seine hohe Gönnerin Sophie Charlotte in einem einst viel bewunderten Gedicht!

„Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen ...
Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden."

Wir haben hier Bessers eingehender gedacht, weil er nicht nur die Krönungszeremonien, auf deren geschickte Anordnung der König ein großes Gewicht legte, geplant und inszeniert hat, sondern weil er der Verfasser zweier Prachtwerke über die Krönung und den Schwarzen Adlerorden ist. An seiner Hand berichten wir über die Feierlichkeiten. Bessers Rolle am preußischen Hofe war nach dem Tode seines Protektors ausge-

Abb. 4. Der Schwarze Adlerorden.
(Von Godet & Sohn in Berlin.)

spielt. Als Friedrich Wilhelm I. auf den Thron kam, strich er Bessers Namen als ersten von der Liste der Gehalte, und der zu Jahren gekommene, in seinen Vermögensverhältnissen reduzierte erste Oberzeremonienmeister des preußischen Hofes mußte seine Dienste an anderen Höfen ausbieten. Er starb in Dresden als Geheimer Kriegsrat im Jahre 1729, fünfundsiebzig Jahr alt. —

Am 17. Dezember 1700 brach der König nach Königsberg auf. Ihn begleiteten die Königin, der Kronprinz, die Brüder des Königs, der ganze Hof und ein glänzendes militärisches Gefolge, so stark an Zahl, daß man, um schneller vorwärts zu kommen, in vier getrennten Abteilungen reiste. Zu ihrer Beförderung waren gegen dreißigtausend Vorspannpferde erforderlich, abgesehen von den Pferden des königlichen Marstalls. Wie vier verschiedene Kriegsheere zogen sie ihres Weges dahin, das Herrscherpaar an der Spitze mit einem Gefolge, das in zwei- bis dreihundert Karossen untergebracht war. Das inzwischen eingetretene Tauwetter und die Ungewißheit, ob die Weichsel zu passieren sein werde, waren der Anlaß, daß die Reiseroute geändert und der Weg über Danzig genommen wurde. Nach zwölftägiger Fahrt war der Weg von achtzig deutschen Meilen zurückgelegt, und das Königspaar und der Kronprinz langten am 29. Dezember in Königsberg an; in den folgenden Tagen traf auch die Begleitung ein, und die Vorbereitungen zu dem feierlichen Akte, den Friedrich erst in Königsberg auf den 18. Januar 1701 festsetzte, wurden mit doppeltem Eifer wieder aufgenommen.

Am 15. Januar verkündeten Herolde in blausammetenen Wappenröcken, mit weißen Federn auf den schwarzsammetenen Hüten, mit goldenen Kronen gezierte Stäbe in den Händen, gefolgt von den Obermarschällen, dem Zeremonienmeister v. Besser, den Hofmarschällen und dem Oberschenk und anderen Kavalieren auf den öffentlichen Plätzen, daß

Abb. 5. Cosander von Göthe.
Stich von J. G. Wolffgang.

Abb. 6. König Friedrich I.
Wachsfigur im Königl. Museum zu Berlin.

das Herzogtum Preußen „zu einem Königreiche aufgerichtet und desselben Souverän, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friederich König in Preußen geworden" sei, worauf dann unter Pauken- und Trompetenschall das Hoch des königlichen Paares ausgerufen wurde.

Über das sonst so stille Königsberg war ein so lauter und allgemeiner Freudentaumel gekommen, daß der sehr sachliche Berichterstatter, der sich von Übertreibungen ferngehalten hat, verzeichnete: „ein so unverhofftes und in den preußischen Grenzen nie erlebtes Frohlocken" hätte sich von Gasse zu Gasse, von einer Stadt zur anderen verbreitet.

Am 17. Januar stiftete der König den Schwarzen Adlerorden. Auch hierbei leitete ihn das Bestreben, es anderen Staaten gleichzuthun. Wie Polen einen Weißen Adlerorden hatte, so sollte der neue preußische Orden ihm an Vornehmheit nicht nachstehen. Für das Band wurde die Orangefarbe gewählt, teils ihrer Schönheit wegen, mehr aber

Abb. 7. Königin Sophie Charlotte.
Gemälde im Königl. Schloß zu Berlin.

noch, weil es ein Ordensband in dieſer Farbe noch nicht gab. Die Deviſe „Suum cuique“ ſollte die Richtſchnur der Regierung des Königs ſein, in der den Guten wie den Böſen nach Recht und Billigkeit das Ihre werden ſolle. Der Lorbeerkranz und die Donnerkeile in den Fängen des Adlers, der die Mitte des Ordens bildet, bedeuteten Lohn und Strafe, und ſeine Schwingen die Schnelligkeit, womit beide gehandhabt werden ſollten. Ranke bemerkt in ſeiner „Preußiſchen Geſchichte“ hierzu: „Der Gedanke wenigſtens iſt großartig und eines Herrſchers würdig.“ Die erſten Ritter des Ordens waren der Kronprinz, die Brüder des Königs, ſein Neffe, der achtjährige Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, der mit ſeiner Mutter, der verwitweten Herzogin Sophia Eliſabeth, an den Krönungsfeſten teilnahm, ein Herzog von Holſtein, mehrere hohe Militärs, Miniſter, Hofbeamte, die vier oberſten Räte des Landes Preußen. Auf dem Throne ſitzend, mit bedecktem Haupte, von ſeinen Garden umgeben, ließ der König als Souverän und

Großmeister des Ordens die Ritter vor den Stufen niederknien und hing ihnen Kreuz und Band um. Die Ritter küßten dem König die rechte Hand und zogen sich unter tiefen Verneigungen zurück.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar hatte es bis an den Morgen geschneit und gehagelt. Erst kurz vor Beginn des Kirchgangs klärte sich der Himmel auf, und die Feier hatte unter den Unbilden der Witterung nicht zu leiden. Sie fand in der alten, Erbauer der Schlösser von Charlottenburg und Monbijou.

Aus der Kirche war, um einen hinreichend großen Raum für die heilige Handlung zu gewinnen, das Gestühl entfernt worden. Ein besonderes Hindernis bot der nicht am Ende der Kirche, sondern mitten drin gelegene Altar, der unter einem auf zwei Pfeilern ruhenden Bogen stand. Dadurch wurde der Raum sehr beengt, und es kostete Mühe, die beiden Throne für

Abb. 8. Der König im Krönungszuge. Stich von J. G. Wolffgang.

ehrwürdigen Schloßkirche statt, um deren Ausbau sich schon der erste Herzog in Preußen, Albrecht von Brandenburg, verdient gemacht hatte.

Die Herrichtung des Innern der Kirche für die Krönung war dem aus Schweden nach Berlin an den kurfürstlichen Hof übergesiedelten Baudirektor von Eosander übertragen worden, demselben Architekten, dessen Namen noch heute das dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. gegenüberliegende Portal des Berliner Schlosses trägt; er ist auch der König und Königin so anzuordnen, daß sie von allen Seiten gesehen werden konnten. Aber die Geschicklichkeit des Baumeisters überwand auch diese Schwierigkeit. Die beiden Throne wurden auf diesem Platze schräg gegeneinander dem Altar gegenüber gestellt und blieben an der dem Publikum zugewandten Seite zum Teil offen.

Die Wände, Chöre, Bänke, der breite Gang in der Mitte der Kirche waren scharlachrot ausgeschlagen oder mit kostbaren Tapeten bekleidet. Vor dem Altar stand

ein hoher sammetener Baldachin, der mit gestickten Kronen und Adlern überschüttet war; der Altar selbst aber und der Fußboden waren mit goldgestickten persischen Teppichen bedeckt. Die Thronhimmel, rund und mit karmoisinrotem Sammet ausgeschlagen, trugen in einem Schilde den Namenszug des Königspaares und waren mit goldenen Kronen und Adlern bestreut. Über jedem Thronhimmel schwebte ein großer ausgestopfter Adler mit ausgespreizten Flügeln: auf dem Thron des Königs hatte er Blitze, auf dem der Königin ein Szepter in der rechten Klaue.

Die Stühle unter den Thronhimmeln waren aus stark vergoldetem Metall. In dem reichen bildnerischen Schmuck hatte auch hier die verständnisvolle Kunst des Zeremonienmeisters eine beziehungsreiche Symbolik geschaffen: auf den Lehnen des dem Könige bestimmten Thrones hielten Weisheit und Stärke, auf dem Throne der Königin Gottesfurcht und Gerechtigkeit, von geschickter Künstlerhand modellierte weibliche Gestalten, goldene Kronen über den Häuptern. Unten, außerhalb der Schranken zu beiden Seiten des Altars, wie oben auf den Chören war den geladenen Gästen der Platz angewiesen.

Schon gegen acht Uhr morgens versammelten sich die zum Krönungszuge befohlenen Personen in den königlichen Vorgemächern; zu derselben Stunde zog die Bürgerschaft auf und besetzte die Straßen, um einen zu starken Zulauf zur Schloßkirche und ein übermäßiges Gedränge zu verhüten.

Abb. 9. Die Königin im Krönungszuge. Stich von J. G. Wolffgang.

Der König ließ sich in seinem Schlafgemach den Krönungsornat anlegen; er war scharlachrot, reich mit Gold gestickt; der kostbarste Schmuck daran waren die Knöpfe, die aus großen Diamanten bestanden, deren jeder dreitausend Dukaten wert war. Der Mantel war aus Purpursammet, mit goldenen Kronen und Adlern bedeckt und mit Hermelin gefüttert. Im Audienzsaal setzte sich der König die Krone selbst aufs Haupt. Sie war,

Abb. 10. Die Krönung. Holzschnitzerei im Hohenzollernmuseum.

wie die andern königlichen Insignien neu gefertigt, aus Gold, auf den Bügeln mit vielen großen Diamanten besetzt. In die Hand nahm der König das goldene Szepter, das von Diamanten und Rubinen funkelte; an seiner Spitze schwebte ein Adler mit ausgebreiteten Fittigen; besonders schön war ein Rubin auf der Brust des Adlers, ein Geschenk, das Peter der Große bei einem Besuch in Königsberg dem damals kurfürstlichen Gastfreunde gemacht hatte, und das dadurch noch besonders an Wert gewann, daß der wunderbare Stein vorher am zarischen Szepter gefunkelt hatte.

Die anderen Insignien, Siegel, Schwert, Reichsapfel, wurden den zu deren Trägern bestimmten Würdenträgern übergeben. Mit dem Reichsbanner aber, dem Symbol der höchsten Gewalt im Kriege, folgte dem Könige der Generalleutnant und Oberhofmeister Graf Alexander von Dohna.

Hierauf begab sich der König zu seiner Gemahlin, die ihm mit ihrem Gefolge bis an die Thür des Vorgemaches entgegengekommen war, und setzte ihr die Krone aufs Haupt — wie Besser hinzufügt, gleich einem Ahasverus, der seine Esther krönte und dadurch zur Königin erhob. Die Königin hatte ein Kleid aus Goldbrokat mit Ponceaublumen und einem Brillantschmuck, der die Nähte des Kleides und die Brust zwischen den Stickereien bedeckte, und mit ungewöhnlich schönen Perlen. Im tiefschwarzen Haar leuchtete die goldene Krone in hellem Glanze.

Der eigentliche Krönungsakt hatte sich somit nur in dem kleinen Kreise der höchsten Würdenträger vollzogen, in den inneren Gemächern des Schlosses. Hier nahm das Königspaar auch die Glückwünsche entgegen und ließ sich zum erstenmal als König und Königin grüßen. Der Präsident des preußischen Hofhalsgerichts, der die Glückwünsche seines Kollegiums überbrachte, machte der hohen Frau das Kompliment, er wünsche nicht sowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück.

In der Schloßkirche, zu der sich nunmehr der Zug in feierlichem Schritt bewegte, ging die Salbung vor sich. In derselben Kirche war der König vor 43 Jahren getauft worden. Obwohl dem reformierten Bekenntnis angehörend, hatte der König zu der kirchlichen Feier auch einen lutherischen Prediger hinzugezogen, was ihm bei der damals bestehenden starken Spannung zwischen beiden Konfessionen als Zeichen besonderer Toleranz ausgelegt wurde. Die beiden hohen Geistlichen, die Oberhofprediger Ursinus und Dr. von Sanden, vollzogen die Salbung als Bischöfe ihrer Kirche — diesen Titel hatte der König ihnen verliehen —; in langen schwarzsammetenen Talaren und damastenen Unterkleidern, umgeben von drei reformierten und drei lutherischen Predigern, erwarteten sie den Krönungszug an der Kirchenthür.

Voraus schritten zwei Herolde, Lakaien und Pagen, Pauker und Trompeter, ihnen folgten Hofmarschälle, die Behörden, die Deputierten der Städte, Ritterschaften und des Adels, die Minister, dann wiederum

Herolde, Trompeter und Hofmarschälle. Jetzt schlossen sich im Zuge die Träger der Regalien an: der Kanzler von Creuz mit dem Reichssiegel, der Landhofmeister von Perband mit dem Reichsapfel, der Oberburggraf von Dohna mit dem Reichsschwert. Ihnen folgte der Kronprinz in einem reichen goldgestickten Kleide, hinter ihm ging der Oberhofmeister des Prinzen Graf Dohna. Dann erst kam der König mit Krone und Szepter. Er ging unter einem karmoisinsammetenen Himmel, dessen Stangen und Schnüre von zehn der vornehmsten Edelleute getragen wurden. Zu beiden Seiten ging die Leibgarde von hundert Schweizern, deren bunte Tracht ins Auge stach: sie trugen bunte Pumphosen und bunte Wämser, Krausenkoller, schwarzsammtene Federhüte, Rosetten an den Schuhen, in den Händen große Partisane. Die Knebelbärte, die sie alle hatten, gaben ihnen ein besonders martialisches Äußere.

Des Königs Schleppe trugen der Oberkämmerer Graf von Wartenberg und zwei Kammerherren. Ihnen folgte der Feldmarschall Graf von Barfuß, der die Brandenburger beim Sturm auf Ofen befehligt hatte, als Reichsfeldherr.

Die Königin, die gleichfalls unter einem Thronhimmel ging, wurde von ihren beiden Schwägern, den Markgrafen, geführt. Die Schleppe ihres Krönungsmantels trugen die Herzogin von Holstein und zwei Oberhofmeisterinnen. Den Zug schlossen die Damen der Königin.

Bischof Ursinus begrüßte das Königspaar mit einer kurzen Ansprache. König und Königin nahmen auf ihren Thronen Platz, umgeben von den ersten Würdenträgern. Ein Choral wurde angestimmt, ein Gebet gesprochen, worauf „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" gesungen wurde. Der Krönungspredigt des Bischofs Ursinus lag der Text aus dem 1. Buch Samuelis zu Grunde: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren." Der Geistliche faßte sich in musterhafter, für jene Zeit ganz ungewöhnlicher Kürze. Nach nochmaligem Gemeindegesang trat der König unter Pauken- und Trompetenschall an den Altar, legte Szepter und Krone nieder und beugte das Knie. Unterdessen überreichte der Oberkämmerer dem Bischof Ursinus ein Jaspisgefäß mit dem Salböl; der Geistliche empfing damit die Ermächtigung des Königs, die Salbung an ihm zu vollziehen. Graf Wartenberg schob die Perücke des Königs in die Höhe, der Konsekrator, Bischof Ursinus, goß sich einige Tropfen Öls auf die Finger und salbte den König an der Stirn und den Pulsen beider Hände. Hierzu hielt der Geistliche eine kurze Ansprache. In derselben Weise wurde die gleiche Zeremonie an der Königin vollzogen. Daß die Salbung der Krönung nicht vorausging, sondern ihr folgte, darin liegt ein besonderes bedeutsames, vielleicht das wichtigste Moment der ganzen Zeremonie; es sollte die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der

Abb. 11. Die preußische Königskrone.
Stich von J. G. Wolffgang.

geistlichen zum Ausdruck bringen, wie sie kaum jemals bei einer andern Krönung hervorgetreten war. Pauken und Trompeten fielen ein. Mit einem Tuche aus sehr feinem Gewebe wurde inzwischen das Öl wieder abgewischt. König und Königin begaben sich zu ihren Thronen zurück, die Geistlichkeit aber stellte sich vor den Thron des Königs und der Königin und begrüßte sie mit den Worten: „Glück zu dem Könige Friderico! Könige in Preußen ... Glück zu der Königin Sophien Charlotten! Königin in Preußen“ ... dann aber hielt der Konsekrator noch eine Anrede an „das Volk“, d. i. die Versammlung als Vertreterin des Volkes. Mit Gesang, Gebet und Segen schloß die heilige Handlung.

Vor der Kirche wurde verkündet, daß der König eine allgemeine Amnestie erlassen habe, nur die Beleidiger der göttlichen und weltlichen Majestät, die Mörder und die in Schuldhaft saßen, waren davon ausgenommen.

Von den Wällen ertönte der Donner der Geschütze, von den Kirchtürmen läuteten die Glocken, und die Regimenter schossen Salut. Das Volk aber riß die roten Läufer, die den Schloßplatz bedeckten, in kleine Fetzen, um sie als Andenken an die denkwürdige Feier zu bewahren, und kämpfte um die Krönungsmünzen, die auf dem Schloßplatze unter die Menge gestreut wurden.

Abb. 12. Hofprediger und Bischof Benjamin Ursinus.
Stich von P. Schenk.

Um zwei Uhr begann im Moskowiterfaal die Hoftafel. Auch hierzu erschienen König und Königin in vollem Krönungsornat. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, aber Tausende von Wachskerzen verbreiteten Tageshelle. Berliner Hofmusikanten besorgten die Tafelmusik. Es wurden vier Gänge auf hundert Schüsseln aufgetragen. Sobald der König oder die Königin tranken, ertönten neun Kanonenschüsse. Eine Stunde hatte die Prunktafel gedauert, worauf sich die hohen Gastgeber und Gäste zurückzogen. Auf dem Stallplatz hatte sich inzwischen ein lärmendes Volksfest entwickelt. Den Mittelpunkt der Freuden bildete ein am Spieße gebratener ganzer Ochse, dessen Inneres mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hühnern, Gänsen und andern schönen Leckerbissen gefüllt war. Von dem Ochsen wurde dem König ein Stück serviert, alsdann wurde er der Menge preisgegeben. Zu Seiten des Ochsen waren zwei Fontänen in Form von Adlern errichtet: aus ihren Schnäbeln flossen Weiß- und Rotwein. Auch der gebratene Ochse hatte eine symbolische Bedeutung — so belehrt uns wenigstens Herr von Besser —, er sollte das Psalmwort illustrieren, daß zu der Könige Herrschaft auch die Tiere gehören, „Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere und die Vögel unter dem Himmel“.

Am Abende des unruhvollen Tages hatte die Stadt eine Illumination veranstaltet, wie sie das alte Königsberg noch nicht gesehen hatte. Auf den Märkten und Plätzen brannten Pechtonnen und hochgetürmte Holzhaufen, und die Häuser schwammen in einem Feuermeer. An demselben Abend leuchteten aber auch in vielen andern Städten und Dörfern des Landes die Freudenfeuer, von Cleve bis zur Memel, indessen Königsberg und Berlin als Residenzstädte es allen andern zuvorthaten.

Auch die folgenden Tage waren von festlichen Veranstaltungen erfüllt. Unter anderm stand eine Tierhetze auf dem Pro-

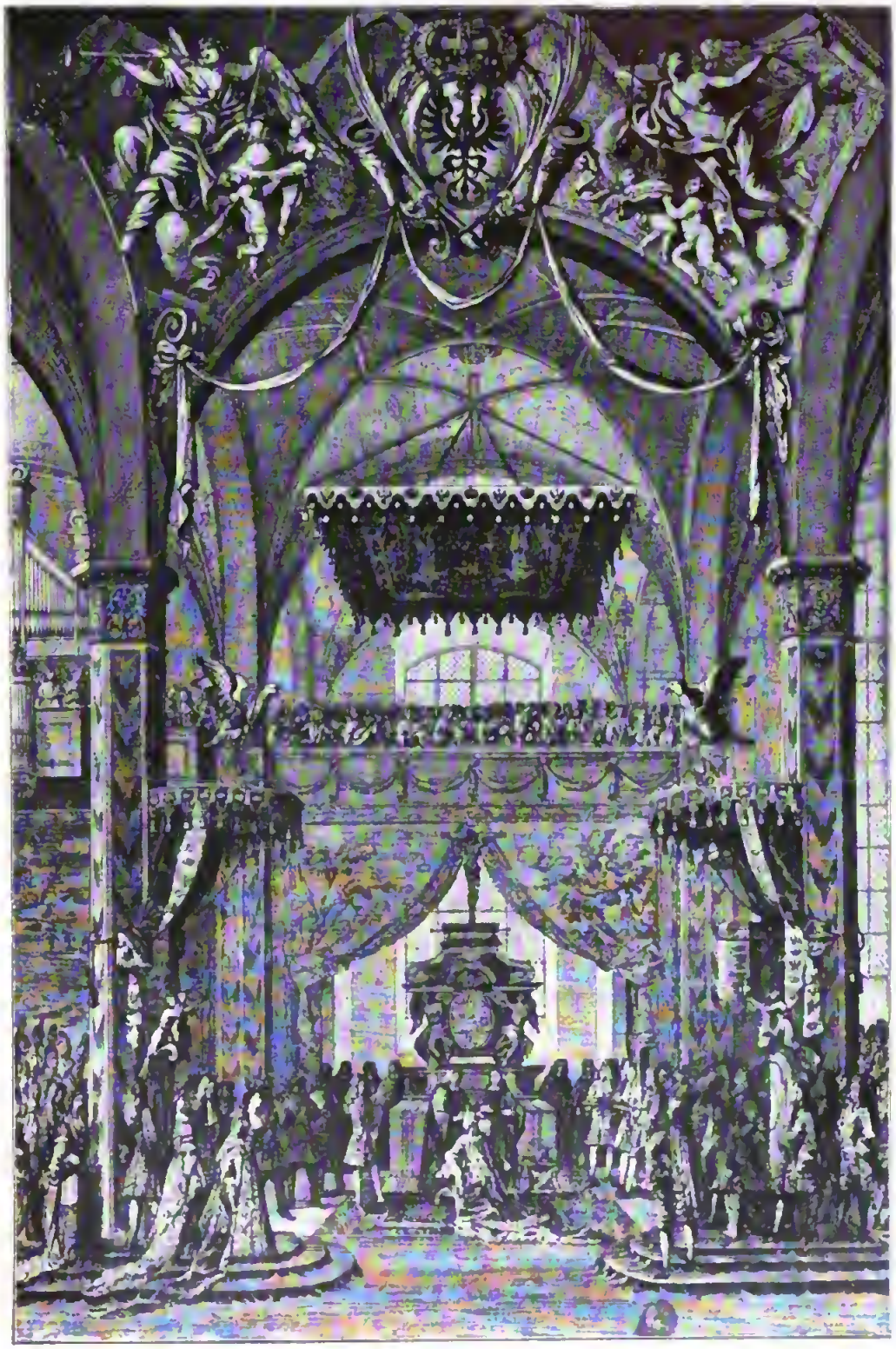


Abb. 13. Die Zeremonie der Salbung. Stich von J. G. Wolffgang.

gramm: im Hetzgarten wurden Bären und Wölfe von Hunden zu Tode gejagt, ein Zugeständnis an den rohen Geschmack des niedern Volks. Die Großwürdenträger gaben Gastmähler und andere Festlichkeiten, der Herzog von Holstein einen Maskenball, denn man war in die Fastnachtszeit hineingeraten. Die Königsberger Studenten brachten dem König eine Serenade; unter den unzähligen, nur allzu schwülstigen poetischen Erzeugnissen jener Festzeit ist ein von den Studenten dargebrachtes noch eins der erträglichsten; es klingt in folgende begeisterte Strophe aus:

Abb. 14. Umritt und Proklamation des Preußischen Königtums.

„Vivat König unser Vater,
Vivat unsre Königin!
Vivat unser Heilberater,
Kronprinz, geistentflammter Sinn!
Euch läßt man zum Wohlgefallen
Tausend, tausend Vivat schallen."

Der König ließ sich nicht nehmen, einem Redeakt in der Universität beizuwohnen, und hörte bei der Einweihung der neuerbauten reformierten Kirche geduldig und vielleicht auch wohlgefällig die Rede des Predigers an, der ihn mit König Salomo verglich, da beide nach ihrer Krönung das von ihnen erbaute Gotteshaus eingeweiht hätten.

Die Krönungsfeierlichkeiten waren so prächtig und glanzvoll verlaufen, daß es, wie ein gleichzeitiger Berichterstatter verzeichnet, „in dieser Sterblichkeit noch nicht prächtiger sein kann". Erst am 8. März hielt der König seinen feierlichen Auszug aus der Krönungsstadt, aber er mußte nochmals nach Königsberg zurückkehren, denn das Eis in der Weichsel war aufgegangen; am folgenden Tage brach er wieder auf, und nun ging die Reise glücklich von statten. In den Städten, die er passierte, waren überall Vorbereitungen zu festlichem Empfang getroffen worden. Der König hielt sich noch einige Wochen in den nahe Berlin gelegenen Schlössern auf und empfing die Gesandten der fremden Souveräne, die deren Gratulationen überbrachten, bis endlich am 6. Mai der feierliche Einzug von Schönhausen aus vor sich ging. Der König ritt im langen Zuge auf einem stolzen Pferde, von seiner Leibgarde umgeben, die Königin saß in einer Kutsche, die von acht Pferden gezogen wurde. Es dauerte vier volle Stunden, bis der König die vielen, von den einzelnen Städten, aus denen Berlin damals bestand, errichteten Ehrenpforten passiert und die Begrüßungen überstanden hatte. An der vom Berliner Rat an dem neuen Königsthor aufgerichteten Ehrenpforte ging es besonders festlich her: da wurden die Majestäten von jungen

König Friedrich I. von Preussen. Nach dem Gemälde von F. Weidemann.

Abb. 15. Das Auswerfen von Krönungsmünzen.
Stich von J. G. Wolffgang.

Berlinerinnen in römischer Tracht mit einigen Versen angesprochen. Am Wege aber, den der Zug nahm, eine Viertel Stunde vor der Stadt bis zur heutigen Kurfürstenbrücke, bildete die Bürgerschaft Spalier.

Erst um sieben Uhr abends traf das Königspaar im Schloß ein.

Auch Berlin veranstaltete eine Illumination, die alles bis dahin Gesehene an Glanz und Pracht weit übertraf. Erst am 22. Juni fanden die Krönungsfeierlichkeiten nach fünfmonatiger Dauer mit einem Buß- und Bettag ihren Abschluß. Das neue Königreich hatte von sich reden gemacht, sich würdig in die Reihe der größern

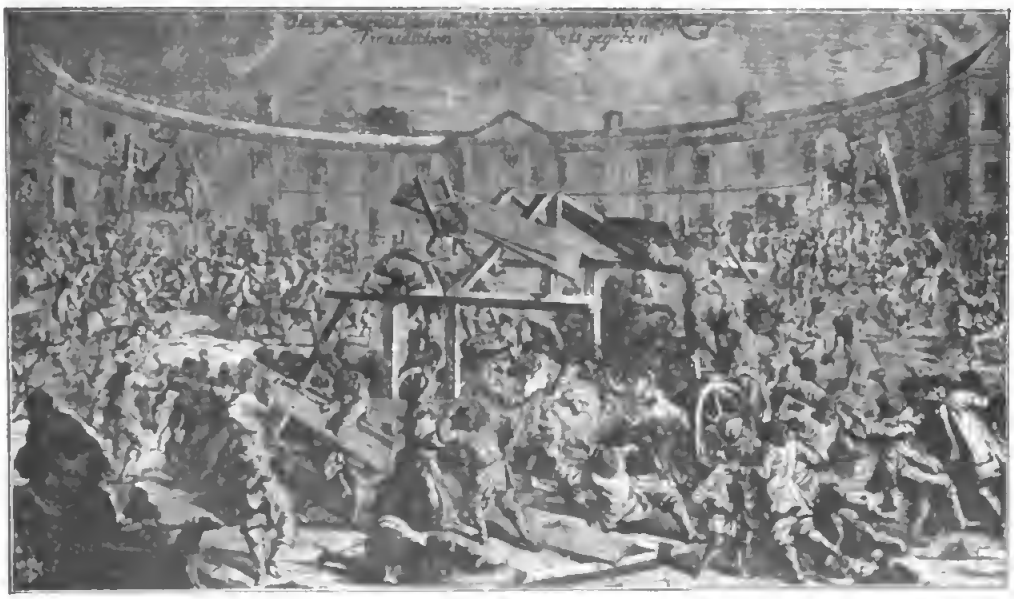


Abb. 16. Der gebratene Ochse beim Krönungsfest.

Staaten eingeführt, und der König hatte erreicht, was er gewollt hatte. Ein Transparentbild an der Berliner Poſt ſtellte Merkur mit dem Poſthorn dar, darunter ſtanden die Worte, die ſo recht das Ziel dieſer lärmenden, rauſchenden Feſte zeichneten:

„Sein Reich und ſeinen Königsſtand
Mach' ich der ganzen Welt bekannt."

Schaumünze auf die Krönung.

Narben.

Von

Dora Stieler.

Friſch wächſt nach Unkrautart
In grünen Weiten
Mein junges Leben auf. —
Und wie vor Zeiten
Halbreif die Bürſchlein ſchon
Wunden erwarben,
So trug ich durch die Welt
Auch meine Narben.

Eine, die ſitzt und lacht
Im Hochmutswinkel.
Hat ihn geſchickt durchquert
Den feinen Dünkel.
Und von der Ungeduld
Zum ſtillen Tragen
Hat eine Narbe die
Brücke geſchlagen.

Auch jenem Eigenſinn
Der gar ſo eigen . . .
Predigt ſolch kleines Ding
Ducken und Schweigen.
Doch der Wehleidigkeit,
Der ewig wunden,
Der ſchuf ein ſcharfer Hieb
Kräft'ges Geſunden.

Nur eine Narbe blieb
Ein ernſter Zeiger.
Die ſchlug mit ſchwarzem Schwert
Der kühle Schweiger.
Die liegt im Herzen tief.
Der bleibt ihr Schauer,
Sie fordert ſtumm ihr Recht:
Schweigende Trauer.

So lauf ich durch die Welt
Durch grüne Weiten,
Und die Zufriedenheit
Bleibt mir zur Seiten.
Wünſch mir kein Märchenglück
Sternthalerregnen . . .

Möchte dem Herrgott nur
Einmal begegnen!
Wenn ich im tiefſten Tann
Einſam ihn fände;
Küßte dem Güt'gen dann
Dankbar die Hände.

Das rote Auge.

Roman von

Ernſt Remin.

I.

Überheiß die Eßſtube und dumpfe Luft — nach der draußen von der See her! — und das grüne Kachelungetüm puſtete ordentlich um ſich. Aber bei dem Sturm, da iſt ja kein Fenſter aufzuſtoßen oder einzuhaken! Und dann war Helge auch müde und wollte ihr Warmbier nehmen. So ließ ſich das lange Mädchen in ihren Schaukelſtuhl fallen zwiſchen dem weitläufigen Eßtiſch und der Wand und that einen Riß am Klingelzug.

Die blonde Miken kam herein.

„Miken, mein Bier und eine handliche Mußſtulle!“

Als die Thür wieder zu war, ſtreckte ſich Helge lang aus, froh und faul, der Stuhl knackte unter ihr; dann ſchloß ſie die Augen und horchte auf den Sturm. Die Buchen im Park brauſten wie Orgeln, die Föhren kreiſchten ab und zu auf, die Fenſterſcheiben thaten, als drückten Hände von außen auf ſie, und es war jeden Augenblick, als wollten ſie ſamt der ganzen wilden Herrlichkeit draußen in die Stube geflogen kommen.

Ja, nun kriegte man endlich wieder Atem.

Ah, das lange Fauchen draußen in all den hohen und tiefen Tönen durcheinander, ja, wenn man da ſo lag und dem nachhorchte, da ging die ganze Seele mit, wie ein Fregattenvogel, ſo ſcharf hoch und los und hin über das Haus und über die Inſel und das Fließ und die ganze weite Welt dahinter ... Übrigens, warum ließ das Warmbier auf ſich warten?

Da ſcharrt es auf den Flieſen im Küchengang und Miken kommt.

„Das dauert ja ewig und drei Tage, Miken, und eingekachelt haſt du auch wie unklug!“

„Nä, dat war nu Karlin, gnä' Fräul'n! Und dauern dauert dat wohl, aber fixer ging't Fräul'n Viola nich von Hand!“

„Nanu? Mein' Schweſter kocht?“

„Jaa ... hüt is Fräul'n Viola in de Küch'!“

„Was kocht ſie uns denn?“

„I dat mag wohl ganz wat Schönes ſein, aber klug wird einen da nicht recht aus ...“

„Nu, Gott gnade euch alleſamt da draußen heut mittag, wenn das nicht klappt!“

Helge war hungrig, durſtig und durchfroren. Das ſah man nun, als ſie aß und ihr in der Wärme die Backen aufquollen.

Und dann kam ein ſchlürfender Schritt von der Inſpektorſtube her über die Vorderdiele, der alte Cegadelo machte die Thür auf und ſagte herein: „Ja ſchön, gnä' Fräul'n, daß Sie da ſind — die Flagge drüben iſt hoch!“

Helge fuhr wie ein alarmierter Soldat in die Höhe: „Teufel noch eins, was iſt da wieder los? Bei dem Sturm kann doch keiner zu uns über den Strom wollen!“

„Nä, das woll nich. Es iſt man de oll Briefträger aus Köldemunde. Er ſitzt neben dem Flaggenmaſt und wartet. Ja, und ſeine große Taſche hat er auch gar nicht um unter ſein' Mantel. Dat ſieht einen. Ich mein', er hat man ein kleines Telegramm für uns und möcht' uns das nu 'rübertelegraphieren!“

„Ja, dann helpt dat nich ...“ und Helge goß ihr heißes Bier hinunter.

„Da iſt ſie! Nu Helge, Helge! Sag', wo ſteckſt du bloß?“ rief da Viola von der anderen Schwelle und brach ins Zimmer. „Den ganzen endloſen Morgen — und war dein Warmbier gut ſo?“

Dabei kam ſie heran und hielt der

Schwester das liebe Gesicht zum Morgenkusse hoch.

„Nun, weißt du, Püppchen," sagte Helge, „was das Bier anlangt, ja, wenn der König von Dänemark das mal so zum Frühstück kriegte, so würde er sagen: ‚Alle Achtung vor meinem Königlich Dänischen Küchenchef.' Übrigens war's angebrannt."

„Oh — angebrannt?" fragte Viola betrübt und streitfertig; da sah sie, wie ihre lange Schwester sie mit all ihren großen Zähnen anlachte. „Helge . . . du — Schuft du! Na! . . . Und wo warst du? Und wo willst du nu wieder hin?"

„Wohin? — an den Strom. Die Flagg' ist auf. Und wo ich war? Ja, da danzten alle Teufel!"

„Gnä' Fräul'n", fragte der alte Cegadelo von der Thür, „war'n ja wol nach unse'm neu'n Deich sehen?"

„Ja, Cegadelo", antwortete Helge in schwerem Tone, „nach dem hab' ich gesehen . . ."

Der Alte machte auf diesen Ton ein Gesicht, als müsse er Doktor oder Advokaten bezahlen oder hätte Magenkrampf. Das Gesicht blieb auch stehen, und er ging damit hinaus.

Helge griff nach dem Ölmantel.

„Du, ich komm' mit," sagte Viola. „Heut is' fein draußen!"

„Na, danke! Und ich denke, du kochst?"

Viola riß die Thür auf: „Miken — oder he, wer da ist, Ihr draußen, sagt oll Sumsen, oll Sumse soll allein weiter kochen. Ich muß mit Fräul'n Helge fort . . . du, Helge, eigentlich, wie gut, daß ich nicht weiter zu kochen brauch'! Steck du den Arm ins Fuchsloch und greif Reinecke, da hat er dich! Ich war so auf eine Art sauren Hasengoulasch mit Champignons aus, aber wie ich da 'reinsah, roch das mehr, als wollte es Apfelmus werden."

„Champignons — hast du denn welche?"

„Oh — das! Die hätten wir extemporiert! Nu' hör' einer bloß: Wwwwhhuijjjj!" Mit vollen Backen machte sie den Novembersturm nach.

„Fix, Deern', wenn du noch mit willst — ‚extemporier'!"

— — — — — — — — —

Die Thür auf der Rampe drückten hinter ihnen nun wol Miken und Karlin mit vereinten Kräften zu. Die Schwestern standen, ehe sie losmarschierten, unter dem Überbau und blickten die Buchenallee hinunter nach Strom und Fährstelle.

„Ja, da kuckt er!" sagte Helge. „Siehst das Häufchen alter Mann da jenseit unten am Mast in seinem Mantel kauern?"

„Nichts seh' ich," Viola beschattete die zusammengekniffenen Augen. „Es ist, als ob da See oder Nebel wär'."

„Na — alte Cegadelo sieht das noch von seiner Stube aus. Sogar, daß er unter dem Mantel keine Tasche um hat."

„Ja! Und jetzt seh' ich sogar, er hat ein Schnäpschen im Magen. Habt ihr Augen! Bitte, Helge, dreh' dich doch mal nach der See um und sieh' nach, ob Andree überm Nordpol schwebt."

„Ja, der eine hat eben bloße ‚Sehaugen' und der andere die hübschen feinen zum drein Verlieben!"

„Hm, hast du hübsch gesagt, alte Helge. Zuckerchen kriegen. Als ob von uns beiden ich der verlobte Mensch wär'! Nu sag," sie hängte sich ein und es ging los, „ist das nicht drollig bei uns, Magnus und du, die langen, grauen Augen und die reinen Habichte, und wir kleinen beide, ich und Heine, braun und scharfsichtig, wie die Kuh, wenn sie schläft?"

„Vaters Kinder und Mutters Kinder," sagte Helge, und dann hörte alles auf, denn sie bogen um die Hausecke, und der Wind fiel über sie her.

Und als nun erst der Baumschutz der Buchen aufhörte!

Natürlich ging die Kleine dicht angedrängt in Helges Schutz. Aber es war ein wilder Kampf um die Röcke, die trotz der schweren langen Ölmäntel der Sturm so um die Knie 'rum ihnen abzureißen rein wie verrückt war, um Atem und Gleichgewicht, um die Kapuzen, deren Ränder auf den Backen trommelten — und Viola krümmte sich immer kleiner in sich zusammen, das Dämonengeheul um sie herum und der Luftdruck, das ging ihr auf die Nerven.

Mittwegs konnte sie nicht mehr, blieb stehen und klammerte sich an Helge fest.

„Na dn, das gibt's jetzt nicht, vorwärts!" Helge mußte aus Leibeskräften brüllen, um gehört zu werden. „Krall' dich nur fest nachher, wenn wir an den Strom kommen, sonst weht's dich 'rein!" Aber sie nahm die Kleine in den Arm, machte eine Pause

und ließ sie erst an ihrer Brust ein wenig atmen. Dann lachte Viola zu ihr auf, aber kläglich, das Weinen war ihr wohl näher. — — —

„O Gott, der Strom!"

Sie standen nun im Schutz des oberen Fährschuppens. Ja, Viola war entsetzt, und das Ding sah auch nicht schön aus. Sonst strömte da unten die breite glatte Köldenaa friedlich zwischen sanftansteigenden Rändern aus dem Diep zur See, aber heut ging sie bis hier oben voll und schlug immer höher. Die Stöße von den großen Rollern draußen kamen bis hier herein, im steten Kampf mit dem Strom, und türmten das Stauwasser auf.

„Wo ist das Fährboot?" fragte Viola.

Helge schlug mit der Faust gegen die Schuppenwand: „Da drin. Vorgestern abend aufholen lassen, als es losging."

„Und Steg und das untere Landehaus?"

„Verreist nach Dänemark! Vielleicht spuckt uns etwas davon die See morgen hinten an Möensand vor die Füße."

„Und wenn der Strom nun hier noch höher kommt und austritt?"

„Ja," sagte Helge lachend, „dann schluckt er die Insel über, und für uns vom Gränitz heißt das dann sich auf ein gedeihlich und erbaulich Sterben zurechtmachen."

„O du, sag' nicht Sterben, Helge, nicht so leichthin. Aber es kommt ja wohl nicht so. Ich möchte zurück, ins Haus!" Denn eine Woge Schaum und Schlamm war dicht vor sie hin auf den Sand geklatscht.

Helge warf drohend beide Fäuste hoch: „Ja, will Er wohl! Nein, der alte Mann ist ja wohl unklug genug und ruiniert mir bei dem Wind meinen Telegraphen."

Drüben stand der Alte, schwenkte ein Papier in der Luft, hoch über ihm wehrte sich die Flagge, die ihn angekündigt, um ihr Leben, er wies am Gestell hoch nach den da oben sorgsam festgestellten Flügeln des alten optischen Telegraphen und wollte den nun spielen lassen, wie in Eisgangszeit, oder sonst wenn niemand nach dem Gränitz hinüber konnte.

„Laß ihn doch, Helge. Sicher hat er etwas Wichtiges?"

„Was ist heut wichtig?"

„So sprichst du. Aber wenn nun z. B. unserm Heine in Berlin ein Unglück zugestoßen wär'."

„Gott helfe mir, so müßte das dann verschmerzt werden. Deswegen aber darf doch wohl der Telegraph ganz bleiben. Übrigens ist das nicht geschehen. Denn wenn so etwas bei uns geschieht, so spür' und merk' ich das."

„So wie Cegadelo das Wetter in seinen Knöchelchen?"

„Just so. Nun aber sei still, Kind. Was denn? Was will denn der Alte damit sagen — er reckt sich den Arm aus,

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Emil Brack.

als woll' er hoch übern Strom weg ſäen, oder als woll' er mit dem Arm da weit hinten übers Diep ſegeln."

„Na ja, er will uns das Telegramm mit dem Kölder Dampfer übers Diep ſchicken."

„Täuw', ja, das iſt's. Nun hält er Finger hoch: eins, zwei, drei — nu ja, jetzt verſteh' ich ſchon, mit dem Dreiuhrdampfer. Nun, das möcht' er wohl. Oll Dösbart der! Als ob heut der alte Thießen mit der ‚Leontine' aufs Waſſer geht. Und thät' er das und ſie bräch' ihm auseinander, ſo wären ſie ſicher wohl im Recht, wenn ſie nachher die Verſicherung nicht auszahlten, der Witwe nicht und dem Kontor nicht, denn das war Mutwille. So jetzt hol' die Flagge ein und zieh ab! Adjes, alter Poſtſchwede, hätteſt dich und uns nicht bemühen brauchen!"

„Nun, Helge, du ſcheinſt ein rechtes Intereſſe an den Vorgängen dieſer Welt zu haben. Und wozu habt Ihr eigentlich den ehrwürdigen grauen Galgen da drüben, wenn er grade im Notfall verſagt? Die Gegend verſchönt er ja wohl nicht. Flaggenſprache würd' ich an dem Ding einführen. Unten 'n Kaſten mit Flaggen, jede bedeutet was, wenn ſie hochgeht, wie auf See, und die Köldemünder Poſt hat den Schlüſſel dazu."

Helge ſah ihre kleine Schweſter eine kurze Weile mißtrauiſch an. „Höre," ſagte ſie dann, „das iſt eine gute Idee, und ſo wollen wir es auch machen. Gleich, wenn wir wieder übers Waſſer können. Es iſt ſo einfach — eigentlich hätte ich wohl all lang ſelbſt darauf kommen können."

„Nun ſiehſt du, wie ſchön, daß ich nun wenigſtens wieder bei euch bin und bin an Land geweſen, und ihr habt mich da Bildung lernen laſſen, und nun kann ich euch überall mit meiner überlegenen Intelligenz aushelfen und den Gränitz der Kultur erſchließen und euch die Inſel moderniſieren . . . Aber nun, alte Helge, was ſteht in dem Telegramm? Sag', kann ich jetzt nicht verlangen, daß du das auch ſpürſt und merkſt?"

„Da hab' ich ja auch wohl meine Meinung über."

„Sag ſie. Brat mich nicht, ſei ſo gut. Landwirtſchaft? Buchweizen? Wie?"

„Nun, das Telegramm iſt vom Bruder Heine aus Berlin, von keinem anderen. Und 'was Gutes ſteht da nicht drin. Und wir müſſen ſehen, was es nun wieder durchzufechten gibt."

„Unk . . . unk . . . unk . ."

„Nun, ſei gut, Kleine. Glaubſt du nicht, daß du deine Lunge jetzt beſſer für den Heimweg ſparteſt? Wir haben den Wind jetzt dreiviertel wider uns. Aber ich denke, du kannſt nun wieder. Krall' nur im Anfang feſt ein, bis wir vom Strom weg ſind. Nein, ſchweig', ſag' keinen Ton und witzle nicht, zieh noch ein paar mal Atem, und dann in Gottes Namen los!"

— — — — — — — — —

Da waren ſie wieder im Park zwiſchen den Buchen. Die bogen ſich ja und ſchlugen verzweifelt mit den Äſten gegen den Wind, als ob ſie Körper an Körper mit Rieſen rängen. Die Schweſtern richteten ſich auf und ſchöpften tief Atem. Sie ſahen vorwärts gegen das Haus: „O Gott, die Mutter!" ſchrie da Viola auf, und Helge voran fingen ſie aus Leibeskräften an zu laufen.

Die große Figur der Mutter kam langſam und unbekümmert die Allee herunter. Sie ſchritt wie Helge, ſchwingend und weit, gerade aufgerichtet, ſo zwiſchen Kompanieches und Tambourmajor. Sie war barhäuptig, im vollen Schmuck ihrer dicken ſchneeweißen Haare, hatte nur ein leichtes Seidencape um die Schultern, das ihr der Wind ab und zu über dem Kopf zuſammenſchlug und das ſie vorn am Hals mit einer Hand hielt. Das Kleid bauſchte bald um ſie wie eine Glocke oder ein Urahnenreifrock, bald flog es wild hoch, und man ſah dann das feine kräftige alte Bein im weißen Strumpf und dünnen ſchwarzen Seidenſchuh.

„Was lauft ihr denn ſo, Mädel?" fragte ſie ganz erſtaunt, als Helge und Viola bei ihr waren.

„Ja, Mutter, was willſt du denn hier draußen?"

„Was ich will, Helge?" Sie ſtutzte. „Hm . . . ja, was wollte ich doch . . .? Es war doch . . . hm . . . ja ſo, Kind, ich dachte, ich will einmal an die Dampferlandeſtelle. Ich meine immer, bei ſo einem Wetter, da könnte er wohl einmal heimkommen und nach uns ſehen . . ."

„Nun, der Dampfer kommt doch erſt um drei Uhr, Mutter . . ."

Digitized by Google

„Richtig! Und wir sind ja wohl noch vor Tisch. Nun weißt du, da komme ich wieder mit euch herein, nicht?"

„Ja, das thu nur. Siehst du, du hast dich doch eigentlich auch gar nicht für einen Ausgang bei dem Wetter gekleidet!"

„Nein, da hast du recht. Das habe ich eigentlich nicht. Es war mir so plötzlich eingefallen. Nun, das können wir nachholen. Ich werde einen Regenmantel anziehen, obgleich das sehr simpel aussieht, wenn man einen vom Dampfer abholt, und auf dem Dampfer sind vielleicht Badegäste aus Köldemünde und Damen in Toilette. Ja, und Miken muß mir den Mantel bis unten dicht zuknöpfen. Denn der Wind kommt einem heut so unter die Kleider, wie ein Hase, der sich verkriechen will. Das macht einen ordentlich so von unten 'rauf schuddern. Übrigens wollen wir doch hier nicht stehen bleiben — wohin gehen wir jetzt, Deern's?"

Sie faßten sie links und rechts unter und brachten sie ins Haus zurück. Und dort ging in der Mädchenstube über Miken ein schweres Gewitter nieder, daß sie auf die gnädige Frau nicht besser achtgegeben.

„Ja, sie war mir mit eins so unter den Fingern weg," verteidigte sich Miken, „ich hab' doch auch zu thun und muß decken, und in die Taille kann ich sie mir nicht knöpfen!"

Da sah Helge sich das Mädchen eine kurze Weile mit starrem, bösem Blick an, dann schlug sie ihr hinter die Ohren und ging weg, und Miken setzte sich auf einen Stuhl nieder und begann laut zu heulen.

— — — — — — — — —

„Der Inspektor läßt sich zu Tisch entschuldigen, gnä' Fräul'n — er woll' weg," kam dann Karlin in das Eßzimmer und meldete.

„s' gut. Hast ihn gehn sehn?"

„Ja woll, gnä' Fräul'n."

„Wo ging er lang?"

„O, de oll Mann klabasterte an seinem Stock so über den Hof, achter 'raus durch den Garten und so quer gegen't Hünengrab los."

„Hast ihm gut nachgeguckt, muß ich sagen!"

„Ja, ich dachte mir: wo hat man oll Cegadelo jetzt noch hinzuklabastern, so knapp vor Tisch, und ohne sein Deckelpfeifchen, als woll' er weit."

„Die Deckelpfeife hatte er nicht?"

„Nä, de hatt' he nich."

„Na, dann weiß ich. Kannst mein Gedeck auch abnehmen, esse nicht, muß weg."

„Was heißt das, Helge?" rief da Viola vom Salon aus herein, wo sie saß. „Nicht essen, weg, wohin denn nun wieder um Gottes willen?"

Helge trat in die offene Thür auf die hohe Schwelle zwischen beiden Zimmern: „Noch' mal hinaus!" sagte sie.

„Nun, ich dachte auch nicht, du steigst etwa treppauf aufs Hausdach tanzen."

Helge warf den Kopf auf, sah schweigend vor sich hin. „Ja," sagte sie dann, „ich muß hin."

„Etwa noch mal quer über den ganzen Gräuitz gegen den Nordostwind nach eurem Schmerzensdeich?"

„Ja! Der Alte an seinem Stock ist auch hin und hat das Essen in Stich gelassen, und nachher wird's dunkel."

„Recht, Schulze, laß dein grot alt Baby nicht allein laufen. Is' 'ne Passion von euch!"

„Ja, Viola, ich muß un muß da jetzt hin und auf der Düne stehn und zusehen, wie mir das zerschlagen wird."

„Sei doch ein Mensch, bleib, iß, sieh', was ich von dem Tanz draußen für einen goldenen Hunger hab'!"

„Essen kann ich jetzt nicht."

„So, und vorhin schlemmtest du noch ganz fidel Mußstulle mit Warmbier."

„Das that ich. Aber inzwischen ist es langsam gekommen, denke, nun zerschlägt mir jetzt das da oben meinen Damm, und über hundert Morgen Neuland sind hin!"

„Du — bring mich bloß nicht um mit deinem Ton. Ich weiß es ja nun. Der Ton geht einem auf die Nerven!"

„Spreche ja ganz ruhig."

„Sprichst ja ganz ruhig — sieben Wochen Landregen sprichst du. Schön, also ist der europäische Kontinent jetzt hundert Morgen kleiner, was nun? Ich rate dir, iß was, vom Fasten verunkt der Mensch dieses neunzehnten Jahrhunderts."

„Ach, Fasten, ich wollte, ich kriegte mit Fasten dies und das aus mir heraus, was in mir ist . . . Nun sieh, Viola, stell dir vor, du stehst jetzt auf der Düne und siehst

einen von uns da vor deinen Augen in See zu Grunde gehn, bald kommt er hoch und ſieht dich um Hilfe an, bald geht's über ihn weg, und du kannſt ihm nicht helfen; grade ſo iſt mir das mit dem Deich."

„Nun hat dieſer Deich ſchon Leben und Seele und iſt mein Bruder!"

„Ja, es war fünf Jahr ſtrenges Sparen für mich und dieſen ganzen Sommer Arbeit. Ich dacht', nun hätt' ich das für euch erwirtſchaftet, und nun iſt's hin."

„Na, du langer Unverſtand, jetzt kriech' ich wahrhaftig in meinen Ölpaletot und krabble wieder mit."

„Nein, bleib du nur hier bei Mutter!"

„Ach, ich ‚muß und muß' auch hin, das ſehen . . ."

„Lütt' Dern, machſt du mir das jetzt ſo nach: ‚muß und muß', ſo muß ich ja, wenn mir einmal wieder etwas iſt, auch gegen dich ſchweigen."

„Nein, nein, artig ſein, nicht wieder thun, komm," ſie nahm Helge ſo von unten 'rauf um die Taille zärtlich in Arm, „will ſchon kuſchen und hier bleiben, aber du mußt mir's abkaufen. Verſprich mir was?"

„Was?"

„Ich darf heut nacht bei Helge im Bett ſchlafen, ja?" Sie blinzelte lächelnd dabei ein bißchen mit den halbgeſchloſſenen Lidern. „Zwei Nächte hab' ich gelegen und gefiebert vor dem Geheul und kein Auge zugethan. Bei dir, deinen Arm unterm Hals und ſo gegen dich, in dich eingekrümmt, da lieg ich warm und gut und ruhig und ſchlafe."

„Und mir iſt morgens der Arm lahm."

„Nu, das macht dir doch nichts."

„Nein, das macht mir auch nichts."

„Kannſt ihn ja ein andermal leiſe 'rausziehen."

„Nein, das mag ich dann auch nicht."

„Siehſt du, alte Helge, nun machſt du wieder ein ganz ander Geſicht. Nun kannſt du gehen!"

„Und du läßt Mutter nicht aus den Augen, hörſt du? Hörſt du wohl?"

— — — — — — — — —

Der alte Cegadelo ſtand auf der Düne oben, den Rücken gegen einen Fichtenſtamm, neben ihm Helge, den Rücken gegen einen anderen. Die See vor ihnen ging hoch über ganz Möenſand und ihr eingedeichtes Neuland weg. Mit großen Rollern. Eine Waſſerlaſt um die andere ſtürzte krachend auf den Strandſaum. Der Leuchtturm da hinten ſtand nun ganz im brandenden Waſſer, und es leckte mit langen grauen Zungen an dem Mauerwerk hoch. Über die Kämme jagte der Giſcht daher, ſchlug den beiden wie naſſes Leinen ins Geſicht. Ab und zu kamen da vor ihnen aus einem tieferen Wellenthal Dammreſte hoch, ſo nach der dritten, vierten Welle, ſie ſahen darauf hin, aber ſie waren beide jetzt eigentlich ziemlich gleichgültig gegen den Eindruck. Das war nun ſo. Nur ſtanden ſie ſtill, die Füße feſtgeſtemmt, wie mit dem Rücken vom Winddruck an die Stämme gekreuzigt. Übrigens ließ der Wind jetzt doch nach und kam dann nur noch in einzelnen Böen.

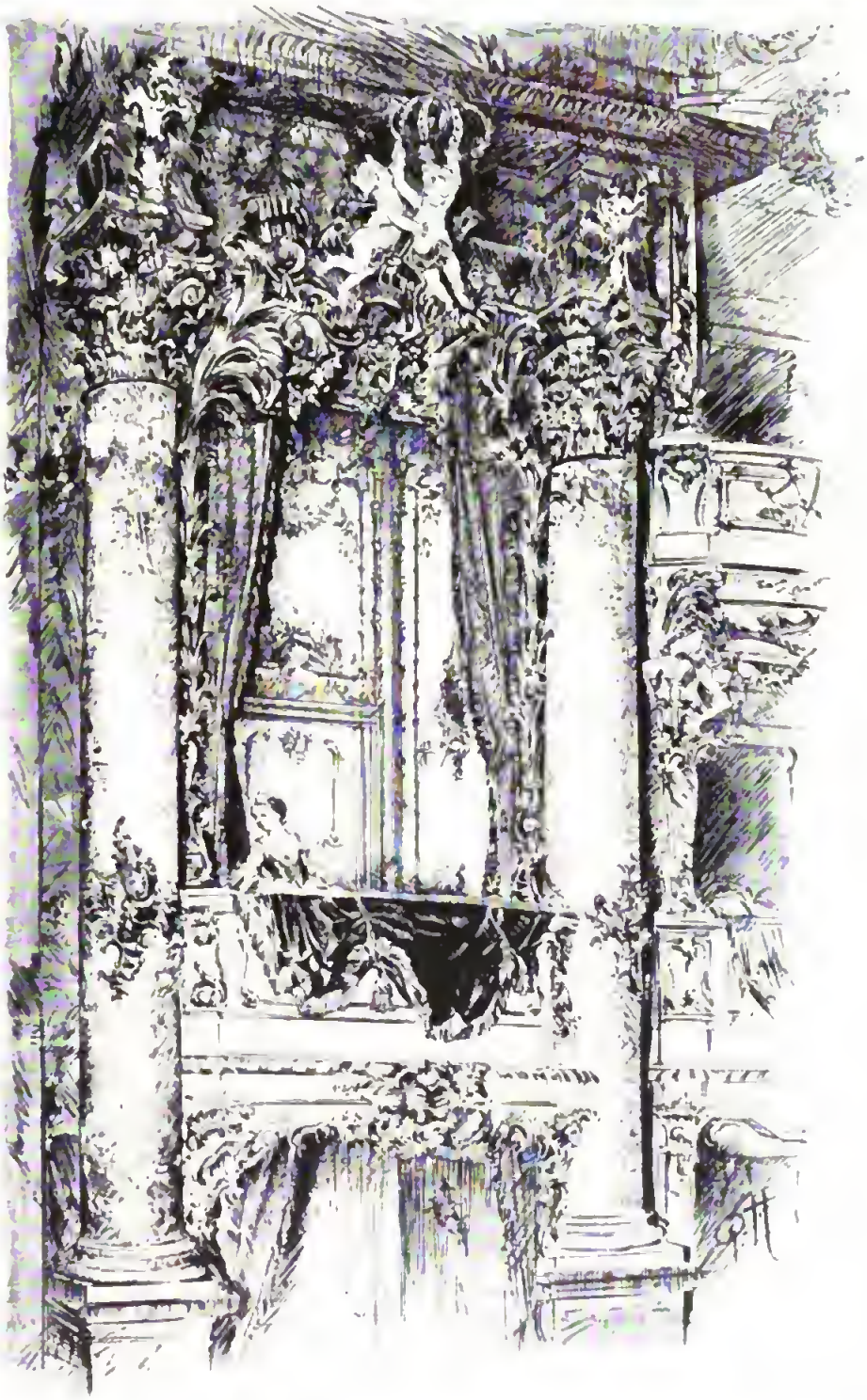
„Andreeſſen macht ſich wichtig," ſagte der Alte, „er hat uns geſehen, nu fängt er an, 'rum zu gehen und ſeine Scheiben zu putzen. Aber er thut, als ſähe er uns nicht."

Helge warf einen Blick nach dem Glashauſe des Leuchtturms hoch. Da drinnen ging der Wärter hin und her. Mit ihren und mit Cegadelos Augen konnte man das von hier aus ganz gut wahrnehmen.

„Sein alter Schuppen unten is auch weg, guä' Fräul'n. Verreiſt na' Dänmark. Nu, das prügelt er ſich ja dann wohl morgen, wenn er 'raus kann und ſich die Beſcherung beſieht, an ſein lütt Lowiſing ab!" Alte Cegadelo ſprach mit langen Pauſen, Satz für Satz, baute ſich jeden wohl erſt ordentlich zurecht. „Ja, auf der prügelt er was zuſammen. Letzt', als ich ſo ſachting aus der Düne an ihren alten Stall 'rankamen war, da dacht' ich ja bald, da hätten ſie nu Papagein und Kakadus in und ſieben junge Mondkälber. Do ſa't dat Dern da in und jaulte und blökte fürn ganz Affentheater. Und ſchrie eins auch ſo ſchrill los, daß mich vor Schreck um ein Haar de Stock aus der Hand fiel. Dann kam wohl de Oll und vertobakte ihr, denn nu ſprangen ſie da drin 'rum und ſauchten, wie die Kater, und dann kam dat lütt Dern aus den Stall, lachte mich ganz freundlich an und grüßte. Und ich dachte bei mich: ‚Nu kuck, Lowiſing,' dachte ich, ‚nu ſiehſt du ja ſoweit wieder ganz menſchlich und nüdlich aus.'"

„Aus der wird nichts!" ſagte Helge.

„Nä," ſagte der Inſpektor, „die's verpfuſcht. Wer ſoll die heiraten?" . . .



Loge des Residenztheatres zu München. Nach der Federzeichnung von Peter Halm.

Nach einer Weile fing Helge wieder an: „Ja, oll' Fründ', da haben wir beide hier so'n beten wollen Heiligendamm spielen. ‚Nä,' sagt die Ostsee, ‚die Küsten arrangier ich, da laßt man die Hänn' von, muß da 'n Damm sin, so spuck ich ihn schon hin! und Möensand bleibt mein, da will ich drauf tanzen, wenn ich Lust hab',' so sagt sie."

„Ja, so sagt sie, dat . . ."

„Und mit unsem Dammbauen, da ist das ja wohl bald so wie mit Kaiser Karl den Großen sein' neuen Stiefel. Der hatte eines Tags neue Stiefel an, und da ging einer von kaput. Da sagte der Kaiser: ‚Stiefel, mußt sterben, und bist noch so jung!' Natürlich sagte er das nicht so schlechthin bürgerlich, sondern mehr so in der Art einer großen historischen Persönlichkeit und in der Sprache, die er konnte. Und ging dann hin, sich von einem anderen Meister Maß nehmen lassen . . . So war unse neue Damm auch man erst diesen Herbst fertig, und nu können wir schon wieder 'n paar Jahr lang uns das Salz vom Brot sparen, und dann neu los bauen . . . Übrigens soll der Nachfolger von des Kaisers neuem Stiefel auch nicht ewig gehalten haben. Aber, ich bin sicher, Kaiser Karl gab nicht nach und betrieb das immer so weiter, bis er drüber weg starb. Und deswegen nannten sie ihn dann ‚den Großen'. Uns aber muß dies ein Vorbild sein, auch Charakter zu zeigen, in unserer Sache, und ich bin doch neugierig, ob ich bei meinen Lebzeiten die Hände davon lasse."

So hatte der Alte das Fräulein eigentlich noch nicht reden hören, und bei dieser verqueren Weise zu reden wurde ihm auch ganz schlimm, zumal er recht gut wußte, ihr selber war ebensowenig wohl dabei. So nahm er die Hand vor den Mund und fing an gräßlich zu husten und auszuwerfen.

„So?" sagte er nachher mit dem denkbar treuherzigsten Gesicht. „War das Kaiser Karl der Große?"

„Ja, das war er, ganz sicher. Oder ein anderer."

„Gnä' Fräul'n snaken und spaßen doch jetzt akkurat, wie Fräulein Viola."

„Cegadelo," fuhr sie auf, „so sagt und und sagt doch nicht immer Viohla. Ihr habt doch Ohren. Alltags ist ein'm das ja gleich, aber . . ."

„Nu, ich sag' doch mal so . . ."

Helge warf den Kopf auf.

„Übrigens dürfen wir jetzt gehen. Mehr kann er nu nich!" sagte sie.

„Wer, er?"

Sie hob das Kinn gegen die See, mit Mundwinkeln, wie: ‚der Tümpel da!' Und die meinte sie auch vielleicht, vielleicht aber auch nicht.

„Er kann noch mehr!" sagte der Alte bedächtig.

„Hm?"

„Nu, ich denk' man, wie ich als Jungchen eins so an einem klaren schönen Pfingstsonntag um die Kirchzeit draußen in einem Fischerboot still über der Stelle von Vineta lag und hörte ganz deutlich die alten toten Glocken unten läuten . . . das war so schön weit da unten, da hätt' noch de ganze Gränitz Platz . . ."

„Ach, das sind Sagen."

„Und unse' junge gnädige Herr, Herr Magnus, der schwimmt jetzt auch da auf See!"

„Ja, auf einem großen kaiserlichen Panzer. Da weit unten bei China . . . dem hat das wohl so leicht nichts an . . ."

Der Alte studierte von der Seite ihr Gesicht.

„Nu' vielleicht noch ein'," begann er dann vorsichtig, „ein', den Gott der Herr über Länder und Meere spazieren führt und Gott der Herr weiß nu vielleicht kaum selbst mehr recht, wo . . ."

„Davon schweigt rein still!"

„Nu, gnä' Fräulein, bei jedwedem anderen, da würd' ich ja erst die Stimmung abpassen . . . bei Ihnen . . . und indem das doch eine Bestellung von ihm ist . . ."

„Bestellung von meinem Vater an mich?"

„Ja, gnä' Fräul'n, ich hab'n Brief von unse' arme alte gnädige Herrn bekommen . . . von Ihrem Herrn Papachen, Fräulein Helge . . . 'n Brief aus London . . . mit 'n englische Marke ‚Herrn Inspektor Cegadelo. Insel Gränitz u. s. w.' und hinten: ‚Zurück, wenn verstorben,' nämlich, wenn ich verstorben wär' inzwischen . . ."

Helge sah gerade vor sich hin.

„Ja, und er ist und bleibt doch gewissermaßen mein guter lieber alter gnädiger Herr . . . und ich meinte, hier so in dem Nordost auf der Düne allein, das wär' grad der paßliche Moment."

„Sie schreiben zurück — merken sich die

Worte, sonst kann ich sie Ihnen auch aufschreiben —: ‚Das gnädige Fräulein weigerte sich, mich anzuhören, und erklärte, sie würde auch in jedem etwaigen Wiederholungsfalle auf dieser Weigerung beharren.‘ So! Und nu los, Cegadelo, nach Haus! Und woll'n da was essen!“ und mit kräftigem Ruck half sie ihm auf die Beine.

„Na, dann is dat so!“ sagte er mit seinem Magenkrampfgesicht, wandte sich im Abgehen noch mal um und schneuzte in den moussierenden weißen Strandschaum zu seinen Füßen; ein Nasenloch hielt er dabei zu, durch das andere schoß er die Luft wie einen Pistolenschuß heraus; aber das war keineswegs ein schnöder Trutz gegen den Feind, die See, sondern einfach so seine Gewohnheit, jedesmal zuletzt, wenn er vom Strand wegging.

Durch die sandige Dünenschonung blieb nun Helge geduldig neben ihm, zum Zufassen bereit, wenn er stolperte.

„Ja, dat's grau Wetter hüt,“ fing er bald wieder an, „nich recht Tag, nich recht Nacht, man weiß nich, seggt Peter Murmann, soll man nu sein lütten Korn nehmen oder sich 'n büschen sein Schlummerpunsch anmachen . . .“

„Woll'n nu mal nicht reden,“ sagte Helge, da das Tempo zu langsam wurde, „sondern 'n bißchen machen. Ich meine, der Wind legt sich ganz, die Seen kommen schwerer von draußen, da möcht' ich doch noch an 'n Notsteg schicken, zum Dreiuhrdampfer, wer weiß, oll Thießen ist mit der ‚Leontine‘ am Ende doch unterwegs.“

„Ja, de hält ja wol kein' Ruh'! Wir haben eine feste geregelte Staatsordnung im Reich, denkt he, und darto hürt und da is 'n Hauptstück von, daß de oll Köldedampfer sein' Kurse richtig abfährt un Klock drei an Station Gränitz anlegt. Sonst künn' de Welt am Enn meinen, bei uns in Deutschland klappt das alles jetzt nicht mehr so recht, un sie könnten nu wol wieder mit uns anbinden. Ich hab' man Angst, de Wind bläst ihm hüt raus aus'm Stichkanal und uns auf die Diepwiesen, und er fährt sich da fest, un das Wasser lauft ab, un oll Captain Thießen sitt uns denn da samt sein Dampfer auf unse' Wiese, wie Noah mit die Arche Noäh aufm Gebirge Ararat . . . Na, gnä' Fräul'n, wär he man blot irst da un hätt' dat Telegramm mit, un wir wüßten, wat dor in steiht!“

Helge stutzte und sah den Alten von der Seite an. Er machte so'n Gesicht, wie: ‚Man Mut, die Sache wird schon schief gehen . . .‘ Sie nahm ihn beim Arm und blieb stehen:

„Cegadelo, haben Sie etwa das auf sich genommen und hinter meinem Rücken nach London geantwortet?“

„Gnä' Fräul'n — ne, wo werd' ick? Nä, das hätt' ich ja denn doch wohl nich auf mich genommen. Und auf so 'ne heimliche Briefschreiberei, ne, da laß ich mich nich auf in. Aber . . . jedennoch . . . mich is so . . ., wenn de Herr man nich — ungeduldig und fix bei der Hand is er ja wohl — und setzt sich auf, ohne Post und Antwort abzuwarten, und fährt los.“

„Nun, davor bewahre ihn und uns Gott der Herr — daß er uns das anthut und kommt.“

„‚Ich sehne mich so von Herzen nach Weib und Kind, Cegadelo‘, so schreibt der Herr, ‚sag' ihr das, Cegadelo‘ . . . Un das is wohl sicher, gnä' Fräul'n, unse' arme gnädige Frau, die würde ja wohl beide Arme für ihn weit aufmachen.“

Helge ging weiter. Sofort humpelte der Alte eifrig nach und mit.

„Und würde uns dann auch mit einem Schlage wieder völlig hell sein, unse' gnädige Frau, das ist ganz sicher, da will ich Gift auf nehmen.“ Er fing furchtbar an zu krächzen und zwang dadurch Helge, wieder langsamer zu gehen. „Und dann, unse' Herr is da doch auch in reiche Länder un Kriege un Schlachten gewesen, zwischen die Holländer und Chinesen auf der Insel Indien und zuletzt so 'ne Art General oder Oberst in . . . ja, wo heit dat Ding nu? Nu hab ick dat Düwelsding doch nich behollen — bei 'nem Bürgerkrieg . . . in Ni-ca-rak-ka . . .“

„Nicaragua.“

„Ja wohl, Nirak-karagua — ach, ich kann mich ja man bloß aus all dem allein nich recht vernehmen, wo un wie all' dat war, und möchte wohl gern 'mal gnä' Fräul'n den Brief zu lesen geben, damit gnä' Fräul'n mich das . . .“

„Nein!“

„Nu ja, in . . . in . . . dem Land da, da machen sie 'n alten deutschen vierzehner Jägeroffizier wohl bald zum General, 'n schönen, forschen Herrn und Edelmann, wie

unse' Herr, fast noch so in seine beste Jahre, un stecken ihm dann auch die Taschen voll. Und indem daß wir hier wohl recht gut 'n paar Rollen Doppelfüchse davon brauchen könnten, so zum Beispiel für den Damm. Denn wenn wir da nu erst jahrlang wollen für sparen, geht uns ja indes der Rest von ganz sicher auch noch koppheister in die See." Dabei kuckte er Helge mit einem ganz furchtbar bedeutsamen und animirenden Gesicht an.

Sie zuckte mit den Mundwinkeln.

„Alter, wenn er jetzt kommt — dann weiß er sich doch sonst nicht mehr aus und ein und hat die Taschen schon längst nicht mehr voll, und der Gränitz ist seine letzte Zufluchtsstätte."

Der Alte kaute eine Zeitlang an seiner Antwort . . . „seine letzte Zufluchtsstätte . . ." wiederholte er dann nur so verloren. Aber eben darin schien so ein tiefer Vorwurf zu liegen.

Helge schwieg.

„Nun, ich denke," sagte sie nach einiger Zeit, „wir werden ihm den Tag ja wohl im Leben nicht vergessen, den Dienstag nach Lätare, vor neun Jahren . . . wie?"

„Ja wohl, den Morgen, als wir bei ihm immer anklopften und denn war die Thür gar nicht verschlossen und das Bett leer . . . und drüben war Fräulein von Nantrow beim Major auch weg, denselben Morgen . . ."

„Und Meyersteins kamen dann um elf mit den Wechseln . . . und Euer bißchen Kapital, Alter, hatt' er auch mit . . ."

„Nu, dat's dat wenigste. Das bringt er mir ja so sicher wieder, wenn er kommt, mit all den schönen Zinsen . . . Aber, ich mein' man, neunmal haben wir seitdem den ganzen Gränitz umgepflügt, da künn' dat nu. heutigen Tags auch wohl all längst mit untergepflügt sein. Und dann sprechen gnä' Fräulein auch man immer bloß von uns. Von seinen Zustand damals, da sprechen Sie gar nich. Denn so aus heile Haut thut das doch keinen lebendigen Menschen . . ."

„Nun ja. Mit uns das Leben, das mag ja wohl keine Existenz gewesen sein, für ihn. Ein flotter Jägeroffizier und die Landwirtschaft. Und meine Mutter — natürlich, so eine ehrliche hausbackene Liebe, einen Tag wie den anderen, so eine ruhige, gute, treue Frau — das muß einen Mann ja auf die Dauer zur Verzweiflung bringen, ihn langsam in eine wahnsinnige Daseinsangst hineinhetzen, nie eine Abwechselung, Überraschung oder ein neuer Reiz . . . Und dann war nur noch die lange steife Helge da, das Zappeläffchen Viola, acht Jahr alt, und der Alte, der Cegadelo, wie . . .? Gewiß, so fuhr er denn im Land herum und amüsierte sich, und die berühmte, ‚fröhliche Yacht vom Gränitz' war immer mit vollen Segeln an der Küste unterwegs, und wo sie anlegte, wurde sie von allen Lustigen im Lande mit Halloh begrüßt. Wer eben nicht resignieren kann und sich nicht hingeben kann, warum soll der nicht ausbrechen? Verkümmern . . . sich erschießen . . . das kann man ja wohl von Mensch zu Mensch nicht recht voneinander verlangen. Aber steht das denn nun heut anders zwischen ihm und uns? Passen wir jetzt zu einander, er und wir? Er hat inzwischen das schöne, weite, ereignisreiche Leben da draußen in der Freiheit genossen! In Krieg und Tropenländern, und überall da unten gibt es ja wohl reizende Frauen, vor denen man den Kavalier machen, und Spieltische, wo man sein Geld mit Eleganz loswerden kann. Und wir hier haben inzwischen seine alten Schulden abgezahlt, uns dank dem Major den Gränitz glücklich erhalten und uns aus den größten Schwierigkeiten langsam herausgeackert und fangen nun an, einen Groschen für die Zukunft hinzulegen oder an eine verständige Unternehmung zu wagen. Und mein alter Cegadelo hat daran so treu geholfen, als wär's sein's . . . Und . . . Leute, die ein so verschiedenes Leben — neun Jahr lang hinter sich haben, die sollen nun zusammengehen können? Mußte er damals sein Selbst vor uns retten, wozu ich ihm sein Recht ja nicht bestreite, warum will er es nun wieder zu uns bringen? Nein, Alter, der Gränitz ist kein Hospital für alte Spieler, und ich denke, er und wir, wir sind damals für immer auseinander gegangen. Und jawohl, hier auf der Düne im Nordost, wir beide allein, da habt Ihr recht, das ist allerdings der paßliche Moment, das einmal zu besprechen. Versteht Ihr auch alles, was ich sage?"

„Ja, ja, ich hör' und versteh', und ick hür' den Düwel und versteih keen' Word. Die ollen Fichten sind ja wieder 'mal rein

doll. Ja woll, gnä' Fräul'n, ick hür, un mich is, as lief mich das helle Blut davon aus die Ohren!"

„Das helle Blut. Nun, Ihr habt angefangen! Und das merk' ich ja, wie das alles jetzt kommen soll. Am Herkommen kann ich ihn freilich nicht hindern. Ich kann keine Dampfschiffe umblasen und keine Eisenbahnzüge umstürzen. Und ist er erst hier, hat er euch alle im Handumdrehen wieder hinter sich, die Mutter, Viola und Heine — die sind so wie so Vaterskinder — und Magnus und der Major sind fern — da steh ich allein. Vom Hof jagen kann er mich dann sogar, füg' ich mich nicht. Das geschriebene Recht hat er für sich. Nun, ich denke mich nicht zu fügen. Ich denke, ich werde mir den Gränitz und all das nicht wieder aus der Hand nehmen lassen. Ich meine, wir haben hier vernünftige Zustände geschaffen und müssen sie nun auch verteidigen. Und Ihr, mein lieber alter Freund, müßt jetzt wissen, seid Ihr für mich oder wider mich? Und ist es das letztere, so müssen wir uns noch vorher trennen . . ."

„Nu, gnä' Fräul'n, ich un de oll Scheunenkater, wi beid' wer'n ja wol in dissem Leben nich mehr weg vom Gränitz . . . Und denn, so hatt ich mich das ja auch nich dacht, daß uns de Herr wieder in die Wirtschaft reinkommt. Denn dann verkauft er uns ja wohl den nächsten Roggen schon wieder vom Halm. Ich hatt' dacht, wir kündigen dem Herrn Major im alten Haus. Da wohnt denn der Herr, still für sich, nich bei uns, und verzehrt das Seine, das er mitbringt, in Frieden."

„Dem Major sein Haus kündigen, zum Dank für alles, was er an uns gethan? Und der Vater und Viola dann hier so auf der Insel zusammen? Und dann soll ich ihn da sitzen sehen und ein Ende nehmen, wie eine wunde Krähe? O nein — ein

Aus unserer Studienmappe:

Kohlestudie von Ferdinand Brütt.

Leben, wie das seine, das muß Stil haben. Auch im Schluß."

— — — — — — — — —

Und Klock drei lief der alte Captain Thießen wirklich mit der ‚Leontine' aus dem Diep in den Stichkanal ein, und dampfte langsam und vorsichtig zwischen den überschwemmten Diepwiesen an den hochgebauten Notsteg heran. Und da stand auch das Fräulein schon mit den Knechten bereit, damit er beim Anlegen Hilfe hätte.

Alte Thießen war selbst am Ruder, im Gesicht so einen stillen behaglichen Trotz, und die Figur daneben hatte Helge von weitem nach dem ganzen Zuschnitt und der Größe wirklich zuerst für die des Vaters gehalten. Aber nein, es war ja nur Bruder Heine aus Berlin, offenbar kam er zugleich mit seinem Telegramm, und das war freilich auch auffällig genug, daß der plötzlich so herschneite, im Spätherbst, mitten aus dem Rekrutenexerzieren heraus. Ja, da stand er, ein hübsches schlankes Kerlchen, Kragen hochgeschlagen, Hände in den Paletottaschen, einen eingekniffen Reisefilz mit kecker Feder hinten fest über den Kopf gezogen, der schief in den Wind bohrte, bißchen blaß und dunkel um die Augen. Und jetzt hob er die Rechte samt dem Taschentuch gegen das Ufer und Helge und rief ihr ein fröhliches „Halloh" zu.

Die Taue flogen, die Gränitzer Knechte fingen und legten blitzschnell um die Pfosten fest, der Dampfer aber zog gleich wieder stramm an, als wolle er fort, alles Holzwerk ächzte und knarrte und bog sich. In ein paar leichten Sätzen über das Brett war dann der einzige Fahrgast am Ufer, schwerfällig stapfte der alte Thießen hinter ihm nach und überreichte Helge das Telegramm.

„Na Thießen, in dem Wetter!" sagte Helge, nachdem sie dem Bruder die Hand geschüttelt.

„Ja, wenn ein' erst anfangt und fürcht' sich vor'm Wetter — da is dat Enn' davon da. Und indem daß de jung' Herr doch partout her wollte . . ! Und bis hier ging dat ja soweit, aber wenn wi' nu aus die Molen in See kommen, na, gnä' Fräul'n halten S' uns man den Daumen 'n beten steif!"

Dabei lachte er so offen und frei, als könne es ihm auch da gar nicht fehlen.

„Nun, das ist doch sträflich, Alter, heut in See und 'rum nach Köldemünde."

„Ja, da künnt' ja wohl noch in eins von die Hotels 'n Korlin oder Fiken sitten un hat ihr'n Schatz geschrieben, sie käm' heut mit'm Köldedampfer und die Ersparnisse vom Sommer heim. Na, da muß oll Thießen wol hin, die holen. Oder irgend ein' so verdreihte Schraube von Sommergast ut Barlin. Da bleibt ja jetzt manch ein' un ‚genießt den schönen Herbst an der See' (als wie heut), so lang he dat man bei uns utholten kann. Nu, den künn' ja hüt up oll ‚Leontine' d' Seekrankheit ganz rechtschaffen libren!"

„Alter Mann, wie wollt' Ihr denn bloß aus den Molen?"

„Nu — versucht muß dat wer'n — un wenn wi all dabei zu Grunde gehn!"

„Schön. Aber eins will ich Euch sagen, Thießen, laßt Ihr Euch jetzt etwa auf unsere Diepwiesen blasen, so komm' ich und pfände Euch."

„Na, gnä' Fräul'n, um ein' da auf Ihre Wiesen heut zu pfänn'n, da muß sich denn wol einer von unse' beiden längsten im Land Wasserstiebel antrecken, das Fräulein Helge vom Gränitz oder de Sanitzer Kirchthurm!" Damit stieg er kräftig lachend wieder an Bord, nickte noch mal zurück und kommandierte dann: „Nu los, Jungens."

Die Taufschlingen flogen von den Pflöcken, die sich wieder aufrichteten und ordentlich aufzuatmen schienen, der Alte stand mit unternehmendem Gesicht breit da, recht stämmig hingestellt, beide Fäuste am Ruder, Flanken und Bug des Schiffes glitten vorbei, und die ‚Leontine' kroch wie ein Krebs vorsichtig rückwärts den Stichkanal wieder hinaus.

Helge stand und sah ihr nach. Neben ihr ihr Bruder. Dieser mit eingezogener Brust, beide Schultern vorgekrümmt.

„Nu' komm', Helge, 's kalt hier, 's schuddert einen," sagte er ungeduldig.

Helge wendete langsam den Kopf zu ihm um und sah ihn mit ihren großen grauen Augen an. Ja, ja, armselig sah er wieder aus. Und ordentlich nervös wurde er unter ihrem ruhigen Blick.

„Ja, Heine," sagte sie, „du hast man 'n dünnen Paletot an." „Na denn kommt!" fügte sie zu den Leuten hinzu.

Nun ging es von dem Notsteg herunter, den Weg lang, auf den Park und das Haus

zu. Und Heine bot nicht der Schwester den Arm, sondern hing sich in sie ein. Er schob ihr die Hand so zwischen Brust und Oberarm durch und klemmte sich dann mit seiner Schulter gegen sie — eigentlich ging man ganz hübsch so, merkwürdig vertraulich, aber recht gefiel ihr diese Manier, miteinander zu gehen, nicht. Im letzten Frühjahr, als er auf Osterurlaub dagewesen war, hatte er das noch nicht an sich gehabt und sich nicht so führen lassen. Aber sie sagte nichts und machte sich ihre Gedanken darüber.

„Ach du alte Helge, bist du mollig und warm!" Zum Teufel, was war da für ein melancholischer Unterton in seiner Stimme. „Siehste, das Geld für das Telegramm hätt' ich nu auch sparen können, wenn ich selber ebenso fix da bin." Dabei koste er ihr leise die großen elastischen Armmuskeln mit den Fingern. Sie fühlte diese Finger durch Jacke und Kleid und durch seine Handschuhe durch. Es war so seltsam. Aber er that es ja ganz mechanisch. Es war wohl auch eine neue Gewohnheit von ihm. Aber war er sich wohl in diesem Augenblicke bewußt, daß sie doch seine Schwester war?

„Ja," sagte sie, „sie haben das erst nach Köldemünde gehen lassen, an unsre Post, und die hat es uns über den Strom hinübertelegraphieren wollen. Und da das nicht anging, so ist es nach Kölde zurückgegangen und von da mit dem Dampfer gekommen. Und das dauert natürlich . . ."

„Nein, wie du das breit und gemeinverständlich auseinandersetzen kannst!" Und sie fühlte einen ordentlichen Ruck an ihrem Arm. „Das weiß ich ja. Und was liegt daran?"

„Ja, Heine, was liegt daran?" Nun wußte sie schon ungefähr, was los war, was so sichtlich auf ihn drückte, was ihn hergetrieben. Und sie hatte ihm das eben auch in einem so ruhig-herben Ton nachgesprochen, daß zwischen ihnen das Terrain jetzt so klar lag, wie ein abgeräumtes Festungsglacis und bis zum Hause kein Wort weiter fiel.

Nun traten sie auf die Rampe unter den Uberbau, und die kleine alte Hausthür machte allerdings so in der Dämmerung, tief in die dicke Mauer gebettet, schwarzbraun gebeizt, mit schwerem Eisenbeschlag, einen unheimlichen, kerkerhaften Eindruck. Für Helge freilich, die fast immer müde und hungrig bei ihr anlandete, hatte sie etwas tief Heimatliches — aber Heine, der sie doch auch von Kindheit auf kannte, schien diesmal plötzlich eine Art nervöses Grauen vor dem Eintritt zu empfinden. Er stutzte, schurrte tastend ein bißchen auf dem Boden mit der Sohle, die er weiter setzte und sagte tonlos: „Na, denn man-da-rin!" mit einem jener fürchterlich blöden Witze, die ihm sonst nicht so geläufig waren. Und gerade da wurde die Thür von innen wild aufgerissen und wie ein herausspringendes Windspiel stürzte Viola auf ihn los, die Hände weit vorgeworfen: „Nu, Heine, Heine, da ist er! Alter Boy, nu komm' 'rein — und was hast du mir mitgebracht?" Das war ein lieber, befreiender Eindruck, und Heine fühlte sich in dem Augenblick als einer, den eine Seele hier tief entbehrt und erhofft und sehnlich erwartet hat.

„Ja du! Ja du!" sagte er, nahm ihre beiden Backen zwischen seine Hände und küßte sie auf die Augen, dankbar, langsam, und in seiner Stimme war so eine durstige Zärtlichkeit, daß es Helge war, als stände sie dabei und sei mit den beiden gar nicht mehr verwandt. Da drehte Heine sich zu ihr halb um, im andern Arm noch die kleine Viola, hielt ihr die langausgestreckte Rechte hin und lachte sie mit den weißen Zähnen unter dem braunen Bärtchen an: „Na denn, alte Helge — — noch 'mal guten Tag." Aber Helge gab es ihm nicht zurück. Sie konnte nicht. Sie war ja auch schon ganz in der schweren Vorstimmung dessen, was zwischen ihnen beiden nun heut abend kommen würde. Heine aber kehrte sich in dem Augenblick nicht dran und führte Viola wie ein Bräutchen ins Haus.

Auf den Tisch der Vorderdiele, an dem sonst der Briefträger abgefertigt wurde und wo jeder Besuch seine Reisetasche zuerst abzusetzen pflegte, hatte Miken schon eine Lampe gestellt.

„Ja, Donnerwetter, hat denn einer von den Kerlen mein' Koffer mitgebracht? Oder ist der noch auf'm Dampfer?" fragte Heine, und Viola war schon im Fortstürzen.

„Christian hat ihn," sagte Helge, „bringt ihn eben auf dein Zimmer."

„'s gut."

Da machte die Mutter die Thür vom Salon auf und trat freundlich lächelnd auf die Schwelle.

„Nu sieh' mal an, Heine!" sagte sie. „Das ist ja eine Überraschung! Na, komm her, alter Junge . . ." und nahm ihn in die Arme. Das war alles so ganz richtig im Ton und ihre Augen ganz verständig und freudig und herzlich. Aber Heine hatte doch ein peinliches Unbehagen dabei. Der störende Eindruck konnte ja im nächsten Augenblick schon kommen. Helge sah das an seiner Haltung, und es schnitt ihr ins Herz. — Warum denn, es fehlte der Mutter ja nur im Verstande, im Gedächtnis, ihre Empfindung aber war doch echt, nicht etwas zufällig Geglücktes, warum wurde diese Empfindung denn nun auch nicht mehr für voll hingenommen und erwidert, sondern wie die Gabe eines verdächtigen, minderwerten Gebers?

Die Mutter spürte es übrigens sofort. Wieder stieß sie sich an dem Rätselvollen. Was hatte denn ihr Sohn? Warum hielt er zurück? War doch wieder etwas Störendes an ihr gewesen? Und diesmal hatte sie sich doch wirklich beisammen gehabt und auch das schöne Bewußtsein davon. Helge sah, wie ihr Blick mit herzzerreißendem Ausdruck in ihres Sohnes kalte Augen hineinfragte; wie ihre Freude erlosch, ihre Gesichtsmuskeln grau erschlafften, und sie sich hilflos wieder auf ihr einsames, schwankendes Selbst zurückgeworfen fühlte. Sie wollte ihr zu Hilfe kommen, denn nun mußte ja natürlich die Mutter wieder verwirrt werden und etwas anrichten, und schon öffnete Helge die Lippen dazu. Aber da drehte die alte Frau sich bereits um, ließ den Kopf sinken und sagte: „Na, Kinder, dann kommt man zu Tisch!" Und da war der gefürchtete peinliche Eindruck da, denn zu dieser Zeit war ja im Eßzimmer zu keiner Mahlzeit gedeckt.

„Bring die Lampe mit, Helge," sagte sie im Abgehen, „hier ist ja noch überall dunkel!"

An der Eßzimmerthür sah sie sich um, mit einem tiefgrüblerischen, argwöhnischen Ausdruck, ob ihre Kinder ihr auch folgten. Aber nein, die waren ja hinter ihr. Die folgten ihr in peinlicher Erwartung des Augenblicks, wo sie nun ratlos vor dem ungedeckten Eßtisch halt machen würde und sich die Sache nicht erklären könnte.

„Na, so wären wir ja wieder 'mal zu Haus!" sagte da Heine schneidend.

„Na, Heine," erwiderte Helge, „du wirst Hunger haben. Was, Mutting, wir lassen ihm gleich noch 'mal Kaffee kochen. Zum Abendbrot ist ja noch nicht Zeit."

„Sieh' mal" — sie leuchtete mit der Lampe hoch, sodaß das ganze dämmerige Eßzimmer hell wurde, — „hier haben sie ja auch noch gar nicht gedeckt. Na, ich geh' gleich 'raus, ihnen sagen, daß sie für Heine aufdecken sollen, nicht?"

Die Mutter fühlte mit unendlicher Erleichterung, wie all die schweren Dinge für sie plötzlich von einer hilfreichen Hand zurechtgeschoben wurden.

„Ja, das thu!" sagte sie ganz fröhlich. Dann fiel ihr etwas andres ein. „Und ich geh' so lang' und spiel'!" und sie ging in den dunklen Salon an das Klavier, setzte sich hin und fing an, so nach ihrer Art darauf zu spielen, alte Sachen, zu denen sie ein bißchen mitsummte.

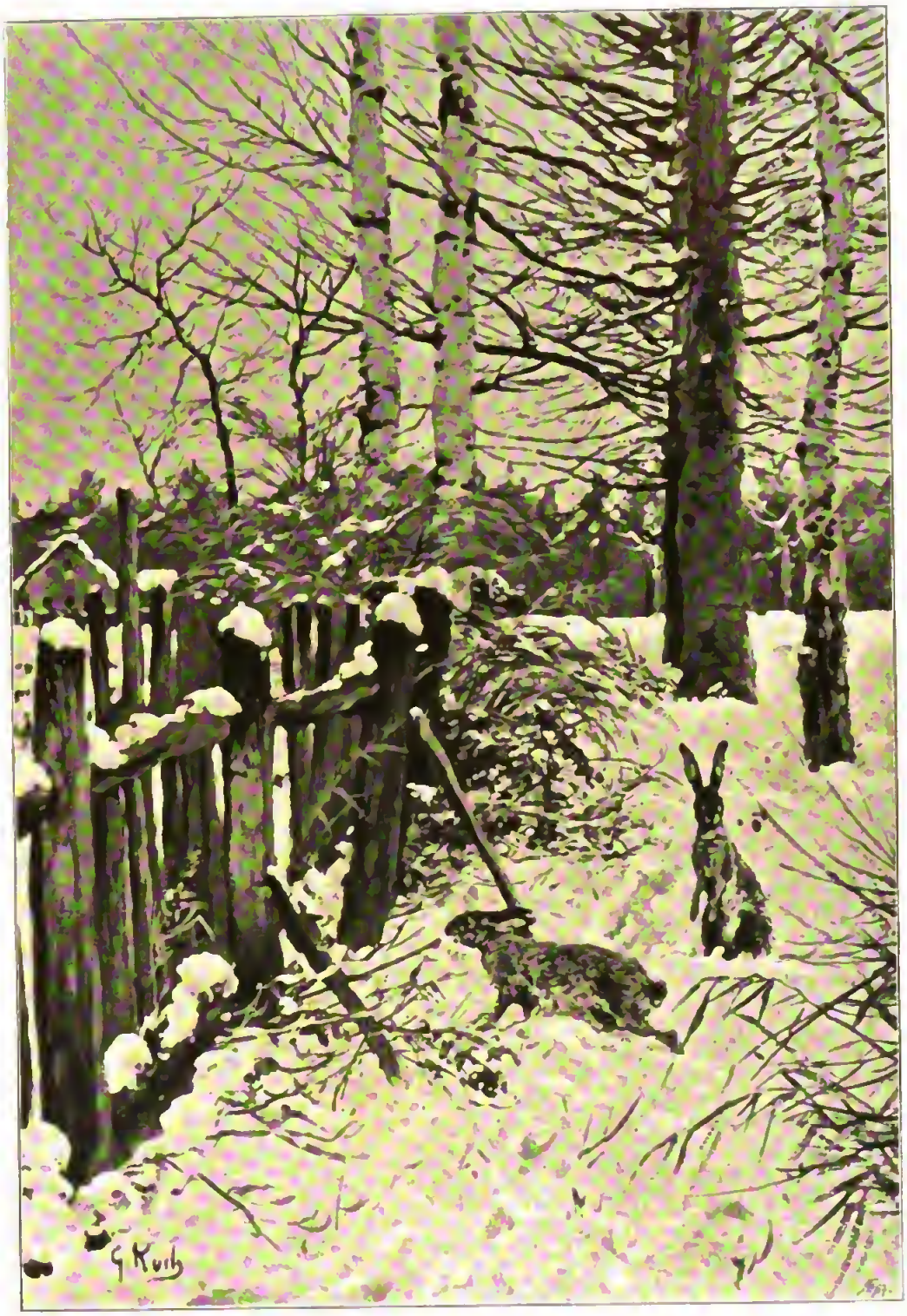
Nun waren Viola und Heine allein im Eßzimmer.

„Was machste nu?" fragte die Kleine. „Gehst du jetzt 'rauf zu dir, dich 'n bißchen waschen?"

„Ne — da 's ja jetzt noch kalt. Wer' mich hüten, durchgefroren genug unterwegs. Jetzt wärm' ich mich hier erst 'mal ordentlich aus."

„Du — Mensch —" sie kriegte ihn mit den beiden Fäustchen vorn an den Jackettklappen vor der Brust und wackelte an ihm, er war ja nicht viel größer als sie, „zu nett, daß du da bist. Is doch nu eine Men-schens-seele da! Bleibste lange? Übrigens" — mit leiser Stimme, furchtbar neugierig, die spiegelnden braunen Augen dicht in seine hoch, „was verschafft uns die Ehr', brat mich nich, rede, mir kannst du's ja sagen . . ."

„Hähä, Racker, das möcht'ste wohl wissen!" Er fing an, mit Daumen und Zeigefinger ihr weiches kleines Nasenspitzchen hin und her zu biegen, ganz vorsichtig und spielend, als könnt' es abbrechen, und mit den Fingerenden der andern Hand massierte er ihr wie ein Verliebter tändelnd ein bißchen über die Schläfenadern und Brauen und zog über das Ohr die einzelnen Haarsträhnen so etwas wellig zurecht, alles etwa wie eine Dame an schönen, wertvollen Blumen biegt und arrangiert, aber ganz bei der Sache, wirklich allmählich ganz in das Spiel auf-



Im Schnee. Nach dem Gemälde von Georg Koch.

gehend, während er bei allem andern bisher immer so etwas nervös ablehnend ausgesehen.

Die Kleine überließ sich ihm völlig. Nein, wie hübsch das war! Und wie hübsch er das alles machte. Ja, so einer! Sie nahm die Hände, als sie ihm im Weg waren, von seinen Jacketklappen, bohrte sie ihm unter den Armen durch nach hinten und hakte sich da von unten herauf an seine Schultern, vertraulich an ihn gedrängt, nur Büste und Kopf zurückgebogen für sein Spiel. Dabei sanken ihr die Lider halb zu, ihr Blick wurde weich und ruhig.

„Siehste," sagte sie, fast flüsternd, „nu hat er doch wieder sein altes liebes Boygesicht . . ."

Sofort spannten sich seine Gesichtsmuskeln.

Aber nur ganz kurze Zeit. Dann war die hübsche weiche Schlaffheit wieder da.

„Woran hast'n eben gedacht, du Mensch?" fragte sie.

Er hörte auf, nahm sie um die Taille und fing an, sich mit ihr hin und her zu wiegen, so von einem Bein auf das andere, und wie nett das Püppchen gleich so willenlos mitging in die wiegende Bewegung. Ja, Viola! Sichtlich stritt ihr Bild in diesem Augenblick in ihm mit dem, das ihre Frage eben geweckt. Und da er es gerade so dicht unter den Augen hatte, behielt es sogar recht, hielt seine Gedanken noch 'n bißchen fest. Ja, die wurde, die Kleine, die machte sich. Schmale Lippen hatte sie ja man. Aber wie niedlich sie sie verzog, zu ihm auffletschte, alle Beißerchen 'raus und vor, die Lippen wie so'n feiner roter ovaler Randstrich drum herum, harte eckiggezogene Grübchen daneben in den schmalen Backen — hm, da lag was drin . . . Na ja, und woran er eben gedacht? Ja, sollte er antworten, sollte er reden? Eigentlich . . . Na, eigentlich zu Ostern schon das mit Hete, genau genommen hätte er davon auch nicht mit ihr reden brauchen oder sollen, aber Viola war ja nicht so.

„Na, was druckst er denn?" fragte sie. „Woran denkt er?"

„An *ihr*!" sagte er plötzlich mit lachenden Augen und mit Aplomb.

„Wer, ihr? . . . Hete?"

„Ach — Hete . . . das war Ostern. Die is, jlaub' ich . . . tot . . ."

„Ach!" machte sie bedauernd. Sie dachte, das müsse ihm leid thun.

„Na, is nich so schlimm. Hete, ne, ich begreif' nicht, wie ich konnte. Kam dann so langsam dahinter. Weißt du, ihr Gesicht, die Mundpartie, das gefiel dir gleich nicht auf der Photographie. Vielleicht bist du Schuld dran. Hete ist tot für mich."

„Tant pis pour elle!" sagte Viola leise lachend. ‚Eigentlich, wie nett von Helge', dachte sie, der Gedanke kam ihr so dazwischen, ‚daß sie uns beide erst noch 'n bißchen allein miteinander läßt.' „Na, du kannst doch auch wirklich mehr verlangen, mein Boy, aber 'n erschreckenden Konsum hast du!"

„Kleine . . . dieses Mal ist es ernst!"

Ein Lachen stieß ihr hoch.

„Nein du, bei Gott, Viola, ganz verzweifelt ernst. Ich komme . . . mir von Helge . . . 'n Heiratskonsens holen . . ."

„O du mein Armes . . . na und wer, wie, wo, warum?"

„Nun, der Name thut ja nichts zur Sache. Übrigens — Marie. Furchtbar simpel, nich? Furchtbar solid . . . Marie Ziebinger, werd't ihr ja wohl aus der Zeitung kennen . . ."

Sie schüttelte den Kopf.

„Na, ihr lest auch rein gar nischt. Marie Ziebinger. Hat doch vorm Jahr auch in Schwerin gastiert."

„Schauspielerin?" Jetzt wurde die Sache romantisch. „Erzählen!" sagte sie, und sie fingen an mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Ja, Kleine, sag' man ganz ruhig ‚Schauspielerin'? Wie sie vermutlich bei ihr zu Hause jetzt mit langen Gesichtern sagen: ‚. . . Offizier?' Das sind man Worte. Eins wie das andere. ‚Mensch' und ‚Mensch', so heißt's. Und das *ist* einer!"

„Du, Heine, drück mich nich so, ich geh' kaput."

„Na, ich freu' mich man bloß auf den Moment, wo Helge das nachher so sagen wird: ‚Schauspielerin'."

„Helge hat viel zugelernt, Helge ist jetzt . . ."

„Ach, als ob Helge überhaupt 'ne Ahnung hätte, was *leben* ist, und wovon 'n Mensch *lebt*!"

In diesem Augenblick kam die Stimme der Mutter aus dem Salon durch die offene Thür herein: „Junge — Heine, was schreist du denn so?" Aber dann vergaß die Mutter

wohl gleich wieder, daß ſie gefragt, und fuhr fort, zu ſpielen und zu ſummen.

„Du, ſprich leiſer!“ mahnte Viola. „Übrigens, Helge, ſie iſt wirklich jetzt recht nett mit mir. Wir ſtehen ganz gut. Und glaube mir nur, Helge entwickelt ſich. Ich glaube, wenn ſie des Abends ſo allein ſitzt in ihrer Stube vorm Fenſter und 'raus ſtarrt auf das rote Auge . . . ich meine den Leuchtturm . . . ſie ſagt immer das rote Auge . . . da überlegt ſie ſich wohl manches. Sieh' mal, ſie iſt doch auch nie weggekommen von der Inſel, nie unter Menſchen, ſo wie wir.“

„Wie wir? Na du, in deinem Penſionat . . .“

„J, da war'n auch 'n paar ganz flotte Mädel . . .“

„So. Sag' mal, haſt du Helge etwa erzählt . . . von Oſtern . . von Hete und ſo weiter.“

„Du neugebackenes Baby! Nu hat er angſt!“

Brüsk knöpfte Heine ſein Jacket auf und zog einen Packen Photographien aus der Taſche, die er auf den Tiſch warf. Dort blätterten ſie ſich in den Lampenſchein hin, wie ein Spiel Karten.

„Da, ſieh ſie dir an! Das iſt ſie!“

„Das alles? . . . zu Weihnachten ſchenk' ich dir 'n Taſchenalbum, 'n Ziehingeralbum! J, auch Amateurphotographien? Von wem ſind 'n die?“

„Vermutlich von Amateuren.“

„Na, das ſind ja . . . allerhand Koſtüme!“ Viola legte ſich mit ſicherem Takt die intimeren Bilder heraus, die, aus denen ihr der wirkliche Menſch zu ſchauen ſchien, namentlich einige vortreffliche Momentaufnahmen, den banalen Schaufenſterkram ſchob ſie gleich zuſammen und gab ihn zurück.

Heine ſtand derweil am Ofen, wärmte ſich, ihn fröſtelte immer noch. Nun kam die unterdrückte Aufregung dazu.

„Na, gefällt dir deine Schwägerin?“

„Ja, Heine, die ſagt mir 'was. Ich glaube, man darf dir gratulieren!“ Aber ſie hob den geſenkten Kopf nicht von den Bildern. Es war ihr, als dürfe ſie ihren Geſichtsausdruck nicht ſehen laſſen. ‚Schauſpielerin!‘ dachte ſie, ‚na, wir dürfen ruhig auf die Farce eingehen. Nette Schwägerin! Zum Glück ſcheitert das ja alles an Helge . . .‘

„Du wirſt ja immer kurzſichtiger, Kleine,“ ſagte Heine vom Ofen her. „Das iſt ja 'n Jammer, wie du dich da drüber bücken mußt.“

„Ja, kurzſichtig bin ich,“ erwiderte ſie. . . . „Ich finde man bloß 'n Kneifer zu affig, brauchen könnt' ich ihn ſchon. Übrigens, die Koſtüme, die ſie anhat, ſind alle prima. Wer bezahlt'n das?“

„Donnerwetter — das verdient ſie ſich!“

„Verdienen — und dann will ſie dich heiraten? Heine, daß der Menſch dich will, das 's ja 'n toller Torkel von dir!“

„Is 's auch!“

„Ja, wenn du nun aber quittiert haſt — quittieren wirſt du ja wohl?“

„Selbſtredend, mit Freuden!“

„Wovon lebſt'n dann mit ihr? Von dem Geld, das ſie verdient?“

„Ne! . . . Ich kauf mir 'ne Preſſe. Es iſt da eine zu haben. Fünfzehntauſend Überſchuß jährlich. Dann geht's. Denn natürlich, von die Bretter muß mir Marie 'runter.“

„Warum?“

„Ja, na weißt du, ich möchte ſie . . . für mich haben.“

„Und thut ſie das? Der Menſch hier ſieht aus, als wüßt' er, was er will. Der iſt vom Theater!“

„Ob ſie das thut! Ins Waſſer geht ſie für mich! Aus'm Fenſter ſpringt ſie für mich.“

„Nein — du Glücklicher!“ Viola legte ſich ganz erſtarrt in ihren Stuhl zurück. Ein ſchmerzliches, ſehnſüchtiges Lächeln verſchob ihre Lippen. Das ſah übrigens eigen und reizvoll aus. Dann betrachtete ſie ihren Bruder, wie er da am Ofen ſtand, blaß, wärmebedürftig, die Schultern gegen die Kacheln gedrückt, aber hübſch, beredte Augen, und ſie wiſchte ſich über die Schläfe, da waren plötzlich wieder ſo ein paar Nervchen unruhig, die träumten wohl noch von ſeinem weichen Fingerſpiel vorhin. Nein, ihr Bruder Heine, der da, gar keine Kaiſerfriedrichsfigur, komiſch, für den faßte einer die berühmte „große Leidenſchaft“. Wenn man an dem Ding nichts ſchief war!

„Du, Heinemännchen,“ ſagte ſie, mit ſo einem koſenden, fragenden Vogelſtimmchen, „ſag' doch 'mal, was glaubſt du, werde . . . ich . . . hier 'mal auf der Inſel . . . ſo ſanft anjahren . . . oder meinſt du, es kommt hier vielleicht auch 'mal einer und nimmt mich mit?“

„Du? Na, du haſt doch wahrhaftig Zeit! Abwarten, Mädel!“

„Abwarten, Mädel — das laß ich mir einrahmen! Das häng' ich mir über die Waſchtoilette! Nein, was ſo ein Mann doch alles denken und ſagen kann!“

„Artig, Maus, ſonſt hetz' ich deine Erzieher auf dich. Sag' mal, war das von dir richtig citiert? Glaube nich!“

„Macht nichts!“

„Na, und das Gezirp da drinnen — macht das die Mutter immer ſo? Is ja gräßlich.“

„Ja, es iſt bisweilen zum Wänderaufkriechen!“

„Na!“

„Überhaupt, Heine, die ganze Exiſtenz auf der Inſel ... Ich begreife Papa, wahrhaftig ...“

„Was weißt du denn von Papa!?“

„Allens. Hier bin ich ja Wickelkind. Aber anderswo reden doch die Leute mit einem ...“

„Er hätte die Sache in 'n bißchen liebenswürdigerer Form machen können ...“

„Nu, ſo 'was überlegt man ſich doch nicht. Eines Morgens merkt man plötzlich, daß ſie einen in die Räucherkammer gehängt haben und — wo ſoll man 'raus — es handelt ſich ja nu bloß ums 'rauskommen, ſonſt um nichts und gar nichts mehr — alles is ſchön zu und auf klopfen reagieren ſie nicht — alſo, bums, zum Schornſtein 'raus und heidi, bonsoir, mon oncle ...“

„Du, haſt du das in die Schule gelernt?“

„Nein, über meinen Herrn Papa hab' ich mir ſo privatim meine Gedanken gemacht. Übrigens, die Sache liegt einfach ſo: es bekommt mir nich, wenn ich jemand was übelnehme ... alſo ...“

„Sag' mal, Kleine, was macht'n dein Ohr?“

„Ach laß man.“

„Schlimmer?“

„Ja. Auch 'mal Schmerzen ...“

„Du braves Tierchen! Übrigens hörſt du brillant.“

„Ja, auf dem andren ... Na, und du, Heine, geſteh' mal, womit kaufſt'n dir deine Preſſe?“

„Mit Jeld!“

„Nu ſieh' mal! Haſt du dir das von der Gage zuſammen geſpart? Von deiner, mein' ich!“

„Kleine, nu ſei 'mal nicht ſo ſcheußlich rüdig! Helge muß 'rausrücken. Dazu komm' ich her.“

„‚Meine Ahnung‘, kreiſchte die Ahnfrau ... Der kommt und will uns das Geld abholen. ‚Dazu komm' ich her‘. Is ja furchtbar komiſch. Na ... Mut zeiget auch der lahme Muck ... vielleicht red'ſt du 'mal mit Helge ... Aber ſtell dir vorher 'n Cognac hin. Übrigens haben wir wirklich keines, Geld mein' ich. Na, Gott ſei dank, nu gibt's wieder Stimmung in die Familie ... Und es war hier doch auch ſo ſchon ſchön!“

„Ach, Quaſſel ... Helge muß. Diesmal muß ſie. Sie kann mich nicht ſitzen laſſen. Nächſten Donnerstag iſt die Sache fällig. Das iſt diesmal einer, der mich konſolidiert hat und der an den Oberſten geht!“

Da machte ſie nun doch ein ernſthaftes Geſicht und wiegte ſorgenvoll den Kopf hin und her. Sie durchſchaute des Bruders Lage viel klarer, als Heine ſelbſt.

„Wie kann man! Spielſchulden?“

„Ja auch. Und denn, ſo'n Brautſtand! Koſtet Geld. Juwelier und Gott weiß was. Und Marie, wie die einnimmt und ausgibt, für die fängt das Geld erſt beim Hundertmarkſchein an. Und ſieh' mal, das iſt doch nu die große Affäre meines Lebens, dies Mädel, da kann ich bei Gott nicht um Mark und Groſchen rechnen.“

„Wenn man's aber nicht hat!“

„I den Deibel nicht hat, nichts kommt in Frage, drauf! Und wenn ich das Leben hinterher ſchmeiße, wenn's doch ſchief geht, bum, ſchön, in Gottesnamen, was hat man denn vom Leben? Aber, bitte Kleine, ſchneid' nicht ſolche Grimaſſen — Helge wird und muß und kann mir ja helfen. Sie macht 'ne Hypothek mit Meyerſtein, ſchlimmſtenfalls. Übrigens hat ſie im Herbſt ja immer Geld im Hauſe, ſchon für Löhne u. ſ. w. Und wenn Papa ſtirbt, krieg' ich doch ſo wie ſo. Da könnt ihr mich doch auch jetzt abfinden. Das iſt denn ein Abwaſch, die Anzahlung für meine Preſſe und meine ... konſolidierte ſtandesherrliche Anleihe ...“

„Heine, ich fleh' dich an, geh menſchlich mit mir um ... Dein heftiges In-einen-'rein-Sprechen ... du wirſt doch nicht wollen, daß ich die Krämpfe kriege ...“

Viola bat. Aber es ſtimmte ſie übellauniſch, daß ſie das mußte; die Sache machte ihr überhaupt keinen Spaß mehr.

„Sag' mal, Kleine," fing da der Bruder an, „für den ſchlimmſten Notfall, und ich muß es mir überall zuſammenborgen, du haſt doch vom Major ſo für deine kleine Ausgaben immer ganz hübſch 'n bißchen in die Finger gekriegt . . . wieviel könnteſt du'n mir etwa . . ."

„Ne, Heine," ſagte Viola, „der kleine Viola iſt gewiß 'n guter Kerl. Aber ſo muß man ihm nicht kommen. Geld rückt er nicht 'raus. Erſtens hat er keins und zweitens braucht er's ſelber."

Das warf ja nun einen recht kalten Schatten zwiſchen ſie. Viola ſtand auf, ſchob die Photographien, in denen ſie immer noch ein wenig herumſtudiert, vollends zuſammen und hielt ſie ihm hin.

„Da nimm. Helge muß gleich kommen."

Damit wollte ſie abgehen.

„Sag' mal, Kleine, wie iſt es eigentlich mit dem Major. Wann kommt er?"

„Iſt in Salerno; glaube, er bleibt den Winter ganz weg. Frage Helge! Die ſchreiben ſich ja . . ."

„Ob der alte Cegadelo einem nicht 'mal . . ."

„An dem iſt ſchon Papa zum Schuft geworden!"

„Viola! Viola!!"

Sie flüchtete bis an die Thür vor ihm.

„Kleine, ſieh' doch, das iſt ja doch ganz 'was anderes! Papa . . . und ich jetzt!"

„Na, Papa hat ſich doch auch gedacht, er ſchickt's ihm wieder . . ."

„Ach — meinſt du?"

Da war Viola auch zur Thür hinaus. Sie lief über den Küchengang und flüchtete ſich zu Helge. Heine ſtand mit ſeinen Photographien in der Hand da, und ſeine Lieblingsſchweſter Viola war ihm in dieſem Augenblick plötzlich recht zuwider.

— — — — — — — — —

Übrigens fand Viola ihre Schweſter in der Küche nicht.

Da ſaß bloß oll' Sumſe, die Käkſch, beim Herd im Schein des Feuers und ſtrickte. Sie hatte kein Licht an. Wenn ſie ſehen wollte, bückte ſie ſich mit dem Strickzeug an das offene Feuerloch. Aus einer Kaſſerole kochenden quackernden Waſſers ſtieg Dampf, aus der Kaffeekanne Kaffeearom zu dem ungeheuren Kamin empor, und auf dem Fenſtertiſch ſtand das Tablett mit allem zum Decken drin parat. Oll' Sumſe aber war ſichtlich brummig.

„Wo iſt Fräulein Helge?" fragte Viola.

„Je, Fräul'n Helge kam ja man vor'n Viertelſtund' un' ſagte, wir ſoll'n man Kaffee noch warm halten un' mit'm Aufdecken warten, bis Sie un Herr Heine im Eßzimmer mit Snaken aufhörten. Un denn ging ſie durch die Schlafſtuben wieder zur gnädigen Frau in' Salon, un da ſitt'ſe denn nu wohl."

„In'n Salon?" — Viola hatte plötzlich einen metalliſchen Geſchmack im Mund vor Schreck. Im Salon bei der Mutter. Nun, da hatte Helge ja alles mit angehört.

„Na — Miken kann nun bringen!" ſagte ſie tonlos und ging aus der Küche. Sie ging nun auch ſo herum, durch die Schlafzimmer, und als ſie an der Salonthür war und nach der Klinke griff, kam Helge heraus. Viola trat zurück und ſtand ſchuldbewußt da. Es war ziemlich finſter im Zimmer, nur durch die beiden Fenſter kam eine ungewiſſe Helle von draußen herein; ſie ſah die große dunkle Figur der Schweſter auf ſich zuſchreiten und retirierte plötzlich; ſie hatte wahrhaftig dieſen Augenblick Angſt, ſie würde ein paar Ohrſeigen bekommen. Da hörte ſie Helge lachen.

„Na, laß ſein, Lütting," ſagte Helge ganz gemütlich, „ich wer' dir ja wohl nichts thun."

„Nu hat ſie alles gehört und iſt wütend, und wir zwei ſind fertig miteinander, Helge, was?"

„Ja, gehört hab' ich alles!" Helge blieb ſtehen. „Es war mir ſoweit recht intereſſant. Ihr plaudertet ganz nett aus der Schule. Ich hatte das draußen beſtellt und kam nun wieder nach der Mutter ſehen, und da ich euch reden hörte, ſo dachte ich, ich will euch nicht dazwiſchen kommen und ging hier herum durch die Schlafſtube, und ſaß dann die ganze Zeit ſtill neben der Mutter. Aber warum ich nun deswegen wütend ſein ſoll und mit dir fertig, das verſteh' ich nicht. Sieh' mal, wer du biſt, lütt' Dern, das weiß ich ja längſt. Ich nehm' doch keinem Menſchen übel, wenn er iſt, wie er iſt . . . Ich kann vom Marder nicht verlangen, daß er eine Taube werde und vom Schwein nicht Reinlichkeit."

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Philipp de Champaigne im Dresdener Museum.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

„Danke!"

„Damit bist du nicht gemeint. Das ist nur so ins allgemeine gesprochen. Und daß du nicht ganz aufrichtig gegen mich bist, ja, das fühl' ich dir doch all lange ab. Aber wer kann denn von seinem Mitmenschen verlangen, daß der sich ganz vor ihm auszieht. Etwas von seiner Persönlichkeit muß doch jeder für sich selbst und allein zurückbehalten dürfen."

„Helge mit die Schippe voll feurige Kohlen, die sie mir auf das Haupt sammelt. Du — ich habe nicht gern feurige Kohlen auf dem Kopf. Das ist man mäßig angenehm . . ."

„Na, soll ich dir jetzt 'ne Szene machen? Das würde uns auch nicht weiterbringen."

„Der Weise wirkt nur durch sein Beispiel."

„Ja, ja, ich hoffe ja, du armes kleines Tier lebst dir an mir so einige Dinge an, die dir zum Leben nötig sind, ruhige, gesunde, gewissermaßen moralische Nerven . . . Und was mir in der Seele weh thut, ist nur das eine, daß ich eben hören mußte, wie schwer dir das wird, dich hier wieder

einzuleben und wie unerträglich dir die Exiſtenz hier iſt, jetzt ſchon . . . ſeit Oktober! Und trotzdem, Kleine, möcht' ich dich bitten, ſetz' es — dir zu Liebe — durch, wenigſtens dieſen einen Winter. Du biſt doch die Stärkſte nicht, du hilfſt dir damit 'n Stück weiter. Auch wenn du dich bei uns gründlich langweilſt. Sieh' mal, gründlich auslangweilen iſt manchmal gerade ſo gut wie ſich 'mal gründlich ausfrieren."

„Gewiß. Dies iſt, glaub' ich, die Pſychologie des Zellenſyſtems im Gefängnisweſen. Sag' mal, Helge, wenn ich dir nun vorredete, ich will nach Berlin, mein Lehrerinnenexamen machen, mich da drauf vorbereiten . . . läßt du mich dann weg?"

„Dazu könnteſt du ja auch hier arbeiten."

„Ach, ſo allein, ohne Zwang, da bleibt man ja doch nicht bei. Schade, wenn ich wenigſtens ein Affe wär' — das Ding da im Salon, auf dem die Mutter eben ihren Geiſt von ſich gibt, ſieht doch täuſchend aus wie'n Klavier, wär' ich nu 'n Affe, ſo könnt' ich da drauf im Winter vierhändig ſpielen . . ."

„Lies! Ich leſe doch auch!"

„Ja du, drei Wochen an einem Buch. Und dann womöglich noch 'mal die Roſinen 'von 'raus, und die muß man dann mit genießen. Und vernünftige Bücher kriegt man hier doch nicht. Na, ich wer' mich ſchon beſchäftigen, ich zähle alle Tage bis hundert."

Viola ging ab. In gräßlichſter Laune, eigentlich aber doch froh, daß ſie ſo wegkam.

— — — — — — — — —

Zum Kaffee ſaßen ſie dann alle um Heine herum. Auch die Mutter. Die war aber erſt gekommen, nachdem ſie zuvor ein paar Mal neugierig und wie nicht dazu gehörig an der offnen Thür vorbeigeſtrichen und Helge ſie dann geholt.

„Na Papa, wie geht's?" ſagte Heine, als Cegadelo hereinkam, das Geſicht in tauſend zuthulichen Begrüßungsfalten, die Inſpektorskappe in der Hand, und den Kopf zum Hören ſchief vor.

„Danke, danke, junge Herr! Na, dat ein' Jahr wird't ja wohl mit Gottes Hilfe noch zuſammenhalten . . . dann meintwegen . . ."

„. . . Fort mit Schaden . . ." ergänzte Viola. Cegadelo richtete ſeine großen treuherzigen Augen auf ſie und machte ſie dann mit gutmütigem Lächeln bejahend zu, etwa wie ein alter Kater, der einem ſein Vertrauen ausdrücken will.

„Warum denn bloß noch das eine Jahr?"

„Nu, Heine," ſagte Viola, „in 'n Jahr iſt doch ſeine Lebensverſicherung fällig. Und der alte Geizkragen wird ihnen ja wohl den Tort anthun und ihnen das nicht laſſen!"

„Ne, ne, gnä' Fräulein," meinte der Alte, „eh'r leb' ik noch 'n Jahr. Un wirklich, wenn man das noch vor ſich hat, das hält einem ganz ſchön Leib und Seel' ſolang' zuſammen. Und dann kann ich die zehntauſend auch recht gut brauchen."

„Zu ein' neu' Deckelpfeifchen?" fragte die Mutter.

Das war der erſte Brocken, den ſie ins Geſpräch zu werfen wagte. Und alle ſahen ſie ganz erſtaunt daraufhin an, daß es ſo ſchön paßte, ſo ſchmunzelnd, wie ſie es herausgebracht. Und davon bekam ſie auf der Stelle ein ganz ängſtlich geſpanntes Geſicht.

„Je nu, gnä' Frau," ſagte Cegadelo, der ſie unentwegt wie eine völlig Geſunde behandelte, „für mich braucht' ich das ja eigentlich nicht. Wenn ich 'mal ein' Extraſtulle will, ſo ſchneib't ſie ja wohl am Enn' noch Fräulein Helge ſelbſt für mich ab . . ."

„Ja, Helge, butter' ihm eine," ſagte die Mutter.

„Ne, danke, gnä' Frau, jetzt nicht. Aber für mein Enkelkindchen, da kann ich die zehntauſend ſchon ganz gut brauchen . . ."

„Enkelkindchen?" fragte die Mutter leiſe vor ſich hin und ſah dann unſicher auf Helge.

„Franz, der Student, Mutting," ſagte Helge lachend, „nettes Enkelkindchen, was? Der Alte will ja wohl nicht alt werden — da ſagt er immer noch Enkelkindchen dazu. Sein Franz wird wohl ſchon 'n ganz netten Schnurrbart haben?"

„Ja, gnä' Fräul'n. Dem Bild nach, wenn da nich vielleicht nachgetuſcht iſt . . . Un' ein' ganz verwegene Bitte hat he eigentlich auch. Aber damit trau ich mich ja gar nich 'raus."

„Na?" In dem .na' lag, wie ihr das ordentlich Freude machte, daß der Alte mit einer Bitte kam.

„Ja, er möcht' mich zu Weihnachten beſuchen . . ."

„Gut, Cegadelo. Er kriegt das blaue Zimmer."

„Ja, ich weiß doch nich, gnä' Fräul'n. Es iſt doch auch . . . ich bin man nich ſo recht vorgerückt mit die Kultur un hab' ſo mein' Gewohnheiten . . . nu von weitem, da geht das ja, indem daß ich ihm immer ſein Geld ſchick' . . ."

„So — Ihr laßt ihn auf Ihre Koſten ſtudieren?" fragte mit einem Mal Heine dazwiſchen. „Da geht Euer Geld hin?"

„Nu, ein paar Groſchen, junge Herr, halt' ich ja wohl noch ümmer zurück . . ."

Wie der Alte weiter ſprach, fühlte Heine plötzlich Helges Blick auf ſich. Ja, er fühlte ihn ganz deutlich. Aber er ſah nicht hin. Seine Stirn krauſte ſich feindſelig, und er drückte die Kinnladen aufeinander. Zum Teufel, was ſpionierte ſie ihm in ſeine Gedanken hinein . . .

„Ja, ich mein'," ſagte Cegadelo, „kömmi er her und ſiehi mich ſo, ſein' Mutter war ja ſoweit en' ganz feines Frauchen, und er iſt doch auch ſo unter ſeinen Kameraden aufwachſen, und da gefallen ihm am Enn' all mein' Manieren nich recht, die ich doch nu mal an mich hab'. Das kann ja kein'n wiſſen . . . un' am Enn' bin ich auf den Reſt dann man bloß noch ſein oll altmod'ſch leddern Geldbüdel . . ."

„Na, wagt's drauf," ſagte Heine, „laßt ihn kommen. Und iſt der Junge ſo, dann hau'n wir ihm hier die Jacke voll . . ."

Das war ganz friſch herausgekommen. Gleich darauf war es ihm peinlich. Er fühlte, daß Helge nun dachte, er ſei gerade der Rechte dazu, ſo verſtändig zu ihun, gegen andere. Und mit einem Seitenblick ſah er auch Helges verwünſchtes ſtilles Lächeln. Da ſtützte er den Arm auf den Tiſch und die Kinnlade in die linke Fauſt und fixierte ſie. ‚So 'ne richtige Rammſpornnaſe hat ſie, wie'n Panzerſchiff . . . und Augen ſo zwiſchen Fiſch und Seevogel . . .' Helge aber fragte gemütlich: „Soll ich dir noch 'n Taſſe eingießen?"

„Mutter, ſchenk doch Bräſigen in!" rief Viola laut lachend dazwiſchen.

Die Mutter horchte auf und griff gehorſam nach der Kanne.

„Ach, dich meint ja keiner!" ſagte Viola.

„Nein, Helge, wirklich," begann nun die Mutter, „gieß ihm ein, verpfleg ihn gut. Er ſieht nicht glänzend aus. Er übernimmt ſich da wohl in . . . in . . ."

„In Berlin," half Helge ein.

„Ja, und er ißt ja immer haſtig, und dann ſorgt ſeine kleine Frau in Berlin wohl auch nicht ſo recht für ſeinen Tiſch, wie, Junge?"

„Seine kleine Frau — hat er denn eine?" fragte Viola in hellem Vergnügen.

Heine hielt noch einen Augenblick gut Stand. Sein Blick begegnete wiederum dem Helges. Er verſtand gar nicht, was in ihren Augen lag, aber er empfand es wie eine bruiale, höhniſche Kritik ſeines ganzen Selbſt, ſeines ganzen Lebens. Seine Nerven gaben plötzlich nach. „Donnerwetter!" brach er los, „verfluchte . . ." behielt das Wort aber glücklich noch zwiſchen den Zähnen, ſprang auf, knüllte ſeine Serviette zuſammen, warf ſie hin und lief aus dem Zimmer.

Die Mutter wurde ganz blaß.

„Helge!" ſagte ſie tief vorwurfsvoll in langem, klagenden Laut, „nu' ſag', was richteſt du an . . ."

„Ja . . . dann trinkt wohl keiner mehr?" ſagte Helge „. . . und wir können dann wohl aufſtehen . . .?"

Da kam Heine haſtig wieder herein, beugte ſich zu der Mutter nieder und legte den Arm um ihre beiden Schultern.

„Sei nicht bös, Mutting!" bat er, wie ein zerknirſchter großer Junge. Und vorbei an dem glückſeligen zu ihm aufgerichteten Geſicht der Mutter ſah er auch Helge an, ſo ein bißchen trotzig bittend — aber in ihren Augen ſtand noch das Gleiche, wie vorhin, nur noch etwas entſchiedener. Und beide fühlten bei dieſem Blickaustauſch ganz gut, daß ſie von einander in dieſem Leben nicht mehr viel zu erwarten hatten.

— — — — — — — —

Und eine halbe Stunde ſpäter klopfte doch Helge an Heines Zimmer oben im erſten Stock, das Giebelzimmer, dem ihren gerade gegenüber, ſo von Thür zu Thür den langen dämmerigen Flur entlang. Sie hörte ihn drinnen auf und nieder gehen, und er beſann ſich erſt, ehe er „Herein!" rief.

„Nun, Heine," ſagte ſie eintretend, „ich hätte wohl eine Frage an dich. Etwas was mich angeht. Haſt du Luſt, jetzt mit mir zu reden?"

Das trieb ihm faſt die Thränen in die Augen, daß ſie kam. Ihre ruhige Stimme wirkte auf ihn wie ein Hunderttauſendmarkverſprechen.

„Darf ich mich in deine Sofaecke ſetzen?"

fragte ſie, und er rückte ſofort den runden Tiſch ab, damit ſie bequem hinein könnte. Dann warf er ſich ihr gegenüber in den Polſterſtuhl, griff nach den Cigaretten und begann zu rauchen. Sie wartete und ſah ihm ruhig zu, wie er ſich das Rauchzeug heranzog und alles bequem ſtellte und die Lampe zwiſchen ihnen aus dem Wege ſchob.

„Übrigens, Helge — von Adolf habe ich natürlich tauſend Grüße an dich ..."

„Danke. Ja von Adolf wollte ich eigentlich mit dir reden ..."

„Nu," ſagte er und ſah lächelnd auf ſeine Cigarette, „Adolf, dein verlobter Bräutigam, was iſt groß von ihm zu ſagen? Drei Zimmer hat er ſich in der Kochſtraße eingerichtet, glaube zum Teil mit Leihmöbeln, Warte-, Sprech- und Schlafzimmer, alles tadellos modern ... aber das Wartezimmer iſt ja meiſt leer. Er redet davon, daß er vielleicht doch lieber wieder irgendwo eine Aſſiſtentenſtelle annehmen wird, wir eſſen öfter bei Hausmann zuſammen — aber das wird er dir ja alles geſchrieben haben — ihr ſchreibt euch, wenn ich nicht irre, allwöchentlich?"

„Ja, das weiß ich alles. Und daß ich ja wohl noch etwas werde warten müſſen ..."

„Na, weiter wäre auch nichts zu ſagen. Daß er ein patentes Kerlchen iſt und deinem Geſchmack unentwegt Ehre macht, brauche ich ja nicht hinzuzufügen."

„Alſo ihr ſteht leidlich miteinander?"

„Ausgezeichnet. Adolf iſt wahrhaftig kein Durchgänger, aber auch kein Duckmäuſer, Anſichten brauchen wir nicht auszutauſchen, denn wir haben beide keine, oder ungefähr dieſelben, was auf ein's 'raus kommt, und in Geldſachen hat er die vernünftigſten Grundſätze; will man ihn anpumpen, ſo ſagt er, man begegne ſich mit ihm auf halbem Wege, er wolle das eben auch, und holt eine, wie ich glaube immer ad hoc geſchriebene Rohrpoſtkarte aus der Taſche, wo das drin ſteht. Aber darum geht ihm der Humor nicht aus — er hat immer friſche Lindenwirtinverſe."

„Was iſt das?"

„Ach ſo ... Nun, das ſind ſo blödſinnige kleine Reimereien, Kneiptafelwitze, für vorgerücktere Fidelitas, nichts für Damen."

„So. Na davon ſchreibt mir ja Adolf Möllers nun nicht. Soll ich ihn 'mal darum bitten?"

Heine brach in ein tolles Gelächter aus.

„Thu's," ſagte er, „dann macht er einige extra für dich, die du ohne Schaden genießen kannſt. So was ſchüttelt Möllers nur ſo aus der Manſchette. Und gegen Damen iſt er ja nicht ſo."

„Seid ihr auch öfter abends zuſammen?"

„Abends, Kind? Weißt du ... Schwäger ..."

„Nun, ich danke dir, Heine," ſagte Helge, „und weiter brauchſt du mir eigentlich nichts zu ſagen. Wie ſteht er denn nun zu der Ziebingergeſchichte? Hat er dir nicht davon abgeredet?"

Heine ſtand auf. Die Unruhe trieb ihn in die Höhe.

„Woher weißt du denn?" fragte er, brüsk im Gehen ſtehen bleibend und gegen ſie Front machend.

„Du mußt entſchuldigen, ich war im Salon bei der Mutter, als du mit Viola ſprachſt. Aber du kamſt ja doch wohl her, um mit mir davon zu reden, und da iſt dir denn die Vorrede erſpart ..."

Sobald der Name gefallen war, war Heine wie im Fieber.

„Ja, ich habe Möllers davon geſagt. Er war auch 'mal mit uns zuſammen."

„Davon hat er mir nichts geſchrieben."

„Hatte ihn drum gebeten. Er hat mir ja denn auch 'n verdammt verſtändigen Rat gegeben — aber ich bin nicht Mediziner genug, das ſo zu machen."

„Und welchen Rat?"

„Hm! Ich ſoll aus der Sache machen, was ich will, bloß keine Ehe, meint er. Und das kann nur ein Menſch ſagen, der nie ein Weib wahrhaft geliebt hat."

„So? Nu ſieh' mal, und Adolf Möllers und ich ſind gewiſſermaßen miteinander verlobt."

„Ja, aber was wißt ihr, ihr beide, denn davon, was lieben heißt. Verlierſt du den Verſtand, wenn er dich küßt?"

„Nein, zu der Art Leute gehöre ich nun nicht."

„Art Leute. Gewiß, du und ich, wir ſind von zwei grundverſchiedenen Raſſen."

„Vaters Kinder und Mutters Kinder."

„Ja wohl und Mutter hat den Verſtand allerdings gerade über das Entgegengeſetzte verloren ..."

„Nun, Heine ... das iſt wohl nicht

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Paul Neumann.

ganz richtig. Und es ist eigentlich nur ein Unterschied der Nerven, du hast sie feiner, ich gesünder, darum brauchen wir uns nicht gegenseitig zu verachten."

Sie hatte ihre Ruhe nun wieder.

„Sieh' mal," fuhr sie fort, während er auf und nieder lief und seine Cigarette jeden Augenblick über die Lampe hielt, „ich dachte vorhin, als ich kam, ich spreche nun mit dir zuerst über Adolf Möllers, gebe dir damit eine Gelegenheit, mich ... nicht zu schonen, das empfindest du vielleicht wie eine Art Satisfaktion und bist dann wieder etwas milder gegen mich, weil du denkst, du hättest mir vielleicht wehe gethan, und dann hättest du dein Gleichgewicht wieder und wir könnten ruhig über deine Sache verhandeln . . ."

„Verzeih, Helge . . ." Er lief mit ausgestreckter Hand auf sie los.

Plötzlich warf er die Cigarette hin und trat sie mit einem heftigen Fußtritt aus.

„Helge, meine einzige Schwester," er warf sich auf die Knie vor ihr und ergriff sie mit beiden Händen an der Taille, „sei doch ein Mensch, hilf mir. Ich kann ohne sie nicht leben . . ."

Helge nahm still seinen Kopf in die Arme und drückte ihn gegen ihre Brust. Aber er sprang gleich wieder auf und fing von neuem an, hin und her zu laufen.

„Heine, darf ich sie einmal sehen?"

Er riß das Paket auf und warf das Photographienbündel gerade so vor sie auf den Tisch, wie unten vor Viola. Und das blätterte wieder so auf, und in allen ihren

Poſen und Koſtümen lag nun Fräulein Marie Ziebinger auch vor der anderen Schweſter.

Dann wollte er nach einigen der Bilder greifen und die wieder an ſich nehmen. Aber Helge ſagte, ſeine Hand abwehrend: „Laß nur, ich bin ja wirklich nicht der Philiſter, für den ihr mich haltet.“ Und als er anfangen wollte, die Rollenbilder zu erklären, bat ſie: „Sprich doch nicht, laß mich doch ruhig ſehen, ich ſehe mir ja bei Gott nur in all dem den Menſchen an.“

Nach einer Weile ſchob ſie alles ſtill von ſich, legte ſich in das Sofa zurück und ſeufzte.

„Ja, Heine, das iſt ein Unglück! Ein Unglück, daß du dich in dieſen Menſchen verlieben mußteſt. Das iſt ein ſchöner, genialer, kein treuer Menſch.“

„Ein Unglück?“ fuhr er dazwiſchen. „Ein Unglück? Nun, ich habe ſchon ſo viel Glück gehabt von ihr, und wenn es nur war unterwegs, wenn ich zu ihr ging und wußte, ich würde ſie nun wiederſehen und freute mich drauf, und wußte, ſie würde mich annehmen und gut zu mir ſein. So eine jubelnde Glücksempfindung durch den ganzen Menſchen, als könnt' ich und müßt' ich um mich 'rum Millionen verſchenken, all den andren armen Leuten auf der Straße, die da armſelig und nüchtern gingen und das nicht hatten . . . ſo viel Glück, daß das für ſiebzehntauſend Brautpaare wie ihr auf ewig ausgereicht hätte! Und da ſagſt du Unglück! Wie ſagſt du?“ Jetzt erſt hatte er ihren Schlußſatz gehört. „Dein treuer Menſch? Aber ſie will mich ja ſogar heiraten! Sie, die ſo weit über mir ſteht!“

(Fortſetzung folgt.)

Auf dem Feſt.

Von

Frida Schanz.

Auf dem Feſt, auf dem lichterblanken,
Hört' ich heute ein Paar — ſich zanken!
Seltſam war die Sprache der beiden;
Konnten ſich wohl auf den Tod nicht leiden,
Führten ſo ſchonungslos ihre Fehde,
Griffen ſich an mit ſo ſpöttiſcher Rede,
Tauſchten Hiebe, ſo hitzig lohend,
Sahen ſich an, ſo mutig drohend,
Reizten ſich mit ſo kühnem Necken — —
Ich vernahm es mit Angſt und Schrecken,
Blickte die beiden an, gar flehend!

Aber plötzlich wurde ich ſehend
Durch ein Licht, das den Blick mir hellte,
Sah ich, daß Liebe ſich ſo verſtellte!
Lachend hab' ich mich weggewendet;
Meine Seele hat mir's geblendet:
Unter feindlichen Offenheiten
Sah ich's wonnig und warm ſich breiten,
Sah ich's ſelig und tief ſich dehnen:
Heiße Liebe, mächtiges Sehnen,
Treue, durch keine Macht zu trennen,
Allertiefſtes Einanderkennen,
Allerſonnigſter Glanz und Schimmer.
Lachen mußt ich den Abend immer! —

Auf dem Heimweg, beim raſchen Wandern,
Unter Flocken, voraus den andern,
Dacht' ich mir die Schelme, die beiden.
Wie ſie ſich dann wohl erinnernd weiden
An dem fröhlichen friſchen Witze,
An dem goldenen Wogengeblitze,
An dem funkelndeln Spiel der Stunde —
Über dem tiefen, tiefen Grunde!

Abb. 1. Blick auf Herbertshöhe.

Unbekannte Gebiete in der deutschen Südsee.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Man würde es gewiß kaum für möglich halten, daß es auf dem Erdenrund noch leicht zugängliche Gebiete gibt, wohin von unserer europäischen Kultur noch nichts gedrungen ist, Gebiete, welche noch niemals von Weißen durchzogen, ja auch nur berührt worden sind; und deren Einwohner auch die gewöhnlichsten Erzeugnisse der Weißen, Streichhölzer, gewebte Stoffe, Eisenbestandteile, noch niemals gesehen haben!

Derlei Gebiete gibt es aber doch, sogar in der Inselwelt des Stillen Ozeans, in den Archipeln, welche seit dem Jahre 1884 unter der Schutzherrschaft des Deutschen Reiches stehen! Daß die gewaltige Insel Neu-Guinea, dieser dunkle Kontinent der Südsee, noch gänzlich unerforscht ist, kann man begreiflich finden; ebenso auch, daß die drei Hauptinseln des Bismarckarchipels, welche die anheimelnden Namen Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover führen, noch niemals durchquert worden sind. Werden sie doch von hinterlistigen, den Europäern feindlichen Menschenfressern bewohnt, und selbst in der unmittelbaren Umgebung der spärlichen Ansiedlungen der Deutschen, sogar in der Nachbarschaft von Herbertshöhe, der Hauptstadt und dem Regierungssitz des ganzen Schutzgebietes (Abb. 1—3), dürfte es nur wenige Eingeborene geben, welche noch kein Menschenfleisch gegessen haben! Dieser Kannibalismus ist nicht einmal in merklicher Abnahme begriffen, denn die Neu-Guinea-Gesellschaft, welche bis zum vergangenen Jahre die souveräne Regierungsgewalt in der großen unbekannten Welt der deutschen Südsee ausübte, verfolgte andere Zwecke, als die Zivilisierung der eingeborenen Kanaken, und die strengen Maßregeln, welche seit der Übernahme der Regierung durch das Reich seit einem Jahre getroffen wurden, haben die rechte Wirkung noch nicht ausgeübt. Um nur einige Beispiele hervorzuheben:

Eine Woche vor meiner Ankunft im letzten Frühjahr waren nur drei Stunden von Herbertshöhe nicht weniger als elf Menschen von den Kannibalen getötet und aufgefressen worden! Natürlich wurde sofort eine Expedition durch den Urwald der Gazellenhalbinsel unternommen, um die Schuldigen einzufangen, aber nur mit halbem

Erfolg, denn die ganze Einwohnerschaft der betreffenden Dörfer floh in den „Busch", wo eine Verfolgung geradezu unmöglich ist. Die Dörfer wurden verbrannt, eine Anzahl Kanaken getötet und etwa ein Dutzend eingefangen; dieselben wurden in Ketten gelegt und in Herbertshöhe ins Gefängnis geworfen, wo ich Gelegenheit hatte sie photographisch aufzunehmen (Abb. 5). — Aber schon wenige Tage nach dieser Strafexpedition wurden ebenfalls in der Nähe des Regierungssitzes drei Menschen gespeert, gebraten und aufgefressen! Diese Ereignisse wiederholten sich hier und dort während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes, und werden sich auch noch für Jahre hinaus wiederholen, denn die Regierung hat bei dem herrschenden Mangel an Schiffen, Polizeimannschaft und Verkehrswegen nicht die Macht, so energisch gegen die Kannibalen vorzugehen, wie sie es möchte. Ebensowenig war es möglich, eines anderen schrecklichen Lasters der Eingeborenen von Neu-Pommern Herr zu werden, des Tötens der neugeborenen Knaben. Nur in einigen Distrikten, in der Nähe der weißen Ansiedlungen und Missionen haben sich diese elenden Zustände einigermaßen gebessert, im Inlande und auf den entlegeneren Inseln herrschen sie und noch andere geradeso wie zuvor, weil die Einwohner allen Beziehungen mit den Weißen entrückt sind. In dem ganzen Schutzgebiet, das einschließlich Kaiser Wilhelms-Land etwa die Größe des Königreichs Preußen besitzen dürfte, und dessen Inseln auf eine Fläche verteilt sind wie ganz Westeuropa, von Petersburg bis Gibraltar, von Odessa bis Schottland, wohnen ja nicht mehr als vielleicht zweihundert Weiße! Die Beziehungen dieser entlegensten Kolonien des Deutschen Reiches zur zivilisierten Welt waren bis zum Jahre 1900 auf einen einzigen Dampfer beschränkt, den Norddeutschen Lloyddampfer „Stettin", welcher aller zwei Monate von Singapore kommend einzelne Häfen der Neu-Guineaküste anläuft, und in Herbertshöhe sein entferntestes Ziel erreicht. Alles was jenseits dieser kleinen, etwa vierzig Weiße zählenden Hauptstadt der deutschen Südsee liegt, hat überhaupt keine Post- und Passagierverbindung, und das ist ein Gebiet von der Größe Württembergs und Badens zusammengenommen! Weder Neu-Mecklenburg, noch Neu-Hannover noch die Salomons-Inseln haben ein Postamt, ja noch nicht einmal einen Regierungsvertreter, irgend eine Obrigkeit. Gilt es, Unruhen zwischen den Eingeborenen zu schlichten, Überfälle auf Stationen, Mordthaten, Kapern von Handelsschiffen durch die wilden Kanaken ꝛc. zu sühnen, dann muß einer der vier Beamten, aus denen die ganze Regierung dieser Inselwelt besteht, von Herbertshöhe auf einem Kriegsschiffe nach dem betreffenden Orte fahren, der vielleicht mehrere Tagereisen weit entfernt ist. Wenn nur immer ein Kriegsschiff da wäre! Aber wie selten ist dies der Fall, und mitunter müssen die dringendsten Angelegenheiten monatelang hinausgeschoben werden! Wohl verkehren zwischen Herbertshöhe und einzelnen Handelsstationen auf den entlegenen Inseln ganz unregelmäßig kleine den Handelsfirmen gehörige Schoner, doch sind sie keineswegs dazu eingerichtet, einen Beamten oder gar den Gouverneur mit seiner Polizeimacht durch die tückischen mit Korallenriffen gespickten Meere zu führen! Andere Gelegenheiten zum Besuch dieser großen, hochinteressanten, vollständig ursprünglichen Inseln sind im ganzen Archipel nicht vorhanden, — nicht einmal die kleinste Segelyacht kann dafür gemietet werden; es können Monate vergehen, ehe man nach Neu-Hannover oder den Admiralitätsinseln gelangen

Abb 2. Die älteste Handelsniederlassung in der deutschen Südsee.

Abb. 3. Idylle in Herbertshöhe.

kann, weitere Monate, um von diesen keineswegs für Europäer eingerichteten wilden Ländern wieder fortzukommen, und das, sowie die mit einer solchen Reise verbundenen Entbehrungen und Gefahren für das Leben sind die Hauptursachen, warum dieses Neu-Deutschland in der Südsee bisher so unbekannt geblieben ist.

Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, von Herbertshöhe, diesem Ultima-Thule des Dampferverkehrs, weiter nach den Salomonsinseln oder Samoa oder Australien fahren zu können, und schickte mich zur Rückreise nach den Molukken und Sundainseln an, als ich in Erfahrung brachte, daß S. M. Schiff „Seeadler", welches eben vor Herbertshöhe auf der Reede lag, eine Kreuzung nach den nördlichen Inseln antreten und dann nach Samoa dampfen würde. Rasch entschlossen, ließ ich mich nach dem stolzen, blendendweißen Kreuzer rudern, um seinem Kommandanten, Kapitän Schack, mein Anliegen vorzutragen, und fünf Minuten später hatte ich von diesem, auf allen Meeren erprobten Seemann und liebenswürdigen Kavalier die Erlaubnis, zum Studium der Verhältnisse in den nördlichen Inseln des Archipels die Kreuzung mitmachen zu dürfen.

Auf dem Wege nach dem ersten Ziele, der Sandwich-Insel (nicht zu verwechseln mit den amerikanischen Sandwichinseln), mußten wir noch an der Küste der Gazellenhalbinsel stoppen, um eine Abteilung der schwarzen Regierungspolizisten ans Land zu setzen.

Dieſe hatten die Aufgabe, eine neue Schandthat der kannibaliſchen Kanaken in Warangoi, einer Niederlaſſung der Neu-Guinea-Geſellſchaft, zu ſühnen. Eine andere Truppe als die ſechzig bis achtzig Mann eingeborener Poliziſten ſteht dem Gouverneur der Südſee nicht zur Verfügung. Achtzig Mann für ein Gebiet ſo groß wie Preußen! Glücklicherweiſe ſind dieſe ſtrammen jungen Leute für den Polizeidienſt wie geſchaffen, ja ſie ſind hier, wo dichter, faſt undurchdringlicher Urwald das ganze heiße Tropenland bedeckt, die einzig möglichen Soldaten. Aus den verſchiedenſten Inſeln ſtammend, werden ſie von einem deutſchen Wachtmeiſter gedrillt und lernen das Handhaben der Waffen mit erſtaunlicher Raſchheit. Ihre Uniform beſteht aus ihrer dunkelbraunen Haut, einer Soldatenmütze und einem Patronengürtel mit der Deviſe „Gott mit uns“, dazu ein rotes Lawalawa, d. h. ein Lendentuch; das iſt verzweifelt wenig, aber praktiſch. Sie wohnen in Herbertshöhe mit ihren

Abb 4. Schönheit von Neu-Mecklenburg.

ſchwarzen Marys (jedes Kanakenweib heißt im Archipel Mary) zuſammen in einer Kaſerne, erhalten ihre Nahrung und dazu monatlich Waren im Werte von fünf bis zehn Mark. Am liebſten nehmen ſie dafür Tabak, Streichhölzer, Bonbons, Stoffe und billigen Talmiſchmuck für ihre Marys. Gemünztes Geld iſt im Archipel nicht gangbar. Die Neu-Guinea-Geſellſchaft hat wohl eigene Münzen zur Ausgabe gebracht, auf denen ein Paradiesvogel mit rieſigem Schwanz prangt, aber den Kanaken iſt ein Stück zähen zu Stangenform gepreßten amerikaniſchen Tabaks lieber. Dabei haben ſie aber im ganzen Archipel ihr eigenes Muſchelgeld, die ſogenannte Diwarra, beibehalten. Dieſe Diwarra ſind ein bis zwei Meter lange Stränge weißer kleiner Muſcheln, jeder Strang im Wert von zwei bis drei Mark.

Die ſchwarze Schutztruppe hat ſeit ihrem Beſtehen die etatmäßige Zahl von hundert Mann nicht erreicht, und es war hauptſächlich zum Zweck der Rekrutenanwerbung, daß

Abb 5 Gefangene Menſchenfreſſer in Herbertshöhe.

Digitized by Google

der Gouverneur, Herr v. Beningsen, den „Seeadler“ die Sandwich-Insel besuchen ließ. Nach etwa zweitägiger Fahrt trafen wir vor den Korallenküsten dieser dichtbewaldeten, hügeligen Insel ein, die bisher von Weißen, wenn überhaupt, so doch nur äußerst selten besucht worden ist. Als wir nach langem Suchen eine Lücke in dem Korallenriff fanden und mit unseren Booten ans Land ruderten, kamen etwa dreißig der nackten Eingeborenen, mit Speeren bewaffnet, zum Vorschein. Diese Speere sind neben Schleudern und Keulen die einzigen bei ihnen gebräuchlichen Waffen; Pfeil und Bogen, wie sie ihre Nachbarn auf Neu-Guinea verwenden, kennen sie nicht, dafür handhaben sie den Wurfspeer mit erstaunlicher Sicherheit. Selten verfehlen sie selbst auf große Entfernungen ihr Ziel, und da wir mit der Stimmung unter ihnen gegenüber den Europäern nicht vertraut waren, näherten wir uns nur langsam, Soldaten mit scharf geladenen Gewehren in jedem Boote. Indessen, unsere Zahl und das große Schiff auf einen Kilometer Entfernung hinter uns, mochten ihnen doch Respekt einflößen, und sie dachten sich, daß Freundlichkeit in unserem Falle die beste Politik sei. Als wir auf einige Bootlängen herangekommen waren, sprangen sie ins Wasser, um die Boote ans Land zu ziehen, während, hinter den Bäumen verborgen, eine Anzahl Weiber die seltsamen, nie gesehenen weißen Männer anstaunten. Aber in vielleicht noch größerem Maße erregten sie unsere Aufmerksamkeit, denn diese Insulaner sind in der That ein merkwürdiges Naturvölkchen. Nahezu schwarz und von kräftigen Körperformen hatten die meisten Männer nichts anderes am Leib, als ihre Haut. Wie bei den Eingeborenen im Archipel allgemein üblich, waren auch bei ihnen Bart und Kopfhaare durch Kalk gebleicht und von schmutzig gelber Farbe, einzelne hatten ihr Haar noch mit dickem Kalk verschmiert (Abb. 8).

Abb. 6. Fischerhütte von der Nordküste in Neu-Pommern.

Bei den Weibern war das Haar kurz geschnitten und, ebenfalls eingekalkt oder durch Mennig rot gefärbt, der einzige Toi-

lettenluxus, den sie sich gestatten, denn mit Ausnahme eines Stückchens Matte oder eines Lappens, den sie mittels einer Lendenschnur vorne angebunden trugen, waren sie so, wie Mutter Natur sie erschaffen hat. Einige trugen dazu Hauben aus einem trockenen Bananenblatte wie unsere alten Ritterhelme geformt. Etwas mehr Kleidung wäre für sie entschieden von Vorteil, denn manche besitzen ganz regelmäßige Gesichtszüge, aber der Rest ihres Aeußeren ist selbst bei ganz jungen Weibern so verwelkt, die Haut so mit Wunden und Narben bedeckt, daß sogar die hübscheste von ihnen Ekel erregt. Die meisten trugen splitternackte Babies auf dem Rücken oder am Born der Natur saugend, am merkwürdigsten aber waren mehrere Weiber, welche diese Labsal an Stelle der mangelnden Babies — jungen Schweinchen zu teil werden ließen! Eine ältere Dame trug eines dieser Rüsseltiere mit beiden Armen, ganz wie ein Kindchen an der Brust, und erwies ihm allerlei Zärtlichkeiten (Abb. 11). In der That sind Schweine für die Bewohner Neu-Mecklenburgs und der umliegenden Inseln wertvoller als Mädchen, denn während junge Mädchen dort einen Kaufpreis von 3 bis 5 Diwarrastränge (8 bis 12 Mark) besitzen, kosten Schweine 4 bis 6 Diwarrastränge (10 bis 15 Mark)!

Abb. 7. Häuptling der Gazellen-Halbinsel.

Bei unserer Durchquerung der etwa 80 Quadratkilometer großen Insel — es dürfte das erste Mal gewesen sein, daß eine solche Durchquerung von Weißen unternommen wurde — kamen wir durch mehrere kleine Dörfer der Eingeborenen, aus den elendsten Palmstrohhütten bestehend. Ein paar roh geflochtene Matten, auf denen sie schlafen, Harpunen zum Fischen, Speere, Ruder und Gefäße aus Kokosnußschalen bilden die ganze Einrichtung. Ihre Werkzeuge bestehen aus spitzen Steinen und Muschelstücken mit scharfgeschliffenen Bruchkanten!

Die Nahrung der Insulaner beschränkt sich auf Kokosnüsse, Bananen, das Mark der Sagopalme, die sie mit solchen scharfen Muschelwerkzeugen fällen. Dazu kommen die im Archipel an Stelle von Kartoffeln allgemein vorhandenen Jam- und Taro-Knollen; ferner speeren sie Fische und schlachten bei festlichen Gelegenheiten zeitweilig ein Schwein. Würden sie mehr Kokospalmenpflanzen, dann würden sie innerhalb acht bis zehn Jahren Kopra ernten können, um mit den an der Küste des gegenüberliegenden Neu-Mecklenburg ansässigen Händlern Tauschgeschäfte zu machen. Aber dazu fehlt ihnen Unternehmungsgeist und Fleiß, und deshalb leben sie heute noch beinahe in demselben Urzustand wie zur Zeit der Entdeckung des Archipels.

Ich habe absichtlich etwas länger bei den Bewohnern der unbekannten Sandwich-Insel verweilt, weil ähnliche, stellenweise noch ungünstigere Zustände auf Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover und den anderen Inseln herrschen. Davon überzeugten wir uns auf unserer Weiterreise nordwärts, als wir an verschiedenen Stellen anlegten, oder auf der kleinen Dampfbarkasse des „Seeadler" den Küsten der vielen namenlosen, unvermessenen, in ihrer Gestaltung noch ganz unbekannten Inseln der Neu-Hannover-Gruppe entlang fuhren. Die stellenweise senkrecht bis auf 20 oder 30 Meter Tiefe abfallenden Ufer sind mit der denkbar üppigsten Tropenvegetation bedeckt, die, so weit wir sehen konnten, auch das Innere der Inseln vollständig einnimmt und die Höhen bis auf die Gipfel emporzieht. Zwischen ungeheuren Mangroven mit ihrem weitverzweigten, vielgestaltigen Wurzellabyrinth erheben sich Pandanus, Kallophyllum und gewaltige Kasuarineen, bis in die turmhohen Kronen hinauf mit den üppigsten Schlingpflanzen überwuchert, die sie zu ersticken drohen. Wilde Tauben, Kakadus und buntgefiederte Papa-

geien flogen kreischend überall umher, und des Abends sahen wir auch fliegende Hunde in Scharen langsam durch die Lüfte ziehen. Hier und dort an den Ufern war das Urwaldsdickicht durch Palmen- und Bananenhaine unterbrochen, ein untrügliches Zeichen des Vorhandenseins von Eingeborenen-Dörfern, deren armselige Hütten wir bei der Vorbeifahrt auch wahrnahmen, mitunter auch besuchten, ohne daß wir Widerstand gefunden hätten. Die kleinen Segelschiffe der Händler können diese Küsten nicht so ungestraft besuchen, denn sehr häufig werden der Besatzung Wurfspeere nachgesandt, und geht es an, dann werden die Schiffe selbst gekapert und ausgeraubt, wird die Besatzung getötet. Kürzlich ist dies sogar einem Handelsdampfer auf den nahen Admiralitätsinseln widerfahren.

Etwas anderes als Kopra, Seemuscheln und Trepang werden diese zahlreichen Inseln wohl kaum jemals liefern können, und auch diese Produkte nur, wenn man die noch im vollsten Urzustande lebenden Einwohner zur Erzeugung resp. dem Einsammeln dieser Produkte anweist, wenn man ihnen den Wert der Arbeit, den Gewinn des Tauschhandels für sie erkennen lehrt. Damit wird man ihnen auch ihre schrecklichen Laster abgewöhnen und sie allmählich der Kultur entgegenführen können.

Kopra ist das wichtigste, ja das einzige wirklich einträgliche Produkt der Südsee, denn um Kopra zu gewinnen, bedarf es keiner großen Ausgaben und nur geringer Arbeit. Werden Kokospalmen gepflanzt, indem man keimende Kokosnüsse in den sandigen Boden längs den Meeresküsten einsetzt, so tragen sie nach acht bis zehn Jahren, mitunter auch schon früher, Kokosnüsse in großer Zahl. Die äußeren faserigen Hüllen derselben werden mit der Hand leicht abgerissen, die Nüsse mit einem Hammer oder durch Aneinanderschlagen aufgeklopft, um die im Innern befindliche Milch ausfließen zu lassen; dann werden die Nüsse mit einem Messer in unregelmäßige Stücke von der Größe halber Fünfmarkscheine zerschnitten und in die Sonne zum Trocknen gelegt. Das ist Kopra. Die Segelschiffe der Händler machen zeitweilig die Runde durch die einsamen Handelsstationen auf den Inseln, um diese von den Eingeborenen gegen Tabak oder andere Artikel eingetauschte Kopra abzuholen und nach Herbertshöhe zu bringen. Dort wird sie auf die Postdampfer verladen und nach Singapore oder Deutschland gebracht, um ausgepreßt zu werden. Das Produkt ist das Palmenöl. Der Wert einer Tonne Kopra beträgt etwa 200 bis 220 Mark.

Abb. 8. Kanaken der Gazellen-Halbinsel vor ihren Hütten.

Nächst der Kopra ist der Trepang, auch Bèche-de-mer oder Seewalze genannt, das Hauptprodukt. Diese Holothurien kommen auf den die Inseln des Archipels umgebenden Korallenbänken sehr häufig vor. Fuhren wir in unseren Booten über dieselben, dann erblickten wir unter den in wunderbarer Farbenpracht schillernden Fischen, die sich zwischen den einem unterseeischen Blumengarten gleichenden Korallen umhertummelten, auf dem gelben Sandboden fußlange schwarze Würste. Holte einer der Matrosen eine heraus, so zog sie sich zusammen wie eine Waldschnecke und spritzte einen klebrigen Saft aus, der die Umsitzenden veranlaßte, gegen jeden weiteren Wurstfang energisch Protest einzulegen. Die Eingeborenen in der Umgebung der Handelsstationen sind aber eifrige Sammler. In den Stationen werden diese wurstartigen Seewalzen der Länge nach auseinandergeschnitten und über Holzfeuer getrocknet, bis sie aussehen, wie handgroße getrocknete Zwetschen. So werden sie nach China gebracht, wo sie von den Zopfträgern für teures Geld gekauft und gerne gegessen werden, weil sie ihrer Meinung nach der Hebung der Manneskraft förderlich sind.

Das dritte Produkt des Archipels sind verschiedene Muschelarten, die in Europa zur Herstellung von Knöpfen, Schachfiguren und hunderterlei kleinen Artikeln verwendet werden.

Bis an die Nordspitze von Neu-Hannover, das etwa die Größe von Sachsen-Meiningen besitzt, bewegten wir uns in Gewässern, die wenn auch größtenteils noch unbekannt und unerforscht, so doch auf bestimmten Verkehrsrouten zeitweilig von den Segelschonern der Handelsfirmen mehrmals im Jahre befahren werden. Darüber hinaus sind aber seit der Entdeckung des Stillen Ozeans nur die wenigsten Schiffe gekommen, alle Jahrzehnte vielleicht ein Kriegsschiff. Nordwestlich von Neu-Hannover ist nun auf den Karten in ganz willkürlichen Umrissen eine große Insel, St. Matthias, angegeben, welche nebst einer zweiten kleineren als Squally Island (Sturm-Insel) bezeichneten, als wahre terra incognita noch zum deutschen Besitz gehört.

Diese St. Matthias-Insel war unser nächstes Reiseziel, und als der „Seeadler" nach mehrtägigem Aufenthalt in den Handelsstationen des höchst merkwürdigen und interessanten Nusa-Archipels die Anker lichtete, um seinen Kurs nach dem sagenhaften St. Matthias zu nehmen, bemächtigte sich unserer eine begreifliche Erregung, denn diese Reise war im eigentlichen Sinne des Wortes eine Entdeckungsreise, wie sie auf dem Erdball wohl in früheren Jahrhunderten oder noch zur Zeit eines Cook oder Dumont d'Urville möglich war, aber nicht mehr heute, im XX. Jahrhundert!

So weit bekannt, hat bisher nur ein fremdes Schiff es versucht, St. Matthias anzulaufen, konnte indessen kein Fahrwasser durch die Klippenreihen finden, welche die Insel umgeben. Nach der Besitzergreifung des Archipels durch Deutschland gelang es

Abb. 9. Fischfang auf der Gazellen-Halbinsel.

einem Schoner, namens „Senta", wohlbehalten durch die Klippen zu kommen, er wurde aber bei einem Landungsversuche durch die Eingeborenen angegriffen und mußte unverrichteter Sache wieder abfahren.

Aus diesen Gründen ist auch die Lage von St. Matthias auf den Karten unrichtig angegeben, denn wir fanden die Entfernung von Neu-Hannover nicht 75 Kilometer, sondern 90 Kilometer, und auch dann war die Hauptinsel noch nicht erreicht, sondern eine der vielen kleinen Nebeninseln, welche auf der Karte gar nicht verzeichnet sind und der Hauptinsel im Süden vorliegen. Vor uns lag anscheinend ein ganzer Archipel von dicht bewaldeten Eilanden, die durch Meerstraßen von ein bis zwei Kilometer Breite voneinander getrennt sind, und deren Höhenzüge kulissenartig hinter- und übereinander aufsteigen, um in dem etwa 600 Meter hohen Gebirgsstock der Hauptinsel ihren Abschluß zu finden.

Abb. 10. Eingeborene der Sandwich-Inseln.

In Anbetracht des vollständig unbekannten Fahrwassers rings um die namenlosen Inseln, die sich vor uns ausbreiteten, fuhr der „Seeadler" nur langsam vorwärts und ging endlich in einer kilometerbreiten Straße zwischen zwei größeren Inseln vor Anker. Auf dem Ufer der südlichen Insel konnten wir deutlich eine Anzahl dunkelhäutiger, im wahren Sinne des Wortes splitternackter Kanaken wahrnehmen, die mit langen Speeren bewaffnet, aufgeregt zwischen dem Ufergestrüpp einherspringen oder, hinter den Stämmen der mächtigen Laubbäume Deckung suchend, unser Thun beobachteten. Weiber befanden sich nicht unter ihnen, ein schlimmes Zeichen, denn bei feindlicher Stimmung der Eingeborenen pflegen sie ihre Weiber in den Busch zurückzuschicken. Es war abends, und in Anbetracht der bald zu erwartenden Dunkelheit der Tropennacht heute noch eine Landung zu versuchen, schien zu gewagt. Wir blieben deshalb an Bord, in der Hoffnung, daß vielleicht einige Kanaken in ihren Kanoes zu unserem Schiffe kommen würden, wie wir es bei unseren Besuchen auf den anderen Inseln erfahren hatten. Aber kein einziges Kanoe erschien, im Gegenteil, die Kanaken zogen ihre am Strande liegenden Kanoes noch weiter ans Land und verbargen sie im Gebüsch.

Nach Sonnenuntergang und dem in den Tropen damit verbundenen Einbruch der Dunkelheit sahen wir im Walde einige Feuer aufleuchten, nackte Gestalten, deren dunkle Silhouetten wir durch den Feuerschein wahrnahmen, eilten auf und ab, und es war möglich, daß die Eingeborenen etwas im Schilde führten. Um darüber, sowie möglicherweise auch über die Zahl und Lage der Hütten oder Dörfer Aufschluß zu erhalten, gab der Schiffskommandant Befehl, die Inseln mit dem elektrischen Scheinwerfer zu beleuchten.

Als der mächtige weiße Strahl wie ein leuchtender Kometenschweif plötzlich durch die Nacht blitzte, konnten wir die geringsten Einzelnheiten auf den umliegenden Ufern wahrnehmen. Aber mehr noch als diese fesselte mich ein bis dahin noch nie ge-

sehenes Naturschauspiel. Fiel der blendende Strahl auf die spiegelglatte, schwarze Wasserfläche zwischen uns und dem Lande, dann tauchte vor unseren überraschten Augen eine Art leuchtender Geyser auf, von ähnlicher Wirkung, wie die berühmten fontaines lumineuses unserer jüngsten Weltausstellungen. Aufgescheucht durch das plötzlich einfallende weiße Licht sprangen aus dem großen durchleuchteten Wasserkreise Tausende von Fischen erschreckt empor, große und kleine, weiße, rote, grüne, gelbe Fische, hierhin, dorthin, um in weiten Sätzen über die Fläche schnellend, im umliegenden dunklen Wasser Zuflucht vor diesem seltsamen Ruhestörer zu suchen. Ihre bunten Körper strahlten und glitzerten selbst wie elektrische Lichter, und das von ihnen rieselnde oder tropfende Wasser, ebenso wie der bei jedem Aufschnellen und Eintauchen aufspritzende Schaum der aufgeregten Meeresfläche glänzten wie ein unausgesetzter Diamantenregen in unbeschreiblicher, blendender Fremdartigkeit. Waren die Fische von einem durchleuchteten Fleck vertrieben, dann brauchte der Scheinwerfer nur auf eine nächstliegende Stelle gerichtet zu werden, um dasselbe Schauspiel hervorzurufen. Bald hier, bald dort, in unmittelbarer Nähe, wie in weiter Ferne, wohin der Strahl auch traf, wiederholte sich dieses geradezu gespensterhafte Leuchten. Noch größer als auf uns, mußte dieses befremdende Schauspiel aber auf die Wilden wirken, es mußte ihnen übernatürlich erscheinen, und wir, von denen diese Hexerei ausging, versprachen uns davon nur Gutes für unseren bevorstehenden Besuch.

Abb. 11. Frau mit Schweinchen auf der Sandwich-Insel.

Dieser mußte in Anbetracht der Gefährlichkeit des Unternehmens mit großer Vorsicht durchgeführt werden. War es besser, gleich mit der ganzen Bedeckungsmannschaft in großer Zahl die Landung zu versuchen? Der Gouverneur entschied, zuerst selbst, nur begleitet von wenigen Soldaten der schwarzen Polizei und einem mit den Kanakensprachen vertrauten Kaufmann an Land zu gehen. Gewehre und Revolver wurden scharf geladen, und der kleinen Expedition noch ein zweites, mit Soldaten bemanntes Boot nachgeschickt, das der Landungsabteilung in Schußweite zu Wasser folgen sollte. Wir alle waren in begreiflicher Aufregung, denn bis jetzt hatten die Wilden jeder Landung bewaffneten Widerstand entgegengesetzt, und noch im Jahre vorher wurde einem waghalsigen Händler hier durch Speere ein Bein zerschmettert.

Aber es ließ sich kein Kanake sehen, der Gouverneur und seine Leute stiegen unbehelligt ans Land und wanderten vorsichtig einen Kilometer weit der Küste entlang, die Waffen schußbereit, ohne auf ein menschliches Wesen zu stoßen oder eine Hütte zu sehen. Der Scheinwerfer mußte also in der That eine magische Wirkung auf die Eingeborenen ausgeübt haben, nicht nur hier sondern auch auf den anderen Inseln. Nun konnte die Durchforschung derselben gewagt werden. Wir nahmen unsere Gewehre und Revolver, dazu allerhand Tauschwaren, vornehmlich rote Tücher, Glasperlen, Messer, Streichhölzer und Tabak, und bestiegen, begleitet von Soldaten, die Boote.

Die Abteilung, zu der ich gehörte, wählte zwei jenseits einer weiten Bucht gelegene größere Inseln als Ziel. Die wackeren Ruderer vom „Seeadler" brachten das Boot rasch vorwärts, aber etwa einen Kilometer vom Strande kamen wir an Korallenbänke, die ein Weiterkommen mittels Rudern unmöglich machten; Korallen in den verschiedensten Formen und Farben, ganze Gärten von steinernen Gewächsen, die sich wie üppige Blumenbeete ausnahmen, mit weichen Sandflächen als Wege dazwischen. Es blieb uns nichts übrig als ins Wasser zu steigen und

das Boot vorwärts zu schieben; bei dem drückenden Brande der Tropensonne kein besonderes Vergnügen.

Endlich war der Strand erreicht, auf dem wir schon aus der Ferne einige armselige Hütten wahrgenommen hatten. Etwa ein Dutzend Kanaken stand davor, gewaltige Speere in der Hand. Wir hielten auch unsere Waffen schußbereit, statt aber von ihnen, wie wir gefürchtet hatten, mit Speerwürfen empfangen zu werden, blieben sie mit aufgerissenen Mäulern stehen und betrachteten uns und unsere Kleider mit dem höchsten Erstaunen. So mag es den Truppen des Hernando Cortez bei den Azteken ergangen sein. Natürlich trachteten wir sie zunächst zu Freunden zu machen, sprachen sie freundlich an, zeigten ihnen unsere Tauschwaren 2c. Indessen, selbst die auf den bisher besuchten Inseln am meisten begehrten Artikel, Streichhölzer und Tabak, machten keinen Eindruck auf sie. Das Tabakrauchen und die Feuergewinnung durch Streichhölzer waren ihnen augenscheinlich unbekannt! Thatsächlich sahen wir später, daß sie Feuer noch durch Aneinanderreiben trockener Hölzer erzeugen und es wahrscheinlich unter der Asche tage- und wochenlang glimmend erhalten. In jeder der elenden Palmblatthütten am Strande befand sich ein derartiges Feuer. Auch unsere Messer, Beile und Eisenstücke fanden bei diesen Kanaken keinen Beifall. Sie kannten einfach ihre Verwendung nicht, und hatten Eisen oder überhaupt ein Metall noch nie gesehen! Ja, sie kannten nicht nur die Eisenwerkzeuge nicht, sie besaßen nicht einmal solche aus Stein, sondern nur aus Muscheln, deren Kanten auf Steinen scharf geschliffen werden!

In ihrem Äußeren (Abb. 12—14) erinnern die Eingeborenen eher an die Bewohner der benachbarten Admiralitätsinseln als an die Kanaken von Neu-Mecklenburg, erschienen mir auch größer und wohlgestalteter als die letzteren. Sie waren buchstäblich nackt, mit einer kleinen Muschel auf dem Schamteile. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, fast schwarz, die Nase breit, das Gesicht aber sonst wohlgeformt und keineswegs häßlich. Schwarzes kurzes Kraushaar bedeckt den Schädel und umrahmt das Gesicht. Bei manchen waren auch der Körper und die kräftig entwickelten Gliedmaßen ziemlich dicht behaart. Die Unsitten ihrer Nachbarn im Archipel, das Färben und Einkalken der Kopfhaare, ist ihnen augenscheinlich ebenfalls unbekannt, ein weiterer Beweis, daß sie keine Beziehungen zu den benachbarten Inselgruppen unterhalten.

Ebensowenig wie Tabak kennen sie die Betelnuß, beides Reizmittel, die ich sonst überall in den Tropen, von Ceylon durch den Sunda- und Molukkenarchipel bis nach Neu-Guinea und Neu-Pommern gefunden habe. Die einzigen Schmuckgegenstände, welche diese entlegensten aller Unterthanen des Deutschen Reichs tragen, sind Armbänder, aus Perlmutterschalen in einem Stück geschnitten und am Oberarm getragen, dann winzig kleine, ungemein zarte Ringe aus Schildpatt. Es ist mir unfaßlich, wie die Eingeborenen mit ihren höchst primitiven Muschelwerkzeugen aus Schildpatt diese zwirnfadendicken, einen halben Centimeter weiten Ringelchen überhaupt herstellen können. Sie verwenden sie als Nasenzierat, indem sie zwei bis drei Dutzend davon in die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern stecken oder auch an den Ohren tragen. Fast bei allen waren die Ohrläppchen durchbohrt und die Löcher so erweitert, daß man eine Kinderhand durch die Öffnung stecken könnte. Bei manchen baumelten die Ohrläppchen ohne jeden Schmuck fingerlang herunter, andere hatten einen zusammengerollten Blattstreifen von etwa sechs Centimeter Durchmesser darin stecken, wieder andere trugen den äußeren Rand des Ohrläppchens mit den geschilderten kleinen Schildpattringen buchstäblich bedeckt, daß ihrer an jedem Ohre hunderte stecken mochten. Ihre Hände und Füße sind verhältnismäßig klein

Abb. 12. Eingeborener von St. Matthias

und wohlgeformt, ihre Zähne blendend weiß.

Die sonst in der Südsee allgemein verbreitete Tättowierung scheint ihnen unbekannt zu sein, dagegen verzieren sie Gesicht und Körper dadurch, daß sie verschieden geformte, zumeist kreisförmige Einschnitte von drei bis sechs Centimeter Durchmesser in die Haut machen und die in Heilung begriffenen Wunden wieder mehrmals aufreißen, so daß die Narben mitunter bis zu einem halben Centimeter erhaben sind. Auffällig war mir die Abwesenheit aller Hautkrankheiten, sogar der fast allgemein verbreitete Ringwurm, welcher dem ganzen Körper ein aschgraues, beschupptes Aussehen gibt, scheint hier zu fehlen. Ihre Sprache war den uns begleitenden Polizisten aus Neu-Mecklenburg vollkommen unverständlich.

Das größte Entzücken äußerten unsere neuen deutschen Landsleute von St. Matthias als wir ihnen die mitgebrachten knallroten Stoffe zeigten, welche die Eingeborenen des Bismarckarchipels mit Vorliebe als Lendentücher tragen.

Ich hatte leider nur wenige mitgenommen, und ich zerriß sie deshalb in hand- oder fingerbreite, armlange Streifen, und bot sie ihnen in Tausch für die Speere an, die sie in den Händen hatten.

Mit sichtlicher Freude gaben sie diese kunstvoll aus sehr hartem Holz geschnitzten Waffen her, so daß sie bald keinen einzigen mehr zur Verfügung hatten. Endlich luden sie uns durch Zeichen ein, ihnen in den Busch, wahrscheinlich zu ihren dort verborgenen Hütten zu folgen.

Einige waren im Busch zurückgeblieben und verständigten sich mit den bei uns am Strande befindlichen durch verschiedene eigentümliche Rufe. Vorsichtig folgten wir ihnen auf dem vielverschlungenen, engen Pfade, im Gänsemarsch einherstolpernd, durch den dämmerigen feuchten Dschungel. Plötzlich waren sie aber alle verschwunden, und die seltsamen Rufe wiederholten sich. Es hätte uns gewiß ungemein interessiert zu erfahren, ob unsere Landsleute von St. Matthias auch Menschenfresser seien, indessen unser Selbsterhaltungstrieb war begreiflicherweise größer als unser Wissensdurst und wir hielten es für geraten, lieber an die Küste, in die Nähe unseres Bootes zurückzukehren.

Während ich noch in verzeihlicher Neugierde in den verlassenen Hütten am Strande nach ethnologischen Kuriositäten umherwühlte — wann kommt denn ein Europäer wieder einmal nach St. Matthias? — kamen die Kanaken wieder heran und brachten diesmal Gegenstände mit, die uns im höchsten Grade überraschten: Gürtel und Stücke von Stoffen, aus Bast recht kunstvoll *gewebt*! Diese Leute, denen das Eisen und jedes andere Metall unbekannt war, kannten den *Webstuhl*! Leider war es uns nicht möglich, einen solchen einzutauschen oder auch nur zu sehen.

Abb 13. Erste Begegnung Weißer mit Eingeborenen auf St. Matthias.

Als wir noch mit unseren neuen Freunden verhandelten, kam von der etwa einen Kilometer entfernten Nachbarinsel ein Kanoe mit sechs Männern, die uns ebenfalls prachtvoll geschnitzte Speere für unsere roten Lappen anboten und uns durch Zeichen einluden, nach ihrer Insel zu fahren. Wir ließen uns auch hinüberrudern, in der Hoffnung, die Leute durch Geschenke zu bewegen, uns ihre Wohnungen und vor allem

Abb. 14. Einwohner von St. Matthias, bei der Abfahrt Speere anbietend.

ihre Frauen zu zeigen. Aber als wir, dort angekommen, den Versuch machten, ins Innere der Insel vorzudringen, wurden die schwarzen Kerle plötzlich drohend, so daß wir unser Vorhaben aufgaben. Kaum waren wir wieder im Boote, so sahen wir die Weiber, die erwähnten Baststoffe um die Hüften geschlungen, schreiend mit ihren Männern am Ufer tanzen. Wie auf den anderen Inseln, so gelang es mir auch hier verschiedene photographische Aufnahmen zu machen, die ersten und einzigen, welche von St. Matthias und ihren Bewohnern existieren und nach welchen auch die hier beigegebenen Illustrationen angefertigt worden sind.

Als wir kurz vor Sonnenuntergang wieder an Bord des „Seeadler" eintrafen fanden wir, daß die Expeditionen nach den anderen Inseln ähnliche Erfahrungen gemacht hatten. Auf dem Verdeck lag die Beute des ersten Tages aufgehäuft, Hunderte sehr schön geschnitzter und bemalter Speere, Muschelwerkzeuge, Matten, Gefäße und Gebrauchsgegenstände der verschiedensten Art. Überall hatten sich die Einwohner anfänglich scheu und argwöhnisch gezeigt, aber es war doch zu keinem blutigen Renconttre gekommen.

Am folgenden Tage wurden neue Expeditionen nach anderen Inseln mit demselben Erfolg unternommen. Unser freundliches Vorgehen und die kleinen Geschenke, die wir austeilten, hatten uns das Zutrauen der früher den Weißen so feindseligen Eingeborenen gewonnen, und als wir des Abends zum Schiffe zurückkehrten, fanden wir es von zahlreichen Kanoes umringt, deren splitternackte Insassen ihren ganzen Hausrat mitgebracht hatten, um sie den Matrosen gegen Bierflaschen, Glasscherben und Stoffetzen einzutauschen. Der „Seeadler" war bald mehr mit Kanakenspeeren als mit Kanonen und Gewehren armiert.

Während die Offiziere am dritten Tage ihre kartographischen Aufnahmen der Inselgruppe fortsetzten, wiederholten wir unsere Besuche auf den Inseln, besonders auf der namenlosen nächstliegenden, nicht ohne bestimmte Zwecke dabei zu verfolgen. Bisher war St. Matthias für das Reich vollkommen wertlos gewesen, denn kein Weißer hat es wagen können, mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben oder die Massen Trepang auf den Korallenbänken zu fischen. Es galt also, die Eingeborenen nicht nur an den Verkehr mit den Weißen zu gewöhnen, sondern auch die Errichtung einer Handelsstation hier vorzubereiten. Wir waren deshalb alle von hinreißender Liebenswürdigkeit mit den Wilden. Unsere Leute sangen und tanzten mit ihnen, gaben ihnen Zucker und Streichhölzer, manchem Kanaken wurden rote Stoffstreifen um Hals, Arme und Beine gebunden, daß sie vor Entzücken jauchzten, kurz es gab ein Verbrüderungsfest, einen Karneval, wie er zwischen Weißen und Kanaken wohl noch niemals vorgekommen ist. Zu gleicher Zeit machte sich auf Befehl des Kapitäns der Schiffszimmermann ans Werk, einen großen Casuarinenbaum zu fällen. Die Schwarzen stutzten und wurden plötzlich ernst. Unter den Älteren entstand lebhaftes Hin- und Herreden, Gestikulieren, und einige verschwanden rasch im Busch, um mit neuen Speerbündeln zu erscheinen, die sie unter sich verteilten. Wir waren auf unserer Hut und suchten mit dem Rücken Deckung an den Bäumen. Der Gouverneur aber trat lächelnd auf sie zu, verteilte Glasperlen und Stoffe, und ermunterte die jüngeren Kanaken, selbst Hand ans Werk zu legen, indem er ihnen Äxte gab und ihnen durch Zeichen bedeutete, die nächststehenden Bäume zu fällen. In der That machten sie sich an die Arbeit, stöhnten und ächzten wohl nach ein paar Schlägen, hielten wir ihnen aber die vielbegehrten roten Lappen vor die Nase, so setzten sie die Ar-

beit doch fort, und freuten sich schließlich, wenn die Bäume unter ihren Schlägen zu Boden fielen.

Auf solche Art hatten wir in den Eingeborenen die Lust zum Erwerb von Tauschwaren angeregt und ihnen gezeigt, daß sie solche nur erlangen können, wenn sie arbeiten. Gleichzeitig war auch eine Entente cordiale mit ihnen hergestellt worden, so daß sie in Zukunft Weiße wohl kaum wieder blutig zurückweisen, sondern eher herzlich bewillkommnen dürften.

Mittlerweile hatten die Offiziere ihre Aufnahmen beendet, und am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, um noch eine Rundfahrt um die ganze Inselgruppe zu unternehmen. Damit war der Zweck der Expedition glücklich durchgeführt. Für Händler, die sich früher oder später auf St. Matthias niederlassen sollten, wird in der ersten Zeit freilich nicht viel mehr zu holen sein, als Trepang. Aber wie hier, auf dieser entferntesten Inselgruppe des Archipels, so lagen doch vor Jahrhunderten, zur Zeit ihrer Entdeckung, die Verhältnisse auch auf den Inseln im Karaiben-Meere und im Golf von Mexiko. Was sind aus den Bermudas, Bahamas und den Antillen für reiche, bevölkerte, einträgliche Besitzungen geworden! Mit Geduld, Fleiß und Unternehmungsgeist werden sich auch diese Antillen der Südsee, der deutsche Bismarckarchipel, allmählich entwickeln, und wie die Bewohner von Jamaica oder Martinique heute in ihren schönen Villen, umgeben von entzückenden Tropengärten und reichen Plantagen von dem ersten Verkehr des Kolumbus und seiner Zeitgenossen mit den wilden Karaibenstämmen lesen, so werden auch im nächsten Jahrhundert deutsche Pflanzer, deutsche Kaufleute in den inzwischen entstandenen und aufgeblühten Handelsstädten mit Staunen von den Zuständen dieser Inseln lesen, wie sie früher waren, und wie wir sie auf der ersten Expedition nach St. Matthias gefunden haben.

Zweitausendundzehn.

Von

Carl Busse.

Heut bin ich über den Burgwall gegangen,
Als droben die letzten Glocken verklangen
Und um die Türme von St. Marien
Mißtönig kreischend die Dohlen schrien.

Neben mir, hoch in den silbernen Flor,
Drängten die gotischen Pfeiler empor,
Und vor mir hellte der Mondenschein
Eine staubige Platte von weißem Stein.

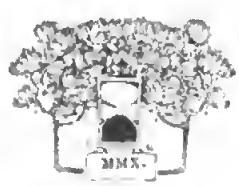
Eingelassen in Straßenmitten,
Wohl liebe Worte darein geschnitten,
Doch längst verwaschen — nur deutlich zu sehn
Das Kreuz und: Sechzehnhundertundzehn!

Name, Wappen und Schilderein,
Alle vergaßen sie — selbst der Stein!
Staub und Asche, auch das verfliegt,
Niemand weiß, wer darunter liegt.

Kaum der Jahrhunderte zwei oder drei,
Dennoch vergessen und alles vorbei —
Meine Augen sind trüb', meine Augen sehn
Eine andere Zahl: Zweitausendundzehn!

Zweitausendundzehn — und keiner wird bleiben,
Nicht die den Pflug durch die Erde treiben,
Nicht die da mähten mit blitzendem Stahl,
Und nicht die Spielleut' beim Erntemahl.

Und wem sich das Wissen der Welten enthüllte,
Und Ihr, von seliger Liebe Erfüllte,
Und ich und du, und wir alle wir gehn,
Wem bleibt noch ein Kreuz — zweitausendundzehn?



Bildnis. Porzellan-Statuette von Carl Bernewitz.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Klub Germania zu Santos.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Vortragsreise durch Brasilien.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

II. Im Staate Sao Paulo und in Bahia.

(Abdruck verboten.)

Da mir für die Brasilienreise nur wenige Monate zur Verfügung standen, konnte ich um so weniger Neigung haben, zehn ganze Lebens- und Reisetage durch Pestquarantäne zu verlieren oder mich an anderweitige Beobachtungsvorschriften fesseln zu lassen. Um von Petropolis in den Staat São Paulo zu gelangen, benutzte ich daher, anstatt über Rio zu reisen, den offen gebliebenen Ausweg, der mich ohnedies reizte, direkt von Petropolis mit meinem Gepäck, das übrigens bereits durchräuchert war, einen anderen Weg zu suchen. Dies ließ sich unter Benutzung verschiedener Eisenbahnstrecken ganz gut machen, nicht sehr bequem, aber desto interessanter.

Nun kam ich durch die Fahrt nach Westen aus der steilen Serraregion der Küste schon etwas heraus und in den Vorgeschmack des inneren Hochlandes. Pflanzungen tauchen auf, Zuckerrohr, Mandioca, auch schon Kaffee, aber noch nirgends im großen betrieben: kleine Ansiedelungsflecken, die nebst den zugehörigen Bauernhäusern oder Ranchos in den Buschwald eingesprengt sind. In den Ästen des schönen Seidenbaums, dessen glänzende weiche Baumwolle leider nicht gesponnen werden kann, kleben die seltsamen Nester des João de barro, des (rigoros ehrlich übersetzt) Dreck-Johanns oder Töpfervogels, der sich aus Lehm seine mit mehreren Kammern versehene Wohnung in luftiger Höhe erbaut. Die Brasilianer haben diese Nester gern in der Nähe ihrer Wohnungen und sehen den Töpfervogel für einen „christlichen" Vogel an, weil er Sonntags nicht arbeitet und jedenfalls sein Flugloch immer nach Osten verlegt — ex oriente lux! Der ganze Boden aber ist übersät mit den bienenkorbartigen, ebenfalls aus dem rötlichen Lehm errichteten Häusern der Termiten.

Die Strecke am mächtig flutenden, von Stromschnellen und kleinen Kaskaden unterbrochenen Parahyba entlang ist größtenteils voller, echter Urwald, dessen Äste und Zweige breit über die klare Flut hinabhängen. Orchideen, rote Bromeliaceen und andere Epiphyten leuchten aus dem Grün hervor; zu allem, was sonst von Lianen und Parasiten auf die Bäume klettert, zum Licht empor, gesellt sich eine Kakteenart hinzu. Hier und da liegt ein kleiner Marktflecken oder ein Städtchen am Wege und bringt gezwungen vielstündigen Aufenthalt — paciencia! Gute Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft brasilischer Speisen und Sitten zu machen. Gleichzeitig auf den Tisch gesetzt werden z. B. etwas Fisch, gebratene Vögel, von denen Jacú und Macucú die besten sind, Ragout mit Zwiebeln, Schweinebraten, gelbe Rüben, unbekanntes hirschartiges Fleisch mit harten Eiern gefüllt, eine Art Beefsteak, allerlei Salat, vor allem aber Hühnersuppe mit Reis, Carne secca, an der Sonne gedörrtes Rindfleisch, schwarze Bohnen und die heillos scharfe Pimenta. Brot und Kartoffeln haben ein Ende, die Farinha, das Mandiocamehl tritt nach allgemeiner Landessitte an ihre Stelle. Dazu

bekommt man — notabene in durchschnittlichen Wirtschaften; auf der Fazenda oder z. B. in Pernambuco und Campinas fand ich dies alles sehr ansprechend stilisiert — einen Teller und ißt, wenn man's ganz korrekt machen will, von diesem alles durcheinander herunter.

In Barra do Pirahy findet das Weiterkommen wieder einmal ein Ende. Es ist gerade der 14. Juli, und selbst in diesem mehr als friedlichen Örtchen feiert man die — Erstürmung der Bastille, welche die neue brasilische Republik sich aus irgend einem Grunde als vaterländischen Nationalfeiertag zugelegt hat. Am lichten Tage prasselt das Feuerwerk in die Lüfte empor, ein Hauptergötzen des in seiner Masse noch durchaus kinderhaften Volkes. In Italien sagt man zu grellem Spott: die Einwohner von Cuneo sind so thöricht, daß sie bei Tage Feuerwerk machen. Die Brasilianer halten's mit den Leuten von Cuneo. Und die Kellner sind heute doppelt nur „dignidad". Sie schleichen mit lethargischer Feierlichkeit umher, und man wundert sich thatsächlich, daß sie die petroleumtropfende Hängelampe anzuzünden geruhen, als um $^3/_4$6 Uhr das Tageslicht erlischt. Es ist nicht verlockend, unter Dach und Fach zu bleiben, gerade der ruhende Abend ist in Brasilien so schön. Eine Straßenallee, aus jenen Blütenbäumen gebildet, die wir Stubenlinden nennen, führt mich wieder vor den Ort und an den Fluß. Dunkel ruhen mit ihren Waldkuppen die Berge des Westens, der Serra do Espinhaço, und unschuldige violette kleine Wölkchen schwimmen darüber im reinen Blau; vor dem letzten Hause steht in skulpturaler Ruhe eine Frau und säugt mit gelöstem Gewande ihr Kind; farbige Jungen, barfuß bis an den Hals, trotz der erstürmten Bastille, tummeln sich Zuckerrohr lutschend vorüber. Ein Abendlüftchen spielt in den feinen Blättern des Bambus, und ringsumher konzertiert das durchdringende vielstimmige Zirpen der Grillen. Auf die Brust des Wanderers legt sich ein seltsames Gefühl — ist es die seelische Abendeinsamkeit in diesem weltvergessenen Nest, aber ist es das Heimweh? ... Rasch sinkt die volle Finsternis herein, und die Sterne funkeln aus nachttiefem Firmament. In eine Wirtschaft trete ich ein, aber dem Jüngling hinter dem Buffett fällt es gar nicht ein, sich um mich zu kümmern, und mir liegt nichts daran. Er studiert seine Parteizeitung, ich schreibe, was der Zweck dieser Einkehr war, eine mitgebrachte Postkarte nach Hause und gehe wieder fort — „obrigado, Senhor!" „Boa noite, Senhor!"

Andern Tags gegen die Mittagszeit erreiche ich endlich die Stadt São Paulo. Das ist die zweitbedeutendste und zugleich in ganz Nord- und Mittelbrasilien die am meisten europäische Stadt, ferner auch diejenige, die sich rühmen darf, das regsamste geistige Leben aufzuweisen. Von früh her sind die Paulistaner, die Bewohner des Staates São Paulo, die Aristokraten Brasiliens geworden. In den Eroberungszügen der alten Jahrhunderte hat sich ihre Energie gestählt, im XIX. Jahrhundert haben sie die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens von Portugal (1822) auf ihrem Grund und Boden, auf der Hochebene Ypiranga erlebt, und haben ihren Staat durch redliches Vorwärtsstreben, durch Errichtung von Lehranstalten und modernen gemeinnützigen Instituten, durch Landwirtschaft und Industrie, durch thatkräftige Kolonisation und durch Förderung der Eisenbahnbauten, wenn diese auch zunächst von englischen Gesellschaften unternommen wurden, rühmlich in die Höhe gebracht. Die Deutschen haben seit mehr als fünfzig Jahren bei alledem thatkräftig mitgewirkt. Zahlreiche Landsleute nehmen in den öffentlichen Angelegenheiten des Staates und als Lehrkräfte an jenen Anstalten eine angesehene Stellung ein, kaum ein anderer brasilischer Bundesstaat hat sich der deutschen Hilfe bei seinen Schöpfungen und zum Frommen ihrer sachgemäßen Erhaltung in solchem Umfange bedient. Und ebenso stehen die deutschen Kaufleute, Handwerker und Kolonisten in hoher Achtung. Fast jeder maßgebende Paulistaner, mit dem ich verkehrte, sagte mir, und das war keine bloße Höflichkeit, vielmehr ein wahrer Stoßseufzer im Hinblick auf den v. d. Heydtschen Auswanderungserlaß, der für São Paulo noch nicht aufgehoben ist: Wenn wir nur noch mehr Deutsche im Lande hätten! Welche Tüchtigkeit, welcher Fleiß und vor allem, welche Ordnung! „Ich bin Republikaner von ganzem Herzen," sagte einer dieser Herren, „aber ebenso bewundere ich ohne jeden Rückhalt die deutsche Erziehung durch den Militarismus!" In der gleichen Verbindung mit einem formellen republikanischen Vorbehalt hatte ich mehrfach Gelegenheit, die laute Bewunderung des deutschen Kaisers, teils als Person, teils als des Trägers der deutschen Weltstellung, ausgesprochen zu hören.

Herr Konsul Viktor Eschke hatte die Güte, mich an der Bahn zu begrüßen und zu Herrn Dr. Schaumann zu geleiten, der sich zu meiner gastlichen Aufnahme freundlichst erboten hatte. Dr. Heinrich Schaumann ist der Sohn eines Mannes, der als Begründer der im ganzen Staate berühmten und die Apotheken versorgenden Pharmacia do veado d'ouro (zum goldenen Hirsch) und als deutscher Konsul in der älteren Zeit São Paulas eine bedeutende Stellung eingenommen hat; der Sohn hat das Erbe dieses Ansehens sowohl bei Deutschen wie Brasilianern durch gleiche Thatkraft und Tüchtigkeit ungemindert erhalten und unter anderem auch schon die Eigenschaft eines Deputierten bekleidet. Auf der schönen Avenida (= Avenue) Paulista liegt sein im europäischen Villenstile erbautes Familienhaus und blickt hinweg über die Stadt, die von sanften Berglehnen in das Hochthal hinabflutet, weit in das schöne Land hinaus. Niemals habe ich irgendwo den Eindruck gehabt, so ungeheuer viel Land, eine solche Weite von Flächen, Niederungen und sanften Hügelketten mit dem Blick zu übersehen, als hier auf diesem etwa 800 Meter hoch gelegenen Plateau, ganz besonders, wenn diese Weite von einem Standpunkte aus, wie z. B. vom Dache des Schaumannschen Hauses, nach allen Seiten geschaut werden konnte. Nahe umher Gärten, zwischen denen nach der Mata, der für spätere Rodung aufgesparte Buschwald liegt; weiterhin nach der einen Seite die Stadt mit ihren gedehnten, durchgrünten Häusermassen, nach

den anderen hin die überall verstreuten, zwischen Bambus und Bananen halbversteckten Ranchos der gutenteils farbigen kleinen Bauern. Wieder darüber hinaus von niedrigem Buschwerk übergrimmelte Campos oder steppenartige Grasfluren, aus denen das Silberband von Flüssen blinkt; vom Waldbaden ferner Calingas steigt bläulicher Feuerrauch empor, und man denkt an die Cooperschen Ansiedlerromane der Knaben. In letzter bläulicher Ferne endlich begrenzen scharfprofilierte Gebirge den schweifenden Blick, nach Osten zu die Serra do Mar, an deren jenseitigen Fuß der Ozean spült, nach Westen zu der Zackenrand der Mantiquaira mit dem am meisten hervortretenden Gipfel der Jaragua. In der Stadt aber muß wohl wieder ein brasilischer Heiligentag oder ein sonstiges Fest sein, denn wieder sausen die Raketen und Leuchtkugeln in den hellen Sonnenschein empor, um draben mit seinen weißen Wölkchen zu verknattern.

In der deutschen Kolonie von São Paulo war der Gedanke der Vorträge von vornherein auf günstigen Boden gefallen, und die „Deutsche Zeitung" hatte ihnen schon während meiner Riotage durch ihre Berichte das freundlichste Interesse entgegengebracht. Zu ihrer Inswerksetzung und zu ihrem guten Gelingen in São Paulo vereinigten sich mit dem Herrn Konsul, abgesehen von Herrn Dr. Schaumann, insbesondere die Herren Karl Jeep, Besitzer einer bedeutenden Druckerei und Papierwarenfabrik — er wurde der eigentliche thatkräftige und fürsorgliche Mittelpunkt der Organisation —, und Herr Körner als Vorstand der Germania, in deren stattlichem Klubhause die Vorträge abgehalten wurden. In der „Deutschen Zeitung" von São Paulo verstand es deren Leiter, Herr de Meierinck, durch die gehaltvolle Art, womit er die Vorträge besprach, auch dem Redner manches zu geben, was sich dieser daraus entnahm. Ähnliches war der Fall bei der von Herrn Eppenstein in lebhaft individueller Weise geleiteten „Germania", und wenn die radikal-demokratische, insbesondere gegenüber Seiner Majestät dem Kaiser eifrig kritische Richtung dieser Zeitung mit der nationalen und monarchischen Gedankenbasis der Vorträge und mit der Zustimmung, welche diese Haltung in der Paulistaner Gesellschaft fand, nicht vereinbar war, so wußte sich doch die Redaktion, soweit ich die Berichte gesehen habe, in einer ebenso humoristisch geschickten, wie für mich schmeichelhaften Weise aus der Affaire zu ziehen. „Es gibt Momente, in denen man seinen Verstand im Interesse des Herzens zum Satan jagen möchte," schrieb sie und diese Momente hätte sie im Zuhören erlebt; damit durfte ich sicherlich zufrieden sein, auch wenn bei gar manchem Punkte der Ausführungen der Verstand wieder rasch die Oberhand gewann. Die brasilischen Zeitungen der Stadt, der Estada de S. Paula, der Diario populae, der Correio, die Platéa brachten nicht bloß spaltenlange Berichte über die Vorträge, sondern sogar Mitteilungen über mein tägliches Treiben und Ergehen. Es würde unbescheiden sein, nicht daran zu denken, daß wohl auch die pflichtmäßige Absicht mitgewirkt haben mag, dem zu deutsch-nationalen Vorträgen auf brasilisches Staatsgebiet gekommenen Redner auf alle Fälle Beachtung zu widmen. (Gerade damals war von Nordamerika aus die deutsche Reichspolitik in Brasilien in haltlosester Weise verdächtigt worden, übrigens nachgewiesenermaßen nur, um Abnehmer für überschüssig fabriziertes Kriegsmaterial zu finden, wie mir der hervorragende Parteiführer Herr Dr. Julio Mesquita mitteilte, welcher die Unterhaltung alsbald auf dies aktuelle Thema brachte.) Aber wenn es sich mit obigem so verhielt, so hat es die Presse jedenfalls verstanden, diese Absicht unter Rosen zu verbergen, und gerade dann auch sollte es mich doppelt freuen, daß meine Vorträge das Schlußergebnis gehabt haben, in Brasilien das Vertrauen zu der Art zu verstärken, wie das deutsche Volk seine Weltaufgaben auffaßt. Denn in diesen Akkord klangen die Berichte der Paulistaner Zeitungen und die nach Rio gerichteten Telegramme aus. „Wir Brasilianer gewinnen die Überzeugung," so schrieb die „Platéa", „daß wir dem deutschen Volke ohne Zurückhaltung und brüderlich die Hand reichen können in allen seinen gegenwärtigen Bestrebungen, die nicht auf die unhaltbaren Eroberungen einer ehrgeizigen Politik abzielen, sondern auf die Erleuchtung und Civilisation der ganzen Welt, die heute von Ost nach West, von Nord nach Süd aufgerüttelt wird von dem siegreichen Arm der friedlichen deutschen Eroberer und Apostel der Wissenschaft: „Ich kann und ich will!" (dos pacificos conquistadores allemães, dos apostolos da sciencia: „eu posso e eu quero!")

Das war die eine Seite meines Aufenthaltes: Diese freundlichen, geselligen beendeten Vortragsabende, der Gedankenaustausch mit so vielen trefflich auf ihrem Posten stehenden Landsleuten in der Fremde, wobei ich der hörende und empfangende Teil war, der anheimelnde Verkehr im Schaumannschen Hause, dessen Kinder mich so gern an die meinen denken ließen, und in den mit Schaumanns befreundeten Familien, der Besuch der deutschen Schule und industrieller Anstalten. Mit besonderem Dank habe ich auch nach der Beziehungen zu dem hochangesehenen dänischen Augenarzte Herrn Dr. Gad zu gedenken, sowie zu Herrn Gustav o. Königswald, einem der trefflichsten Kenner Brasiliens und Verfasser grundlegender Bücher über die Staaten São Paulo und Rio Grande. Auf der anderen Seite wurden mir dadurch ungewöhnlich günstige Beziehungen eröffnet, daß ich die Ehre hatte, Sr. Excellenz dem Staatspräsidenten Herrn Rodriguez Alves und dem nicht minder liebenswürdigen Staatssekretär des Innern und Kultus, Herrn Benta Buena, vorgestellt zu werden, einem noch jüngeren, aber schon höchst verdienten Beamten, dessen kluges, ernstes Gesicht etwas überaus Anziehendes hatte. Die beiden hochgestellten Herren ließen es sich angelegen sein, mir die fanitären und Unterrichtsanstalten des Staates zu eröffnen und deren Besuch durch die Begleitung der jeweils kompetenten Persönlichkeiten, welche mir in gütigster Weise ihre Zeit opferten, und durch sonstige Maßnahmen in dankbarster Weise angenehm zu machen. Das Gefühl der Genugthuung von seiten dieses tüchtigen und redlich strebenden Staates, seine Schöpfungen einem aus dem vielfach vorbildlichen Deutschland kommenden Ge-

lehrten und Schriftsteller zeigen zu können, wurde in der That durch das Gesehene sachlich vollkommen begründet. Leider reichte die starkbesetzte Zeit nicht, alles zu besuchen, was auf dem Programm stand. Die altberühmte Rechtsfakultät von São Paulo, das Polytechnikum, die große Escola normale in prachtvollem Gebäude, die Bibliotheken und das ethnographisch-naturwissenschaftliche Museum, das Instituto vaccinagenico sind Musteranstalten in ihrer Art. Das „Isolamenta", wie das wunderbar gelegene, mit seinen Gebäuden und Gärten weit ausgedehnte Hospital für ansteckende Krankheiten (Pest, gelbes Fieber, Blattern 2c.) genannt wird, und seine einzelnen, übrigens fast leeren Krankenräume besuchte ich unter Führung des zu den leitenden Ärzten gehörigen Herrn Dr. Candido Espinheiro, die große Desinfektionsanstalt zusammen mit Herrn Carlos de Assis Maura. Ein Extrazug, welchen die Regierung angeordnet hatte, brachte die Herren und Damen, welche sich anschlossen, und mich zu den herrlich im Gebirge gelegenen Sammelbecken der Wasserleitung, wobei uns ein gebürtiger deutscher Landsmann, der brasilische Ingenieur und Professor Herr Kriegbaum aufs liebenswürdigste geleitete. Alle diese Anstalten rufen durch die Opulenz ihrer Anlage und ihre technisch-moderne Vollendung rückhaltlose Bewunderung hervor. Ebenso gehört die Ackerbauschule in der Stadt Campinas zu den vielversprechendsten Einrichtungen, die der Staat neuerdings, wiederum durch die Hilfe deutscher Kräfte, geschaffen hat. Auch hierher, bei meiner Reise ins Innere des Staates, dauerte die Gastlichkeit und Fürsorge der Behörden an, denen ich ebenso die einführende Empfehlung bei einem Plantagenbesuche auf der großen Fazenda des Herrn Branca verdankte. Dieser Aufenthalt auf der Fazenda Mato dentro, alles dort einerseits von einheimischem Wesen, anderseits von der Kultur und der technischen Behandlung des Kaffees Gesehene, und nicht zuletzt das Umherstreifen zu Pferd in den Pflanzungen und im Walde gehören zu den schönsten und interessantesten Erinnerungen der ganzen Reise und sollen, wie manches andere, gelegentlich für sich geschildert werden.

Zurückgekehrt nach São Paulo erhielt ich die Einladung des deutschen Konsuls in Santos, Herrn Fr. Höpfner, des Chefs der großen Firma Theod. Wille & Cie., auch dort in der „Germania" zu sprechen und im Hause des Herrn Konsuls zu wohnen. So fuhren wir — liebenswürdige Paulistaner Bekannte machten gleichzeitig einen Ausflug nach Santos zu Verwandten — die 800 Meter der Serra auf der englischen Drahtseilbahn hinab. Diese unmittelbar vom Meere zu Höhen von 1700 Meter aufsteigende Serra geral, welche die ganze südliche Hälfte der brasilischen Küste umsäumt und die Trägerin der ausgedehntesten Urwaldmassen ist — dieser Höhenzug ist es hauptsächlich, der die Erschließung des Landes trotz der im Süden durchaus günstigen klimatischen Verhältnisse erschwert, verlangsamt hat. Wie der Panzer die Schildkröte, so umschließen sie und die viel gewaltigeren Kordilleren vom Stillen Ozean her den Körper Südamerikas. Ist ihre Starrheit einmal besiegt, durch schwierige Eisenbahn- und Wegebauten überwunden, so ist nachher darinnen alles ganz bequem. Aber der Ansiedler kann nur vordringen und wirtschaften, sobald ihm die Verbindung im Rücken mit der Küste, die allein einen wirklichen Austausch und Verkehr hat, gesichert ist. Von einem brasilischen Eisenbahnnetz kann keine Rede sein. Von den hauptsächlichsten Küstenorten aus führen kurze aber etwas längere Sackbahnen streckenweise ins Innere. Im Gesamtbilde des ungeheuren Landes bleiben sie noch völlig auf die Randzone beschränkt, nichtsdestoweniger haben sie schon eine außerordentliche Bedeutung gewonnen.

Ein gewaltiger Personen- und Güterverkehr, unter letzterem der größte Kaffeetransport der Welt, rollt an den Drahtseilen der São Paulo Railway auf und ab und die Gesellschaft hat sich neuerdings zur Verdoppelung des Schienenweges entschließen müssen. So eigentümlich sind hier die topographischen Verhältnisse, daß es billiger wurde, das neue Geleise für sich an anderer Stelle durch den Bergwald zu legen, als die vorhandene Anlage zu verbreitern. Diese im Bau befindliche, neue großartige Bergbahn, welche fast ganz aus Tunneln und Viadukten besteht und ebenfalls das Drahtseilsystem beibehalten hat, zu besuchen, wurde ich durch Vermittelung von Herrn Jeep eingeladen. Ich benutzte hierfür einen Sonntag von Santos aus und verbrachte einen nicht bloß hochinteressanten, sondern auch gesellig überaus angenehmen Tag mit dem leitenden Ingenieur Herrn Kesselring, welcher einer schweizerischen Familie entstammt, und seinem Kollegen Herrn Finnisan, einem sehr netten Schatten. Welche bewundernswerten Futtermauern und Wasserableitungsbauten, welche Maschineneinrichtungen hier geschaffen sind, wie wir über unfertige Viadukte balancierten, durch schräge Tunnel aufwärts klommen oder zurückkehrend auf der Draisine mit zwei Mulatten an den Bremsen die langen, noch seillosen Geleisestrecken hinabsausten, wie wir im Urwald baumfreie Höhen mit wundervollem Blick auf die Bucht von Santos und das Meer erkletterten, oder in dem kaum minder aussichtsschönen, von Grün umgebenen und trotz seines provisorischen Charakters höchst gemütlichen Hause, das sich die genannten Herren für die Zeit ihrer Bauleitung hergestellt haben, fröhlich tafelten, sogar mit Faßbier, das Herr Kesselring aus São Paula hatte kommen lassen — das alles dürfte eigentlich gar nicht durch schnöde und stimmungslose Andeutungen gestreift werden, sondern erfordert für sich eine ausführliche und harmonische Schilderung, die ich auch noch vorzunehmen hoffe.

Santos liegt, umrahmt von dem gebirgigen Festlande, auf einer Insel, deren Kern der Berg Monserrate bildet. Diese Insel ist jedoch, wenn ich es richtig gesehen habe, durch allmähliche Zusumpfung der Bucht mit dem Festlande nahezu vereinigt, so daß von den ursprünglichen Meeresflächen blaß kanalartige Arme geblieben sind, die das Ganze wie ein Flußdelta erscheinen lassen. Die Stadt selbst liegt innerhalb dieses Deltas. Dagegen haben viele deutsche und andere wohlhabende Familien ihre Villen, ihre Chacaras draußen an der Barre des offenen

Meeres erbaut, schon aus klimatischen Gründen, da das gelbe Fieber die Stadt beständig heimsucht. Besonders im Jahre 1892 war es, daß der Tod mit schrecklich gierigen Händen in das voll pulsierende Leben griff. Im Klub zu Santos hängt ein Gruppenbild der älteren Mitglieder; von ihnen ist etwa die Hälfte in besten Mannesjahren oder in blühender Jugend vom gelben Fieber dahingerafft worden. Indessen kann man heute nicht mehr, wie ein 1899 erschienenes Buch über Brasilien tut, die Stadt eine internationale Begräbnisstätte nennen. Die ganz vortrefflichen Kaionlagen, welche in den neueren Jahren den Hafen von Santos zu einem der besten und bequemsten der Welt umgewandelt haben, haben auch in hygienischer Beziehung bemerkbaren Wandel geschaffen.

Obgleich Santos bereits südlich vom Wendekreis des Steinbocks, also in der gemäßigten Zone liegt, sind seine Gärten und der Sumpfwald seiner Umgebung von voller tropischer Pracht. Die Luft hier ist heißer, schwüler, dabei naturgemäß viel schwerer als die Höhenluft von São Paulo. Wer von dort die rasche Fahrt mit der Seilbahn an die Küste herabklammt, dem wird zu Mute, als ob er plötzlich in ein geheiztes Badezimmer trete, und der Dichtigkeitswechsel der Luft bereitet Ohrensausen.

Aber wunderschön ist der Blick etwa vom Manserrate, der selbstverständlich eine Wallfahrtskirche trägt, auf die Stadt an ihrem Meeresarm, wie sich dieser in langem majestätischem Bogen durch Gebüsche und Mangrawen der Niederung ins freie Meer hinauswindet, sawie auf das Meer selbst mit seinen Felsvorsprüngen und Inseln, und noch Westen zu auf das ragende Amphitheater der bewaldeten Serra. Santos ist kein solches Bravourstück der Natur, wie der Hafen von Ria, mit dessen Abenteuerlichkeit und kapriziöser Großartigkeit sich nur noch die Magalhäesstraße soll messen können, aber mit manchem vielgerühmten Hafen Südeurapas nimmt die Stadt es immer nach an malerischer und farbiger Schönheit auf.

Der Deutsche ist von seinen Küsten her gewohnt, auf gonze Strecken ins Land hinein die Vegetation vor dem Winde und dem Solzhauch des Meeres verkümmern oder vielmehr die Londflora durch eine eigene Strandflora abgelöst zu sehen. Das hat ja schon das Mittelmeer nicht mehr, und ebenso wie dort spült der Ozean Brasiliens seine Wogen unmittelbar an die schönsten und üppigsten Gärten heran, in welchen die wieder durchous brasilischen, einstöckig-weitläufigen, von Veranden umgebenen Landhäuser liegen. An diesem Stronde und in diesen Gärten, umfächelt von der weichen, warmen Luft, mußte ich wohl zuweilen an das antike Bajoe der Römer und on Capua denken. Und vielleicht nach mehr an Allan-Ptolemais, die wichtigste Handelsstadt der einstigen Kreuzfahrerstaaten, wo sich, wie ähnlich heute in Santos, auf engem Raume die Notionen drängten und der Warenaustausch zweier Erdteile aus- und einflutete. Nur dürfte ich nicht so verstanden werden, daß Santos etwa auch ein „Capua der Geister" bedeutet. Denn die deutschen Santisten stehen in der höchsten Achtung als Kaufleute von großem Stil, und selbst der leicht mit sich zufriedene Brasilioner wird dort durch das Vorbild ihrer rastlosen Thatkraft emporgezogen. Und was sanftige geistige Elastizität anlangt, so sind die Geselligkeit, die deutschen Feste von Santos und ihre — humoristischen Festzeitungen bis nach São Paula hinauf und darüber hinaus mit Recht berühmt. Diese Sontisten sind durchweg starke oder besondere Naturen und von zwanglaser innerer Freiheitlichkeit. Das Leben rauscht in Santos in volleren Rhythmen dahin, man arbeitet intensiver, aber man gibt sich auch verdoppelt den erholenden und genießenden Stunden dahin und ein horozisches Carpe diem, „das Leben blüht, darum nimm und gib!" scheint durch die feuchte Luft dieser Stodt zu wehen.

Schöne Tage habe ich hier verbracht. Bald in der Stadt, am Hafen oder durch die mächtigen Lagerhäuser wandelnd, wo riesenhafte farbige Arbeiter zwischen den endlosen Reihen der Säcke und Kisten hantieren, wo die Kaffeesorten in Parade stehen und der Kautschuk in großen Ballen liegt, außen und innen wie Speck anzusehen, wie ihn der indianische Seringueira liefert. Bald wieder an der Barre drouße; über den festen Usersand des Meeres in leichtem Gefährt dahin rollend, vorbei an wrackgewordenen Schiffen; das Mittagslicht glitzert auf der leicht bewegten Flut zur Linken wie tausend kleine Sonnen, in die es unmöglich ist hineinzusehen, und das Grün der Gärten zur Rechten ist wie in Gold getaucht. Oder im Kanae, im wirklichen, veritablen Einbaum um die Zauberinseln der Küste herumplätschernd auf sanfter Flut. Oder wenn Meer und Gärten in Duft und Nacht sich hüllten, die fröhlichen Abendgesellschaften bei Herrn und Frau Höpfner oder in der Familie des Herrn Ernst Barmann. Als K. K. Konsul plagt sich letzterer zwar sonst mit Kroaten und Galiziern, ist aber nichtsdestoweniger, wie ouch seine liebenswürdige Gattin Rostockerin ist, ein engerer mecklenburgischer Landsmann, dessen in meiner Heimatstadt Doberan dos Gymnasium besuchendem Sohne ich ein paar Wochen später persönlich die Grüße von Eltern und Geschwistern bringen konnte. Wie eine rechte Stätte der Erholung und Ruhe liegt in der Stadt, nach allen Seiten von Gärten umgeben, das Klubhaus der Germania, wo ich neben anderem insbesondere die imposante Anlage der Kegelbahn und die überraschend reichhaltige und gutgewählte Bibliothek bewunderte. Und was nun den Vortrag anlangt: wieder das gewohnte Bild mit den weit geöffneten Thüren und Fenstern, die Freude, in solcher Stadt über deutsche Handelsgeschichte und Seefahrt zu sprechen, und zum Schluß frohes und geschmackvolles geselliges Treiben — kühler Trunk und heiteres Geplauder; Lichterglanz und anmutige, hell gewandete Frauen; Walzerklänge und Tanz bis über die Mitternocht hinous.

Wie bleibt doch das in diesen Zeilen flüchtig Erwähnte alles nur ein dürftiges Bruchstück aus gehäuft nachschimmernder Erinnerung! „Bei der Abreise fällt einem immer wieder jedes frühere Scheiden in den Sinn", sagt Goethe einmal, wie er in der italienischen Reise seinen Wonderstab weitersetzt. So ging es mir beim Abschied von

Santos. Erst jetzt schien ich mir endgültig auch São Paulo zu verlassen, und zugleich begrub ich die bisher als Gewißheit genährte Aussicht, noch nach Rio für ein paar eilige Tage zurückzukehren, die auch einen raschen Besuch in Petropolis erlaubt hätten. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte Weisung gegeben, den Dampfer „Patagonia", dessen Kapitän Herrn Barrelet ich schon im Klub zu Santos kennen gelernt hatte, auf der Heimfahrt Rio de Janeiro wegen der dadurch entstehenden Quarantäne nicht anlaufen zu lassen. Den nächstfolgenden Dampfer unthätig abzuwarten, mochte ich bei mir nicht recht verantworten, schon weil ich Bahia nur als Passagier der quarantänefreien Patagonia besuchen konnte. Freilich mit dieser Stadt verband ich damals noch keine nähere Vorstellung und der Abschiedstag von Santos war mir wie der Abschied von Brasilien überhaupt. Nicht ohne Wehmut winkte ich zu dem fremden schönen Strande die letzten Grüße. Es galt nicht bloß einer Stadt und einem Hause allein, wenn ein Abschiedstelegramm in die Zeilen endigte:

Zur Heimat geht's mit frohem Blick —
Ein Stückchen Herz bleibt doch zurück.

Bei Kapitän Barrelet stand ich auf der hochumblickenden Kommandobrücke, während die „Patagonia" durch das große S des Hafenarms von Santos hinausrauschte ins Meer und bald danach auch die gastliche Barre hinter Vorgebirgen verschwand. Noch hafteten die Gedanken in all dem Reichtum der letztdurchlebten Wochen und mochten sich noch für keine neue Gegenwart vorauswenden.

Am andern Vormittag fuhr die „Patagonia" mit festem Steuer weit draußen im Meere vor Rio vorbei. Wir konnten zwar die Stadt nicht, wohl aber ihre Berge ganz deutlich erblicken. Von weißen Nebelstreifen fein liniiert starrten die trotzigen Zinnen des Orgelgebirges empor, und zur Linken davon ward die krause, runde Kuppe des „Negerkopfes" sichtbar, hinter der ich Petropolis wußte.

Dann stieg nach weiteren Tagen lachender Fahrt eines Morgens Bahia vor uns auf. Und wieder sollte ich, nach allzugedrängt genießender Reisenden Art, geneigt werden, diese Stadt und den Aufenthalt dafelbst für das Schönste vom Ganzen zu halten. Eine verkehrdurchwimmelte Geschäftsstadt am unteren Strande, darüber, auf langgestreckter Felsenbastei, die obere Stadt mit ihren großen Plätzen, ihren Regierungspalästen, ihren in Grün gebetteten Häusern und ihren 78 Kirchen, die fast alle im XVI. und XVII. Jahrhundert gebaut sind, daher den gleichen mit zwei Türmen flankierten Spätrenaissancestil aufweisen — so liegt Bahia, ein prangendes Farbenbild in Grün, Weiß und Rot, an seiner Bucht. Wie verschwindend sind diese Buchten, wenn man auf die Gesamtkarte des brasilischen Reiches blickt; wie gewaltig jede für sich in Wirklichkeit — wird doch der Genfersee an Wasserfläche von den größten weit überholt. „Bai aller Heiligen" ist der Name der Bucht, und die Stadt heißt eigentlich Ciudod de São Salvador da Bahia de todos os Santos. Wie ja fast alle diese Städte biblische und Heiligennamen tragen und alles, was an ihnen überhaupt Geschichtliches haftet, an die große Rolle erinnert, welche die Jesuiten in den Anfängen des portugiesischen Brasilien durch Mission und erste Kolonisation gespielt haben. Cabral, bei der ihm aufgetragenen Fahrt ums Kap der Guten Hoffnung nach Ostindien durch beständige Winde westlich abgetrieben, war bekanntlich im Jahre 1500 der erste, welcher in Brasilien landete, und 1900 ward überall das Andenken dieser Entdeckung begangen. Insbesondere sah ich Nachbildungen des mit Palmenzweigen geschmückten hölzernen Kreuzes, welches Cabral in Porto Seguro aufpflanzte, in Petropolis, wie in den Küstenstädten festlich neu errichtet. Drei Jahre nach Cabral landete Christovão Jaques — vom König von Portugal ausgesandt, um die von jenem im Vorbeigehen gemachte Entdeckung näher zu erforschen — zu Bahia, wo noch heute eine Oertlichkeit als die der ersten Indianerbekehrungen gezeigt wird und die älteste bischöfliche Kirche Brasiliens an schöner Stätte sich erhebt. Bahia ward die Hauptstadt des ganzen Landes und blieb es bis 1807, d. h. bis an seine Stelle Rio de Janeiro trat. —

Kaum war der Anker unseres Dampfers niedergegangen, so umdrängten das Schiff die Boote der Händler mit Papageien, Affen, Schildkröten und lebenden Riesenschlangen. Die „Patagonia" hatte außer ihrem Kohlenbedarf als Ladung viel Tabak und Kakao zu nehmen. Diese beiden Pflanzungserzeugnisse bilden nach dem Niedergange des Zuckerexportes die Hauptausfuhrartikel des Staates Bahia, dessen wirtschaftliche Bedingungen, weil näher dem Äquator gelegen, widerum ganz andere als die der südlicheren Staaten sind. So wimmelten denn alsbald auf dem Deck und in den Leichtern neben dem Schiff die fast nackten Prachtgestalten der schwarzen Arbeiter. Nicht lange, da brachte ein Boot die Herren v. d. Linde, welcher mein gütiger Gastfreund sein wollte, Ingenieur Heyn, welcher die von ihm eingerichtete Siemens & Halskesche Straßenbahn in Bahia — und das ist mit brasilischem Personal eine andere Aufgabe, als bei uns! — leitet und derzeit bis zur Ernennung eines neuen Berufskonsuls das deutsche Konsulat versieht, und Konsulatssekretär Wolff. Die zwei letzteren Herren, nebenbei gesagt, „alte" Korpsstudenten; und ich glaube aussprechen zu sollen, daß Korps und Burschenschaft im Philisterium sich wieder einmal vortrefflich verstanden haben, voran im sachlichen Zweck, der hier den deutschen Vorträgen galt, aber dann auch in der nachfolgenden Fröhlichkeit. Durch Briefe des Konsulats in Rio wie von Herrn Stolz waren die Vorträge schon in bester Weise eingeleitet worden.

Nun ging's in rasch segelndem Boote zur Stadt hinüber. Im Deutschen Klub ward flüchtig vorgesprochen, darauf dessen Vorstand Herrn Andresen und seiner Familie ein Besuch abgestattet, und dann durfte ich wieder einmal mein Quartier in schöner und liebenswürdiger Häuslichkeit auf brasilischem Boden aufschlagen, in Herrn von der Lindes Hause auf der wundervollen „Viktoria". So viel ich in Brasilien gesehen habe, steht doch nichts anderem in seiner Art der Blick nach, welcher aus dem weiten

Speisezimmer dieses Hauses, durch die Bäume am Gartenabhang hindurch, sich auf die Reede öffnet, die tief drunten nach rechts mit zahllosen Dampfern und Seglern gebreitet liegt, und freier hinaus auf die immense Fläche der schimmernden Bucht, aus welcher große, mit Urwald überspannene Inseln emportauchen. Kaum vermag der Blick von seiner Höhe das ferne jenseitige Festlandsufer der Bucht nach zu erreichen.

Schön vergeht der Tag, bald in angenehm plaudernder Rast, bald in unbegleitetem Umherwandern — der Reiz des Selbersuchens und unvorbereiteten Schauens ist allzugroß — durch die von etwa 100000 Schwarzen und 80000 Weißen und Farbigen bewohnte Stadt und durch ihre ins Grün sich verlierenden Außenviertel. Abends Vortrag im Klubhaus, danach Geselligkeit und Tanz: das unvergessene Bild von Santos in neuer Umgebung und mit neuem Reiz sich wiederholend. Spät ins Bett, aber immer nach ziehen aus dem nicht fernen Klubhause durch die nur von Jalousien verschlassenen Fenster die Klänge herüber. Gerade will ich einschlafen, da tönt's das stille Pflaster entlang wie Patrouillenschritt. Ich fahre wieder auf, schaue in den Mondschein hinaus, der hell auf dem seltsam aztekisch ornamentierten Dachfirst des gegenüberstehenden Hauses und auf den Laubmassen der Mangabäume liegt. Richtig, da marschieren strammen Schrittes zwei der jüngsten künftigen Handelsherren mitten auf der Straße, der eine den Spazierstock im Arm, der andere auf Schulter, links, rechts, links, rechts, Ach—tung! ... Glückliches Land, wo keine Polizei auf die harmlose Fröhlichkeit studentenhafter deutscher Jugend fahndet! Links, rechts marschiert's weiter zwischen den blühenden Gärten der Straße dahin und verhallt in der Ferne.

Villa Schaumann zu Sao Paulo.
Liebhaberaufnahme von Herrn Paul Heyden in S. Paulo.

Ich erwache, als die Hufe der Pferde vor dem Gartenthor trappeln, welche Herr Heyn nach gestriger Verabredung in aller Frühe gesandt hat. Schnell heraus, mit dem Bademantel zur Douche, in die Kleider und Reitgamaschen, rasches Frühstücken, herzliches Verabschieden bis zum Nachmittag, fertig! Und nun folgen die langen Stunden eines ganz wundervollen Rittes mit Herrn Heyn und Herrn Bach zum äußeren Meeresstrande hinaus, diesen auf schmalen Klippenwegen entlang, dann auf kaum sichtbaren Fußpfaden der Farbigen durch die unbeschreibliche Pracht des feuchten Urwaldes, welcher hier durch seine massenhaften Baumfarren einen eigenartig vorgeschichtlichen, paläanthalagischen Reiz empfängt, durch das Rio-Vermelhathal, und ja nach weitem Bogen wieder von der anderen Seite in die Stadt hinein zum lang verspäteten Frühstück. Abends Diner bei Herrn Andresen und dann abermals Vortrag, weil anstatt des ursprünglich nur beabsichtigten einen noch ein zweiter gewünscht warden war. Wie gerne steh' ich wieder auf dem Podium — zum Ausruhen ist später auf der „Patagania" ja Zeit genug. Und nach dem Vortrag sitzen wir wieder in bunter Reihe in den fröhlichen Klubräumen beisammen, viele schöne Reden werden gehalten, die Kammersbücher klappern auf dem Tisch, meisterhaft leitet Herr Walff, wie ein rechter alter Fuchsmajor, das improvisierte Bankett, und in die Studenten- oder Volksweisen, wie sie sich eines nach dem andern aus der Stimmung erheben, klingen die anmutigen Stimmen schöner Frauen und junger Mädchen mit hinein. „Hier in weiter, weiter Ferne" — wie seltsam das Lied uns allen, auch die im Kreise der Ihrigen glücklich dasitzen, die Seele ergreift!

Zum letzten Male auf brasilischem Boden schlafe ich mich durch die Trapennacht. Nach ein weiterer Tag ist für Abschiedsbesuche und neues Umherstreifen im farbigen Gewirre der Stadt vergönnt, dann gilt es, wieder einmal Abschied nehmen an Bord, wohin eine Anzahl liebenswürdiger Bekannter das Geleite geben. Die Gläser klingen, aber das Reisemilieu um uns her macht mich einsildig, vielleicht den Gefährten nicht ganz verständlich, die mir eher die frohe Heimkehr nachzufühlen vermögen, als dieses abermalige rasche und letzte Zerblättern des reich gewundenen Blütenkranzes brasilischer Tage, welche ich

ſo, wie ſie ſich in mir noch wirren, nie wieder erleben kann. Bei Dunkelwerden hebt die „Patagonia“ die Anker, die Gäſte ſteigen am erleuchteten Fallreep ins Boot. Amerika und Europa ſcheiden uns wieder. In langſamer Fahrt gleitet der Hamburger Dampfer dem offenen Meere entgegen. Mit den glänzenden Flammenlinien ihrer Lichter liegen die obere und untere Stadt; ihre Bäume heben ſich noch als Silhouetten ab, aber raſch wird es dunkler, und über den Rand des weiten Waſſerſpiegels der abendlichen Bucht glüht die Scheibe des vollen Mondes empor. Zugleich aber leuchtet es von zwei Villen der Viktoria mit bengaliſchen Lichtern auf, Fackeln werden geſchwungen, und nach braſiliſcher Weiſe ſteigen kleine feurige Ballons in die Lüfte. Mit Raketen und leiſe aufpuffenden leuchtenden Signalkugeln antwortet der Dampfer und ſendet dankenden Abſchiedsgruß zurück.

Dann rauſcht die Bugwelle ſtärker auf in gewonnener voller Fahrt, mehr und mehr ſchieben ſich die Lichter Bahias hintereinander, und über die nächtlichen Waſſer hinweg verſchwimmt die Stadt. Eine halbe Stunde ſpäter iſt alles verglommen. Nur ein greller Strahlenkegel im Weſten blinkt alle Minuten auf und huſcht ins Dunkel zurück, der Leuchtturm von S. Antonio, der den Eingang zur Allerheiligenbai behütet. Abermals ein paar Stunden ſpäter ſagt uns die Welle, die außen an die eiſerne Kabinenwand gluckt, daß wieder einmal nichts mehr um uns iſt, als Ozean, und nach der Fülle reichbewegter Tage gehen alle Gedanken in glückhafter Heimkehr zur Ruhe.

Begegnung.

Von

Hildegard von Hippel.

Zeichnung von Fidus.

Kleine Lacerte, flinkes Perſönchen
Sage, wo haſt du
Dein heimliches Krönchen?

Silbergeſchuppte,
Verzauberte du,
Sage, wer hexte
Dich um die Ruh?

Wende dein Köpfchen
Sonder Harm
Ringle dich furchtlos
Mir um den Arm —

Denn ſieh, verzaubert
Bin ja auch ich,
Und auch ein Eidechschen
Heißen ſie mich . . .

Heimliche Kronen
Die trag' ich im Herzen,
Drum züngeln viel Schlangen,
Das ſind meine Schmerzen. —

Kleine Lacerte —
Ruh'loſes Perſönchen, —
Zertrat man auch dir
Dein heimliches Krönchen? —

Nach dem Ball. Gemälde von Franz Skarbina.
(Berliner Secession 1900.)

Aus den Berliner Theatern.

(Oktober—Dezember 1900.)

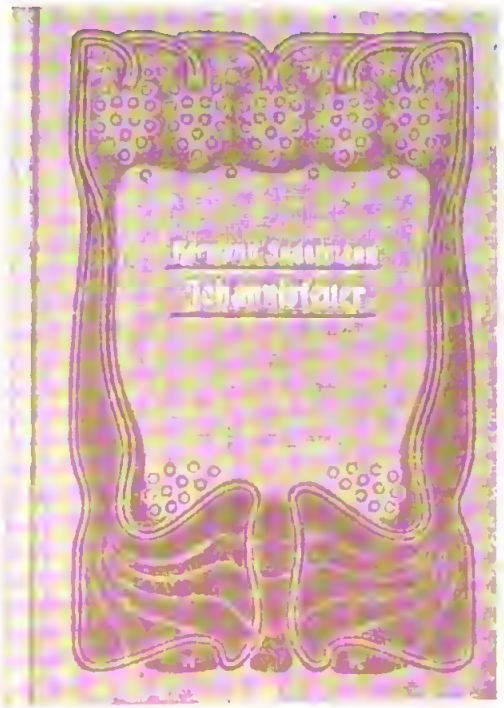
Von

Hanns von Zobeltitz.

„Johannisfeuer." Schauspiel von Hermann Sudermann (Lessingtheater). — „Rosenmontag." Eine Offizierstragödie von Otto Erich Hartleben; — „Die Macht der Finsternis." Drama von Leo Tolstoi (Deutsches Theater).

Von den männermordenden Gotenkämpfen, aus dem Lande Galiläa, aus dem phantastischen Nordreiche ist Hermann Sudermann wieder zur Heimat zurückgekehrt, aus der Vergangenheit und der Mystik zur Gegenwart und zur Wirklichkeitsschilderung. Wir durften uns dessen freuen, denn wir wußten: hier wurzelte allezeit sein bestes Können. In seinen drei großen Romanen zumal, dem „Katzensteg", der „Frau Sorge", „Es war", hat er sich als trefflicher Kenner seiner engeren Heimat, Ostpreußens, und ihrer Bewohner erwiesen, originelle Gestalten aus diesem Kreise mit starker dichterischer Kraft geschaffen. „Heimatskunst" ist ja außerdem — mit mehr oder minderem Rechte! — zur Zeit ein beliebtes litterarisches Schlagwort geworden, und solche Schlagworte sind nun einmal eine Macht. Man kam dem neuesten Sudermannschen Werke, dem Schauspiel „Johannisfeuer", jedenfalls mit allseitigem Interesse, mit den günstigsten Erwartungen entgegen. Als ich dann freilich, einige Zeit vor der Erstaufführung im Lessingtheater, in der Tagespresse eine Inhaltsangabe des Schauspiels las, wurde ich bedenklich. Die Fabel kam mir entsetzlich dünn vor; es wollte mir scheinen, daß — um vulgär zu sprechen — „die Geschichte einen starken Knax habe". Aber, sagte ich mir, wahrscheinlich ist diese Notiz von irgend einem übelwollenden Freunde des Dichters in die Zeitung lanciert worden: außerdem kommt ja alles darauf an, wie der Autor den kleinen Stoff behandelt und gestaltet! Laß dich nicht im voraus in deinem Urteil beeinflussen!

Leider brachte jedoch das Schauspiel selbst, von der Bühne herab, wie bei der Buchlektüre, mir, wie wohl den meisten ehrlichen Freunden Sudermanns, eine sehr herbe Enttäuschung. Aller äußerlicher Erfolg, der dem „Johannisfeuer" zumal außerhalb Berlins beschieden gewesen sein soll, kann an der Thatsache nichts ändern, daß es ein ziemlich schwaches Werk ist, an Kraft und Eigenart hinter den meisten Sudermannschen Schöpfungen arg zurücksteht. Die Fabel ist wirklich recht arm und klein, mit einem gekünstelten, wenig logisch erfundenen und sehr brutalen Knalleffekt aufgeputzt; die Charaktere gerade der beiden Hauptträger der Handlung erscheinen in ihrer Entwickelung unklar und drückig. Es ist sehr schade darum: denn trotz alledem verrät das Schauspiel in seinen ersten Akten,



Einband von H. Sudermanns „Johannisfeuer", entworfen von Franz Staffen. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

in seiner Anlage durchaus die Klaue des Löwen, erweckt starke innere Anteilnahme. Dann aber ist es, als sei auf einen guten edlen alten Stamm ein schlechtes Reis aufgepfropft. Ich verstehe vollkommen, daß man auf den Gedanken kommen kann, Herr Sudermann habe eine ältere halbfertige Arbeit, deren Ausgestaltung er einst ganz anders geplant, unter starker Übermalung der vorhandenen Teile mit einem nachträglichen Schluß versehen, der nun unter allen Umständen besonders eigenartig sein sollte. Mir ist selten der Fluch des Haschens nach dem absonderlichen so deutlich in die Erscheinung getreten, wie in diesem Schauspiel.

In dem ersten, dem besten Aufzug weht uns wirkliche Heimatsluft entgegen. Ganz in seiner alten trefflichen Art versetzt der Dichter uns gleich in medias res. Wir haben das behagliche Wohnzimmer eines ostpreußischen Gutes vor uns (die Einheit des Ortes hält Herr Sudermann diesmal streng fest; alle vier Aufzüge spielen in demselben Zimmer), wir lernen den Besitzer, den biderben, nicht sehr taktvollen Herrn Vogelreuter, seine Frau, die mit ihrem alten Polterer prächtig umzugehen weiß, sein niedliches, gesundes, geistig nicht gerade sonderlich bedeutendes Töchterchen Gertrud kennen; weiter den jungen heiteren, ganz von innerer Herzensgüte und Nächstenliebe beseelten Hilfsprediger Haffke, wohl die originellste, beste Gestalt des Stückes — und dessen eigentliche Träger, Held und Heldin, wie man ehedem gesagt hätte . . .: „die Notstandskinder“: den Baumeister Georg v. Hartwig und Marikke.

Die Hochzeit Georgs und Gertruds steht vor der Thür. Der Hilfsprediger erbittet sich einige Notizen für die Hochzeitsrede. Hierbei erfahren wir, ohne jede langatmige Exposition, die Vorgeschichte, auf der sich das Schauspiel aufbaut. In dem schrecklichen Notstandsjahr 1867 nahmen Vogelreuter und seine Frau zwei hilflose Waisen liebevoll in ihr Haus auf: ihren Neffen Georg, dessen Vater sich auf seiner Scholle nicht mehr halten konnte und freiwillig in den Tod ging; Marikke, die Tochter einer Landstreicherin, die sie halb verhungert vor

Frau Rosa Bertens und Frl. Eysoldt als Landstreicherin (Mutter) und Marikke (Tochter) in „Johannisfeuer.“

ihrem Schlitten fanden. Auf beiden lastet der Druck der empfangenen Wohlthat. Bei Georg, den uns Herr Sudermann als einen „ganzen Mann“ glaubhaft zu machen sucht, ist das einigermaßen verständlich, denn der polternde Onkel hat ihn wohl ziemlich hart angefaßt und ihm nicht gerade zart zu verstehen gegeben, daß er das Andenken seines Vaters vor Schimpf und Schande bewahrte, indem er nach dessen Tode seine Ehrenschulden beglich; auch ist Georg frühzeitig aus dem Vogelreuterschen Hause gegangen und durch eigene Kraft geworden, was er ist, Stadtbaumeister im nahen Königsberg. Warum Marikke alles Gute, was sie hier empfangen hat, nur mit dem Gefühl erwidert, „es abarbeiten zu müssen“, ist nicht so klar, denn ihr ist wirklich nur das

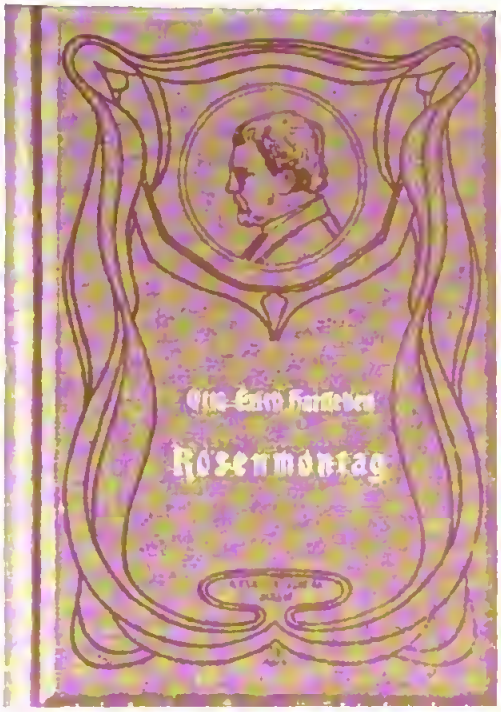
Frl. Eysoldt und Heer W. Grunwald als Marikke und Hilfsprediger Haffke in „Johannisfeuer."

Beste im Hause Vogelreuters zu teil geworden. Trotzdem ist, wie der sie liebende Hilfsprediger die gelungenste, die Landstreichertochter die mindestens der Anlage nach interessanteste Gestalt des Schauspiels. Ich meine, Herr Sudermann hat in ihr ein Seitenstück zu seiner freilich ungleich vollsoftigeren Regina im „Katzensteg" schoffen wollen. In ihr mischen sich alle möglichen guten und schlechten Eigenschaften. Sie ist das „Heimchen" des Hauses, von allen gesucht, aller Helferin, unermüdlich fleißig, sanft und liebenswürdig. Aber zugleich schlummern in ihr die ererbten schlechten Instinkte. Sie würde, sagt sie selbst, stehlen können wie ihre Mutter, sie lügt wie diese, sie wirft sich fort, wie es diese wahrscheinlich auch gethan hat. In einem Roman, wo die epische Breite eine feinere psychologische Motivierung erlaubt, hätte Herr Sudermann aus diesem durch Erziehung gemodelten Naturkind wahrscheinlich eine meisterliche Figur geschaffen. Im Drama ist ihm das doch nicht vollständig gelungen.

Georg von Hortwig und Gertrud also sind verlobt. Er trägt aber im tiefsten Herzen eine alte Liebe zu dem anderen Notstandskind, und als er sieht, daß Marikke diese leidenschaftlich erwidert, lodert sie hell auf. Und während draußen noch altem Brauch die Johannisfeuer lodern, erkennen sie, daß sie zu einander gehören. In der Johannisnacht, der alten heidnischen Freinacht — der Nacht vor der Hochzeit Georgs und Gertruds — wirft sie, die kurz vorher dem braven Prediger ihr Jawort gegeben hatte, sich Georg in einer meines Erachtens recht widerwärtigen, unpoetischen Scene an die Brust, und Georg, der „ganze Mann", der morgen zum Traualtar schreiten will, widersteht nicht. Nun gut: ist das, gelinde gesagt, nicht schön, so mag es doch möglich, psychologisch erklärlich sein. Was aber nun folgt, im letzten Akt, ist schlechthin unmöglich und unerklärlich.

Man mußte annehmen, daß das Schauspiel entweder tragisch schließen oder daß der „ganze Mann" Georg sein Mariken an der Hand nehmen und der Familie Vogelreuter erklären würde: uns beide Notstandskinder trennt nichts in der Welt mehr, wir lassen uns auch nicht weiter von der Pflicht der Dankbarkeit unterjochen. Aber Herr Sudermann hat sich einen anderen Ausgang herausgeklügelt. Er läßt den ausgezeichneten Herrn Baumeister zwar mit dem Gedanken spielen, ein anständiger Kerl zu bleiben; dann jedoch geht er wohlgemut mit seinem Bräutchen, das er ein paar Stunden vorher schmählich betrogen, zum Standesamt, und das brave Heimchen wird noch das Hochzeitsdiner mit kochen helfen, um dann irgendwo, irgendwie in der Stadt eine neue Existenz zu suchen. So verläuft das Schauspiel in der — ich kann mir nicht helfen — bösesten Alltäglichkeit. In einer Alltäglichkeit, die um so wunderlicher, verblüffender wirkt, als sie im schroffsten Gegensatz steht zu den, freilich

Frl. Clara Kollendt und Herr Ferd. Bonn als Braut und Bräutigam in „Johannisfeuer."



Einband von O. E. Hartlebens „Rosenmontag," entworfen von Peter Behrens. Verlag von S. Fischer in Berlin.

auch etwas geschraubten, geheimnisvollen Anspielungen auf die Jahannisnacht, den sich immer wiederholenden Hindeutungen auf die ganz besonderen Schicksale der „Notstandskinder".

Die Aufführung im Lessingtheater war gut abgerundet, hat aber nur eine wirkliche Glanzleistung, den jungen Pfarrer des Herrn Willy Grunwald. Es war wirklich eine Freude, diese schlichte, warmherzige, echt ostpreußische Gestalt zwischen den übrigen Theaterfiguren zu beobachten. —

Das Deutsche Theater hat mit vieler Mühe zwei Schauspiele von der bösen Theaterzensur losgeeist, die ja sogar dem Berliner Theater die unglaublich harmlosen „Gestrengen Herren" der Compagniefirma Blumenthal & Kadelburg sperren wollte und damit für das unbedeutende Stück eine höchst wirksam ausgenutzte Reklame machte. Die böse Theaterzensur hat überhaupt in diesem Jahre viel Staub aufgewirbelt, ganze Liter Tinte und Kilogramm Druckerschwärze sind gegen sie verbraucht worden. Ich fürchte, der Kampf wird in falscher Richtung geführt. Man sollte ihn nicht mit dem, in solchen Dingen bei uns üblichen Übermaß von Phrasen gegen die Institution an sich richten, die — leider — unentbehrlich ist, wie selbst Herr Professor Mommsen bestätigen mußte. Man sollte vielmehr dahin wirken, daß die Zensur verständig gehandhabt wird. Daß dies z. B. nicht im wünschenswerten Maße geschieht, muß jeder Unvoreingenommene zugeben. Es wirkt denn doch außerordentlich wunderlich, wenn man hört, wie ein Stück nach dem andern erst feierlich mit dem Interdikt belegt wird, um nachher ebenso feierlich losgesprochen zu werden. Und es wirkt beinah komisch, wenn man liest, wie ein Schauspiel, das für Berlin in Acht und Bann gethan wurde, an anderen deutschen Hofbühnen, die doch sonst recht vorsichtig zu sein pflegen, anstandslos hatte passieren dürfen.

Das erste der beiden, dem so erfolgreichen Deutschen Theater freigegebenen Schauspiele ist „Der Rosenmontag" von Otto Erich Hartleben.

Eine „Offizierstragödie" nennt Herr Hartleben mit besonderer Betonung sein sehr interessantes Schauspiel. Die Bezeichnung mag insofern richtig sein, als es ganz in dem Milieu des Offizierskasinos, in der Kaserne spielt, in ihm überhaupt nur ein Zivilist und eine Frauengestalt vorkommen. Wenn der Verfasser aber mit der seltsamen Benennung glauben machen will, daß der Konflikt, der den Kernpunkt der Handlung bildet, nur in Offizierskreisen möglich wäre, so irrt er entschieden. Ein unüberlegt abgefordertes, noch unüberlegter gegebenes, dann — wie wir sehen werden — seiner Bedeutung nach ganz falsch verstandenes Ehrenwort kann in allen gesellschaftlichen Schichten, in denen ein Ehrenwort, ein Manneswort überhaupt noch Geltung hat, genau dieselbe unheilvolle Wirkung haben, wie unter Offizieren;

Herr M. Reinhardt als Kommerzienrat (Schwiegervater) und Herr R. Rittner (Leutnant Rudorff) in „Rosenmontag." Zeichnung von Curt Agthe.

ja ich meinerseits glaube bestimmt, daß gerade innerhalb eines gut geleiteten, gut erzogenen Offizierskorps durch kameradschaftlichen Einfluß, schließlich durch den Ehrenrat solch ein Konflikt leichter beseitigt werden würde, als in anderen Kreisen. Daß der zweite Kernpunkt des Schauspiels, die künstlich in Scene gesetzte Verleumdung eines jungen Mädchens, sich genau so, wie hier unter Offizieren, unter Studenten oder Assessoren oder Kaufleuten hätte abspielen können, bedarf überhaupt keiner besonderen Hervorhebung.

Nun muß man aber nicht etwa denken, Herr Hartleben hätte etwas wie eine Persiflage auf den Offizierstand schreiben, ihn verketzern oder auch nur verunglimpfen wollen. Bewahre: er steht ihm im Gegenteil augenscheinlich mit voller Sympathie gegenüber. Aus hundert kleinen, feinen, dem Leben abgelauschten Zügen spricht das, selbst dort, wo er seiner satirischen Ader freien Lauf läßt. Er hat seine herzliche Freude an dem fröhlichen Leben der Leutnants, an dem gelegentlichen Unfug, den sie treiben, an dem Übermut, selbst an der Leichtlebigkeit der frischen Jugend. Ich könnte mir Herrn Hartleben sehr gut vorstellen, wie er als Gast in irgend einem Offizierskasino, der lustigsten und durstigsten einer, gesessen und dabei gedacht hat: ‚Das ist ja ganz famos hier! Die netten Leutchen mußt du mal auf die Bühne bringen — genau so wie sie sind.' Das hat er denn auch gethan. Er hat brillant beobachtet, er hat brillant gezeichnet. Trotzdem hat er aber nur einseitig gesehen, nur das Äußerliche. In das innere Leben des Offizierkorps, in seine wirkliche Kameradschaft, in das wahlwollend beratende Verhältnis des Älteren zum Jüngeren, in die verantwortlich leitende Stellung des Regimentskommandeurs seinem Offizierskorps gegenüber hat er keinen rechten Einblick gewonnen. Er hörte nur die Glocken läuten; vielleicht aus einzelnen Andeutungen heraus, wie sie im Kameradenkreise, wo man nicht jedes Wort auf die Wagschale legt, leicht fallen, konstruierte er sich ein ganz falsches Bild. Und so sind ihm denn in seiner „Offizierstragödie" all die zahlreichen heiteren Elemente prächtig gelungen — die Tragödie selbst aber beruht auf ganz unrichtigen Voraussetzungen und ist ein recht hohles, schwaches Ding geworden.

Herr Hans Fischer als Moritz Diesterbeg im Zimmer Rudorffs vor dem Bilde der Braut in „Rosenmontag."

Köstlich, erstaunlich echt ist gleich der erste Akt. Mittagstisch im Kasino, die Ordonnanzen bringen die Lichter, die Tafel wird aufgehoben, die Herren Fähnriche stehen stramm und dürfen gehen. Ein paar Herren setzen sich an die eine Ecke des Tisches, um noch schnell vor dem Dienst einen kurzen Skat zu dreschen, andere rücken gegenüber zusammen, brauen ein Bowlchen. Sie erwarten einen lieben Kameraden, Hans Rudorff. Er hat ja etwas wie eine „dumme Geschichte" gehabt, eine Liebelei mit einem kleinen Bürgermädchen. Die Traute ist ihm während eines Kommandos untreu geworden, das konnte er mit seinem empfindsamen Herzen nicht verwinden, erkrankte, mußte längere Zeit auf Urlaub gehen. Nun kommt er, von allen, zumal von seinen beiden Vettern vom Ramberg, mit Halla begrüßt, zurück, noch im Gewande des friedlichen Bürgers. Es wird zugegessen, man kommt in Stimmung — schließlich hält Rudorff eine Rede und verkündet den Staunenden, daß er sich verlobt hat, mit der Tochter eines Kommerzienrats aus Köln.

Das alles ist wirklich ausgezeichnet gemacht. Auch das, wie der Dichter in kleinen Zügen bereits das Kommende, den Konflikt andeutet, vorbereitet. Trefflich sind die einzelnen Gestalten herausgearbeitet, alle auf einen Ton gestimmt und doch so fein differenziert: vom wirklich ernst angelegten Mann über den schwärmerischen Idealisten bis zum amüsanten Salontiraler und den harmlos lustigen jungen Dächsen. Echt und dabei liebenswürdig alles bis aufs Tippelchen, bis auf die kleinsten Späße, wie etwa den: „Ich habe übrigens neulich auf der Reise dein Bild gesehn." — „Mein Bild? Erlaube mal ... Wo denn?" — „Im Simplicissimus." —

Ebenso reizend, oft wirklich humorvoll sind die nächsten Scenen, in denen der Papa Kommerzienrat vom Offizierskasino mit Tschingderassassa auf Rudorffs Bude geleitet wird; durchaus ansprechend, sympathisch ist weiter dessen Auseinandersetzung mit dem alten Herrn, sein Geständnis an diesen, daß „an der alten Geschichte" doch etwas mehr gewesen sei, als sonst in ähnlichen Fällen, daß er Traute wirklich lieb gehabt hat. Als er dann aber durch seinen Kameraden Harold Hasmann, die unklarste Figur des Schauspiels,

erfährt, daß seine beiden Vettern van Ramberg Trautes Treubruch künstlich „gedeichselt“ haben, um ihn in seinem und im Interesse der Familie van der Neigung für das Mädchen gründlich zu kurieren, beginnt die Geschichte unlogisch zu werden. So wie Hans Rudorff von Hartleben selbst gezeichnet ist — ein wenig Schwärmer, aber doch auch passionierter Soldat, über die Unerfahrenheit der jüngsten Leutnantsjahre jedenfalls hinaus — hätte er sich unbedingt den Helm aufgesetzt und wäre zum Vorsitzenden des Ehrenrats gegangen, denn er hatte nicht nur das Recht, er hatte die Pflicht, die unehrenhafte Handlung seiner Herren Vettern zur Anzeige zu bringen. Was geschieht anstatt dessen? Der Regimentskommandeur hat ihm vor Antritt seines Urlaubs das Ehrenwort abgenommen, daß er mit Traute nicht wieder in Berührung treten wird — nebenbei bemerkt, halte ich nach meinen Erfahrungen preußische Regimentskommandeure für viel zu erfahrene Männer, als daß ich ihnen zutrauen sollte, in solch einer Angelegenheit ein Ehrenwort zu verlangen, ebensowenig wie sie einem Offizier etwa durch Ehrenwort zu binden versuchen werden, nicht mehr zu spielen. Aber gleichviel! Hans Rudorff fühlt das starke und erklärliche Bedürfnis, von Traute selbst die volle Wahrheit zu erfahren. Anstatt nun einfach zu seinem Kommandeur zu gehen, ihm den Fall vorzutragen, sich von seinem Ehrenwort entbinden zu lassen, — eine Bitte, die ihm kein Kommandeur abgeschlagen hätte, da die Prämissen, unter denen es verlangt und gegeben, überhaupt nicht mehr zu Recht bestehen —, anstatt dessen bestellt er sich Traute auf seine Kasernenstube. Sie kommt auch wirklich, er hört aus ihrem Munde, daß sie ihm überhaupt nicht untreu wurde, daß es nur bei dem schmutzigen Versuch blieb, sie zur Dirne zu stempeln. Die alte Leidenschaft erwacht in beiden aufs neue. In dem (eingebildeten) Bewußtsein sein Ehrenwort gebrochen zu haben, in dem, (ebenso eingebildeten) Bewußtsein, in keinem anderen Stande als im Offizierskorps Befriedigung zu finden, etwas Tüchtiges leisten zu können, beschließt Hans Rudorff in den Tod zu gehen. Der Karneval steht vor der Thür, noch einmal tollt er mit Traute im Rausch seiner Freuden. Am Rosenmontag aber, während im Kasino die Kameraden soeben eine übermütige Fastnachtsprahe beendet haben und der Schwiegerpapa, die Braut erwartet werden, endet er sein Leben durch eine Kugel und nimmt Traute, die sich auch im Tode nicht von ihm trennen mag, mit hinüber.

Herr Rudolf Ritter als Hans Rudorff in „Rosenmontag.“ (Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.)

Diese ganzen letzten Aufzüge sind nun gar ganz um des theatralischen Knalleffekts willen gemacht, unwahr trotz aller in sie eingeflochtenen echten Details. Gerade hier zeigt es sich, daß Herr Hartleben den Offizieren wohl abgesehen hat, wie sie sich räuspern und spucken, daß er aber in den Geist des Offizierskorps nicht eingedrungen ist. Es wäre in Wirklichkeit ganz ausgeschlossen, daß all die Vorkommnisse nicht auch den älteren Kameraden, den Vorgesetzten bekannt würden. Es wäre ganz ausgeschlossen, daß nicht mindestens der eine oder andere von diesen sich in Wahlwollen gegen den allgemein beliebten tüchtigen Offizier in die Angelegenheit einmischte, die Fäden zu entwirren, ihn zu beraten suchte. Es wäre ganz ausgeschlossen, daß der Ehrenrat nicht sofort eine Untersuchung gegen die Herren von Ramberg einleitete.

In Wirklichkeit würde sich — jeder Kenner der Verhältnisse wird mir beipflichten — die Sache, soweit sie Rudorff betrifft, vielmehr wahrscheinlich so abgewickelt haben: der Vorsitzende des Ehrenrats oder der Regimentskommandeur selbst spricht die ganze Angelegenheit mit dem Leutnant Rudorff durch; er wird dem erregten jungen Mann Vorhaltungen machen, daß er die Beziehungen zu Traute wieder aufnahm, nachdem er sich verlobt hat; er wird ihn aber gleichzeitig zu beruhigen suchen, indem er ihn darüber aufklärt, daß seine Auffassung des Ehrenworts eine rein mechanische, äußerliche, daß von dessen Bruch gar keine Rede sein könne, da die Voraussetzungen, unter denen er es gegeben, mit der erwiesenen Schuldlosigkeit Trautes hinfällig geworden wären. Er wird weiter darauf dringen, daß Leutnant Rudorff die Beziehungen zu seiner Geliebten nun endgültig löse, daß er, wenn er sich — was ja wahrscheinlich — weigert, sofort seiner Braut das Wort zurückgebe (was im Stück der sonst immer in allen Ehrenfragen sehr pointilleuse Rudorff ganz unterläßt). Beharrt

Herr M. Reinhardt und Herr Bassermann als Vater und Sohn in „Die Macht der Finsternis."
Zeichnung von Curt Agthe.

Abschied zu bahnen, ihn auch jetzt noch vor unüberlegten Schritten zu behüten suchen; ich kenne einen ähnlichen Fall, wo der Vorsitzende des Ehrenrats einen unglücklichen jungen Kameraden persönlich bis nach Bremerhafen, bis an Bord des Lloyddampfers brachte. So leicht, wie Herr Hartleben es sich vorstellt, gibt jedenfalls kein deutsches Offizierskorps einen beliebten tüchtigen Kameraden auf! Ja noch mehr: sollte in einem ja immerhin vielleicht möglichen Einzelfall der eine oder andere Vorgesetzte nur streng, aber ohne das Wohlwollen sein, das jedem Leiter eines Offizierskorps zur Pflicht gemacht ist, dann würde die Stimmung innerhalb des Offizierskorps, die auch eine Macht ist, sich sehr bald geltend machen und die Aufmerksamkeit höherer Instanzen auf sich ziehen. Ein deutscher Regimentskommandeur ist kein türkischer Pascha.

Ich habe mich über der Offizier darauf, daß er seine Traute nicht aufgeben könne, fühlt er sich nun vielleicht verpflichtet, sie zu heiraten, so wird man ihm eine Bedenkzeit einräumen — erfahrungsmäßige in solchen Angelegenheiten eine sehr nützliche Sache — vielleicht auch durch eine Versetzung in andere Umgebung bringen. Nutzt auch das nichts, so wird man sich bemühen, ihm den Weg zu einem ehrenvollen das — ich wiederhole: sehr interessante — Schauspiel etwas eingehender geäußert, weil es in den Kreisen der Berliner Gesellschaft und gewiß ebenso außerhalb Berlins sehr viel besprochen wird, und weil ich bemerkt habe, daß es leider ganz falsche Vorstellungen über manche innere Angelegenheiten, über die Auffassungen unseres Offizierskorps wachruft. Ich kann nur nochmals konstatieren, Herrn Hartleben hat ganz gewiß die Absicht einer tendenziösen Färbung fern gelegen. Aber es darf doch nicht verschwiegen werden, daß er ein ganz verschobenes Bild entrollt hat — ein Bild, das uns auf der einen Seite unsere jungen Offiziere nur als flotte Zecher (— was wird in diesem Stück nicht gebechert! —) und als fidele Spaßmacher zeigt, von ihrer ernsten Arbeit und ihrem Streben nichts sagt, das uns aber auf der anderen Seite gerade das Gegenteil wahrer Kameradschaft und ein durchaus entstelltes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen weist. Man sage nicht: Herr Hartleben habe nur einen üblen Einzelfall gezeichnet. Es ist möglich, daß er das gewollt hat. Die ungeheure Mehrzahl aller derer, die den „Rosenmontag" auf der Bühne sehen oder als Buch lesen, werden aber unter dem Eindruck stehen, daß die Verhältnisse, die er schildert, im gewissen Grade typisch sind, gerade weil allgemein der homogene Charakter unserer Offizierskorps bekannt ist.

Die Aufführung im Deutschen Theater war ausgezeichnet. Es war erstaunlich, wie sich die meisten der beteiligten Herren in ihre Offiziers-

Herr Hans Fischer (Knecht Miteitsch) und Frl. Selten (Anjutka) in „Die Macht der Finsternis." Zeichnung von Curt Agthe.

rollen hineingearbeitet hatten, wie sie jedes Detail herausbrachten: charakteristisch und maßvoll. Am wenigsten befriedigten relativ die Träger der beiden Hauptrollen. Herr Rittner als Hans Rudarff erschien etwas schwer, zu wenig elegant — aber ich möchte sagen, zu wenig ritterlich; Frau Else Lehmann fand zwar vereinzelte rührende Töne, kannte aus der Traute aber doch nicht das anmutsvolle, liebe Geschöpf machen, als welche sie sich der Verfasser wohl gedacht hat. In der Ausgestaltung des Milieus hat es das Deutsche Theater zu einer Vollkommenheit gebracht, die wohl kaum noch zu übertreffen sein dürfte. Dieses Offizierskasino, diese Kasernenstube — das war echt bis auf die kleinsten Kleinigkeiten herunter, bis zu den Schnapsgläsern und zur Kohlenschippe. Nur des Scherzes halber erwähne ich, daß sich der bewundernswürdige Regisseur doch in einem vergriffen hatte: die Ordonnanzen im Offizierskasino sind ihm um einige Jahre zu alt geraten. —

Der zweite große Schlager des Deutschen Theaters war das Drama „Die Macht der Finsternis“ von Leo Tolstoi.

Das Drama ist keine Novität. Es ist, wenn ich recht unterrichtet bin, im Jahre 1887 entstanden und wurde in Berlin schon 1890 von dem Verein „Freie Bühne“ vor dessen Mitgliedern aufgeführt. Die Versuche, es öffentlich aufzuführen, scheiterten an dem Widerspruch der Zensur, den das Deutsche Theater erst jetzt besiegen konnte. Auch im Vaterlande des Dichters blieb jede öffentliche Aufführung untersagt, bis der regierende Zar vor kurzem das Verbot aufhob.

Herr Hans Fischer als Mitritsch in „Die Macht der Finsternis.“

Ich kenne kein Drama, dessen Inhalt auch nur annähernd gleich fürchterlich, gleich gräßlich ist. Noch niemals hat ein Dichter gewagt, eine solche Häufung von Verbrechen und Missethat auf die Bühne zu bringen, das grobe Laster in so ungeschminkter Form. Schwachnervigen Naturen ist der Besuch dringend zu widerraten. Daß das Drama nicht für junge Mädchen geschrieben ist, ist selbstverständlich. Ich kann an dieser Stelle auch nur ein sehr knappes Resumé über die Handlung geben.

Das Drama spielt in einer russischen Bauernfamilie. Der kränkliche reiche Bauer Peter wird von seiner Frau Anisja mit dem Knecht Nikita betrogen. Dessen Mutter stiftet die Bäuerin an, ihren Mann durch Gift aus dem Wege zu räumen. Als Peter tot ist und Nikita die Bäuerin heimgeführt hat, betrügt er sie mit ihrer Stieftochter Akulina, und dann bestimmen Mutter und Frau den Nikita, sein eigenes Kind zu tödten und im Keller zu verscharren. Schließlich bricht über den faulen, eitlen, lüsternen, leichtsinnigen Burschen die Reue herein, und er gesteht alle Verbrechen vor der versammelten Dorfgemeinde, er beichtet vor ihr. In dieser trockenen, nach nicht einmal alles Gräßliche erschöpfenden Aufzählung erscheint das Drama fast wie der Bericht über einen widerwärtigen Kriminalprozeß, und es war mir sehr interessant zu erfahren, daß Graf Tolstoi den Stoff in der That unmittelbar aus den Akten eines solchen geschöpft hat, der sich in Tula, unsern seines Gutes Jasnaja Poljana, abspielte.

Wenn sich ein Geringerer an diesen Stoff gewagt hätte, er wäre unbedingt gescheitert. Ich gestehe sogar offen: gerade die Häufung des Gräßlichen, Widerwärtigen, Gemeinen in der Fabel hat meine Schätzung der Dichtung beeinträchtigt. Zu allen Zeiten haben sich ja die größten Dichter nicht gescheut, Verbrechen und Laster als Motive menschlichen Handelns zu zeichnen, aber es sind bei ihnen doch große Leidenschaften, die den Hebel ansetzen, während es hier nur häßlichste Habgier und niedrigste Sinnlichkeit ist. Immer wieder regte sich in mir ein Empfinden des Widerwillens, immer wieder drängte sich mir die Frage auf: was soll das auf der Bühne?! Aber immer wieder schlug mich die Gestaltungskraft des Dichters, seine bewundernswürdige Charakterisierungskunst aufs neue in Bann; immer wieder mußte ich mir sagen: hier ist die Sünde nicht um der Sünde, sondern um der Sühne willen dargestellt, und als der Vorhang zum letzten Male, unter dem atemlosen Schweigen des Hauses niederrauschte, war ich ganz von dem Eindruck erfüllt, einer gewaltigen, tiefergreifenden Bußpredigt beigewohnt zu haben.

Von all dem Extravaganten, Überspannten, Revolutionären, das den Greis Tolstoi für den nüchternen, nicht auf Schlagworte eingeschworenen Beobachter zu einer so seltsamen Gestalt macht, ist in dem Drama nichts zu spüren; kaum daß vielleicht, wenn man suchen will, bisweilen ein leiser kommunistischer Hauch erkennbar wird, wie in dem höchst

originellen Bauerngeſpräch über Kapital, Zins und die Banken. Auch von dem Sonderchriſtentum oder ſonderlichen Chriſtentum, das der Greis ſich jetzt zurechtgelegt hat, ſpricht nichts in dem erſchütternden Drama. Tolſtoi hat eine der wundervollſten Geſtalten, den alten ſchlichten Vater Nikitas — einen Mann, der kaum zuſammenhängend ſprechen kann, ſeine Worte immer wiederholt, ſich durch fortwährendes Hüſteln unterbricht, und der doch die tiefſte Ehrfurcht erweckt — zum einzigen Vertreter wahren religiöſen Empfindens in dem Drama geſtaltet gegenüber all der Heuchelei ringsumher. Und wie dieſer Alte immer wieder den Sohn aufzurütteln ſucht, wie er all das Gemeine, das er ſehen und ſchaudernd mit erleben muß, beurteilt, wie er ſchließlich dem Reuigen bei deſſen Beichte vor der Gemeinde zur Seite ſteht, ihn ſtützt, ihn kräftigt — das gehört zu dem Ergreifendſten, was ich je auf der Bühne geſehen habe.

Tolſtoi iſt kein Theaterkünſtler. Alles andere eher, und die „Macht der Finſternis“ war außerdem ſein erſter Verſuch, für die Bühne zu ſchreiben, iſt auch ſein einziges Drama geblieben; er hat ſpäter nur noch ein ſatiriſches Luſtſpiel verfaßt. So fehlt — wenn man hier von „fehlen“ ſprechen darf — dem Drama denn auch jeder kunſtmäßige oder gar ſchulgerechte Aufbau. Es gibt ſich faſt wie eine dramatiſierte Erzählung in ſeiner einfachen Aneinanderreihung der Geſchehniſſe, und anſtatt mit herausgeſuchten Pointen zu wirken, ſchlägt Tolſtoi überall wie mit Keulen drein. Aber gerade das Urſprüngliche in der Anlage, die ſchlichte Durchführung geben dem Werk ſeinen Zug ins Große. Und wie plaſtiſch klar treten die einzelnen Geſtalten vor uns hin, nicht nur die Hauptträger der entſetzlichen Handlung, auch die Nebenfiguren. Wie ſind ſie, mit wenigen groben Strichen oft, charakteriſiert: dieſer alte Knecht Mitritſch, in dem immer noch der frühere Unteroffizier ſpukt; der närriſche Brautwerber, die rührende Marina, Nikitas erſte Liebe, die kleine zehnjährige Anjutka, deren Kindergemüt von all dem Furchtbaren, das ſie nicht weiß, aber unbeſtimmt ahnt, mit grauſer Angſt erfüllt wird!

Die beſten Mitglieder des Deutſchen Theaters hatten an die Aufführung ihre beſte Kraft geſetzt. In Einzelheiten kam vielleicht manches zu geziert und geleckt heraus, nicht urwüchſig genug für dies echte Bauerndrama. Aber die Geſamtleiſtung war über alles Erwarten glänzend und wird ein Ruhmesblatt in der Geſchichte dieſer Bühne bleiben. Das Hauptverdienſt fällt dabei Herrn Baſſermann als Nikita zu. Vom erſten Augenblick an, wo er die Bühne betritt, feſſelte er die Aufmerkſamkeit: ganz der hübſche junge, von Grund auf nicht einmal ſchlechte, aber willensunkräftige Burſche, an den ſich die Weiber hängen, um ſein Verderben zu werden. Mit jedem Akt ſchien die ſchauſpieleriſche Kraft dieſes echten Menſchendarſtellers zu wachſen, bis zum Schluß. Wie er dann, von raſenden Gewiſſensqualen zerfleiſcht, ſich vor der Gemeinde niederwarf, ſein Bekenntnis herausbrachte, in angſtvoll würgenden Tönen, ſich ſelbſt innerlich von einer Anklage zur anderen vorwärtsſtoßend, war bewundernswert. Meines Erachtens iſt Herr Baſſermann mit dieſer Rolle in die Reihe der erſten deutſchen Schauſpieler eingerückt. Aber auch die Mehrzahl der übrigen Mitwirkenden war hervorragend gut: Frau v. Pöllnitz als die dämoniſche Alte, Frau Lehmann als Aniſja, vor allem Herr Reinhardt in der Rolle des ſchlichten frommen Vaters, Herr Fiſcher in der des Knechts.

Graf Leo Tolſtois Drama bietet keinen „Theaterabend“ für diejenigen, die nur das Glatte, Schöne ſehen oder höchſtens irgend einen leichten Nervenlitzel in den Kauf nehmen wollen. Sie mögen fortbleiben. Aber ſie ſo wenig, wie die Vertreter unſeres ſogenannten modernen Naturalismus ſelbſt dürfen ein Werk wie die „Macht der Finſternis“ mit anderen Hervorbringungen dieſer Kunſtrichtung in einen Topf werfen. So gewiß der Dichter in ihm vor der Darſtellung des Gräßlichſten nicht zurückſchreckt, ſo realiſtiſch — bis zum Äußerſten — er verfährt, eins unterſcheidet ihn doch von faſt allen, die im naturaliſtiſchen Sinne geſchaffen haben: er zeigt uns wohl die ſchrecklichſten Tiefen der Menſchheit, grauſam und rückſichtslos, aber er hebt uns aus ihnen auch wieder empor in lichten Höhen. Wie ſchlicht und groß und herzenerſchütternd iſt der Schluß der Beichte Nikitas:

Nikita (beugt ſich vor ſeinem Vater bis zur Erde): „Väterchen, Geliebter, verzeih' auch du mir, dem Unglücklichen. Von Anfang an haſt du mir's geſagt, als ich dieſen Weg des Laſters ging, haſt du mir geſagt: ‚reich' dem Teufel einen Finger, und er nimmt dich ganz.‘ Ich hab' nicht gehört auf deine Worte, ich Unſeliger, und es kam, wie du es vorausgeſagt. Verzeih' mir, um Chriſti willen.“

Vater Akim (feierlich): „Gott wird dir verzeihen, mein liebes Kind! (Umarmt ihn.) Haſt ſelber mit dir kein Erbarmen gehabt, darum wird er dir vergeben. Gott nämlich — Gott!“

Liebeswerbung.

Ich hatt' einen koſtbaren Edelſtein
Von ſtrahlenſpendender Kraft.
In einen Bergſpalt fiel er hinein,
Dort liegt er in ſicherer Haft.
Und wird er dort feſt verwahrt auch ſein
Bis an die Grenze der Zeiten,
So iſt er doch immer und immer noch mein —
Nur frag' ich mich ſelbſt: kann dies Wiſſen allein
Beſitzesfreude bereiten?

Du ſagſt, dein ganzes Herz ſei mein,
Und ich ſoll es dir glauben auf's Wort.
Was aber hältſt du verſchloſſen den Schrein
Und kargſt mit dem lieblichſten Hort?
Du meinſt, ein Gnadenbild zu ſein,
Doch wo ſind die Wunder und Zeichen?
Mich lockt der Schatz und nicht ſein Schrein —
Und ſo iſt es vom Glück nur ein blaſſer Schein,
Den du ſpendeſt mir armem Reichen.

Ernſt Behrend.

Zwei Lebenskünstler.

Von

Max Grad.

(Abdruck verboten.)

Auf dem mit Olivenbäumen, Ginsterbüschen und einer Menge Blumen bestandenen Abhange huschten blitzschnell glänzende Eidechsen, die unter den warmen Steinen geruht hatten, aufgescheucht davon. Wurzelwerk und Steine kollerten herab; ein graubraunes und ein rotes Bündel kamen, sich überkugelnd, nach. Vor der verblüfften Signora, die den Pfad zum Hügel hinaufzusteigen im Begriffe war, standen plötzlich Cesare und Favetta, wie fast immer Hand in Hand. Die andere bot jedes der Dame: „Buon giorno, Signora!“

Sie vergaß den Morgengruß zu erwidern, indem sie mit erschrockenen Augen die Höhe des Abhanges maß und dann die kleinen Gestalten besorgt überflog. Aber sie waren ganz heil geblieben. Noch etwas atemlos, blickten die Kinder der Dame vergnügt ins Gesicht. Von Zeit zu Zeit schielte Cesare auf die Tasche, in der erfahrungsgemäß stets Eßbares verborgen zu sein pflegte, und seine spitze Zunge glitt dabei wie vorkostend über seine schmalen, sehr ausdrucksvollen Lippen. Als aber die Signora in tadellosem Italienisch, ja sogar unter Anwendung des dort üblichen Dialektes, ihr Entsetzen ausdrückte über die ungewöhnliche und gefährliche Verkehrsart, brach der Junge in helles Lachen aus.

„Du lachst jetzt, aber ihr hättet euch das Genick dabei brechen können.“

„Dio! — Behüte, — behüte, — das machen wir oft so,“ — lachte Cesare weiter, und Favetta stimmte hell ein.

„Warum nahmt ihr nicht wenigstens den Ziegenpfad?“

„So ging es doch viel schneller,“ — meinte er, und „ging es viel schneller,“ echote die Kleine.

„Die Nonna war so wütend, daß wir uns verspätet hatten. ‚Dio, — Cesare, — Favetta‘, — rief sie vielleicht hundertmal, — ‚wollt ihr wohl Beine machen! Die Signora kommt schon den Weg herauf. Daß ihr ersticken möget an eurer Trägheit! Presto! Presto!‘“

Die Signora mußte nun auch lachen. Cesare ahmte die alte, zahnlose Nonna, deren Jahre niemand mehr, am wenigsten sie selbst, zu bestimmen vermochte, in wahrer Vollkommenheit nach. Die Schrillheit der schetterigen Stimme, das Zittern der Kinnladen, das Augenverdrehen, — nichts fehlte. Favetta nahm die Hand des Gefährten fester in die ihrige und sah in unsäglichem Stolze zu ihm auf, der sie um Haupteslänge überragte.

„Kommt jetzt aber!“ — mahnte die Dame.

Cesare nahm die kleine Staffelei, den Malkasten und den Feldstuhl, das Mädchen Plaid und Tasche. Ohne zu sprechen stiegen sie nun die Höhe weiter hinan; nur Favetta trällerte halblaut irgend ein lustiges Liedchen. Es klang fast wie das Zwitschern eines Vögelchens.

Langsam stahl sich die warme Frühlingssonne in den Hohlweg und ließ den goldgelben Ginster und die zahllosen lila Anemonen doppelt prächtig aufleuchten. Immer intensiver wurde deren süßer Geruch. Manchmal schossen einige der schillernden Eidechsen direkt über die nackten Füße der Kinder, und wenn der Junge sich durch einen raschen Blick überzeugt hatte, daß die Signora es nicht sehen konnte, schlug er mit dem leichten Feldstuhle danach.

Sie hatten den Gipfel erreicht. Ein wonniges Lüftchen, erfüllt von dem Salzgeruche des Meeres und dem der Fruchtbarkeit eines paradiesischen Landes, umwehte die heißen Stirnen. Während das Pärchen gewandt, genau am richtigen Platze Staffelei und Feldstuhl aufstellte, stand die Dame

am steilen Abhange und blickte in das Meer hinunter. Auf der einen Seite lag es so azurblau wie der Himmel oben ausgebreitet, auf der anderen schimmerte es silberig und milchweiß, wie die Felsen der Insel, deren scharf umrissene, zackige Konturen aussahen, als kämen sie als Metallarbeiten aus einer Kunstschmiede. Als sie sich wandte, bemerkte sie noch eben, wie Favetta rasch die Tasche wieder schloß und Cesare, mit vollen Backen kauend, ein Stückchen Kuchen eiligst zu bewältigen suchte. Der unergründlich tiefe Sack in dem roten Röckchen der Kleinen bauschte sich auch verdächtig; Cesare pflegte nie einen Genuß für sich allein zu beanspruchen. Sehr erzürnt blickte die Dame von einem zum anderen.

„Das war sehr, sehr häßlich! Pfui stehlen! Schämt ihr euch denn nicht?!“

„Nur ich nahm von dem Kuchen,“ — beeilte sich der Junge zu sagen.

„Und er ist so furchtbar gut, Signora, und wir bekommen niemals welchen,“ — suchte Favetta den Freund möglichst zu entschuldigen.

Cesare stieß einen wunderbaren Laut aus, der wie das unvermeidliche „voi“ klang, es aber doch nicht war.

„Madonna, wie sie lügt! War nicht Besana, und hattest du, — hatten wir da nicht Kuchen?“

Favetta sah ängstlich auf die strenge Signora, die sich bereits an die Arbeit gesetzt hatte und nun die Kinder strafend ignorierte. In deren erzürntem Gesicht suchte sie zu lesen, ob diese, — o, wie klug Favetta war — wohl wußte, daß auch jener Kuchen gestohlen war. Sie — Favetta — hatte damals so furchtbar geweint, daß sie gar nichts auf der Welt hätten, wie andere Leute. Nicht einmal zu Besana; und Cesare war, wie stets, ihr Tröster gewesen. Bald darauf *hatten* sie Kuchen. Dem entsetzlich reichen, geizigen Giuseppe hatte der Freund ihn entwendet, und sie hatten vorher die Madonna recht herzlich gebeten, sie möge ihn auf dem gewagten Gange gütigst begleiten. Durch ein vergittertes Fenster war der Tapfere geschlüpft. Die eine Eisenstange war zum Glücke lacker gewesen, — und er mit seinem schlanken Körper! Jawohl, — wie eine Schlange war er, niemand hatte ihn ertappt, und es war ersichtlich, daß die heilige Madonna ihn behütete. Sie verzieh ihm auch sicherlich und war ganz zufrieden damit, daß der böse, garstige Giuseppe nun bestraft wurde, indem er weniger Kuchen zum Feste zu essen hatte. —

Während die Malende emsig weiter arbeitete, gab sich das Paar mit demjenigen Genusse und der unnachahmlichen Grazie seinem „Dolce far niente“ hin, zu denen nur der Südländer fähig ist. Mit wahrem Raffinement dehnte und reckte der Junge seinen überschlanken Körper den Sonnenstrahlen entgegen, die bei seiner äußerst mangelhaften Bekleidung überall Eingang zu der blütenweißen Haut fanden. Förmlich durchbacken ließ er sich, und von Zeit zu Zeit bewies ein wohliges Grunzen sein Behagen. Durch einen, auch heimlich vorher geraubten Schluck des „Vina dolce“ aus der Feldflasche der Dame verspürte er außerdem ein gelindes Schlummerbedürfnis. Favetta lag neben ihm auf dem Rücken und stemmte die olivenfarbenen, fein gefesselten und anmutig gerundeten Beine gegen eine erwärmte Felsplatte. Das blauschwarze Gelock bauschte und breitete sich am Baden, und über das Gesicht und die langbewimperten Augen hatte sie eine Anzahl breiter, stark duftender Blätter gelegt. Darunter zitterten die schöngeschnittenen, beweglichen Nasenflügel im Einsaugen des betäubenden Geruches. — —

Die Sonne stand schon hach am Himmel, und ihre sengenden, mittäglichen Strahlen begannen über das vollständig ruhig gewordene Meer eine gewisse dumpfe Monotonie zu breiten. Über zwei Stunden waren vergangen. Die Malerin machte noch einen letzten Pinselstrich und blickte vergleichend vom Bilde auf das Stückchen herrlicher Natur, das sie festzuhalten bemüht war. Dann strich sie mit der Hand über die schmerzenden und geblendeten Augen und erhob sich. Es war, als erinnere sie sich erst jetzt wieder daran, daß sie nicht allein war. Bei dem Anblicke der beiden nun fest Schlafenden wollte zuerst wieder ein zürnender Ausdruck in ihr nicht mehr junges, aber angenehmes und kluges Gesicht treten. Dann aber wurde dies immer gütiger und sanfter. Mit einem lieben, nachsichtigen Lächeln sah sie auf die beiden Fröhlich-Sorglosen herab.

‚Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch.‘ Ärmste der Armen! Ein Rock — ein Gott, — aber den Schutz der Madonna!

Da lagen sie, die zwei Nichtsnutze! Auf Cesares zersetztem Hemd und auf der weißen Brust, die daraus hervorsah, lagen noch einige Krumen des gestohlenen Kuchens. Seine kecke Stumpfnase ragte unternehmend in die Höhe. Die zahllosen Sommersprossen und das strohige, borstige Haar, das unter der Einwirkung von Sonne, Wind und Regen dreierlei Schattierungen bekommen hatte, einten sich zu einem wahren Goldtone, der den eigentlich häßlichen Kopf verschönte. Von Favettas bräunlichem Gesicht und den blühenden Bäckchen waren die Kräuter abgefallen. Die breiten Lider lagen fest über den schwarzen Sternen, und das Kirschenmäulchen schien trotzig geschlossen. Ganz leise, um sie ja nicht zu wecken, holte die Signora Bleistift und Zeichenbuch und entwarf rasch eine flotte Porträtskizze der Schläferin. Einmal war ihr, als hätten die schwarzbesäumten Lider gezuckt. Aber gewiß hatte bloß eine Mücke den sanften Schlummer der Kleinen stören wollen. Dann wurde das Buch zugeklappt und laut in die Hände geklatscht. „He! Cesare! — Favetta! — Ihr Murmeltiere! Munter jetzt!“

Sie fuhren auf. Er mit verschlafenen Augen, so als hätte er sich am liebsten gleich wieder hingelegt. Das Mädchen auffallend munter und frisch, um Mund und Augen zitterte ein Schelmenlächeln.

„Kommt jetzt nur. — Wie steht es übrigens mit euren Aufgaben? Cesare, sage du zuerst dein Pensum her. — Also:“

Das Alphabet ging wie am Schnürchen. Beim Zählen haperte es schon bedenklich, und beim Lesen in der zersetzten und schmierigen Fibel, die der Junge aus der Hosentasche gezogen, stockte er unaufhörlich und blickte betreten auf die Signora und hilfesuchend auf Favetta.

„Also wieder nichts, — rein gar nichts gelernt! O, Cesare, welch ein Faulpelz du doch bist! Was soll denn daraus werden?“

Seufzend wandte sich die Dame darauf zu der Kleinen. Diese hatte einen Zipfel ihres roten Röckchens zwischen die spitzen, blanken Zähne gesteckt und stand, ein Bild des Schuldbewußtseins, mit gesenktem Gesicht und einwärts gebogenen Füßen da.

Das Fragen verging der Lehrmeisterin endlich ganz und gar. Besorgt schüttelte sie den Kopf und winkte, sich resigniert zum Gehen rüstend. Eilends sprangen die Kinder zu den Malgeräten und packten ein. Dann wandten sich alle drei einem Stück flachen, graugrünen Bodens zu, auf dem sich nach und nach ein kleiner Pfad abzeichnete. — Meckernd kam eine langhaarige, schmutzig-braune Ziege mit übervollem Euter getrottelt. Im Blitze lagen Staffelei und Stuhl auf der Seite, und Cesare breit auf der Erde unter dem Tiere, das, von Favetta nur leicht gehalten, ganz stille hielt. Gesättigt erhob sich der Junge dann, um der Kleinen Platz zu machen. — Das war fast das ganze Mittagmahl der Kinder.

Die Dame stand ruhig wartend dabei: ‚Sie säen nicht, sie ernten nicht!‘

Unter Lachen und Kosen trieb das Paar die Ziege bis zur Hütte. Auf deren Stufen saß die Nonna fröstelnd in der Mittagssonne und blinzelte den Ankömmlingen aus brennend-roten, entzündeten Triefaugen entgegen. „Daß die Madonna Sie behüte, edle Dame! Hinein Cesare, — Favetta, hole das Beil, — zerschlagt das Wurzelwerk, — knorrig und feucht ist es, — indessen besser wie nichts. Der Lukas Sero hat es mir geschenkt, — dank' der Himmel es dem elenden Schuste, — schlecht ist es, indessen gut genug für arme Leute! Favetta, laß doch die Ziege! Hinein mit euch, ungeratenes Volk, das ihr seid, — den wilden Husten möget Ihr bekommen, — zitto, — zitto. — welch ein Geschrei, — hinein!!“ —

Lauernd und heuchlerisch blickte sie der Dame ins Gesicht. „Arme Würmer, — verhungern könnten sie ohne mich. Santo Michelo, — segne es Ihnen die Madonna, welch ein gutes Herz die Dame hat!“ —

Diese schritt, nur kurz zum Gruße nickend, zu dem kleinen Schuppen, in dem sie die Malsachen öfters bewahrte, nahm sorgsam ihr Bild, Plaid und Tasche, und wandte sich zum Gehen. Wie Pfeile durch die Luft, fausten seitlich Favetta und Cesare daher. „Addio, Signora, addio, addio!“ — „A rivederci!“ Und Cesare fügte schlau hinzu: „Buon appetito, Signora!“

Sie verstand die Anspielung.

„Verdient habt ihr es heute in keiner Weise, aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen. — Da!“

Sie leerte den Inhalt des Körbchens auf die Erde. „Grazie, grazie, tante grazie!“

Cesare saß schon dabei und teilte mit gierigen Augen, aber ehrlich die Schätze in zwei vollkommen gleiche Hälften. Die gütige Spenderin fühlte sich am Rocke gezupft.

„O, Signora, prego, ein paar Soldi.“

„Was fällt dir denn ein?“

Sehr erstaunt sah die Dame auf den Bettelsack herab. Favetta hob das Köpfchen, und die glänzenden Augen blickten, treuherzig und verlangend zugleich, daraus empor. „Nur ein paar Soldi, Signora, — ich habe Ihnen ja doch vorhin Modell gesess—gelegen!“ —

* * *

Selten verirrten sich Fremde in das kleine Örtchen über dem Meere, dessen größter Teil aus zerstreuten Hütten bestand. Seit drei Monaten aber befanden sich doch mehrere Herren hier im Auftrage der Regierung, um Ausgrabungen zu leiten. Ein einfacher Mann hatte beim Bestellen eines mageren Stückchen Landes uralte Münzen und Gefäße gefunden, hatte sie dem Pfarrer von Ponvale gezeigt, und so kam es, daß, durch diesen angeregt, Archäologen und Numismatiker von Beruf sich in Orsola zusammenfanden. Weitere sachgemäße Ausgrabungen ergaben die überraschendsten Resultate. Durch Zufall hatte ein sich eben in Neapel aufhaltender alter Gelehrter auch davon gehört, der jedes Jahr mit seiner Tochter monatelang in Italien weilte. So kam es, daß Professor Hartwig und Fräulein Elisabeth gleichfalls nach Orsola gekommen waren und sich recht und schlecht, wie die anderen auch, in der Osteria des Ortes einquartiert hatten. Während der Vater sich eifrig an den Forschungen und Studien der Herren beteiligte, suchte die Tochter, eine talentierte Malerin, die hervorragenden Schönheiten dieser wilden Natur mit ihrem Pinsel auszubeuten und wiederzugeben. Als einzige Dame nannte man sie allgemein einfach die „Signora“. Daß sie eigentlich eine „Signorina“ war, darum kümmerte man sich nicht. Auf einer ihrer einsamen Wanderungen war sie bis zur Hütte der Nonna gekommen. Fast hätte sie sich gefürchtet vor dem wie mumificiert aussehenden, verdorrten Geschöpf, das, auf den Stufen kauernd, in der Sonne schlief. Wie eine, an der der Tod tausendmal vorübergegangen und sie endlich ganz vergessen hatte sah sie aus. Eilig huschte das Fräulein vorüber. Allein, der Wege unkundig, kam sie nach einiger Zeit, wider Willen, abermals zu der Hütte. Schon von weitem hatte sie das Kreischen einer widerwärtigen Stimme gehört, und dazwischen eine ruhigere, männliche, die aber gegen die andere nicht aufkommen konnte. Wie erstaunte sie indessen, als sie sah, daß die schrillen Töne aus dem zahnlosen Munde der uralten Frau kamen, die vorher, mehr tot als lebendig scheinend, vor der Thüre gesessen hatte.

„Madonna mia, — wollt Ihr es glauben, ehrwürdiger Herr, die Rangen folgen nicht. Gott und die Heiligen sind meine Zeugen, ich schicke sie stets zur Schule, — jawohl, — auch Cesare, den Jungleſe, — was geht er mich an, — aber beim heiligen Giuseppe, — Favetta ginge nicht ohne ihn. O, diese Kinder! Habe ich noch Augen? Höhlen sind es, ausgebrannt von all den Kummerthränen! Und stets dieser Hunger! Heiliger Mann, — Dio mio, — auf meine alten Tage nichts zu essen! Wenn wir die Ziege nicht hätten und am Sonntage einmal etwas Latuga, — beinahe ohne alles Öl, — was würde aus der alten Nonna, und wenn sie stirbt, — wer sorgt für mein Urenkelchen, wenn nicht die heiligen Engel es thun?“ —

Wie ein Wasserfall, unaufhaltsam strömte es von den hängenden Lippen des Weibes. Kriecherisch näherte sie sich dann dem Priester und zog dessen schwarze Soutane an ihren zahnlosen Mund.

„Schon gut, schon gut,“ — bemühte sich dieser, sie zu unterbrechen. Schon öfters hatte er probiert, dies zu thun, es mußte aber beim Versuche bleiben. „Daß ich aber die Kinder nach dem Feste in der Schule sehe! Es ist ja so schönes Wetter und der Weg so gut nach Ponvale.“

Unwillkürlich war Elisabeth stehen geblieben. Nun aber wollte sie sich eilends zum Gehen wenden. Nicht ohne Neugierde und Überraschung grüßte der Pfarrer und fügte, als ob er wünschte, sie aufhalten zu können, eine Bemerkung über das Wetter an. Die Nonna aber humpelte sogleich herbei.

„Gelobt sei Jesus Christus und die Madonna! Ihr Heiligen, welch schöne, feine, fremde Dame! Seid Ihr nicht hungrig und müde? Arm, — so arm ist freilich die alte Nonna. Aber ein bischen Milch von der Ziege und ein Stückchen Brot, — Heda, Cesare, Favetta — herbei, — wollt Ihr wohl gleich? — O, da sind sie ja! Grüßt die schöne Dame, — habt Ihr dem ehrwürdigen Herrn die Hand schon geküßt? Cesare, du Lump —"

Sie gab dem Jungen heimlich einen verborgenen Fußtritt. „Rasch hole die Ziege, — Favetta, spüle einen Topf aus, — ach, schöne Dame, meine feinste Signora, — Glas haben wir keines. Wie wollt Ihr sagen? Ja, taub wird die alte Nonna, — nein, wie Ihr sprechen könnt im fremden Lande, wie Öl gleitet es Euch von den Lippen. Jawohl, diese da, — die ist mein Urenkelkind. Hat niemand mehr auf der Welt, wie mich, ihre Nonna. Der andere? Der Inglese? Die Pest über ihn! Schlecht ist er, stiehlt und lügt, — oh! ein Geschöpf — mich geht er weiter nichts an, — aber Favetta kann nicht leben ohne ihn. Der verdammte Junge hat sie vielleicht verhext. Daß die gütige Madonna das Kind behüte!"

Immer wieder aufs neue hatte unterdessen Favetta das Gefäß, das leidlich heil war, am Brunnen ausgewaschen, und die „Signora" konnte sich nicht satt sehen an der weichen Grazie ihrer Bewegungen. Dann holte die Kleine geschäftig einen Holzschemel, und eine fast saubere Schürze und breitete diese darüber. Noch unbefriedigt sah sie sich ratlos um. Eilig verschwand sie dann und kehrte gleich darauf mit abgepflückten Blumen zurück, die sie auf die Schürze streute. Mit ihr fast zugleich kam „l'Inglese" und zog die widerstrebende Ziege hinter sich her. Favetta melkte das Töpfchen voll und stellte es mit einem auffordernden Blick auf Elisabeth, glühend vor Eifer und Stolz, mitten in die Blumen. Diese konnte nun nicht anders, sie mußte jetzt von dem Gebotenen genießen. Mit großem Widerwillen nippte sie ein wenig von der scharfen, ihr ganz ungewohnten Ziegenmilch, und mit äußerstem Ekel brach sie pflichtschuldigst einige Krumen von dem steinharten Brot, das die unappetitliche Nonna gebracht.

Interessiert sprach die „feine Signora" dann mit den Kindern, die Hand in Hand vor ihr standen, und frug sie allerlei. Auch, ob sie schöne Wege und Plätze wüßten, und ob sie ihr die Malgeräte auf ihren Gängen manchmal tragen wollten. L'Inglese Cesare brach sofort in ein Freudengeheul aus und die Kleine nickte immer wieder mit strahlenden Augen so eifrig, daß das schwarze Kraushaar nur so um ihr liebliches Gesichtchen flog. „Si, si, Signora, — gewiß!" — „Wann sollen wir?" —

Elisabeth bestellte die Kinder an einen besonders bezeichneten Ort, warf der Nonna einige Münzen in die Schürze, verabschiedete sich und ging. Nach einigen Schritten hatte sie den Pfarrer von Ponvale, der wohl absichtlich langsamer gegangen war, eingeholt. Nochmals grüßte dieser höflichst, fing ein Gespräch an und frug, ob er sie auf einem kürzeren, ihm gut bekannten Wege zur Osteria geleiten dürfte? Das Fräulein bejahte, und bald wußte sie durch den redseligen Diener Gottes alles, was sie über die interessanten Kinder und die Nonna erfahren wollte.

Favetta war also wirklich das Urenkelkind der kreischenden Mumie. Die Eltern waren tot. Das Kind hatte schon das achte Jahr vollendet und war nie über Orsola und Ponvale hinausgekommen. Auch Cesare war elternlos; eine Art Gemeindekind, und der Sohn einer eingeborenen Orsolanerin und eines Engländers. Auf einem Schiffe geboren, kam er, vier Jahre alt, nachdem seine Eltern in Livorno an der Cholera gestorben, in den Heimatsort seiner Mutter. Dort lebte ein Onkel von ihm, der für ihn zu sorgen versprach. Nach zwei Jahren schon war dieser, ein Fischer, nachts in Ausübung seines Berufes gestorben. Nun war „l'Inglese" — wie man ihn nannte — völlig verlassen. Er lebte von dem, was mitleidige Leute ihm zukommen ließen, und nächtigte, wo er gerade Unterschlupf fand. Bisweilen, wenn es absolut sein mußte, „schaffte" er auch. Er half dem oder jenem bei irgend einer Arbeit, und, hatte er überhaupt damit angefangen, dann that er es sogar recht ausdauernd und mit den Kräften eines Mannes. Aber eben dieses Anfangen! — Wie schwer war es!

Sein Onkel, der Fischer, hatte die Nonna lange und gut gekannt. — So ge-

nau erinnerte sich Cesare, wie ihn jener zum ersten Male hierher mitgenommen hatte. Die Alte, die damals schon genau so wie jetzt ausgesehen, zeterte und schrie an jenem Tage zum Erbarmen. Ihr, — der gebrechlichen Nonna, der Armen, Kranken, — hätten sie gestern das Kind ins Haus gebracht. „Ihr Heiligen, daß ihr euch erbarmen möget! Auch meine Enkelin ist nun tot, — nun soll ich die Bambina hier ernähren, die sie zurückgelassen!" Die Stunde, da Cesare entzückt auf das reizende, winzige Wesen geblickt, das, in Lumpen gehüllt, daneben in einem zerlöcherten Weidenkorbe gelegen hatte, blieb ausschlaggebend für sein Leben. Immer öfter erkletterte er den Berg, und tagelang war er nunmehr Gast in der Fischerhütte unten. Als der Onkel gestorben war, blieb er immer länger und endlich ganz oben. Die schlaue Nonna forderte sich von der Gemeinde eine Entschädigung für das „Erhalten und Kleiden" des Inglese und schimpfte dazu den ganzen Tag, daß dieser ihr auch noch das bißchen Brot vom Munde wegstehle. Dabei verstand sie es ausgezeichnet, die junge Hilfskraft auszunutzen. Cesare war es eigentlich, der die kleine Favetta gehütet, gepflegt und aufgezogen hatte. Galt es, für diese zu arbeiten, war ihm auch nichts zuviel. Die Nonna haßte er aus tiefstem Herzen. Er belog und betrog sie, wo es immer anging, und, ließ die fluchende Alte ihn zu sehr hungern, so stahl oder bettelte er sich seine Nahrung irgendwo zusammen. Das Beste aber bekam stets die Kleine.

Der Pfarrer erzählte auch, daß beide ganz außergewöhnlich talentiert seien, und daß es wahrlich schade wäre, wenn die Kinder — was jedenfalls geschähe — hier verkommen müßten. Z. B. was alleine die Schule und das Lernen beträfe! Es bestehe ja wohl eigentlich ein Schulzwang, aber er sei kaum aufrecht zu halten. Die Alte vom Berge hindere auch die Kinder so viel als möglich, weil sie einesteils nicht begriff, was das Lernen für einen Wert haben könne, anderenteils deren Hilfe entbehre.

„Ja, ja, ich weiß wohl, wie bei uns das alles im Argen liegt. In Deutschland ist das freilich ganz anders. Ich weiß, — ich weiß! Aber, was thut die Regierung hier, und was thut sie bei Ihnen? — Wollen Sie, verehrtes Fräulein, einmal herüberkommen nach Ponvale und unsere Schule ansehen? Augen werden Sie machen, — Augen!!"

„Gewiß, Hochwürden, — bald, wenn es Ihnen recht ist."

Dann erzählte Elisabeth von der Heimat. Von den höheren und den niederen Lehranstalten, und von dem hübschen Schulhause, das man in ihrem Wohnorte, aus gesammelten Privatmitteln sogar, errichtet habe, damit die Kinder nicht mehr Winter und Sommer und bei Wind und Wetter einen dreistündigen Weg zu machen brauchten. Ein Lehrer und eine Lehrerin waren bereits angestellt, und 32 Kinder würden unterrichtet. Keines über sieben Jahre, das nicht schon nett im Lesen und Schreiben vorgeschritten wäre. Sie selbst erteile auch Unterricht: besonders den Größeren, die der Schule schon entwachsen seien, oder auch Kleineren, die krank und unfähig zum Schulbesuche seien.

„So thun Sie viel Gutes zur Ehre Gottes, Signorina," — sagte der Pfarrer bewundernd.

Elisabeth errötete tief und erwiderte einfach und bescheiden: „Ich habe ein großes Glück begraben, Hochwürden, und man vergißt am leichtesten in der Arbeit. Ich stelle meine bescheidenen Kräfte gerne in den Dienst meiner Mitmenschen."

Nach den zwei Festtagen, die dann folgten, ging Elisabeth wirklich nach Ponvale. Der Weg dahin war herrlich. Bald führte er neben dem brandenden Meere, dann wieder hoch darüber. Es war warm, aber durchaus keine Hitze. Etwas Freudiges zitterte in der lauen Luft.

Die ersten terrassenförmig ansteigenden Gäßchen waren durchschritten, andere durchquert. Umsonst suchte Elisabeth über den Thüren der besseren und größeren Häuser die Aufschrift: „Scuola communale". Dann frug sie; man verstand sie aber nicht, und sie nicht die Leute. So irrte sie herum. Endlich kam ihr atemlos ein Junge entgegen gesprungen mit einer Schiefertafel in der Hand. Ohne erst zu fragen folgte sie ihm rasch. Allein eine Minute später verschwand er in einer elenden Hütte, mehr einem Stall, aus dem Grunzen von Schweinen und dumpfes Brüllen des Viehs drang. Schon wollte sie enttäuscht und

entmutigt umkehren. Mit suchenden Blicken aber kam gerade der Pfarrer das Gäßchen entlang und ihr direkt in den Weg.

„O, Signorina, so haben Sie sich doch hergefunden. Ich dachte schon, — weil ich vergaß, — aber bitte hier, — bitte hier einzutreten."

„Hier?"

Elisabeth machte entsetzte Augen. — „Hier?" wiederholte sie gedehnt.

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Ein Jammer, — gewiß, — aber, wenn man nichts Besseres hat!" — Er stieß die Thüre auf.

Ein betäubend scharfer Stallgeruch, seltsam gemischt mit der Ausdünstung vieler unsauberer Menschen, quoll ihnen wie eine dicke Wolke entgegen. Elisabeth verschlug es fast den Atem. Dicht an der Thüre, durch deren Spalte doch etwas frische Luft kam, blieb sie stehen. Der Raum, in welchem auf eingerammten Pfählen rohe Bretter gelegt waren, war nichts wie ein gewöhnlicher Stall, dessen eine Hälfte für die „Schule" geräumt war. Einige zwanzig Schafe, ein paar Ochsen, ein Esel, Ziegen und Schweine hatten in der anderen, hinteren Hälfte schlechtes Unterkommen gefunden. Und in dieser feucht-muffigen Luft unter Blöken der Hämmel, Brüllen des Viehes, Ziegengemecker und Hühnergegacker mußten etwa zwei Dutzend Kinder stundenlang leben und — lernen! Ein fahles, dunstiges Licht herrschte in dem Raume. Mit wahrem Grauen sah Elisabeth auf all die zerfetzten Bücher und Hefte voll Düngerflecken, und auf die stets beschlagenen Schiefertafeln; voll tiefen Mitleides aber in all die unlustigen Gesichter der Schüler und Schülerinnen, und in das verhungerte, halb resignierte, halb verbissene des mageren Schullehrers. Ein Gefühl der innigsten Teilnahme und zorniger Ohnmacht bemächtigte sich ihrer. Aber auch körperlich wurde ihr elend. Wie in einem rötlich-grauen Nebel sah sie noch weit hinten Cesares Strohkopf neben dem schwarzen Favettas. Eilig drückte sie sich hinaus und lehnte sich einen Moment an die Mauer. In der frischen Luft wurde ihr gleich besser; allein auf dem ganzen Heimwege war ihr, als trüge sie Blei an den Füßen.

„Arme Kinder, armer Lehrer, armes, schönes Italien! O, du gesegnete Heimat, du liebes, deutsches Vaterland!"

Eine halbe Stunde vor Orsola, als sie schon das neue rote Dach der Osteria durch die Steineichen schimmern sah, vernahm sie leichte, hüpfende Doppelschritte hinter sich. Das niedliche Pärchen von der Berghütte! Zutraulich schloß es sich ohne weiteres an. Sie forschte die beiden aus, horchte auf alles, was sie so originell vorbrachten, und lauschte, innerlich ganz entzückt, auf jede ihrer oft merkwürdig klugen Bemerkungen.

„Und möchtet Ihr gerne besser und anderswo lernen, als in dem Stalle von Ponvale?"

Sie sahen sich an. So etwas wie: Ja, kann man denn das?

Dann verzog Favetta das süße Mäulchen. „Lernen?" meinte sie gedehnt. „Warum? — Es ist so langweilig. Ich mag gar nicht gerne lernen!"

„So? Ja, was möchtest du gern?"

„O, Signora, so viel! Ganz groß, und sehr schön sein, — tanzen, feine Kleider haben und furchtbar viele Korallenketten, — so—o—o—o—o — lange" — sie spannte die kleinen Arme weit auseinander. „Und dann alles, — wie — wie die Reichen. — So, als wäre immer Befana oder immer Veglione!"

„Was kannst du von diesen Dingen wissen?"

„O, alles!" —

„Woher?"

„Hier, — l'Inglese, — von Cesare!"

Das Fräulein sah erstaunt auf den Jungen, der halb verschmitzt, halb verlegen lachte. „Wie weißt du davon? Warst du denn —?"

Er schüttelte energisch den Kopf. Aber die Kleine war voll Eifer. Jedes Glied ihres Körpers schien sich mit zu bewegen, während sie sprach. „O, Signorina, er hatte einen Onkel, und dieser kannte Einen, der in Rom wohnte, und der erzählte es dem Ohm, und dieser dem Inglese. O in Rom! Das Barberi-Rennen hat er selbst gesehen, — Zuppa Inglese hat er gegessen und Gelato alla napolitana, und entsetzlich vielen rosso dolce hat er getrunken. Die Damen seien dort alle reich und sitzen auf roten Sammetkissen in herrlichen Wagen, und, — und —"

„Und Perlenschnüre tragen sie um den Hals, und in den Haaren," — ergänzte Cesare wichtig. Zärtlich umschlang er die

Im Winterhafen. Nach dem Gemälde von Carl Saltzmann.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Freundin. „Wenn ich erst ganz groß sein werde, sollst du das alles auch haben!“

Selig, und völlig überzeugt nickte Favetta. Wenn Cesare es sagte! O, er führte stets aus, was er vorhatte!

Elisabeth, die innerlich mit ihrer ganzen deutschen Gründlichkeit und nicht ohne Sentimentalität beständig nachdachte, wie aus diesen prächtigen Kindern wohl tüchtige Menschen zu machen seien, hatte einen glücklichen Gedanken.

„Das ist alles leicht für Euch zu erreichen, wenn Ihr Tüchtiges lernt. Wer viel weiß und kann und fleißig ist, vermag sich oft sehr rasch Reichtum zu erwerben.“

„So großen, daß Favetta eine feine Dame werden könnte?“ —

Cesares Interesse war geweckt. Gespannt blickte er der „Signora“ ins Gesicht. Auch der Kleinen runde, schwarze Augen hingen an deren Lippen.

„Verlaßt Euch darauf. Aber fleißig lernen, alle Eure Kräfte müßt Ihr daran setzen.“

Die Kinder seufzten wie aus einer Brust, faßten sich fester bei den Händen und gingen dann in tiefe Gedanken versunken neben der Dame her bis zur Osteria.

„Addio, Favetta, — addio Cesare!“

Da rang es sich bei dem Inglese los:

„Signora, könnt Ihr es beschwören bei der Madonna und allen Heiligen, — ist es wahr, — kann ein Armer reich, ganz reich werden durch Lernen?“

„Ich kann es beschwören. Aber Mühe und Fleiß sind dazu nötig.“

„Signora, — wie macht man es, viel zu lernen? Und anders als in Ponvole?“

„Soll ich dir, — Euch, — wollt Ihr bei mir damit anfangen?“

„Wir wollen, wir wollen, — wann? gleich?“ Wie aus einer Kehle kam es.

„Morgen, Kinder! Um acht Uhr morgens komme ich zur Hütte und spreche mit der Nonna, — und dann —“

„Lernen wir, — lernen wir,“ — jauchzte Cesare, — „und“ —

„Werden reich,“ — ergänzte Favetta.

— — — — — — — — —

Ein kalter Wind, trübe Tage mit Regenschauern und besonders schlechte Laune der alten Nonna kamen der guten Absicht, die Elisabeth hatte, zu Hilfe. Cesare wie Favetta lernten mit Feuereifer täglich in dem kleinen Stübchen der Signora unten in der Osteria oder, wenn es besseres Wetter gab, auch draußen in der dichten Weinlaube. Allein selbst für die Geduldige und Geübte war es eine schwere Aufgabe, auf dem Wenigen, was von dem armen Lehrer in Ponvale auf allzu lockerem Boden erbaut worden war, die soliden Grundmauern eines festgefügten Gebäudes zu errichten. Da aber beide Kinder in der That außergewöhnlich begabt waren, konnten immerhin Fortschritte verzeichnet werden. Dabei bedurfte es allerdings einer eisernen, großen Strenge. Keines hatte auch nur eine Ahnung wirklicher Ausdauer und echten Pflichtgefühles. Außerdem waren beide im unverfrorenen Aussprechen direkter Lügen von geradezu verblüffender Naivität. Diese Naivität aber verhinderte auch, daß Elisabeth, die dem allerdings sehr strenge entgegentrat, dergleichen allzu ernst und zu tragisch nahm. Allein, dennoch war es ihr oft genug zu Mute, als müsse sie die Flinte ins Korn werfen. Nach einer weiteren Woche wurde die Sache noch schwieriger. Cesare sowohl wie Favetta begannen den Weg zum Reichtum, — und er war es einzig und allein, der ihnen zum Sporne diente, — äußerst lang, öde und steinig und den Lohn allzuweit hinausgerückt zu finden. Als sich auch noch das Wetter zu ändern begann und ein wolkenloser, blauer Himmel mit einer strahlenden Sonne sich im Meere spiegelte, schien eine Unlust und Zerstreutheit bei den Schülern einzutreten, die eine völlige Änderung des Lehrsystemes stürmisch erheischten. Resigniert und ihre zuerst etwas hochfliegenden Pläne auf ein Minimum einschränkend, beschloß Elisabeth, die Sache etwas weniger ernst und trocken anzufangen und das zu Erlernende den Kindern mehr spielend beizubringen. Eine Zeit lang war der Erfolg geradezu verblüffend. Diese Art und Weise, die deutschem Wesen durchaus unzuträglich gewesen wären, bewährten sich trefflich bei den leichtlebigen, sorglosen Kindern der südlichen Sonne.

So erstieg denn fast Tag für Tag das Fräulein, noch immer kurzweg die „Signora“ genannt, die schönsten Punkte des Berges und vereinte ihre wirklich ausgezeichnete Malkunst mit der einer pflichteifrigen Lehrerin. Bald da-, bald dorthin bestellte sie die Kinder, die ihr die Mal-

geräte trugen, um dann zum Schlusse nach allen Regeln deutscher Schulmeisterei in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeweiht zu werden. Jeder Tag brachte freudige Überraschungen für die Lehrerin durch die ungemein große Entwicklungsfähigkeit der Schüler und durch deren ungebrochene, freudige Lebenslust und Originalität. Allein, jeder Tag gab auch dem festgefügten Idealismus eines echtdeutschen Gemütes einen harten Stoß nach dem anderen. Aber zu erschüttern war dieser Idealismus doch nicht. Im Gegenteile! Elisabeth hatte große, umfassende Pläne. Allerdings stand sie damit nicht völlig auf dem spröden, harten Erdboden, sondern fußte zur Hälfte in den lichtblauen Höhen eines selbstgeschaffenen Traumlandes.

Eines Abends kam Professor Hartwig sehr müde, aber aufs freudigste erregt, von einer unerwartet erfolgreichen Expedition nach Hause. Diese Stimmung klug benutzend, teilte sich ihm Elisabeth mit. Die gütigen Augen des alten Herrn hatten, während er mit dem Kopfe nickend sagte: „Wie du meinst, handle nach deinem Gutdünken," — — einen Ausdruck, der bewies, daß er nur mit halben Ohren hörte. In einer vollkommen anderen Welt befand er sich. Sein Blick glitt zerstreut über das bittende Gesicht der Tochter hinweg und schien noch immer über die eben zu Tage geförderten tausendjährigen Schätze zu schweifen. —

— — — Wochen waren vergangen, seit Elisabeth jenes Bild vollendet, die Skizze der schlummernden Favetta entworfen und die kleinen Nichtsnutze den Kuchen entwendet hatten. Es war wirklich der letzte Diebstahl gewesen. Aber sie hatten eben dergleichen auch durchaus nicht mehr nötig. War es doch eine so schöne Zeit! Das Lernen allerdings, — ja, — das war sehr mühsam und langweilig! Allein, jetzt wurden sie immer satt; die Signora war so gütig zu ihnen, und die Nonna schimpfte und fluchte nur mehr halb so viel. Im Geheimen zählten die Kinder sogar sorgfältig verborgen gehaltenes Geld. Es waren allerlei verschiedene Münzen, die sie da oder dort, meist von Elisabeth, erhalten, und die sich sich zusammengespart hatten. Bald würden sie reichen, um eine Korallenkette für Favetta zu kaufen, wenn auch keine ganz neue und tadellose. Eine Frau im Orte hatte eine solche in der Truhe, die sie Cesare versprochen, sobald er erst das geforderte Geld bringen würde. —

Heißer brannte die Sonne. Mit täglich zunehmender, fast grausamer Helligkeit glitzerte das nun so oft reglos gebreitete Meer. Langen, langen Tagen, deren brütende Schwüle sie fast unerträglich zu machen begannen, folgten wunderbare Nächte. Nächte, die mit ihrem Mondscheinzauber alles Irdische in traumhaften Duft auflösen zu wollen schienen.

Die Ausgrabungen wurden, da nichts weiter ans Licht befördert worden war, für vollendet betrachtet. Einer der Herren nach dem anderen reiste ab, nur Professor Hartwig mit Tochter und ein junger Gelehrter waren noch in Orsola. Aber auch sie waren im Begriffe, ihr Bündel zu schnüren und über Neapel nach der deutschen Heimat zurückzukehren.

Unter einer kühlen Felsplatte, droben bei der Hütte der Nonna, saß Elisabeth mit Favetta und Cesare und sprach liebevoll und eindringlichst mit ihnen, während diese mit weit offenen Augen lauschten.

„Niemals mehr Hunger," — murmelte l'Ingleſe.

„Immer feine Kleider," — hauchte die Kleine.

„Ein Bett, — ein wirkliches Bett, wie die Reichen," — flüsterte ihr der Junge zu.

„Und reich würden wir sein, Cesare! Denk' dir, Cesare, — reich!"

Das Mädchen war wie vom Glücke überwältigt.

„Und dabei immer beisammen bleiben," jubelte l'Ingleſe. „Wir wollen! Wir gehen mit, — mit nach Deutschland!" —

Von einem wilden Freudentaumel waren sie erfaßt. Sie nahmen sich bei den Händen, tanzten und sprangen um die Signora herum und küßten endlich leidenschaftlich deren Hände und Kleider.

„Fort, — fort, — von der häßlichen, der abscheulichen Nonna, — fort, fort!"

„Fort — ganz fort!" — — —

— — Die alte Nonna konnte sich weder im Wachen noch im Schlafe von ihrem Schatze trennen. Tagsüber saß sie in einem Winkel und zählte und befühlte die schmutzigen Münzen und fettigen Scheine. Nachts barg sie alles in einem Beutel unter ihrem Strohsacke und tastete vor dem Einschlafen

noch ein Dutzendmal danach. Es war die Abstandssumme, die Elisabeth ihr für die Überlassung der beiden Kinder bezahlt. Diese sollten in Deutschland im Hause des Professor Hartwig zu ordentlichen, brauchbaren Menschen erzogen werden. Das hatte sich Elisabeth erträumt und sich von dem Vater erbeten. Diese prächtigen, jungen und bemitleidenswerten Geschöpfe! Nun würde sie doch einen Lebenszweck haben, außer dem, ihrem Vater eine gute, sorgliche Tochter zu sein. Wie tot schien ihr dagegen ihre Kunst, — alles andere überhaupt! Zwei bildsame Menschenkinder formen, heranziehen können! Und die deutschen, blauen Augen des Mädchens leuchteten in Schwärmerei und völliger Hingabe auf.

Es war der Vorabend der Abreise. Unten in der Osteria war das Pärchen noch gründlich gebadet und gekämmt worden, und ungerne sah es Elisabeth, daß sie für diese letzte Nacht noch in die Hütte der Nonna zurückkehren sollten. Aber die Kleinen wollten von dort allerlei kindliche Schätze mitnehmen, die noch einzupacken wären, und so war es ihnen erlaubt worden.

Auf Elisabeths erst so freudig bewegtes Herz legte sich's indessen an diesem Abend wie Meltau. Der junge Gelehrte, der mit ihnen zurückgeblieben war, hatte sehr ernst den Kopf geschüttelt, als er von dem Plane hörte. Dann meinte er: „Wenn Sie da nur keine herben Enttäuschungen erleben möchten, mein gnädiges Fräulein. Ich fürchte, Sie stellen sich das zu leicht und ideal vor. Bedenken Sie Geburt und vererbte Anlagen der Kinder. Sehr selten gedeihen die Pflanzen eines südlichen Landes in der blasseren, kühleren Sonne und in unsere spröde Erde versetzt. Haben Sie sich diesen Schritt denn auch reiflich überlegt?"

So lag das Mädchen denn mit offenen Augen und trotzig geschlossenen Lippen schlaflos in dem kleinen Stübchen und wälzte sich unruhig unter der vielfarbenen Decke.

So sind die Menschen! Im günstigsten Falle Theoretiker! Immer voll von Plänen und Ermahnungen, sich der minderbegünstigten Mitbrüder anzunehmen, nach Kräften Gutes zu thun und helfend beizuspringen. Gilt es aber endlich, all die schönen Worte und Phrasen in Thaten umzusetzen, dann — krebsen sie! Keiner hat dann Mut und Kraft. Ich aber will beides haben. Sollen diese Kinder auch verkommen wie Tausende? Sie sollen und müssen gerettet werden! —

Die gleichen Mondstrahlen, die sich in Elisabeths Schlafzimmer durch die Vorhänge stahlen, huschten auch zudringlich in den winzigen, lochartigen Raum, in welchem Cesare und Favetta, dicht aneinander geschmiegt, zum letzten Male schliefen. Allein die stille Sommernacht voll Schönheit und Wehmut und die von Düften erfüllte Luft schienen den Beiden solche Unruhe zu bringen und ihren sonst so ruhigen Kinderschlaf dermaßen zu beeinträchtigen, als wäre Gelärme und Toben ringsumher. Wie all die letzten Tage und Abende hatten sie, — heute noch mehr erregt durch die ihnen so ungewohnte energische Behandlung ihrer Körper und das warme Bad, — noch bis tief in die Nacht hinein nur von der bevorstehenden Abreise gesprochen. Mit freudigem Bangen, von den phantastischsten Erwartungen erfüllt, hatten sie sich gegenseitig das Leben in dem märchenhaft schönen Deutschland ausgemalt und den Reichtum, den sie sich dort zweifellos baldigst erwerben würden. Bereits auf dem Strohlager ausgestreckt, waren sie noch einmal aufgesprungen und hatten liebkosend über die neuen, seinen Kleider gestrichen, welche die Signora für sie aus Napoli hatte kommen lassen.

Ganz langsam nur meldeten sich der Sandmann und der Schlaf endlich. Einige verlorene Silberstreifen zuckten über Favettas Gesicht, das todtblaß aussah, und in dem die langen Wimpern wie tiefe, schwarze Schatten unter den Augen lagen. Immer unruhiger wurde ihr Schlummer. Sie stieß gequält unartikulierte Laute aus, zitterte und zuckte zusammen, und auf ihrer Stirne standen kleine Schweißperlen dicht nebeneinander. Eine Wolke verschob sich; voll und klar warf die Mondscheibe ihr Licht herein. Die Kleine erwachte, fuhr auf und sah erschrocken und verwirrt um sich. Aber da lag ja Cesare neben ihr und hielt noch ihre Hand, die feucht und heiß in der seinigen ruhte, fest umschlossen. Favetta seufzte erleichtert auf. So war ja schon vieles gut. An Stelle der Angst wirrer Träume trat nun ein dumpfes, unklares Wehgefühl. Sachte löste sie die Hand aus der des Freundes und setzte sich aufrecht. Schwerer und schwerer wurde es ihr um das immer wilder klopfende Herz. Da!

Da war der Mond, der gute, schöne Mond der Heimat. Wenn er nun ginge, vor dem kommenden Tag verschwand, dann würde sie ihn nie wieder sehen. Nie, — nie! Wie unsäglich traurig war das. Wo waren nun all die stolzen, freudigen Hoffnungen, mit welchen sie ihr Vaterland so leicht verlassen zu können geglaubt? Wo all die Zuversicht und die schönen Zukunftsträume? Etwas entsetzlich Ödes und Schreckliches tauchte vor ihr auf. Das erst so ersehnte, unter Jubel begrüßte Deutschland war sicher nichts wie ein wüstes, abscheuliches Stück Erde. Und jetzt, — daneben im Laubschuppen hörte sie leise, aber ganz deutlich die Ziege meckern, die treue Genossin und Ernährerin. Es klang langgezogen und wie ein Klagelaut. Ob sie diese wohl mitnehmen dürften? Aber, dann hätte ja die alte Nonna gar nichts mehr. Und ‚nichts mehr, gar nichts mehr' tönte ihr plötzlich höhnend und schrill von allen Seiten aus dem tiefen Schweigen der Nacht entgegen. Eine unsagbare Angst ergriff jetzt das Kind. Eine Angst vor diesem kommenden Tag, und was er bringen sollte.

„Cesare, — Cesare," — schrie sie laut und wild und rüttelte ihn. Im Gegensatze zu sonst erwacht l'Inglese sofort, völlig. Auch er hatte schlecht geschlafen und war von schlimmen Träumen geplagt worden.

„Ist es denn schon Zeit? Hast du die schönen Kleider schon an?

„Nein, nein, — aber bald, — ach, Cesare, mir ist so bange; hilf doch nur. Und ich glaube auch, die Madonna wird nicht mit uns gehen in dieses fremde, kalte Land."

Cesare zuckte die Achseln und sah bekümmert vor sich hin, während ihn im Stillen genau dieselben Erwägungen, Befürchtungen quälten, die Favetta so peinigten. Auch ihn überkam es wie ein unendlicher Schmerz, die Heimat nun wirklich verlassen zu sollen. Garnicht im Geringsten freute er sich, wie noch vor wenig Stunden, auf Deutschland, das ihm in unklarer Ahnung plötzlich nunmehr eine riesige Zwangsanstalt dünkte.

„Höre Cesare," — die Kleine schüttelte ihn ungeduldig hin und her, — „es ist furchtbar, daß wir fort sollen; fühlst du nicht auch so? Und die Ziege können wir auch nicht mitnehmen. Dio, da ist kein Zweifel! Laß uns zu ihr gehen, sie holen: sie hat eben so kläglich gethan. Ich glaube, sie fühlt, daß wir fortgehen sollen."

Dann öffneten sie den Schuppen und ließen das Tier zu sich ein, das sich an ihre warmen Körper drückte und das juckende, graubraun behaarte Fell an ihren Beinen rieb. Die Kinder umschlangen es, und in Favettas Augen stiegen helle Tropfen, während ein finsterer, aber entschlossener Ausdruck in Cesares Gesicht trat. Ohne zu sprechen stießen sie die Thüre der Hütte auf und standen nun Hand in Hand, wie umflossen von weichen silberigen Lichtwellen. Himmel und Erde schwammen im Vollmondglanze. Eine feierliche Herrlichkeit schwebte über dem Lande und senkte sich lind und verheißungsvoll über das stille Meer. Wie magnetisch angezogen fanden sich zwei Paar weit aufgerissene Augen. Fester umklammerten sich die Hände. Eine Sekunde wurzelten die Blicke ineinander, aber lange Rede und Gegenrede lagen darin.

‚Willst du?' schien das eine zu sagen.

‚Ich folge dir!' — das andere zu antworten.

Halblaut und undeutlich murmelte Cesare dann etwas; allein Favetta hatte ihn doch verstanden.

„Aber das Reichwerden," — meinte sie, doch noch zweifelnd und bekümmert.

„Es wird auch so gehen," — erwiderte der Junge zuversichtlich.

Schweigend standen sie dann noch eine Weile bei einander; die Ziege hatte sich gelegt und knupperte halb verschlafen an dem betauten Boden herum. Ein leiser Wind erhob sich, der in den Oliven geheimnisvoll rauschte und die schmalen silbergrauen Blättchen durcheinander schüttelte. Eine helle Eule, deren Gefieder im Mondlichte erglänzte, umkreiste mit lautlosem Flügelschlage die Hütte, dann verschwand sie plötzlich, indem sie einen schrillen Ruf ausstieß. In die Kinder kam nun Leben.

„Also" — sagte Cesare bloß. Aber sein behender und schlanker Körper bebte in der ungeheuren Lebhaftigkeit, mit der er innerlich schon fest Vorgenommenes auszuführen beschloß.

„O, Cesare, aber wenn sie uns einfangen, und — und — sie werden uns schwer bestrafen, — und die Nonna —"

„Fürchte nichts, Favetta, — ich weiß einen trefflichen Platz. Wir verbergen uns

dort, bis die Signora und die anderen Tedeschi weg sind. Aber die schönen Kleider, die Bücher und Hefte nehmen wir mit uns und das gute Essen, das noch übrig ist und das wir der Nonna zurücklassen sollten. Auch weiß ich deren Geld. O, sie hat es für uns bekommen, — verkauft hat sie uns! Unser Erspartes dazugelegt, o, so könnten wir sogar bis Napoli kommen. Ich kenne einen Schiffer in Ponvale, der nimmt uns mit. Und die heilige Madonna, — bete zu ihr, Favetta, vor dem heiligen Bilde, — während ich alles bereite, — sie wird uns beschützen. Bete nur — bete!!"

Und die kleine Favetta betete mit heißester Inbrunst zur Madonna, während Cesare der Nonna das Geld unter dem Körper und dem Strohsacke wegstahl.

— — — — — — — — —

„Es wird zu spät, und wir erreichen den Hafen und das Schiff nicht mehr," — mahnte ungeduldig der Professor, während Elisabeth den steilen Pfad hinaufspähte, auf dem die Kinder und ein nach ihnen entsandter Bote herunterkommen sollten. Aber weder diese noch er wurden sichtbar. Eine weitere Viertelstunde verran. Die vier Muli, mit dem Gepäcke beladen, scharrten unruhig mit den Hufen und peitschten mit den Schweifen die immer frecher werdenden Fliegen weg. An dem roten Zaumzeug klangen hell die Glöckchen, als wollten auch sie noch zur Abreise mahnen.

Der junge Gelehrte sprach eifrig auf das Fräulein ein.

„Ich sage Ihnen, die Kinder haben den Entschluß bereut, sind von vorahnendem Heimweh ergriffen worden und haben sich nun verborgen. Verzichten Sie doch auf diesen, — seien Sie versichert — sehr schwer zu verwirklichenden Wunsch. Nehmen Sie mir es nicht übel, — er ist fast ein wenig thöricht. Besser, viel besser ist es, Sie lassen die Kinder ruhig, wo sie sind."

Heiße Thränen stiegen in Elisabeths Augen auf. Länger zu bleiben, abzuwarten, — war nicht möglich. Zwingende Gründe lagen vor, die ihres Vaters und ihre schleunige Heimkehr dringendst erforderten. So sollte und mußte alles kläglich zusammenfallen, was sie sich, von den besten Absichten erfüllt, so kühn aufgebaut hatte!!

Ein zweiter Bote, den man geschickt, kam atemlos vom Berge herunter.

Die Kinder seien in der That weg, mit allen ihren Schätzen, und hätten auch noch das Geld der Nonna mitgenommen. Diese zetere und schreie über die Räuber und Diebe, daß man es schon von weitem höre, und rufe Himmel und Hölle an. Die Alte wisse sicherlich nichts von dem Aufenthalte der Flüchtlinge, das sei gewiß. Bei dieser erneuten Hiobspost wandte sich Elisabeth ab. Die Herren traten zur Seite und warteten geduldig ab.

„Gehen wir also!"

Es klang ganz ruhig, aber zugleich wie ein tiefer Seufzer. Das Gesicht der „Signora" war verweint. Der Professor wie dessen Begleiter bemühten sich, doppelt liebenswürdig und heiter zu sein, — aber der alte Herr nahm sich den Kummer der Tochter mehr zu Herzen, als er sich merken ließ. Halblaut versprach er ihr, wie man ungefähr ein Kind über einen gehabten Verlust tröstet, dies und jenes. Der junge Gelehrte sah auf seine Uhr und überzeugte sich, daß sie die Zeit sehr reichlich bemessen hatten und es noch frühe genug zu einer kleinen Pfadabschweifung war.

„Ich muß Ihnen zum letzten Lebewohl von diesem herrlichen Stückchen Erde noch etwas Besonderes zeigen. Einen ganz zufällig entdeckten, ganz wundervollen Blick, den allerdings kein Verschönerungsverein dem Publikum zugänglicher gemacht hat. Wollen mir die Herrschaften folgen?"

Am Ziele angelangt, mußten sich alle drei platt auf die Erde legen. Nur auf diese Weise war es möglich, gefahrlos so nahe an den Rand des Abgrundes zu gelangen, um durch den herrlichen Blick in die Tiefe gelohnt werden zu können. Es war aber die kleine Mühe und die geringen Beschwerden der kurzen Steigung auch wert.

Als wäre ein breiter Kamin vollkommen symmetrisch aus dem Felsenmassiv ausgesägt worden, so teilte sich dieses hier und eröffnete eine prächtige Aussicht hinunter auf das Meer und eine ganz kleine Bucht. Weiche Wellen spülten schaumig hinein, und der weiße Gischt klebte den Zacken wie feine Spitzenarbeit an. Hoch darüber spannte sich das unendliche Azur des Himmels.

Elisabeth erkannte den Platz sofort wieder, obwohl sie, davor gewarnt, auf ihren Streifereien nie ganz bis hierher gekommen war. Dort lag die „Grotta di Vipera",

eine von jedermann gemiedene, wunderhübsche und geräumige, natürliche Grotte, in der giftige Vipern hausen sollten. Von dem Meereseinschnitte leuchtete das Wasser so klar herauf, daß man glaubte, Muscheln, Steine und jede rote Qualle auf seinem Grunde gewahren zu müssen. Schon im Begriffe, den herrlichen Aussichtsplatz wieder zu verlassen, entfuhr allen dreien ein Ausruf der äußersten Überraschung. Plötzlich waren, aus der Grotte kommend, zwei nackte, kleine Gestalten, im Wasser plätschernd, erschienen. Deutlich konnte man die blütenweiße Haut des einen und die elfenbeingetönte des anderen erkennen. Jetzt ein glockenhelles, munteres Lachen.

„Favetta" — flüsterte Elisabeth.

Eines von den beiden in der Tiefe, verschwand und kehrte mit einer Menge Papier zurück. Emsig machten sich die Kinder damit zu schaffen, während sie am Rande auf dem sonnenbeschienenen Felsen kauerten. Dann hörte man ein Jauchzen aus zwei Kehlen; lustig schwammen einige Schiffchen, immer wieder unter Jubel verhindert ins offene Meer zu treiben, in der kleinen Bucht umher. Das Falten derselben hatte Elisabeth den Kindern selbst gezeigt. Und das Papier dazu? Das mochten all die neuen, sauberen Hefte sein, die sie ihnen zu Lehrzwecken gestiftet. Die beiden Herren gebrauchten ihre Feldstecher, um genau beobachten zu können, was des Mädchens scharfe Augen unbewaffnet sehnsüchtig verfolgten. Dann aber sah sie eine Weile nichts mehr. — Ihr Blick trübte sich.

„Die Vipern fürchten sie weniger als das neue Land, — die Arbeit, — und — mich!" — dachte sie bitter.

Die beiden Gelehrten, in ein interessantes Fachgespräch anscheinend völlig vertieft und alles andere vergessend, gingen einige Schritte voran. Elisabeth war etwas vom Rande abgerückt, hatte die Arme um die Kniee geschlungen und blickte um sich. So, — wie man Abschied nimmt von einem Orte, an dem man Liebes zurücklassen muß.

Feine, zierlich geformte, schon verblühte Pflanzen, nur mehr aus seidigen, weißen Fäserchen bestehend, schwankten auf dünnen Stielen. Auf dem ausgedorrten Boden krochen farbige, sammetige Raupen wie bewegliche Blumenköpfe. An den verblühten Ginstersträuchern, die hier oben nur vereinzelt und niedrig wuchsen, klebte eine helle, flockige Masse. Trotz des Sonnenbrandes fröstelte es das Mädchen, und Herbststimmung schien ihr über der Landschaft zu lagern. — Aber, es war dennoch Sommer! Herrlicher, gesegneter! Saftig schimmerte ein Stückchen Feld, dessen Halme schön gefärbt und voll standen, von halber Höhe herauf. Daneben leuchtete eine Menge königsblauer Blumen. Winzige Falter, die fast farblos und nur wie silberüberhaucht schienen, schwebten in Scharen, eine schimmernde kleine Wolke bildend, empor. Höher, — immer höher!

Abermals helles Lachen und Jauchzen von unten herauf, dann Singen. — Ein deutsches Lied! Unermüdlich wiederholten die Kinder die wenigen Worte der ersten Strophe, gebrochen und falsch betont, aber die Melodie hatten sie richtig behalten.

Jede Gefahr schien von ihnen vergessen; die ganze Zukunft, — alles, was sie sich je von ihr freudig erhofft und stolz erträumt. Ganz der Gegenwart, der köstlichen, sonnigen Freiheit hingegeben, jubelten sie Hand in Hand die unbekümmerte Freude ihres jungen Lebens in das blauschimmernde Meer hinaus, und hinauf in den duftigen Äther.

— Grauweiße Wolken hatten sich inzwischen gebildet und das Firmament in einen leichten Schleier gehüllt. Ab und zu huschte ein Strahl ungehindert zwischen den Ballen hindurch und wob einen leuchtenden Streifen schräg über die Landschaft. Elisabeth hob die Hand zum Abschiedsgruß und wandte sich zum Gehen. Einen Augenblick war es noch, als ob sich eine goldene Brücke von ihr hinunter zu den Kindern zöge; dann brach sie plötzlich mitten durch.

Lebt wohl!!

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Es mag wunderlich klingen, aber es hat doch seine Richtigkeit: Ein großer Teil unsrer Romanlitteratur bildet nichts mehr und nichts weniger, als einen dichterischen Kommentar zur Statistik. Die matten, vielverschlungenen Umrisse, mit denen der Statistiker das sociale, wirtschaftliche, sittliche Leben der Zeit umzeichnet, erfüllt der moderne Schilderungsroman mit Farbe und plastischer Körperlichkeit, mit lebendigen Beispielen erläutert er die statistischen Zahlen. Und ebenso wie für die Statistik das Individuum als solches wenig bedeutet, sondern wesentlich als Glied einer größeren Masse in Betracht kommt, so hat auch für den Zeitroman der Einzelne hauptsächlich als Typus, als Vertreter eines bestimmten Volks- und Gesellschaftskreises Interesse. Auf diesem Punkte beruht der eigentliche Unterschied zwischen dem naturalistischen Roman und dem Idealroman, besser gesagt zwischen dem Massen- und dem Persönlichkeitsroman; die äußeren Stil- und Sprachverschiedenheiten stehen erst in zweiter Linie, sie sind eine notwendige Folge des Hauptunterschiedes. Während bei Goethe — im Werther, im Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften, — ebenso bei Victor Hugo aber bei Spielhagen das Typische durchaus in den Hintergrund tritt und die Einzelpersönlichkeit, vielfach sogar der Ausnahmemensch das wesentliche Interesse des Dichters in Anspruch nimmt, erfüllt bei Zola die Masse den Vordergrund, und das Individuum spielt nur die Rolle eines personifizierten Einzelfalles unter tausend gleichen Fällen. Die eine Richtung wird durch das aristokratische, die andere durch das demokratische Princip beherrscht. Natürlich läßt sich der Unterschied — wie überall auf ästhetischem Gebiete — theoretisch schärfer feststellen, als ihn die Wirklichkeit die einzelnen Werke aufweisen; hier vermischen sich vielfach die Principien, und die Richtungen gehen ineinander über. Auch der Naturalist, mag er noch so sehr auf objektive Wirklichkeitstreue ausgehen, kann unmöglich seine subjektiven Neigungen und Anschauungen ganz verleugnen. Dieses Subjektive beeinflußt ja selbst den Statistiker, der aus seinen Zahlenreihen Schlüsse zu ziehen sucht; er deutet nur zu oft aus den Zahlen heraus, was er von vornherein zu erweisen wünscht. Wie jeder Künstler strebt auch der naturalistische Erzähler, bewußt aber unbewußt, nach Eindruck; infolgedessen gruppiert er fortwährend die Wirklichkeit, konzentriert sie und häuft sie, um starke Wirkungen zu erzielen; unwillkürlich mischt er die Farben greller und wählt entschiedenere Töne, als sie den Modellen der Wirklichkeit eigen sind. Weit öfter als in den Idealromanen, steckt in den naturalistischen etwas Überhitztes, schroff Übertriebenes, und das ist leicht erklärlich. Bei der Vertiefung in eine Einzelgestalt wahrt sich der Dichter unschwer seine künstlerische Ruhe und Besonnenheit, Massenbilder aber berauschen und verführen wie von selbst zu derben Linien, zu einem Streben ins Kolossale, statt ins Feine.

An einer derartigen Ueberhitzung leidet fraglos auch der Roman „Im Schlaraffenland" (München, Albert Langen) von Heinrich Mann. Mann ist kein Dichter, der neue Werke schafft, zu neuen Zielen emporführt. Von solchen Dichtern ist überhaupt in der neueren deutschen Litteratur nichts zu spüren. Es fehlt ihr an geistigen Pfadfindern, an überragenden menschlichen Persönlichkeiten; an die Bedeutung eines Tolstoi, Zola, Ibsen, Björnson ragt unter den deutschen Poeten keiner hinan, so viele auch das litterarische Durchschnittsmaß weit überschreiten. Gerade das Beste, was wir leisten, lehnt sich durchaus an das Schaffen des Auslandes an. Heinrich Mann steht geistig und stilistisch im Banne Maupassants und d'Annunzios. Stofflich erinnert sein Roman nur zu sehr an Maupassants „Bel ami", in der Sprache, in den Bildern, in den Schilderungen macht sich der Einfluß d'Annunzios deutlich merkbar. Aber darum ist der deutsche Erzähler doch nicht bloß Nachahmer und Nachempfinder, ein gut Teil Eigenart kommt immer wieder zum Vorschein, und eine starke künstlerische und dichterische Begabung offenbart sich in hundert Einzelheiten. Die Gestalten, die er vorführt, haben etwas ungemein Plastisches und Bestimmtes,

nur in der Zeichnung der Äußerlichkeiten stört vielfach eine verwirrende Häufung von Details. Die Sprache ist lebendig, voll Farbe und Kraft, wenn auch hier und da der Feuilletonist den Dichter bei Seite drängt. Das Beste jedoch an dem Werke sind künstlerisch die Gesellschaftsschilderungen; sie muten an wie gewisse Satiren, die das kaiserliche Rom in seiner ganzen sittlichen Verkommenheit zur Schau stellen. Sumpf an Sumpf und nirgends eine sonnige Lichtung, eine Höhe, von der eine Aussicht ins Helle und Weite zu gewinnen wäre. Mann hat nichts von einem Juvenal oder einem Tolstoi. Er zürnt und grollt nicht, wie der Römer, und er stellt nicht, wie der Russe, dem Gemeinen das Erhebende gegenüber, das den Leser schließlich über alles Widrige hinweg zu einer großen Weihestimmung führt. Mann spielt nirgends den Sittenrichter, über all die Niedrigkeiten, die er vorführt, tändelt er mit einer Art von Grazie hinweg, und das Einzige, was seine Schaustellungen auf die Dauer erträglich macht, ist ein gewisser Humor. Der reicht aber nicht hin, um dem Werke, was es auch künstlerisch bieten mag, eine ideelle, menschlich große Bedeutung zu verleihen.

Übertrieben und überhitzt erscheint das Werk weniger in seinen Einzelschilderungen, denn als Ganzes. Was der Verfasser von den Berliner Finanzkreisen, in die er den Leser einführt, ausplaudert und erzählt, beruht allem Anschein nach in den einzelnen Zügen auf ebenso boshafter wie genauer Beobachtung; der Proceß Sternberg mit seinen Enthüllungen liefert ja den Beweis, daß auch der freimütigste oder selbst der cynischste Dichter es schwer hat, die Wirklichkeit zu erreichen. Aber das Gesamtbild läuft doch auf Übertreibung hinaus, weil es, so wie es ist, dazu verleitet, aus bestimmten Einseitigkeiten auf das Ganze des Lebens, aus Einzelzügen auf das Gesamtwesen einer Persönlichkeit, aus Sondererscheinungen auf einen allgemeinen Typus zu schließen. Aber auch in dieser und jener Schilderung, in dieser und jener Charakteristik sind die Farben allzudick aufgetragen; das empfindet und fühlt sich heraus, ohne daß man erst die Wirklichkeit in Vergleich zu stellen braucht. Eine Zeitung wendet sich an eine andre Öffentlichkeit als eine Gerichtsverhandlung. Und daher ist es nicht gut möglich, auf die Scenen, die der Roman entrollt, auf die Vorgänge, die sich abspielen, hier näher einzugehen. Die Gesellschaft, die Mann im Auge hat, gibt sich dem Gemeinen mit einer gewissen Naivität hin, ihr ist das sittlich Widrige etwas ebenso Selbstverständliches, wie dem Moralisten die Tugend. In einer Stunde allen zehn Geboten — vom fünften etwa abgesehen — allen auf einmal ein Schnippchen schlagen, das ist für diese Leute ein sinniger Hochgenuß; sie sind sämtlich wahre Gourmets des Lasters. Mit fröhlichem Behagen hört es der Generalkonsul Türkheimer an, als man ihn ganz offen zu den Fälschungen und Niederträchtigkeiten beglückwünscht, mittelst deren der skrupellose „Renaissancemensch", der Typus des „modernen Eroberers" einen Meisterstreich an der Börse vollführt und einige hundert arme Teufel um ihre Sparpfennige gebracht hat. Und während der Eroberer Millionen zu Millionen häuft, widmet sich seine runde kleine Frau den Freuden des Ehebruchs mit der stillen friedlichen Vergnüglichkeit eines Kindes, das mit seinen Puppen spielt. Und in der That, was diese Edlen von Mammons Gnaden an holder Gemeinheit leisten, ist nur ein Kinderspiel gegen die innere Nichtswürdigkeit des jungen Litteraten, der die zweifelhafte Ehre hat, Held dieses Romans zu sein. Gerade weil die Türkheimer und Genossen im Grunde gar nicht wissen, was sie thun, gar kein Organ haben, um zwischen Krank und Gesund, Korruption und Reinheit zu unterscheiden, weil ihnen das Laster fast zur Natur geworden ist, sind sie nicht halb so widerwärtig, wie der Geistesmensch, der sich mit vollem Bewußtsein prostituiert und um äußerer Vorteile willen zum Sumpfkameraden wird. Sollte dieser Andreas Zunser, dieser Herold der Immoralität, der nicht ruht, als bis er Einlaß findet in das Schlaraffenland der Mammonsdiener, wo man mühelos die goldnen Früchte vom Baume der Börse pflückt, freilich zumeist um den Preis jeder Menschenwürde, sollte dieser bel ami, oder auf ehrlich Deutsch, diese männliche Dirne, in Wahrheit nicht eine Einzelerscheinung, sondern wie der Herr Generalkonsul ein Typus sein, dann wäre unsre Kultur doch noch mit ganz anderen Krebsschäden behaftet, als sich die grollenden Idealisten in ihren verlorenen Weltwinkeln träumen lassen. Ein solches Schlaraffenland mitten im Lande der Arbeit wäre eine Gefahr, weit bedrohlicher für die „heiligsten Güter", als armselige Mongolenhorden, die man mit Manserbüchsen bekriegen kann. Wenn man unversehens Schmutz berührt hat, so hat man das Bedürfnis, sich schleunigst die Hände zu waschen. So ähnlich empfindet man, wenn man sich durch die Schilderungen dieses Romans hindurchgearbeitet hat. Es ist einem zu Mute, als müsse man Phantasie und Empfinden säubern von all dem Unrat, der einem angeflogen ist, und zum Glück gibt es ja auch für den Geist Reinigungsbäder in Naturbetrachtung und seelenerfrischender oder weihevoller Lektüre. Wie ich hoffe, hat der Verfasser selbst, als er mit seinem Werke zu Ende war, diesen Wunsch nach Reinigung gehabt. Es mag ja nötig sein, daß sich Poeten finden, die den Mut haben, auch das Widerlichste nachzumalen, um mit ihren Bildern der Zeit einen Spiegel vorzuhalten; aber sie sollten dann jedesmal, um der eignen Reinlichkeit willen, sich einer andren Aufgabe zuwenden, die ihnen einen Aufstieg ins Lichtere möglich macht. Die Gefahr liegt sonst nahe, daß der Poet sich schließlich selbst wie als Künstler so als Mensch in den Niederungen wohlfühlt.

Aus dem Schlaraffenland in die Welt der Mühsal, aus der ersten Etage in den Keller steigen heißt es, wenn man die Bilder Manns genossen hat und gleich darauf an Klara Viebigs jüngsten Roman „Das tägliche Brot" (Berlin, Fontane & Co.) gerät. Klara Viebig hat eine starke Neigung, das Tiermenschliche zu schildern, im Gegensatz zum Ideal- und Geistesmenschlichen. In ihrem Roman „Das Weiberdorf" ist es der sinnliche Trieb, die wilde gierige Sinnlichkeit des von keiner Geistigkeit gebändigten Naturmenschen,

Verwundeter Faun. Studie von Wilhelm von Debschitz.

die dem Ganzen Farbe und Gepräge gibt. In ihrem neuesten Werk spielt die gleiche Rolle der Nahrungstrieb. Die Menschen, die sie zeichnet, werden von der Sorge um das tägliche Brot, um die Grundlage allen Lebens, ganz ausgefüllt; sie kommen daher im Grunde über das Tier nicht hinaus. In ihrer Vereinigung erfüllen die beiden Romane das Programm, das Schiller in seiner pathetischen Weise mit den Worten umschreibt:

So übt Natur die Mutterpflicht
Und sargt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie sprenget.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Im Bereich des wahrhaft Menschlichen, in allen jenen Bezirken und Bestrebungen, in denen der Mensch das entfaltet, was ihn über das Tier hinaushebt, herrscht längst jene Geistigkeit, deren höchste Entwickelung Schiller mit Philosophie bezeichnet. Von dieser Geistigkeit sind die Menschen Klara Viebigs noch so gut wie unberührt. Und doch hat sie es diesmal verstanden, ihrem Roman, so naturalistisch seine Schilderungen sind, eine gewisse ideale Weihe zu geben. Fast könnte man sagen, daß das Werk in seiner Art zu einem Hohenliede auf das Weib sich ausgestaltet. So abseits allem Geiste die arme geplagte Kreatur steht, von deren Schicksalen die Dichterin erzählt, so dumpf sie im allgemeinen dahin vegetiert, so ist doch in ihr ein Wesentliches aller Weiblichkeit, die Mütterlichkeit, aufs kräftigste entwickelt. Und wie sie sich um ihrer Mutterschaft willen abplackt, wie sie alles duldet und auf sich nimmt, aber auch im Kampfe für ihr Kind die zäheste Energie entfaltet, so daß sie schließlich in ihrem engen Kreise zur Leiterin und Führerin wird, das hat doch einen Zug ins Große und Erhebende. Wie eine innere Erlösung empfindet man es zuguterletzt, wenn sich das gequälte Wesen am Ende jenen winzigen Platz am Lichte gewinnt, der ihrer flügellahmen Sehnsucht genügt. Dienstbotenroman würde ein Kritiker, der ganz äußerlich zu rubrizieren liebt, das Werk taufen. Zwei Mädchen vom Lande ziehen nach Berlin, um sich hier als Dienstboten zu verdingen; von der Weltstadt träumen sie wie von einem Paradiese. Natürlich merken sie bald, wie irdisch es in diesem Paradiese hergeht, wie hoch die Früchte hängen, kaum erreichbar hoch, die es im Weltstadt-Eden zu naschen gibt. Mit großer Kraft, in den lebendigsten Zügen ist der Gegensatz zwischen den beiden Landdirnen durchgeführt, zwischen der plumpen, täppischen Mine, die aber mit ihrer Gemüts- und Willenskraft sich durch alle Fährlichkeiten emporarbeitet, und der klugen, geweckten Bertha, die schließlich in ihrer Leichtfertigkeit verkommt. In gleicher Weise von Leben sprühen die Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. Klara Viebig ist eine Meisterin des realistischen Stils. Es gibt unter den männlichen Erzählern kaum einen, der in dem gleichen Maße wie sie alle Vorzüge der naturalistischen Methode sich angeeignet hat. Die frische, ungezwungene Natürlichkeit ihrer Schreibweise zeigt sich vor allem im Dialog, der fast durchweg von dramatischer Beweglichkeit und Wirksamkeit ist. Freilich kommen auch die Schwächen der Methode zum Vorschein. Wie bei Zola äußert sich auch bei Klara Viebig ein gewisser Drang nach Übertreibung und nach jener Symbolistik, die das Leben schematisch auszudrücken sucht. Diesmal ist es der Keller, der die unheimliche, den Menschen bezwingende und niederzwingende Verhängnismacht repräsentiert. Wer im Keller haust, dem ist es so gut wie unmöglich, all das Kranke, Niedrige, Dumpfe, das sich im Dunkel erzeugt, zu überwinden, aus dem Kellerleben entwickelt sich mit Naturnotwendigkeit eine Art von Kellermenschlichkeit. Ohne Frage sind diese Beziehungen zwischen Örtlichkeit und Schicksal nicht zu unterschätzen, aber der Naturalismus legt ihnen eine Bedeutung bei, die über alle Erfahrung hinausgeht und dem „Milieu“ eine fast mystische Rolle zuerteilt. Zum Glück geht Klara Viebig nicht so weit wie Zola, bei dem das Symbolistische infolge seiner Aufdringlichkeit nur zu oft in Gefahr steht, ins Komische umzuschlagen; direkt deutet sie die Beziehungen nur an vereinzelten Stellen ganz leise an. Und gegenüber dem Farbenreichtum, mit dem die Dichterin das Treiben im Keller malt, gegenüber der Gestaltungssicherheit, mit der sie die Kellerbewohner charakterisiert, kommt das kleine Bedenken gar nicht in Betracht. Jede dieser Gestalten, von der klatschfrohen Gemüsehökerin bis zu der frühreifen Göhre, die schon als Kind eine Virtuosin im Gassenhauer vorstellt, ist ein Kabinettsstück realistischer Porträtkunst; man wird immer wieder an Meister wie Mieris, Metsu und Gerhard Dow gemahnt. Und so erweist sich Klara Viebig wie im „Weiberdorf“, so auch in diesem Roman als eine Künstlerin, die in ihrer Art keinen Vergleich mehr zu scheuen braucht. Ihr Können ist zur vollen Reife herangewachsen. Aber wenn ihr neuestes Werk auch ideell mehr bietet, als der Schlaraffenroman Heinrich Manns, so gilt doch in gewissem Sinne auch von ihr, was diesem Erzähler gegenüber zu betonen war. Allzulange und mit Vorliebe in den menschlichen Niederungen zu verweilen, hat auch für den Künstler sein Bedenkliches. Für den Dichter weit mehr als für den Maler. Eine Bauernscene, wie sie die Kleinkunst der Altniederländer vorzuführen liebt, umfaßt der Beschauer mit einem Blick. Das bedeutet denn doch was ganz anderes, als stundenlang mit den Niederungsmenschen eines Romans verkehren. Alle Kunst, alle Technik hilft hier über das Gefühl der Geistesleere auf die Dauer nicht hinweg. Und das Gesetz, dem der Beschauer, der Genießende unterliegt, findet auf den Schaffenden, den Dichter noch weit schärfere Anwendung. Es hat ja etwas Rührendes, von menschlichen Wesen zu erfahren, die in einer Pförtnerstelle das Ziel aller Ziele, die Erlösung aus der Finsternis begrüßen. Aber allzu oft möchte man diesen Pförtnerseelen doch nicht begegnen.

Wie sehr der Stoff die Technik und den Stil bestimmt, das ersieht man deutlich, wenn man das Werk Klara Viebigs mit dem Roman Frieda von Bülows „Die Abendkinder“ (Dresden, Karl Reißner) vergleicht. Frieda von Bülow ist ohne Frage eine Erzählerin, die an

realistischer Darstellungskraft den Besten auf ihrem Gebiete ebenbürtig ist. Aber da ihr neuestes Buch weniger auf die Schilderung der äußeren Verhältnisse, als auf das Innenleben der Heldin Gewicht legt, so zeigen Stil und Sprache im allgemeinen ein Gepräge, dem gegenüber die Frage: ob naturalistisch, ob idealistisch, kaum in Betracht kammt. Das rein Technische spielt hier durchaus nicht die Rolle, wie in den Schilderungsromanen, die vor allem das Seelische und Geistige gefangen nimmt. Auch die saftfrische, hochgemute Subjektivität, die in früheren Werken der Dichterin so keck und kraftvoll zu Tage tritt, macht sich in den „Abendkindern" wenig bemerkbar. Der Roman ist wesentlich objektiv gehalten, er hat etwas Reifes, Abgeklärtes, über dem Ganzen liegt es wie eine klare, stille Herbststimmung, die nur hier und da von lauteren Tönen, von bewegterem Leben durchbrachen wird. Daß zuweilen auch ein müder Hauch sich einschleicht, das liegt in dem Thema, das der Erzählung zu Grunde liegt, begründet. Es sind die letzten Sprößlinge eines altadligen Geschlechts, von deren Leben, Anschauungen, Empfindungen und Schicksalen die Dichterin berichtet. In welchem Sinne dieser Bericht gemeint ist, das deutet die Erzählerin selbst an einer Stelle des Romans mit klarer Bestimmtheit an. „Juliane hatte wenig Glauben an das Glück. Sie nahm und genoß den Augenblick mit wachen Sinnen, aber fast immer gab das Gefühl eines Verhängnisses, vor dem es kein Entrinnen gab, ihrer Stimmung einen schweren Untertan." „Wir sind Spätlinge eines alten Geschlechtes, das seine Kraft verbraucht hat — dachte sie — die Waffen, welche die Natur den Aufsteigenden mitgibt, die rabusten, gesunden Instinkte, haben wir nicht mehr. Wir können uns nicht mehr wehren gegen die feindlichen Gewalten.'" Juliane ist noch die thal- und lebenskräftigste ihrer Familie, sie erkämpft sich freilich kein Glück, wie sie es ersehnt, aber ihr fällt doch zuguterletzt ein Los zu, an dem sich das Herz genügen lassen kann. Ein rechtes Abendkind dagegen ist die Schwester, der jede Energie zur Selbstgestaltung ihres Lebens fehlt, so daß sie schließlich nur in einer ebenso schwächlichen wie unbedingten Resignation einen gewissen Frieden findet. Am tiefsten auf der Stufenleiter steht der Sohn des Hauses, der als harmloser Idiot sein Dasein verdämmert. Mit großer Feinheit sind alle Gestalten des Romans gezeichnet, und ebenso fein ist der Nachweis, wie aus den einzelnen Charakteren sich mit Notwendigkeit das Schicksal ihres Seins gebiert. Daß aber diesen Charakteren ihre Eigenart von Geschlechtswegen vorausbestimmt ist, daß sie als Spätlinge unabänderlich zur Schwächlichkeit verdammt sind, das ist eine Behauptung, die an der Wirklichkeit ihren Anhalt finden mag, für die der Roman jedoch kaum einen Erweis bringt. Vielleicht auch gar nicht bringen soll. Künstlerisch und geistig bietet das Werk eine Fülle intimer Reize; daß er seiner ganzen Anlage nach keine großen und tiefen Erregungen auszuströmen vermag, liegt auf der Hand.

Der Zufall will es, daß ich diesen Abendkindern ein rechtes Morgen- und Sonnenkind gegenüberstellen kann.

Paul Heyse — kein andrer ist gemeint — hat endlich, nachdem er in einer kaum übersehbaren Reihe von Dichtungen seine unerschöpfliche Fabulierungskunst erwiesen, den Roman seines Lebens, genauer gesagt, seiner Jugend erzählt.

Schlichte Wirklichkeit ist es, was er gibt, ohne Zustutzung und Ausschmückung, aber sie wirkt doch ganz so reizvoll und so spannend wie ein Roman. Ein echter Paul Heyse wie nur irgend eins seiner Dramen und Novellen. Wer die berückende Persönlichkeit des Dichters noch nicht aus seinen Werken heraus empfunden hat, der wird sie sicherlich in diesen „Jugenderinnerungen" (Berlin, Wilhelm Hertz) finden; sie läßt sich hier unmöglich verkennen. Eine Künstlernatur in jedem Zuge, zugleich aber eine anima candida, eine harmonische, feingeistige Natur, die in dieser Zeit der Überreizung, der Zerrissenheit, der Kraftmeierei doppelt anziehend wirkt. Die Kunst bildet das innerste Lebensinteresse Heyses, und seine künstlerische Entwickelung gibt daher den wesentlichen Inhalt des Buches ab.

Ein Dichter des jüngeren Geschlechts würde vor allem seine Weltanschauung, seine socialen und politischen Ideen darlegen, Heyse ist es hauptsächlich um ein ästhetisches Bekenntnis zu thun. Und erfüllt von der Erkenntnis, was in der Kunst das Persönliche bedeutet, legt er wenig Wert darauf, Zeitbilder zu geben, sondern in erster Reihe eine Persönlichkeit in ihrem individuellen Werdegang und in Berührung mit anderen Persönlichkeiten zu zeichnen. Daß diese rein künstlerische Auffassungsweise eine gewisse Enge im Gefolge hat, ist unleugbar, aber sie erhöht dafür die intensive Wirkung des Buches. Es ist hier nicht der Raum, jenem Werdegang im einzelnen nachzugehen; nur die Umrißlinien sollen flüchtig angedeutet werden. Väterlicherseits entstammt Heyse einer Familie, die schon längst vor der Geburt ihres gefeiertsten Sprößlings zur Litteratur ein näheres Verhältnis gewonnen hatte. Heyses Großvater und Vater zeichneten sich auf dem Felde der deutschen Sprachwissenschaft aus und streiften dabei vielfach das engere schöngeistige Gebiet. Ein derartiger Litteratur- und Geistesadel findet aber nur in China, nicht in Mitteleuropa, öffentliche Beachtung. Die Mutter des Dichters war eine Jüdin; sie gehörte einer jener Familien an, die dem rastlosen Strome der Zuwanderer gegenüber eine Art von jüdischem Adel bilden. Vielleicht untersucht noch einmal ein „Litteraturpsychologe", wie die interessante semitisch-germanische Blutmischung in Heyses Schöpfungen sich geltend macht. Der Idealismus des Dichters ist allem Anschein nach ein Erbe vom Vater her; von der Mutter hat er wohl die außerordentliche Regsamkeit und Vielgewandtheit in Geist und Empfindung. Daß die Mutter bei all ihrer Gemütsinnigkeit auch mit jenem treffsichren Witz begabt war, der ihrer Rasse so vielfach eigen ist, dafür zeugt eine Reihe origineller Worte, die Heyse mitteilt. Sie seien hier angeführt, um die Trockenheit, mit der ein kurzer Inhaltsbericht fast immer behaftet ist, ein wenig zu mildern. Als jemand die würdige Frau zu etwas bereden wollte und sagte: Die Sache ist doch an und für sich recht angenehm —

erwiderte sie: „Ja, aber nicht an und für mich!“ — Ein Bekannter fragte: „Ist Herr N. denn ein Jude?“ — Sie: „Das will ich meinen! Jude mit Jude gefüttert.“ — „Die L.schen Kinder sehen aus, als ob ihre Mutter sie beim Trödler alt gekauft hätte.“ — „Der X. macht immer ein Gesicht, als ob er sich's übel nähme, daß er auf der Welt ist. Ich kann doch nichts dafür.“ — „Wenn R. lacht, sieht es aus, als ob er zu lachen eingenommen hätte.“ — „Ist das Concordiatheater (ein neuerbautes Liebhabertheater) hübsch?“ — Nicht besonders; sehr eng und dunkel. — „Also recht passend für Liebhaber.“ — „Es thäte mir sehr leid, wenn ich nächstens abrutschte. Ich habe mich sehr gern gehabt.“ — „Wenn man mir am jüngsten Tag nicht Equipage schickt, bleib' ich liegen.“ — Als man sie bei einem munteren Essen, wo viele Toaste ausgebracht wurden, aufforderte, auch eine Tischrede zu halten, sagte sie: „Nein, Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müßten.“ Schon in früher Kindeszeit regte sich bei Heyse der dichterische Schaffenstrieb, doch entfaltete sich sein Talent erst dann in Knospen und Blüten, als der junge Poet mit Emanuel Geibel bekannt wurde und durch ihn in den allseitig angeregten und anregenden Familienkreis Franz Kuglers, des feinsinnigen Ästhetikers, eingeführt wurde. Kuglers Tochter führte Heyse späterhin, sobald er seine Studienzeit beendet hatte, als Gattin heim. Einige Sorge bereitete dem Dichter, der die Brotstudien weder zu anstrengend noch zu gründlich betrieben hatte, und der damals noch nicht vom Dichten „leben“ konnte, die Berufsfrage. Ehe er zu einer Entscheidung sich aufgerafft, überraschte den Zweifelnden die Glücksbotschaft, daß Maximilian, der Bayernkönig, ihn einlade, nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt zu leben, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, teilzunehmen. Diese Wendung im Leben des Dichters hatte wiederum Geibel durch seine Empfehlung herbeigeführt. So konnte sich Heyse von nun an, ohne je durch ernstliche Brotsorge belastet zu sein, ganz der Pflege des Besten in ihm, ganz seinen poetischen und künstlerischen Neigungen hingeben. Erst in München, im eifrigen Verkehr mit mehreren der bedeutendsten Männer des Jahrhunderts, von den mannigfachsten Eindrücken, wie sie Natur und Kunst, wie sie das Menschentreiben darbot, immer wieder erregt und durchglüht, entwickelte sich Heyses Eigenart. Sein Schaffen nahm in mehr als einer Hinsicht ein wesentlich neues Gepräge an. Dem Könige gegenüber erniedrigte sich Heyse niemals zum Höfling, wurde seine Ansicht begehrt, so gab er sie unverhüllt und ungeschminkt; kleine Verstimmungen blieben infolgedessen nicht aus, doch bewahrte ihm der König bis in die letzte Stunde sein Vertrauen und seine Neigung. Der Tod Maximilians mit seinen Folgen bildet für Heyse eine wichtige Grenzmarke; er stand, als das Ereignis eintrat, im 35. Lebensjahre, er hatte sich inzwischen als Dichter zur Meisterschaft hindurchgerungen und errang sich nun auch die unbeschränkte Lebensselbständigkeit. Die Zeit des Werdens lag hinter, die Tage der Reife vor ihm. In einem Anhang „Aus der Werkstatt“ erörtert der Dichter seine Anschauungen über das Wesen und die Bedeutung der einzelnen dichterischen Gattungen, vor allem der Lyrik, der Novelle und des Dramas. Eine Fülle fesselnder Anregungen, die sicherlich noch reiche Frucht tragen werden. Bemerkenswerte Nachrichten über die eigene Schaffensweise des Dichters sind überall eingestreut. Auch hier klagt Heyse, daß er als Dramatiker nicht die Beachtung finde wie als Epiker. Die Thatsache ist unbestreitbar, sie erklärt sich zum Teil daraus, daß die Stoffe, die der Dichter wählt, vielfach für unser Bühnenpublikum nicht innerlich wichtig genug sind, nicht von vornherein packen und hinreißen. Als dramatischer Künstler hält Heyse zweifellos jeden Vergleich aus. Zum Teil liegt aber die Schuld auch daran, daß Heyse dem jüngeren Geschlecht, das im Theater nachdrücklicher seine Macht erweisen kann, als dem Lesepublikum gegenüber, als der Hauptvertreter der „alten Richtung“ galt. In dieser Ansicht ist bereits ein Umschwung eingetreten; ein Dichter wie Heyse kann für gewisse Zeiten in den Hintergrund treten, aber er darf auch gewiß sein, daß sein Schaffen so leicht nicht veraltet, daß „seine Zeit“ stets wiederkehrt.

Im Ofen.

Von

Georg Busse-Palma.

Die Scheite wurden eingeschoben,
Rot sprüht es durch die Ofenthür —
Die erste Flamme zuckt noch oben
Und tausend Fünkchen folgen ihr.
Bis daß der Kien am harz'gen Stamme
Von allzu rascher Glut verzehrt,
Und sich gemach die wilde Flamme
Beruhigt und ins Innre kehrt.

Versprüht sind Funken dann und Feuer,
Ich aber glaub' der still'ren Glut,
Denn bald erwärmt sie das Gemäuer,
So tief sie auch im Dunkeln ruht.
Und so glaub' du auch meiner Liebe,
Die *darum* nur so stumm und still,
Weil sich das flücht'ge Glutgetriebe
Zu ew'ger Wärme läutern will . .

Zu unsern Bildern.

Ernst Eckstein †. — Adolf Pichler †. — „Papa Schmid" und das neue Marionettentheater in München. — Moderne Blumendindereien. — Das neue Künstlerhaus in Leipzig.

Ernst Eckstein,
† am 18. Novbr. 1900.

Ein treuer Mitarbeiter unserer Monatshefte, Dr. Ernst Eckstein, schlummerte am 18. November hinüber: wir haben aus der Feder des gefeierten Romanciers die großen, farbenreichen Romane „Hertha", „Themis", „Nyparissos", dann die feinsinnige Erzählung „Willibald Manz", zuerst veröffentlicht. Ernst Eckstein, geboren am 6. Februar 1845 in Gießen, hatte in seiner Vaterstadt, in Bonn, in Berlin und Marburg Philologie studiert, ging nach Paris und führte sich von hier aus 1868 mit seinem humoristischen Epos „Schach der Königin" in der Litteratur ein. Den ersten großen, wenn auch mehr äußerlichen Erfolg errang er 1875 mit seinem drolligen „Besuch im Carcer", der nahe an hundert Auflagen erlebte. Als die Zeitrichtung dann den historischen Roman hochtrug, stand er in der ersten Reihe derer, die neue Stoffe aus der antiken Welt schöpften: seine umfassende Gelehrsamkeit, seine rege dichterische Gestaltungskraft verhalfen ihm in den Romanen „Die Claudier", „Prusias", „Nero" zu starken Triumphen, und der Erfolg ist ihm bis in die letzten, durch Krankheit schwer getrübten Lebensjahre treu geblieben.

Ganz anders geartet als Ernst Eckstein war ein zweiter, kürzlich verstorbener deutscher Dichter, der Tiroler Professor Adolf Pichler, Ritter von Rautenkar. Während Eckstein gern in die Ferne schweifte, seine Motive in der Antike, in fremden Landen suchte, die Fabeln seiner Erzählungen künstlich zu spinnen liebte, war Pichler ein echter Heimatskünstler. Alle seine Werke fußen in seinem geliebten Tirol, in dessen Bergen und Thälern, unter ihren Bewohnern. Der am 4. September 1819 zu Erl geborene Dichter, der sich ursprünglich der Medizin, dann der Geologie und Mineralogie gewidmet hatte, trat zuerst 1846 mit seinen „Frühliedern aus Tirol" vor die Öffentlichkeit. Es folgten, außer einigen, ziemlich unbeachtet gebliebenen Dramen und naturwissenschaftlichen Schriften, die Sammlungen „Aus den Tiroler Bergen", „Allerlei Geschichten aus Tirol", „Deutsche Tage", „Marksteine", „Spätfrüchte" u. a. Pichler war ein Dichter von tiefer Empfindung, dabei ein Meister der Form — persönlich ein Mann von außerordentlicher Herzensgüte, der großen Verehrung würdig, die man ihm nicht nur in Österreich zolle, sondern über-

Adolf Pichler,
† am 15. Novbr. 1900.

Das neue Münchener Marionettentheater.

Papa Schmid, der Leiter des neuen Münchener Marionettentheaters.

all, wo die deutſche Zunge klingt. —

München iſt wohl die einzige deutſche Stadt, die ein ſtändiges Marionettentheater beſitzt. Seit dem Jahre 1858 iſt es unter der Leitung des in ganz Iſarathen bekannten und beliebten „Papa Schmid“ dem verehrten Publikum geöffnet, nachdem es vorher geraume Zeit dem Ergötzen einiger vornehmen, dem Herzog Max naheſtehenden Herrſchaften gedient hatte. Keine geringeren als Franz v. Kobell und Graf Pocci haben für dieſe Bühne geſchrieben; letzterer ſchuf ſogar eigens für ſie den berühmten Kasperl Larifari, den Liebling der geſamten Münchener Kinderwelt, eine köſtliche komiſche Figur, die die fabelhafteſten Dinge erlebt, unter Türken und Chineſen, auf Sonne, Mond und Sternen, und ſelbſt in den ſeltſamſten Situationen nie ihren Humor verliert — und den Durſt nach „a Maß Bier“. Papa Schmid hat mit ſeinen Puppen (er verfügt über mehr als tauſend Bühnenmitglieder, die aber gottlob! keine modern hohen Gagen beanſpruchen) viel herumziehen müſſen, zuletzt kam der Weiterbeſtand ſeiner Bühne aus Mangel einer geeigneten Lokalität in Gefahr. Da faßte der Münchener Magiſtrat einen wirklich vernünftigen Entſchluß: er ließ für Papa Schmid einen eigenen Kunſttempel in der Blumenſtraße durch den Bauamtmann der Reſidenz, Herrn Th. Fiſcher,

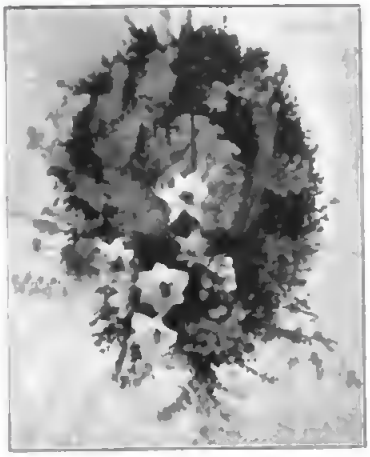
Der vom Kaiſer dem Feldmarſchall Grafen von Moltke zum 100jährigen Geburtstage geſtiftete Kranz. In grünem und goldenem Lorbeer von Guſtav Bock in Berlin ausgeführt.

Kranz für die Sieger des Schülerwettruderns, vom Kaiſer geſtiftet. Ausgeführt von Guſtav Bock in Berlin.

errichten, der — reizend ausgeſchmückt — vor Weihnachten, grad zur rechten Zeit mit einer glänzenden „Ehrenvorſtellung“ eröffnet wurde. Man gab ein wunderſames Feſtſpiel von Bruno Rauchenegger, darin die „mächtige Fee Phantaſtika“, ein „Münchener Kindl“, „Kasperl Larifari als Theaterdirektor“ und andere ſchöne Dinge agierten, dann Poccis unverwüſtliches „Das Glück iſt blind oder Kasperl im Schuldturm“, und ſchließlich „Des Kinderfreundes Gedächtnisfeier“ von E. v. Deſtouches. Papa Schmid, heut ein Neunundſiebzigjähriger, war in beſter Laune und ſprach ſeine Kasperrollen womöglich noch ſchöner als ſonſt — ſo füllte denn der Jubel von alt und jung das neue Haus, das ſamt ſeiner Bühne zu den originellſten Sehenswürdigkeiten Münchens gehört. —

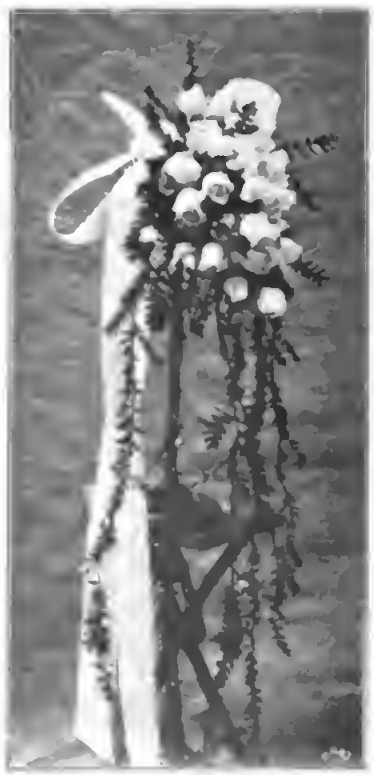
Die Blumenbindekunſt hat in den letzten

Trauerkranz mit Waſſerroſen und Gräſern. Aus dem Atelier von J. C. Schmidt in Berlin.



Trauerkranz aus Buchsbaum, Baumflechte, Amaryllis und Anemonen. Aus dem Atelier von Otto Möhrke in Berlin.

Jahren in Deutſchland einen hoch erfreulichen Aufſchwung genommen. Vor einem Vierteljahrhundert noch herrſchte das ſteife Tellerbouquet mit der Papier- oder, wenn's hoch kam, Spitzenmanſchette, und das Blumenkiſſen galt als die Krone aller Leiſtungen einer geſchickten Binderin. Man ſpießte die Blüten auf Draht und preßte ſie möglichſt eng aneinander, ſtellte eine Art Moſaik aus ihnen her — je bunter, deſto beſſer. Von den Japanern, den großen Blumenfreunden, haben wir, weſentlich durch Vermittelung Englands, beſſeres gelernt. Heute ſucht man, möchte ich ſagen, die Blüten individuell zu behandeln. Man ſchätzt nicht mehr die Maſſe, ſondern die Schönheit der einzelnen Exemplare, die man gern langſtielig läßt. Während unſere Frauen wieder lernten, eine Vaſe mit einigen ſchönen Blüten — es brauchen durchaus nicht immer koſtbare, fremde zu ſein, die heimiſchen ſind oft mindeſtens ebenſo ſchön! — zu dekorieren, führte ſich anſtatt des ungeheuerlichen Tellerbouquets der loſe Naturſtrauß ein, und auch die Kranzbinderei löſte ſich aus der alten Schablone. Bei ihr finden jetzt neben dem Lorbeer vielfach Gaben des deutſchen Waldes und Feldes Verwendung. Wir geben heute einige muſtergültige Arrangements großer Berliner Firmen, wollen aber nicht zu bemerken unterlaſſen, daß faſt in allen größeren deutſchen Städten ausgezeichnete Bindereien beſtehen, die im künſtleriſchen Sinne arbeiten. — Dem Beiſpiel Berlins und Münchens iſt nun auch Leipzig nachgefolgt: auch hier hat ſich der Künſtlerverein ein eigenes Heim geſchaffen. Das ſchöne Haus in der Boſeſtraße iſt, nach vorangegangener Konkurrenz, von dem Sieger in dieſer, dem Architekten Fritz Drechsler, der



Modernes engliſches Brautbouquet aus Roſen und langherabhängenden Myrtenzweigen. Ausgeführt von J. C. Schmidt in Berlin.

Theaterkranz aus Lorbeer mit farbigem Band. Gebunden von Otto Möhrke in Berlin.

Moderne deutſche Brautkränze aus Myrten. Ausgeführt von J. C. Schmidt in Berlin.

zugleich Vorſitzender des Vereins iſt, erbaut. Die originelle Faſſade des Baues erhält eine beſondere Zierde durch Reliefs von Johannes Hartmann, der auf dieſen die Pflege der Kunſt ver-

Blumenarrangement mit im Winter getriebenen Ulrich-Brunner-Roſen. Von J. C. Schmidt in Berlin.

herrlichte; der Säemann auf dem mittleren dieſer Reliefs trägt unverkennbar die Züge Max Klingers — eine ſinnige Ehrung für den größten der Leipziger Künſtler. Im Innern des Hauſes dient das Erdgeſchoß Ausſtellungs- und Reſtaurationszwecken. Das erſte Stockwerk birgt die prächtig ausgeſtatteten Feſt- und Klubräume. Die oberen Geſchoſſe enthalten Ateliers, an denen in Leipzig bisher ein oft bitter empfundener Mangel herrſchte.

* * *

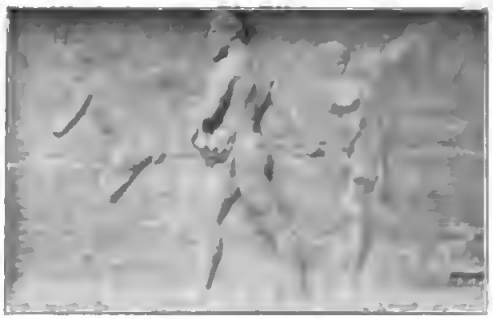
Die Vollbilder unſeres Heftes bringen diesmal vorherrſchend Werke Berliner Künſtler. Zunächſt eine vortreffliche Porträtſtatuette von Carl Bernewitz (zwiſchen Seite 568 und Seite 569). Der bekannte Bildhauer, einer der Mitarbeiter von Reinhold Begas an dem Nationaldenkmal auf der Schloßfreiheit, hat den meines Erachtens ſehr glücklichen Gedanken gehabt, die Statuette von der Königlichen Porzellanmanufaktur ausführen zu laſſen. So wenig ich empfehlen möchte, etwa auf die überſchwenglichen Verſuche Kändlers, des großen Meißner Modelleurs, zurückzugreifen, der ſchließlich eine lebensgroße Reiterſtatue Auguſt des Starken in Porzellan formen wollte — ſo wünſchenswert würde es mir erſcheinen, wenn unſere Plaſtiker ſich mehr als bisher des ſo bildſamen, ſo überaus dankbaren Materials bedienen wollten, ſobald es ſich um Vorwürfe kleinen Umfangs handelt. — Eine Scene aus dem Berliner Geſellſchaftsleben gibt Franz Skarbina wie-

Das neue Künſtlerhaus zu Leipzig, erbaut von Fritz Drechsler.

Festsaal des Leipziger Künstlerhauses.

der: der Ball ist beendet, am Wagen vor dem Portal noch ein kurzes Abschiednehmen. Brillant sind die Lichteffekte auf dem Gemälde. (Zwischen S. 576 u. S. 577.) — Carl Saltzmann gilt neben Hans Bohrdt als der bedeutendste der lebenden deutschen Marinemaler. In einen kleinen Winterhafen läßt er uns diesmal einen Blick thun; ein paar Fahrzeuge sind auf den Strand gezogen, werden abgetakelt; weit dehnt sich rechts hinter ihnen die See, links schimmern die Contouren der Küste herüber. (Zwischen S. 592 u. S. 593). — Auch Professor Georg Koch gab uns ein echtes Winterbild: den schmalen Ausschnitt eines ländlichen Gartens mit einigen frechen Hasen darin, denen es nach dem nachbarlichen Kohl zu gelüsten scheint. (Zwischen S. 544 u. S. 545.) — Von Wilhelm v. Debschitz, einem jüngeren Münchner Künstler, bringen wir zwischen S. 600 u. S. 601 einen Faun, der von einem Pfeil getroffen laut aufschreit; die Bewegung der phantasti-

Detailansicht des Vereinszimmers des Leipziger Künstlerhauses.



Relief von Johannes Haetmann am Leipziger Künstlerhaus.

schen Gestalt ist vortrefflich erfaßt, überaus lebendig, wie auch der Ausdruck des schmerzverzogenen Gesichts. — Allgemein interessieren wird das Porträt des General Booth, des Schöpfers und Führers der Heilsarmee (zwischen Seite 504 und Seite 505). Der fesselnde Greisenkopf, aus dem ebensoviel Herzensgüte, wie Energie spricht, war offenbar ein äußerst glücklicher Vorwurf für die ewigjunge Meisterhand Hubert Herkomers.

Unser farbiges Titelbild nach der Ölstudie von Joseph Kriwer stellt eine Bäuerin dar aus dem kleinen Dachau, dem beliebten Sommer- und Studiensitz Münchener Künstler.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Fanlenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Somalimädchen. Ölstudie von A. Maier.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 6, Februar 1901.

„Leiden."

Blätter aus einem Lebensbuche.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

Leiden, den 1. November 1898.

— — — es ist ein furchtbares Unglück. Ich kann ohne Dich nicht weiterleben! Seit sechs Monaten ringe ich nun nach der Möglichkeit, ich will es auch noch einmal versuchen, aber es ist ja vergebens. — Entsagen, weil man entsagen *muß* — Gott! Das spricht sich so rasch aus — fünf kleine Worte — und ist eine Danaïdenarbeit: Wasser ins Sieb schöpfen. Mutter meint, tausend andre müssen ebenso darüber wegkommen; was hilft mir das? Bin ich denn nichts als ein Gemeinplatz — eine Nummer?

Gestern war Dein Hochzeitstag, und doch weiß ich, so gewiß wie es zehnmal mehr Schmerz als Freude auf Erden gibt, daß Dein halbes Ich mit mir nach Holland gereist ist und nicht mit der andren Hälfte und Deiner Frau nach Florenz. Ich sollte mich schämen und möchte triumphieren und Deiner Frau ins Gesicht rufen: „Was hast Du nun groß von ihm? *Hier* fühle ich ihn, bei mir und in mir! Wer von uns beiden ist die Betrogene?" — — Und wäre ich's wirklich allein, Konrad; hast *Du* mich betrogen oder ich mich selber? O, Klarheit haben!

Den Trunk Lethe will ich nicht; lieber verschmachten. Ich will nicht vergessen. Wenn ich mein Unglück ins Wasser stoße, so versinkst Du mit ihm, und davor zittert meine Seele. Ich will unsere ganze Vergangenheit wiederhaben, die himmlische, heißgeliebte. Zug für Zug soll sie hier auf dem Papiere stehen und mir Bibel und Gesangbuch werden. Mutter möge mir die Sünde verzeihen.

Mädchentagebücher habe ich immer so grenzenlos albern gefunden, aber ach — es ändern sich die Zeiten und wir in ihnen. — Nun sitze ich alte Person von Siebenundzwanzig selbst vor leeren Blättern wie ein Backfisch, weine und stürme mit Worten auf Dich ein, die Du niemals lesen und hören wirst.

„Zomerzorg" heißt das Kaffeehaus, in dem ich dies schreibe — neben mir steht ein leergegessener Teller, gegenüber am Büffet ein gähnender Kellner — ich der einzige Gast. Die Uhr im Saal schlägt jede Viertelstunde; gleich ist es halb Eins. Um elf bin ich in Leiden angekommen; wie „Packträger" auf holländisch heißt, wußte ich nicht. Mutter hatte mir ja Vokabeln aufgeschrieben, aber ich habe den Zettel irgendwo aus der Tasche verloren, und es war mir auch alles gleichgültig, wenn ich nur von Hause fortkam. — Ich trug mir also mein Handgepäck selber; der Rundreisekoffer schwer wie Blei und der Plaidriemen zu lose geschnallt, dabei ein rasender

Sturm, und der Regen goß nur so — es ging nicht, und ich mußte hier herein flüchten, dem Bahnhof schräg gegenüber, es hätte mich sonst einfach umgerissen. Dann lockte mich noch das Plakat in einem der Fenster: Erbsensuppe. Die macht satt und warm; Du hast sie immer so gern bei Mutter und mir gemocht, Winters, und ich war entsetzlich kalt und ausgehungert nach der langen Nachtfahrt.

So habe ich in dieser verödeten „Sommersorge" zwei Teller Erbsensuppe verzehrt und mir auf drei Uhr Thee bestellt. Zwei Stunden Schreibzeit erkauft, denn diesen ersten, elenden Tag meiner vollkommenen Einsamkeit will ich schwarz auf weiß festhalten, zum Schutz gegen nachträgliche Scheinmalerei und Scheinglück.

Eine Frau, die bis Zutphen mit mir fuhr und etwas deutsch sprach, hat mir für Leiden eine billige Pension aufgeschrieben: „Plaats Royaal, Noordeinde". Sie soll tief in der Stadt liegen, über drei Brücken vom Bahnhof aus. Solch ein Weg! Vielleicht wird das Wetter nach dem Thee besser, und dann brennen auch die Laternen. So kurz sind die Tage, leer und grau die Welt. Hart neben meinem Tische gehen weiße Glasthüren in einen eisigen Tanzsaal mit einer Musikgalerie und umgekehrten Stühlen. Das Haus steht ganz frei; der Sturm pfeift um die Ecken, der Regen fällt wie ein Tuch, die schwarzen Baumgerippe da draußen werden gebeugt und geschüttelt, als wären es armselige Besenreiser. Wie wir Menschen auch — gradeso! — — Nirgends eine Ferne, nichts als die trostlose, farblose Gegenwart; keine Hand, die winkt, kein Auge, das Gedanken liest. Ach, unerträglich, Konrad, und dazu mein Inneres voll Haß und Neid! Ich mißgönne Dich Deiner Frau — nie, nie will ich ihre Freundin werden, so wahr mir Gott helfe!

— — — — — — — — —

Damals in Stresa, als Du mir Deine Verlobung mitteiltest und ich meinen Schmerz nicht bezähmen konnte, sagtest Du mir: „Wer eine solche Mutter hat wie Du, der darf sich nicht verlassen fühlen."

O Konrad, in der Theorie hast Du ja sehr Recht — gewiß — allein in der Wirklichkeit stellt sich's doch anders, und Du vor allem solltest mir's voll nachempfinden können. Ich bin kein junges, lenkbares Ding mehr, sondern ein reifer Mensch. Du hast mich dazu geformt, und Mutter ist kindlich geblieben. Wir passen nicht mehr zu einander, das ist die nackte, traurige Wahrheit. Mutters höchstes Glück ist der banale Friede mit Händefalten und freundlichen Augen für jedermann, und sind die Kleinigkeiten des Lebens. Eine sogenannte „allgeliebte Frau" — das ist Mutter. Sie glaubt jeder Waschfrau und jedem Bettler — man soll doch prüfen. Sie hängt an den silbernen Spielsächelchen und den blauen Täßchen auf der Wohnstubenbord, als wären's wunder was für Kronschätze, und preßt Epheublätter in ihren Büchern und zieht Asklepia um Vaters geleckes Pastellbild — die scheußliche Stümperei. Mit Ofenfeuer in der Dämmerung und einer fein getollten Mütze und weißem Kandis in den Thee ist sie zu beseligen, und wenn dann wieder eine von ihren Fensterblumen ausgeht oder der Vogel sich zur Unzeit aufplustert, sieht sie mich an, wie eine Dulderin. — Wärme, Stille, ein tadelfreies Strickzeug und Blumengeruch, damit ist Mutter charakterisiert; — nie scharf, nie bitter, und immer „liebes Kind" und „liebe Menschheit". — Das kann ich nicht aushalten; es reizt und erbittert mich, seit Du nicht mehr zum Guten sprichst, und wenn Du es auch nicht wahr haben willst: — es ist so. Solch ein harmloses Mückendasein soll man doch nicht aus dem schweren Leben machen.

Ich habe mich nicht selbst geschaffen; ich bin, wie ich bin, Vaters Tochter. Entweder fliege ich oder stürze in den Abgrund. Da liege ich jetzt und starre machtlos empor und quäle mein hartes Schicksal unablässig um die Fata morgana der Erinnerung an Dich. Ach, über meiner Tiefe gaukelt das geliebte Blendwerk jeden Tag vierundzwanzig Stunden lang, und immer wieder bilde ich mir ein, daß ich die trügerische Spiegelung noch ergreifen und halten könnte.

Wie ist es überhaupt gekommen, daß es so zwischen uns wurde, wie es gewesen ist, Konrad? War es, weil Du, trotz all der großen Verschiedenheit, in meinen Augen doch Vater so wehmütig glichest in der Art Deiner Lebensauffassung und Bethätigung? Weil ich mich Dir innerlich

verſchwiſtert fühlte? — Weil ich mich nach dem Geſtorbenen ſehnte? — Sage mir's, erkläre mir's, Konrad. Siehſt Du, ſolche Seelenvorgänge, die den Zuſammenhang zwiſchen Diesſeits und Jenſeits in mir außer Zweifel ſtellen, waren mir früher tröſtlich; jetzt erfüllen ſie mich mit Schaudern. — Bis über den Tod hinaus bin ich mit Ketten an Dich geſchmiedet — und deswegen vor Gott eine große Sünderin, denn: „Du ſollſt nicht begehren —"

Wie reimt ſich das? Was iſt Zweck und Nutzen davon, daß Du mich Dir zu eigen gemacht haſt, nur damit ich elend und ſchlecht werden ſollte? War das auch von der Allmacht vorgeſehen und beſtimmt? Unter welche chriſtliche Rubrik fällt es? Gnade? — Prüfung? — Dunkle Wege? O, die Beneidenswerten, die aufblicken können wie Mutter und nicht grübeln! Mutter iſt ſehr, ſehr glücklich. Ich verſtehe Gottes Abſichten nicht.

Wir verſuchen, aus Trieb und Überlieferung, an die Allmacht zu glauben; zuweilen meinen wir ſie klar zu ſehen, ihren Hauch zu ſpüren, und dann wieder, in den bitteren Stunden, im Leiden, ſteht ſie vor uns da als die ewig unlösbare Frage: das Bild zu Saïs, daß es einem ums Herz wird wie dem Juden, der ſeinen Gottesnamen nicht zu nennen wagt, — Irrgarten, und ich mitten drin!

— — — — — — — — —

Sind es denn wirklich nur ſieben Jahre, Konrad, ſeit Du zu uns nach Thüringen kamſt und Dich über unſer verwahrloſtes Reſidenzmuſeum erbarmteſt und Deine ungeahnte Fundgrube im Wuſt entdeckteſt? Traurig ſah's aus unter Vaters Nachfolger. Erſt ſieben Jahre, ſeit Du uns die Grüße aus Batavia brachteſt und dann eigentlich alle Abend Thee mit uns trankſt, gegen Mutters Aſſam zwiſchen dem Souchong — meine Abſcheu, und eure Schwärmerei. Gott, was haben wir in den erſten paar Jahren doch über den ſagenhaften Java-Onkel Pieter zuſammen gelacht, Konrad, und wie oft hab' ich ihn insgeheim gebenedeit, weil er Dich in unſere Kleinſtadtwüſte geſteuert hatte zur Erlöſung von Kaffeeklatſch und Fraubaſengewäſch. Lieber Himmel, was haben die Fraubaſen geklatſcht und die ganze Prinzeſſinnenclique, und Mutters himmliſche Unbefangenheit dabei: „Annchen, ich möchte dem lieben, jungen Manne ſo gern ſeine Socken ausbeſſern — ich habe es ihm ſchon geſagt. Seine Waſchfrau macht gewiß keine Strickſtopfen, und Gitterſtopfen drücken den Fuß."

Weißt Du noch, wie empörend ich das von Mutter fand, dies vertrauliche Anſinnen an Dich? Und Du fandeſt es rührend und brachteſt gleich am nächſten Abend den Rieſenpacken unterm Mantel mit: anderthalb Dutzend Paar, und Mutter ſchüttelte ſo ernſt den Kopf, als wäre es eine kritiſche Staatsaffaire. — Weißt Du noch, was ſie Dir alles aufgebaut hatte, vier Wochen ſpäter, zu Weihnachten? Das Körbchen mit Eiern von unſeren Brahmaputras, jedes Ei einzeln reingeſeift und in ausgezacktes Goldpapier gewickelt, und den Aſſamthee in der lächerlichen Blechdoſe und die kleine Kaffeemaſchine, die gleich beim erſten Verſuch in die Luft flog? — Ach, haben wir gelacht, Du und ich! — Und dann das komiſche, alte Reiſewerk von Mungo Park aus Vaters Jugendzeit, und Du warſt ganz außer Dir vor Wonne, Du, der Gelehrte: was hatteſt Du an dem Schmöker? Meine arme Cigarrentaſche dagegen, und wieviel Liebe hatt' ich damals ſchon hineingeſtickt! Dann küßteſt Du Mutter die Hände — (zu niedlich ſah die kleine Mutter doch eigentlich aus, als ſie ſo rot dabei wurde) — und mich haſt Du mit einemmale um die Schultern gefaßt. Ich ſeh' es noch heute, wie wir beide darüber erſchraken.

Mutter bemerkte nachher, als Du fort warſt: „Es iſt, als ob einer von Deinen Brüdern noch lebte — immer hab' ich Dir das gewünſcht, Annchen." Ich ſchwieg ſtill und dachte nur bei mir ſelber: „Ja wohl — Bruder! ein ſchöner Bruder!" Mir biſt Du niemals etwas anderes geweſen als der geliebteſte Menſch auf Erden — was hab' ich für Hoffnungen daran geknüpft, — an den Vorſchlag, daß wir einander „Du" ſagen wollten. Wie mich das ehrte — erhob! Noch tauſendmal mehr Intereſſe hab' ich für Deine Intereſſen bekommen — und Du ließeſt mich den großen Katalog für den Druck abſchreiben — und die entzückenden indiſchen Figürchen durfte ich mit beſtimmen helfen: — o, die ſeligen Zeiten!

Gottlob; Du haſt mich immer „Anna" genannt, niemals „Annchen". Ich haſſe

die Diminutive. Mutter, mit ihren siebzig Jahren verlernt „Annchen“ schwerlich mehr; von ihr muß ich es nun schon hinnehmen. Und das ist wahr: wenn so eine arme Mutter, wie meine, alle ihre vielversprechenden, älteren Kinder begraben hat, und keine Enkel besitzt, dann darf das hartköpfige, jüngste Überbleibsel von bald dreißig Jahren sich im Grunde kaum gegen eine unschädliche Namensverkleinerung sträuben. —

Dennoch — ich hielt es schlichtweg nicht mehr aus, als Du mit Hoheit um die Welt gingest. Anderthalb Jahre sollt' ich da in unserer Enge verkommen ohne Dich und alle die unzähligen Anregungen, die Du mir gabst! — Mit den Philistern über mir, und jedes Gesichtverziehen rechneten sie mir nach; hinter jedem Worte suchten sie etwas, und Mutter erzählt jedem treuherzig, wieviel Du uns gewesen seiest. Damit gab sie den Neidischen gerade die richtige Losung aus. Nein, nein! Ich war wie erlöst, als mir der Oberforstmeister die Stellung verschaffte und ich fortkonnte.

— — — — — — — — —

Konrad — hier und jetzt will Dir ein Bekenntnis ablegen. Ich habe Dich belogen, als ich damals in Stresa vor Dir auftauchte. Meine Stellung bei der Gräfin hatte ich nicht plötzlich durch einen Todesfall in Mailand verloren, wie ich Dich glauben machte — (Du hast es nicht geglaubt, Konrad, das sah ich wohl in Deinen Augen!) — sondern schon vierzehn Tage früher in München hab' ich sie aufgegeben, sobald ich nur sicher wußte, daß Dein Dampfer am dritten Mai in Brindisi sein würde und Du dann eine Woche am Lago Maggiore bleiben wolltest. Die Gräfin machte sich doch nichts aus mir; die ließ mich gehen, und das muß ich sagen: anständig hat sie sich gegen mich benommen und mir das Halbjahr voll honoriert. Mutter ahnte auch nichts davon, daß ich nicht mehr ruhig in Tutzing war, sondern allein nach Stresa reiste, aus lauter Sehnsucht und Ungeduld Dich wiederzusehen und wiederzuhaben. — Wie wir zwei dann zusammen am Seeufer saßen, vor uns das himmelblaue Wasser; die ganze Luft himmelblau, und in den Gärten die blühenden Kamelien — zu paradiesisch war's! Rings um den Horizont rötlich die Alpen, — gradeaus die Isola bella, links die Peseatori mit dem Abendglockenläuten und den bezaubernden, singenden Kinderstimmen aus der Ferne. — Drüben die Lichter von Pallanza und Du neben mir — Hand in Hand mit mir. Paradiesische Seligkeit, ja wahrhaftig, und ich verdiente sie nicht — ach Konrad! Konrad! — laß mich —!

— — — — — — — — —

Drei Tage Paradies! Du der Verklärte darin und ich die lügnerische Schlange, und zum Schluß teilst Du „der liebsten Freundin“ Deine Verlobung mit. — So muß man der Lügenschlange den Kopf zertreten! —

O, diese Heimreise! Auf jedem Bahnhof wollte mich's vor irgendeinen brausenden Zug auf die Schienen niederreißen, und in elender Feigheit brachte ich's doch nicht fertig — und dann die Rückkehr! Mutters Grämen und Trösten und Händefalten und die ewigen Frühlingsblumen an meinem Bett in der Porzellanvase: schreckliche Erinnerungen!

— — — — — — — — —

Weißt Du denn, daß Doktor Kuntze mich durchaus in eine Heilanstalt stecken wollte und Mutter auch schon von der Notwendigkeit überzeugt hatte? Um Gotteswillen, ich, die Unglückliche, mit meinen gesunden fünf Sinnen unter Nervenkranke und Blöde und noch Schlimmere! Nein — da hab' ich mich mit Gewalt zusammengerissen und mir selbst mein Heilmittel verschrieben: Menschenflucht — Einsamkeit mitten im Alltagsleben. Mit dem Reste vom gräflichen Sklavenlohn bin ich in die Fremde gegangen, hierher in Mutters Geburtsstadt Leiden. Ich kenne Holland gar nicht; aufrichtig gestanden hat die Wasserkante auch nur ein sehr blasses Interesse für mich und das um Mutters willen. Mutter selbst ist ja seit Vaters Tode mit keiner Macht mehr zum reisen zu bewegen, aber von Holland zu erzählen, das wird sie natürlich niemals müde. — So oft hat sie mir dieselbe Litanei wiederholt, daß Holland im Herbstnebel das wehmütigste Land der Welt wäre und Leiden die stillste, alte Stadt darin, bis es mich hierhergetrieben hat, willenlos, wie das Produkt einer fortgesetzten Hypnose. — Nun habe ich die feste Absicht, in Mutters Leiden zu bleiben, solange meine dreihundert Mark reichen — (das Reisegeld

hat mir Mutters Sorge, die mich immer noch als unselbständiges Kind betrachten möchte, aufgezwungen) — vorausgesetzt, daß ich hier eine bescheidene und anständige Unterkunft finde. Vielleicht dämmere ich mich in irgend ein tröstliches Nichts hinein. Gebe es der barmherzige Himmel, Konrad.

Mutter äußerte den wunderlichen Wunsch, ich möchte von hier aus hinauf ins Gelderland reisen und dort die Spuren ihres Urgroßvaters aufsuchen. Sie selbst ist niemals dazu gekommen; Vater liebte sie eifersüchtig, aber ihr Stammland war seiner lebensvollen Natur unsympathisch. — Dieser Urgroßvater ist vor hundertfünfzig Jahren orthodoxer Prediger in einem alten Dorfe gleich hinter Amersfoort gewesen, droben im öden Geestland, der Veluve. Von seiner Frau stammen, glaube ich, die blauen henkellosen Täßchen und das Silberspielzeug auf Mutters Wohnstubenbord. —

Konrad — ich kann Mutter den Wunsch nicht erfüllen; ich kann unmöglich in die Veluve reisen. Was soll ich mit Mutters Urgroßvater? Wozu toten Staub aufwühlen? Meine Vergangenheit reicht nur bis zu Dir. Selbst Vaters Bild ist verblaßt — alles — —. Die fünfzehn Mark, die mir Mutter noch extra für die Fahrt ins Gelderſche zugesteckt hat, soll sie unberührt wieder haben. Wir können und dürfen nicht herumwerfen mit dem Gelde. Mutter ist viel zu weichherzig für unsere Verhältnisse. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es schlägt halb vier. Da kommt mein Thee, und Gäste kommen. Endlich zündet der Kellner das Gas an. Müßiges Dasein! Solch eine Drohne im Frack! Ich bin schon halbblind vom Schreiben in der Dämmerung. — Nach dem Thee will ich gleich fort und mich zu meinem Quartier hinfragen. Soviel Holländisch werde ich ja wohl zusammenbringen. Und schließlich — wenn ich in irgend einer Gracht stecken bleibe, so wäre es auch gut — alles zu Ende. — Mir ist's, als hielte mich das Leben an keinem einzigen Faden mehr fest, als triebe ich ins Dunkel hinein, wie da draußen die letzten Blätter im Winde. — Lebe wohl, Konrad — —.

* * *

Plaats Royaal, den 10. November.

Über eine Woche habe ich in dumpfen Schmerzen hingedämmert und weitergelebt ohne Lebenswunsch. Ich kam mir vor wie ein armer Hund, den ein grausamer Fuß in irgend einem Straßenwinkel gestoßen hat. — Zuerst an jenem Nachmittage mit dem schweren Gepäck durch den Regen geirrt — Straßen, Brücken — Wasser, immer Wasser rechts oder links am Wege, tanzende Laternenlichter, Baumreihen, die der Wind fegte. Ich darf nicht daran zurückdenken. Niemand, der mir geholfen hätte. Dann stand ich plötzlich wie durch ein Wunder vor dem Hause, das ich suchte, und die Kraft kam mir soweit zurück, daß ich sagen konnte, was ich wollte, und für vierzehn Tage habe ich vorausbezahlt. Die Wirtin machte erstaunte Augen und brachte mich die Treppe hinauf, krumm und eng und finster, dann ein langer, schmaler Gang — irgendwoher pfiff der Wind, und irgendwo tickte eine Uhr laut und langsam. Dann meine kleine Stube: nur das Bett darin sah ich noch deutlich, ehe alles um mich her verging.

So bin ich tagelang geblieben ohne mich umzublicken. Habe mich von Thee und Zwieback genährt, den Arzt abgelehnt und das Holländisch der Wirtin über mich ergehen lassen. Darauf das Englisch meiner Zimmernachbarin. Ein wunderliches, altes Geschöpf. Sie klopfte eines Morgens, kam herein, blieb eine halbe Stunde und kehrte mir dabei den Rücken. — Vor ihrer Abreise aus Leiden mußte sie notwendig noch den Blick aus meinem Fensterchen für ihr Skizzenbuch haben: ein alter Hausgiebel und zwei Baumkronen, das ist alles.

Als sie fort war, hab' ich mich im Bette aufsetzen und lachen müssen und nachher lange weinen, so schwach war ich doch noch. Aber meinen Kopf hatte es wenigstens freier gemacht — ich wurde mir über das Tapetenmuster klar und sagte mir mit Schrecken, daß Mutter ja meine Adresse haben mußte, allein ich fand keine Klingel in meiner Nähe, und als ich aufstehen wollte, wurde mir's schwarz vor den Augen. — So geduldete ich mich, bis es wieder anklopfte und sich abermals eine fremde Gestalt hereinschob.

„Kann ich Fräulein Merveldt mit etwas dienen?" fragte sie, machte einen höf-

lichen Knicks dazu und stellte sich als Mietje, die Haustochter, vor.

Ich wollte nichts als meine Handtasche, gab ihr meine Visitenkarte und bat sie, nach postlagernden Briefen für mich zu fragen. —

Nichts — keine Karte, keine Zeile! —

Aus der Heimat bin ich geflohen, von Mutter fort, weil ich ihre weichherzige Art nicht mehr aushalten konnte —, und als dann Mietje mit leeren Händen von der Post zurückkam, packte mich ein so fürchterliches Gefühl der gänzlichen Verlassenheit, daß — — — —! Ich mag es nicht hinschreiben, wie ich mich da vor den beiden wildfremden Menschen benommen habe.

Sie waren gut und barmherzig zu mir und sagten sich richtig, daß meine Heftigkeit Krankheit sein müsse. Mevrouw ist sehr kühl und phlegmatisch, Mietje ein hübsches, nettes Kind und spricht Kölnerdeutsch, weil sie erst letzte Woche aus der rheinischen Haushaltspension heimgekehrt ist.

„Ich bin für Fräulein da, kann ich jetzt mit etwas dienen?“ fragte sie mitten in mein lautes Weinen hinein. Mevrouw war von unten her abgerufen worden.

Zuerst konnte ich kein Wort hervorbringen, und als ich mich mühsam gefaßt hatte, bat ich um eine Postkarte, um an Mutter zu schreiben.

Gleich lief sie hinaus und war wie der Wind zurück mit ihrem Stickrahmen und einer Ansichtspostkarte von Leiden, aber sie zeigte sie mir nur:

„Nein, Fräulein darf nicht schreiben, Ma'tje hat es eben verboten. Fräulein muß mir vorsagen, was ich an Ihre Ma schreiben soll; ich habe in deutschen Buchstaben eine gute Handschrift, bloß 'was klein. Aber dann kann viel auf der Karte stehen.“

„Nur die Adresse, und daß ich nicht wohl gewesen bin und bald selbst schreibe. — Und dann meine Adresse — und die Bitte um Nachricht.“

„Gern! Gern!“ sagte sie eifrig, setzte sich zu mir, sah mich mit den freundlichsten Augen an, als ich ihr unseren Namen buchstabierte, und schrieb darauf sauber und zierlich mit dem Tintenstift, was ich verlangt hatte. Als sie fertig war und noch ein winziger Raum übrig blieb, errötete sie wie eine kleine Mairose, und ihr Blick wurde förmlich zärtlich.

„Darf ich für Mevrouw Merveldt hinzufügen, daß Fräulein Merveldt sich bei uns in guter Pflege befindet? Es wäre mir lieb, wegen Ma'tje und wegen unserem Hotel.“ — ‚Ma'tje‘, das ist der holländische Kosename für ‚Mutter‘. Ein häßliches Wort, aber es klang nicht häßlich, wie die Kleine es aussprach. Es lag etwas darin — — ich konnte nur nicken; ich mußte von neuem weinen. Liebe, o, wahre Liebe — wo die nicht ist! Die Gedanken an Konrad schossen mir durch den Kopf und kreuzten sich mit den Gedanken an Mutter und drängten sie weg. So übermächtig wurde die schreckliche Empfindung des Verlassen- und Verlorenseins wieder in mir, daß ich aus dem Bette sprang — ich weiß nicht wie — und zu meiner Reisetasche stürzte und das Tagebuch herausfuchte, das ich in Zomerzorg angefangen hatte. Allein ich war wohl doch zu krank zum Lesen; als ich nur versuchte, die ersten Zeilen zu begreifen, kam mich ein solches Grauen, ein solcher körperlicher Ekel an, daß ich den Versuch aufgeben mußte. — Jetzt sind die zehn Blätter herausgeschnitten, und ich habe sie eingepackt und versiegelt und für alle Fälle Mutters Adresse auf das Couvert geschrieben. — Mütter sind meistens die Nachsichtigsten. — — — — —

Den ganzen, langen Tagesrest — vorgestern war es — blieb die Kleine bei mir oben, sogar ihren Teller Mittagsessen und vorher den Zweitfrühstückskaffee brachte Mevrouw ihr hinauf unter langem Geflüster. Was das sollte, begriff ich nicht, lag auch ganz teilnahmlos, und nur der dunkle Schattenriß des hübschen Gesichtes ist mir erinnerlich und das regelmäßige Nadelgeräusch, wenn der harte Leinenstoff im Rahmen durchstochen wurde. Ein einziges Mal rief die Kleine mich an, daß ich aufschrak, und schob das Fenster in die Höhe:

„Jetzt muß Fräulein hören, wie schön der Carillon klingt!“

Es war sechs Uhr abends, der Mond stieg über die Dachgiebel, und in der stillen, kalten Luft klang das Glockenspiel vom Stadthaus her hell und deutlich. Ein rasches, feines Geklingel, — ich kannte die Choralstrophe. So oft, so oft hat Mutter uns Kindern den ‚Leid'schen Carillon‘ auf dem Klavier gespielt, mit zwei Fingern in der Terz, hoch im Diskant, und Vater legte dann einen silbernen Theelöffel quer über die

Tasten, damit es noch natürlicher klänge, und summte den Baß dazu. —

Alles tot und vorbei — Vater tot, die Geschwister — die schöne Jugend! Mutter und ich allein übrig geblieben, zusammengehörig und doch nicht.

Dann dämmerte ich wieder ein, schlief fest und schwer, und als ich mit einem großen Ruck jählings erwachte, suchte ich auf meiner Bettdecke nach dem Briefe von Mutter, den ich im Traume gehabt haben mußte. Eine lange Weile blieb ich überhaupt völlig verwirrt, meinte, ich wäre zu Haus in unserer Schlafkammer, in der, deren ich mich aus frühesten Kindertagen erinnerte, und konnte mich doch nicht mehr darin zurechtfinden. Ein so sonderbarer Zustand, wie man ihn kaum mit Worten erklären kann: nüchterne, unzweifelhafte Wirklichkeit vor meinen wachen Augen und dennoch mit soviel verschwommenen Bildern angefüllt, daß sie einer bloßen Illusion glich, — einer krankhaften Gesichtstäuschung.

Meine Wirtin hatte mir, vermutlich um Schlafenszeit, zu meiner Beruhigung eine Nachtlampe und abgegossenen Thee heraufgebracht. Auf dem Fensterbrette stand das altmodische kleine Blechgestell, seine Öffnung, mit dem ölgefüllten Glase und dem schwimmenden Wachslichtchen darin, mir zugekehrt. Genau dieselbe Nachtlampe, schon von Mutters Mutter her, hatten wir drei Kleinen, Gerd, Theodor und ich, einst in unserer Kinderstube. — Auf diesem meinem Leidenschen Trostes-lämpchen abermals der braune Steinguttheetopf meiner Kindheitstage, aus dessen Schnäuzchen der Wasserdampf als dünner Rauchfaden zog. — Daneben die Tasse zum Trinken und der Napf voll Kandiszucker, klargelb wie Topas im Licht. — — Wir Kinder hatten zwar niemals aus Tassen trinken dürfen, immer nur aus Henkelbechern, blauweiß gewürfelt und sehr plump, aber der unvergessene, gelbe Kandiszucker! Die größten Märchenschätze konnten uns nicht begehrenswerter locken, als die goldgelbe Süßigkeit beim matten Lichtschein.

So elend mir's auch war, ich konnte nicht anders. Ich mußte mich aus dem Bette heraus machen, in die Schuhe treten und zum Fenster hinschleichen. Da habe ich lange, lange gesessen, in meinen Abendmantel gewickelt, mich gesammelt und dann schwachen Thee mit Kandis getrunken, soviel, bis mir's wieder ein wenig warm wurde, denn ich fror. Und ach, sehr läppisch ist man in solcher Schwäche und Einsamkeit. Wie ein leckermäuliges Kind habe ich den Kandis zwischen die Zähne genommen und zerbissen, daß es knirschte und dabei immer nur an meine Brüder und an Mutter gedacht. Nicht an die gegenwärtige, die mich von Jahr zu Jahr weniger versteht und am allerglücklichsten ohne meine aufstachelnde Anwesenheit lebt, — nein, an die Mutter meiner ersten Erinnerungen, die, als ich zu denken anfing, schon drei ältere Kinder verloren hatte, und nun nur noch uns dreien gehörte, Gerd, Theodor und mir. Die beiden waren Zwillinge und ich ein Jahr jünger: eben vier. —

Ihrem Alter nach war Mutter damals längst keine jugendliche Frau mehr: eine hohe Vierzigerin. Das jedoch glaubte niemand ihrem Liebreiz. — So erschien sie mir wieder, ganz deutlich. — Im Nachtjäckchen und der eigentümlichen, halbklaren Haube, enganliegend, mit faltigem Spitzenstrich ins Gesicht, saß sie zwischen unseren Gitterbetten und hielt immer abwechselnd zwei der drei heißen Händchen. — Wir lagen schwer am Scharlach, und Mutter wachte bei uns. — Das Lichtchen der Nachtlampe sprühte und knisterte hinter dem vorgestellten Bilderbuche; das Öl ging auf die Neige.

Mutter aber redete uns vor, daß die Nachtlampe dem Theetopf und der Zuckerdose auf Holländisch Geschichten aus ihrer Heimat erzähle, und fing selbst eine hübsche Geschichte an von Grachten und Schiffen darauf, vom Glockenspiel auf dem Stadthausturm und der Windmühle hinter dem Festungswalle. Eine Weile lagen wir mäuschenstill und hörten Mutter zu; da warf plötzlich Gerd seine Decke ab, fuhr am Bettgitter in die Höhe und schrie mit seinem heiseren Stimmchen, so laut er konnte:

„Nachtlampe! Willst Du wohl stillschweigen? Oder Du sollst mir 'n Stück Kandiszucker schenken!"

Mutter erschrak, daß sie weiß im Gesicht wurde, aber sie schalt nicht. Freundlich wie immer deckte sie Gerd zu, ging und goß frisches Öl auf die Nachtlampe, damit sie nicht mehr knistern sollte. Dann gab sie in jedes der drei heißen Händchen

ein Stück Kandis; das sollten wir uns bis morgen früh aufheben. Zufrieden schliefen wir ein, und Mutter sang uns ganz leise dazu unser Lieblingslied: „Wilhelmus van Nassauwen."

Das hat sie nie wieder gesungen, soviel ich weiß. Zwei Tage später war Gerd tot und eine Woche nach Gerd Theodor. Warum nicht ich, die so wenig von Mutters Wesen hat wie irgend ein untergeschobenes Kind? Die Vater gleicht und doch kein Mann und kein Halt ist?

Jetzt hat Mutter hoffentlich ihren gewohnten Seelenfrieden ohne mich und kommt in ihrer kleinen Welt wieder zurecht nach dem bösen, halben Jahre um meinetwillen. Wäre ich jetzt da, wieviel nutzlose Thränen würde sie wohl weinen? Sie brauchte mich ja nur anzusehen, die arme, kleine Mutter. — — Und sind meine vielen Thränen etwa weniger nutzlos?

Ja, schlag' an Deine eigene Brust! —

Nach und nach seh' ich's ein: es gibt doch eine Art Schicksalsgerechtigkeit. Ich bin Mutters Zuchtrute, und meine Zuchtrute ist das Leiden. —

Wofür? frage ich. Wann und womit habe ich mich so schwer versündigt, um diese harte Strafe zu verdienen?

Ob Mutter denn gar nicht schreibt?

* * *

Den 12.

Ich sitze vor meinen eigenen Fragen und kann sie mir nicht so klar beantworten, wie ich sollte. — Meine letzte Vergangenheit fühle ich nur als Erlittenes und nicht als Verschuldetes. Was vor den sechs Qualmonaten war, das habe ich meiner Charakteranlage gemäß gelebt, schlecht und recht, habe in meinen Kopf an konkreten und abstrakten Dingen hineingepferchi, was sich hineinpferchen ließ, meine Nerven geschädigt und mein Examen mit „gut" bestanden. — Daß ich's nie praktisch verwertet habe, ist Mutters Schuld gewesen, und dann hätte ich mich auch vielleicht dauernd von Konrad trennen müssen. Meine Lebenshoffnung hing an ihm und mit Fug und Recht. Sein Wesen nährte sie. Ich habe vertraut und geglaubt und bin getäuscht und vernichtet worden. Das ist meine große Sünde!

— — — — — — — — — — —

Den 13.

Von Mutter noch immer nichts. O, niemals hätte ich Mutter für so kalt und lieblos gehalten. Es ist wahr: wen das Unglück trifft, dem dreht es den Dolch noch ein paarmal in der blutenden Wunde um! — Meine innere Unruhe wächst und wächst. —

Wenigstens aus der Einzelhaft droben in meinem öden, kleinen Schlafpalast habe ich mich selbst befreit, ehe Mevrouw ihre Drohung wegen einer ärztlichen Konsultation wahr gemacht hat. Das fehlte mir just noch: fremden Leuten so eine Art Generalbeichte ablegen! Ich stehe wieder leidlich fest auf den Füßen, und morgen will ich ausgehen. Für jetzt bin ich hinunter in die „Conversatie-Kamer" übergesiedelt, dem gemeinsamen Wohn- und Empfangszimmer der jeweiligen Hausgäste. Da außer mir jetzt keiner vorhanden ist, bin ich Alleinherrscherin. November: Nebelmonat; tote Saison.

Ach Gott — könnte ich nur einmal wieder ausgelassen lachen, wie früher vor ewigen Zeiten! Unsere Conversatie-Kamer gäbe solch kostbaren Stoff. Du müßtest sie sehen, Konrad! — Denke Dir, Lieber, sie erinnert mich so lebhaft an Signora Bianchi's „salone" in Stresa. Komisch, nicht wahr? Holland und Italien, die durch halb Europa voneinander getrennt liegen. Kleinstadt bleibt eben überall Kleinstadt und hat das nämliche Siegel, ob der Lack nun rot, blau oder grün ist. Mein hiesiger spielt in allen Regenbogenfarben und ist wirklich lustig zum Lachen. Versetze Dich also in einen ebenerdigen Raum, zwei Schiebfenster an der Längsseite, aus denen man geradeswegs ins Wasser der Korte-Rapenburgs-Gracht springen könnte; am äußersten ein Spionspiegelchen und ein Plüschsessel so dazu gestellt, daß Du Deiner Neugier frönen kannst, ohne ein Glied zu regen. Dies Spiönchen hat seine drollige Geschichte. — Vorher laß Dir noch den behaglich geheizten Amerikaner in der Kaminnische zeigen und diese Nische selbst mit den grellbunten, javanischen Kattunsarongs, den chinesischen Fächern und Pfauenfedern, die ihr schmales Spiegelglas über dem Simse umbauschen, umspreizen und umwedeln. Sieh Dir auch gleich den riesigen Papierblumenstrauß auf dem Mitteltische an und Signora Bianchi's Eckschrank-Zwilling, rechts

Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Tänzerin Camargo" von Lancret.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

von der Stubenthür. — Hier wie dort eine Andenkensammlung, aber anstatt der Glasvasen auf Korallenfüßen allerlei heimische Thonware und anstatt der kameenverunzierten Muscheln nachgemachtes Delftgerät: porzellanene Windmühlen und Kuhglocken und ein ganz altes, abgestoßenes Räucherhäuschen. — Das ist sicherlich eine Reliquie. — Es erinnerte mich an Mutters kleine, blaue Tassen auf der Bord. — — So läßt einen die Heimat nirgends los, man mag flüchten bis ans andere Ende der Welt. Für die meisten Menschen ist das ein Segen; für solche jedoch, die sich von Grund auf neu auferbauen müssen, untergräbt es das festeste Fundament.

Laß uns nicht philosophieren, Konrad; mein Denkvermögen hat noch Schwankungen und Schwächen. Lieber möchte ich Dich in den Plüschsessel drücken und dann sagen: nun biege Dich soweit zum hochgeschobenen Fenster hinaus wie möglich, atme die frische, feuchte Luft und betrachte Dir die schöne Fernsicht.

Sieh — was mir mein Schmerz auch angethan hat, meine Augen hat er mir nicht ausgestochen, und das ist der winzige goldene Saum um meine dunkle Leidenswolke. Ich sehe und fühle in mir noch die Kraft, mich an dieser einfachen Schönheit vor mir zu erquicken. Etwas Erhabenes, Großartiges könnt' ich jetzt nicht ertragen, denn mir fehlt der Trieb zur demütigen Anbetung — ich mag nicht im Staube liegen vor der unerfaßbaren Übergröße. Niederzwingende Saulusoffenbarungen — das sind fromme Fabeln, auf die nur kindliche Seelen harren. Was mir jetzt am wohlsten thut, das ist die vollkommene Harmonie zwischen der Natur und meiner eigenen Stimmung.

Alles grau abgetönt da vor uns, Luft und Wasser. Eine Tönung, die jeglichen Sonnengedanken ausschließt, und im Grau steht das fahle Braun regungsloser Segel, das fahle Rot der alten Hausgiebel, in langer Reihe, jenseits der mattsilbernen Wasserstrecke des Rheinarmes. Eine ferne Brücke verbindet die Ufer, und hinter den Satteldächern und Staffelgiebeln unbewegliche, entblätterte Baumkronen und darüber hinaus die Flügel einer stillen Mühle. Über die ferne Brücke wimmelt ein schwarzes Ameisentreiben hin und her. Man erkennt nichts und fühlt nur wie einen barmherzigen Trost, daß dies stumme Bild lebt, und daß vielleicht die eigene Lebensfähigkeit noch einmal wiederkommen mag, wenn man nur erst den Entschluß zu fassen versucht, als Ameise mit im thätigen Zuge vorwärts zu eilen. — — Ach! von Gedanken zu Thaten, das ist ein Hundertmeilenweg in meinem Falle. —

Genug. — — Ehe ich die Feder niederlege, sollst Du noch die drollige Geschichte von meiner alten Engländerin und dem Spiönchen an meinem Fenster hören. Die wunderliche Heilige nämlich wollte um jeden Preis den anziehenden Ausblick im Aquarell verewigen, und da sich's nicht anders ermöglichen ließ, brachte sie das verkehrte Bildchen im Spiönchen aufs Malpapier — nicht einmal umkomponiert. Ist das nun englisch oder chinesisch? Froh bin ich nur, daß sie glücklich fort ist und mich — —

* * *

Später.

Da kam der Briefbote, und ich warf die Feder hin. Mietjes Bonner Lokalblättchen und zwei alberne Backfischpostkarten für sie legte er auf den Tisch, und das ist alles. Wieder nichts von Mutter. Jede Fiber bebt an mir — dies ist Grausamkeit! — Wenn das einzige Kind in der Fremde krank liegt — — (meinen zweiten, beruhigenden Brief hat sie freilich auch schon) — — darüber soll ein Mutterherz sich doch Sorge machen! — So etwas von Verlassenheit! Mevrouw und Mietje haben anscheinend schon wieder Wichtigeres zu thun, als mir aufzuwarten. Zehnmal klingelt man vergeblich, und nach dem elften Mal lassen sie sich erst noch viel Zeit, ehe sie kommen. Es ist eine schlechte Welt: nichts hat Bestand — das Beste und Heiligste nicht!

* * *

Den 14. früh.

Kalt und ruhig geworden nach einer schlaflosen Nacht. Gut also: — ich brauche niemanden von den Meinen; jetzt will ich a u c h meinen Trotz haben. Sowie ich mich ganz erholt habe, suche ich mir eine Stellung. Die findet man, so oder so, gewiß, wenn man englisch und französisch spricht, zur Not noch italienisch, und ein Diplom hat. Wie ich zu meinen Papieren gelange, das muß ich mir reiflich überlegen. — — Mutter zeigt mir ja, daß sie fertig mit mir

ist. Wäre K. noch bei ihr, — o, niemals hätte es soweit zwischen uns kommen können! — Ich weiß wahrlich nicht: ist meine Bitterkeit größer, oder mein Herzweh. —

Gerade heute vor acht Jahren habe ich meinen Vater verloren — — — — —!

* * *

Gegen Abend, vor Tisch.

Zwei Stunden bin ich in der Stadt herumgeirrt, weil ich nicht wußte, wohin mit dem ruhelosen Elend in mir, und habe dann zwei Stunden oben auf meinem unabgedeckten Bette geschlafen, wie ein Brett; nicht einmal meine Jacke ausgezogen und die Boa um den Hals behalten. Das Zweitfrühstück verschlafen. Als ich aufwache, ist mir's einfach zum Ersticken — ich reiße die Boa vom Halse, und da sehe ich das Petroleumöfchen brennend mitten im Stübchen bei mir stehen. Auf der Platte brodelt mein verabsäumter Kaffee, und am Fenster sitzt Mietje, macht ein gottergebenes Gesichtchen und stickt grauenvoll geschmacklose Pantoffeln zu St. Nikolaas für irgend einen Ohm.

Ich (vollständig verwirrt): „Was ist geschehen, Mietje? Weshalb sind Sie hier oben bei mir?"

Sie — (verlegen): „Ma'tje hat es gewollt — Ma'tje dachte, wenn Fräulein Merveldt wieder so schlimm angäbe, wie letzthin, so wär' es doch was ängstlich —"

„Herrgott, ich verstehe den Unsinn gar nicht! Was meint Ma'tje? Was ist ängstlich? Helfen Sie mir vor allen Dingen geschwind aus der Jacke, Mietje — so — und nun frisches Waschwasser, sehr kalt, bitte!"

„Ich will es wohl heraufholen, aber Fräulein Merveldt soll mir vorher ganz sicher versprechen —"

„Kleine Mietje, wer von uns beiden ist eigentlich übergeschnappt?"

Da kamen ihr die Thränen in die Augen und die Ängste über die Lippen. Sie gestand mir unter Winden und Drehen und Stottern: Ma'tje habe neulich fest geglaubt, daß ich mich aus dem Fenster werfen oder am Handtuchhaken aufhängen wolle; deswegen habe sie (Mietje) sogar zum Mittagessen nicht von mir fortgehen dürfen, und heute sei es Ma'tje abermals so bange geworden.

Wieder konnte ich nicht anders, als laut auflachen. Also dies der Grund vom Köpfezusammenstecken und Flüstern! —

„Warum sitzt denn Ma'tje nicht selber bei mir Wachtposten?"

Erröten und gekränkte Miene:

„Ma'tje ist 'was dick und so schwächlich im Griff — aber ich! — — Ich hätte Fräulein Merveldt wohl festhalten wollen!"

Dabei reckten sich mir die jungen, runden Arme aus den weiten Blusenärmeln bräunend entgegen, daß die Muskeln unter der schneeweißen Haut aufliefen.

Wahrhaftig! Niemand kann weniger für Zärtlichkeiten am unrichtigen Platze sein, als ich, aber diesen netten holländischen Backfisch, der mich, par ordre de Ma'tje, am Selbstmord hindern sollte und wollte, dem mußt' ich beim Kopf packen und ihm einen Kuß versetzen.

„Liebe, dumme, kleine Mietje! Sagen Sie der klugen Ma'tje von mir, daß ich der größte Hasenfuß auf Gottes Erdboden wäre, hören Sie? Und jetzt rasch mein kaltes Waschwasser — drehen Sie den Ofen aus, und den Kaffee bringe ich mit hinunter."

Sie strahlte vor Freude: „Nein, ich nehm' ihn gleich mit — o, was Fräulein Merveldt lieb ist! Heute mittag haben wir auch wieder Erbsensuppe, eigens für Fräulein Merveldt — und zum Nachtisch Krakelinge und Käse."

— — — — — — — — —

Auf dies lukullische Traktement muß ich noch eine reichliche Stunde warten, und einstweilen sitze ich ungestört am Mitteltisch bei der Lampe und dem Kunstblumenstrauß und schreibe. — Der starke Eindruck meines kleinen Erlebnisses mit Mietje, das sich auf dem Papier wie eine Possenseene ausnimmt, streitet um den Vorrang mit den nicht weniger starken Eindrücken meiner heutigen Wanderschaft. — Diesen will ich mich hingeben; den anderen nicht. Möge ich vor der ferneren Sünde bewahrt bleiben, Hand an etwas zu legen, was nicht meine ist, sondern nur geliehenes Gut von Schöpfers und Todes Gnaden — — —.

Mein Gott, wie fremdartig und anziehend ist das alte Leiden! Wir drängen immer in den Süden hinunter und wollen kornblumenblauen Himmel und Treibhausblüten im Freien, und finden die italienischen Lumpen über alles poetisch. Oder

es soll gleich Mitternachtssonne und Polareis sein und Hamburger Beköstigung an Bord, um etwas Nennenswertes vorzustellen. Wir in Mitteldeutschland ahnen von Holland selten mehr, als daß Rembrandt und die Breughels und Frans Hals dort zu Haus gewesen sind, und daß Haarlem die berühmte Tulpenstadt aus dem „Lustigen Krieg“ ist. Wir denken uns die Holländer thranig, fischäugig und bodenlos prosaisch. Thee, Kanaster, Genever, Zwieback und Kannitverstaan, das sind bei uns die landläufigen Stichworte für die Nation: man wundert sich ungefähr, wie es möglich ist, daß solch einem Volke die liebliche, kleine Königin entsprießen konnte: „ons lieftalig Koniginnetje!“ wie Mevrouw jedesmal mit Inbrunst sagt, wenn sie die bekrönte Photographie zwischen den Kattunsarongs und Papierfächern abstäubt.

Jetzt fange ich allmählich an, Mutters zähe Vaterlandsliebe zu begreifen — ach, Mutter!

Nein, — ich will mich nicht wieder elend und weich machen, wie diesen Vormittag an der Rapenburg. Thränenströme hab' ich da geweint — herunter vom Herzen mußte und mußte der schwere Druck. Gottlob — die qualvolle Angst in mir, die immer nur den Atem anhielt, hat mich verlassen, mit Dank erkenne ich's an, und ich habe mich nun entschlossen noch einen vollen Tag gelassen abzuwarten. — Mutter kann mich doch unmöglich ganz vergessen und verstoßen. Das wäre ja gar nicht wie sie!

— — — — — — — —

Wohl ist dies Leiden im Herbstnebel schwermütig; Mutter hat recht. Aber es ist eine anziehende Schwermut. Immer noch dieser feine, graue Luftton. Die ehrwürdige Baukunst ist in weichen Duft gehüllt, der ihre Ecken und Kanten sänftigt, und der alte Vater Rhein, der sich hier müde auslebt, fern von seinen jugendlichen Schweizerbergen und seinen deutschen Burgen, schleicht unter Schleiern dahin.

Planlos fing ich meine Streiferei an, merkte mir nur, daß mein Plaats Royaal am Noordeinde liegt. Soviel Holländisch weiß ich allgemach gerade, daß ich mich zur Not heimfragen kann. Wie sich das geschriebene Wort so traurig ausnimmt. Habe ich denn noch eine Heimat, ich losgelöstes Blatt? Immer dasselbe —!

Dann nahm ich mir doch vor, die Rapenburg hinunter zu gehen und mir Mutters Elternhaus zu suchen. Zwar ist es, schon ein paar Jahre nach Mutters Verheiratung mit Vater, in andere Hände übergegangen, weil damals auch Onkel Pieter ganz nach Batavia auswanderte und das große Haus den zwei Alten, die wir Kinder nie mit Augen gesehen haben, zu leer wurde. — Die Hausnummer hat Mutter mir notiert, und so las ich Thür bei Thür.

Je weiter ich kam, desto mehr überwältigten mich die Schwermutsgedanken. Ernst und ruhevoll stehen die alten Patrizierhäuser diesseits und jenseits der breiten Gracht. Die kahlen Lindenwipfel betrachten ihr mattes Spiegelbild im nebligen Wasser. Das liegt schwarz unter den Brückenbögen herüber und hinüber. Als ich, die Nummern verfolgend, schon ganz nahe an Großvater Lorans Haus gekommen war, öffnete sich eine der großen Thüren ein Stück vor mir; daraus kam mir ein breiter, brünetter Herr langsam entgegen. Er las einen Brief, und so vertieft war er, daß er mich gegen einen der Baumstämme rannte, anstatt auszuweichen. Er griff an den Hut und sah mich groß an, weil ich weinte. Im Weitergehen fuhr er mit Lesen fort. — Ich schämte mich aus Herzensgrund, machte eine Willensanstrengung und raffte mich zusammen. — Gleich darauf sah ich, daß der Störer aus dem alten Loranschen „Herrenhaus“ gekommen war. Ein Namensschild hatte es nicht, aber die gesuchte Nummer neben der Messingklingel, und das Messingschloß der Thür blitzte, daß es spiegelte. Ein Schloß, das in lauter Arabesken ausläuft.

Großvaters Haus finde ich wunderschön und stattlich. Braunroter Backstein und über den beiden Mittelfenstern ein schwerer Fruchtkranz aus grauem Sandstein, an den Seiten von starren Schleifen aufgenommen und um Urnenschäfte gebunden. Durch das Ochsenauge über der Hausthür sieht man den bezaubernden Deckenstuck des Flurs. Die Fenster (wahre Kirchenfenster, zum Hochschieben eingerichtet) kaum zwei Fuß über dem Bürgersteig; die obere Hälfte von gestickten Rouleaux verhängt, die untere unverhüllt. Keine Spiegelscheiben, sondern kleine, hellgerahmte Rauten. Ohne weiteres

ließ sich das Innere übersehen, da die Palmen und blühenden Callas nur eine Gruppe rechts in der Fensterecke bildeten. Am Kamin saß eine dunkle Dame, das Gesicht in der Hand, einen Schirm über den Augen; ich sah nur ihren Rücken. Helle Feuerlichter tanzten auf dem Teppich; an den Wänden dunkle Ölgemälde. Unwillkürlich fragte man sich: ‚Ist das da ein Teniers? Und jenes ein Mieris? Oder Ostade? Oder Gerard Dow?‘ Auf moderne Maler verfiel man gar nicht. Die hohe Thür ins Nebenzimmer war weit auseinandergeschoben. Wenig Möbel: Wandschränke, so schien mir's, und Bücher bis zur Decke hinauf. Die Bibliothekleiter lehnte am Fenster. Abermals ein Kirchenfenster; es schenkte mir sogar noch einen Gartenblick: Tannen im Rasen und dahinter die Mauer, schwarzgrün von Epheu.

Dies also ist Mutters Jugendheim gewesen; so vornehm-geräumig und trotzdem so traulich. Arme, kleingewordene Mutter! — Und nie hat sie in unserem Kartenhause nach der Allerweltsschablone geklagt. — O, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre — — —!

Ähnlich hatte ich mir in meinen verschwiegenen Hoffnungen immer unser eigenes Reich ausgemalt, Konrad. Nun sah ich es nach all den Hoffnungsjahren verwirklicht vor mir, und es war weder Dein noch mein. —

Merkwürdig, wie das Schicksal uns Menschen so oft das „Rückwärtserleben“ auferlegt, als Strafe, wenn wir seine harten Lektionen nicht von heute auf morgen am Schnürchen haben. — Ein paar Thüren weiter stand ich abermals still und dachte an Dich, Konrad.

Wieder ein Patrizierhaus mit den hohen Kirchenfenstern, die anscheinend der Rapenburg oder Leiden eigentümlich sind. Diesmal jedoch vergittert und anstatt des traulichen Einblicks die Notiz, daß sich hier ein zugängliches Museum für überseeische Völkerkunde befinde. Die Sehnsucht faßte mich nach Deinen verstaubten indischen Püppchen, die so oft, so oft durch meine vorsichtigen Hände gegangen waren; Dein Gesicht, das sich neben dem meinigen darüberbeugte, war mir ganz nahe; die Brille — unser Streitobjekt — hattest Du noch hinter den Kneifer gesetzt — Deine Stimme hörte ich im Ohr. — — Ehe ich wußte, ob ich richtig wollte, fand ich mich drinnen, legte meinen Gulden in die Beitragsbüchse und schrieb meinen Namen in das Besuchsbuch ein, das mir der Diener vorlegte.

Da, während ich durch die düstern, mit tausend Schätzen vollgepfropften Räume von Abteilung zu Abteilung schritt, ging etwas sehr Wunderliches mit mir vor. — Was ich so abgöttisch liebe: die greifbare Erinnerung an meines Lebens beste Stunden, — hier versagte es mir. — Gab mir weder Erhebung, noch Befreiung, noch Gram. Nein, es entglitt mir und umflorte sich, wie alles, was jetzt um mich her war. Ich hatte plötzlich meinen Maßstab verloren. Nur halb erkannte ich die Pracht, schemenhaft in den Tiefen der Glasschränke gleißend; nur halb fand ich mich zurecht durch die lange Reihe dämmeriger Gemächer, geradeaus, treppauf, treppab. Wie ich mich auch abmühte: Japan vermochte ich nicht mehr von China zu unterscheiden; die Buddhas verwechselte ich mit australischen Götzen. Umsonst suchte ich nach den Spuren meines Wissens: alles verschwommen. Von den Erklärungen des Museumsdieners verstand ich kaum ein Wort aus zwanzig. — — Schließlich beängstigte mich dies traumhafte Hin- und Hertappen und Augenanstrengen dergestalt, daß ich dem Himmel dankte, als ich wieder im Freien war, im natürlichen Tageslicht unter den kahlen Linden der Rapenburg. — Gegenwart und Vergangenheit, und die Zukunft im Herbstnebel.

— — — — — — — —

Was ich nach diesem heute noch gesehen habe, muß mir erst allmählich, beim zweiten Gange, ins Gedächtnis zurückkommen. — Meine architektonischen Kenntnisse sind gleich Null. Ich weiß nur, daß immer ein Giebel herrlicher als der andere war, daß ein entzückend leichter Glockenturm über dem Stadthause aufragt, und daß irgend ein interessantes Pförtchen mich in eine winzige, altmodische Welt hineinließ: saubere Häuschen, um den grünen Grasfleck mit dem Steinbrunnen geschart; — gleich beim Eingang das Kapellchen neben ein braunes Gebäu gedrängt, und in den Thüren standen zahnlose Altchen, weiße Hauben um die runzligen Gesichter und freundlichen Augen. „Sankt Annas Hoofje“ heißt die milde

Stiftung. — „Eine von vielen", sagt Mevrouw.

Von den holländischen Hauben am Buttermarkt und den malerischen Schiffen will ich heute gar nichts mehr sagen — meine Zeit ist um, und nach Tisch kommt noch einmal die Wartestunde. Ob die Post mir etwas bringt? — Oder nie mehr von Zuhause?! —

Nur die „Doelenpoort", das eigentümliche, alte Steinthor, hier ganz in der Nähe, will ich nicht vergessen. — Zwischen einer Epheumauer und der schmalen Groenhagengracht ging ich darauf zu. Frei stand der graue steinerne Sankt Georg auf der Thorkrönung gegen den silberigen Ton der Luft, stach in lebhafter Bewegung vom Pferde herab nach dem Drachen; rechts und links hatte er Steinkanonen, und am Thorweg lehnten holländische Soldaten. Hübsche, schlanke Jungen in engen Reithosen; blaue Radmäntel um die Schultern und feuerrote Puscheln am Käppi. Ringsum das Grün des Kasernenhofes, das nahe Wasser, die fernen, schönen Hausgiebel — — ein Bild fertig zum Einrahmen.

Den heiligen Georg will ich mir nicht umsonst betrachtet haben. Ich muß auch kämpfen — mir eine Zukunft erkämpfen.

* * *

Den 15. früh.

Gestern Abend um acht Uhr zu Bett gegangen aus reiner Verzweiflung über Mutters Härte gegen mich. Ginge es ihr wie mir, d. h. wäre sie auch krank, so hätte sie mir durch Doktor Kuntze oder Pastor Siefers schreiben lassen. Das redete ich mir vor, bis ich nicht mehr aus noch ein wußte. So gut wie gar nicht hab' ich schlafen können, und da, heute morgen, als ich kaum ein bißchen eingedämmert war, weckt mich Mietje: ich soll einen Schein unterschreiben. Erst halb bei Sinnen thue ich das; sie stellt mir eine Kiste mit offengestemmtem Deckel auf den Bettschemel und rennt wieder von dannen mit Postschein und nasser Feder.

Von Mutter. Eine große Kiste für mich, und der Zoll vorsorglich schon in Deutschland bezahlt. — Zu stark war die Spannung in mir gewesen — ich habe geweint, daß es mir die Brust auseinandersprengen wollte.

Gott — — ich bin tief gerührt und doch auch wieder sehr böse auf Mutter. Wie kann sie so viel für mich verschwenden. Über den herrlich warmen Unterrock und die wollenen Jäckchen und Strümpfe will ich kein Wort verlieren. Mutter kennt ja das hiesige, feuchte Klima, und ich bin in solcher kopflosen Hast abgereist. Aber zwei Paar Dogskinhandschuh und die schöne, schwarze Spitzenbarbe um den Hals, weil es hier meistens zu lau für Boas und Tücher sei, — nein, das ist zu viel, das ist Luxus. Dazu hat Mutter mir noch eine Trommel voll von unseren Vanillekringelchen gebacken und schickt ein Canister Souchong (ohne Assam — ach, wie ich das einzig von ihr finde!) und eine von den beiden geräucherten Zungen, mit denen sie sonst von November bis März herumspart. Ein blaues Tuchkleid soll ich auch noch bekommen, sowie die Marks nur Zeit hat es, zu schneidern, und doppelsohlige Stiefel. Wahrhaftig — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll! Von Heimkehr keine Silbe. Denkt Mutter sich, daß ich über Neujahr in Leiden bleiben werde? Meine dreihundert Mark reichen nicht ewig, und wie namenlos einsam sitze ich hier.

Zu unterst in der Kiste fand ich Mutters dickes, holländisches Gesangbuch von ihrer Mädchenzeit her. Was für einen Zweck soll das haben? — Im Gesangbuch lagen zwei Briefe, Mutters, und einer von Konrad. — Dessen bloßer Anblick versetzte mir den Atem, ich mußte das Gesangbuch darüber zuklappen und mich erst an Mutters Zeilen zu fassen suchen. — Ach — ganz wie sie, ihr Brief. Peinlichste Sorge um meine Gesundheit — alle die Worte, die ich kenne und so oft von mir abgewehrt habe. Liebe, immer mit Gott im Hintergrunde; sie bekommt so etwas Unpersönliches dadurch. — Das ist wohl höchst unklar ausgedrückt, allein mir sagt es, was ich meine: nämlich, daß Mutters Liebe, bei aller Innigkeit, nicht das rechte Brot für meinen Heißhunger ist. Vielleicht sollte ich mich einmal ernstlich daranwagen, die Hand danach ausstrecken — es ist doch meine gütige Mutter, die mir's immer wieder anbietet: — ja! wenn ich noch ein Kind wäre! — — — — — — — — — —

Die Verspätung der Nachrichten ist mir nun natürlich erklärt. Konrad hat, durch Vermittelung seines Schwiegervaters, einen Ruf nach Petersburg erhalten, hat angenom-

men und ist nur eine einzige Woche mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise gewesen. Dann hat Mutter, auf seine Bitte, ihnen am zehnten Rendez-vous in Erfurt gegeben — (Mutter, die nie zur geringsten Bahnfahrt zu bringen war!) — vor der Übersiedelung nach Rußland. — Dorthin sind sie bereits abgereist. — So ist Mietjes Postkarte in meinem Namen Mutter erst am elften zu Händen gekommen, und im ärgsten Schneegestöber ist sie gleich selbst nach all den Dingen, die sie mir schicken wollte, in die Läden gelaufen und hat bis Mitternacht mit unserer Elise an den Vanillekringeln gebacken. Diese gute, rührende Mutter!

Bezaubernd soll die junge Frau sein, noch ganz kindlich und blumenhaft, und sei untröstlich darüber, daß sie mich nicht schon jetzt als liebende Schwester umfangen dürfe. (Mutters eigene Worte.) Ich wollte dazu die Achseln zucken, da fiel mir, als ich im Couvert nach Mutters zweitem Bogen suchte, das Bild der Beneideten in die Hand. — Ob sich meine Herz auch noch so schmerzlich zusammenzieht — die Wahrheit läßt sich den Mund nicht verbieten. Wenn diese Photographie treu ist, so sagen Mutters Zeilen gewiß nicht zu viel, und da ich weder blind noch blödsinnig bin, kann ich — äußerlich betrachtet — Konrads Wahl unmöglich mehr verdammen. — Innerlich betrachtet? — — Aus den fünf Zeilen an mich, die, in zierlicher Mädchenschrift, unter Konrads langem Briefe stehen, redet die unbefangenste Herzlichkeit. Ein wenig zu ehrerbietig, dünkt mich. — Achtzehn Lenze zu siebenundzwanzig Sommern: die Nichte zur Tante, — so wird es kommen.

Ja, Konrad hat mir gleichfalls geschrieben, auch fast zwei Bogen lang, und ich sitze davor und fasse mich an die Stirn' beim Lesen und nochmals Lesen. Es wird mir unsagbar schwer, mein Empfinden in Worte und aufs Papier zu bringen, und doch muß und will ich das, weil alles in mir, mit der rückkehrenden körperlichen Gesundheit, auch nach seelischer Genesung und Ruhe lechzt, damit ich es doch ermögliche, meinem Leben — Gott allein weiß, wie lang es noch vor mir liegen mag! — irgend einen vernünftigen Zweck zu schaffen.

Als ich die reizende Photographie von Konrads Frau zuerst in der Hand hielt und mit heißen Thränen ansah, stand Mutters Versprechen, daß ich zu der wunderhübschen Spitzenbarbe auch noch mein längstgewünschtes, blaues Tuchkleid geschenkt haben soll, urplötzlich in einem anderen Lichte vor mir da. Ob Mutter nicht das Herz sehr weh um meinetwillen gethan hat, als sie Konrad zusagte, mir, der Verschmähten, eigenhändig seinen Brief und das schöne Bildchen zu schicken? — Ob sie mich nicht nur, in ihrem übergroßen Zartgefühl, äußerlich wärmen und schmücken möchte, um meine verarmte Seele mit neuem Mute und Selbstbewußtsein zu kleiden? — — Ich fürchte, meiner heftigen Natur fehlt die Fähigkeit, Mutters stille, feine nach ihrem Werte zu schätzen, und dann, glaube ich, daß Mütter mehr Sinne und innere Fühlfäden haben als wir anderen Menschenkinder.

— — — — — — — — —

Ich wollte eine logische Kritik über Konrads Brief schreiben und kann eigentlich, nachdem ich ihn nun zum drittenmal durchstudiert habe — ruhig, ohne Thränen — nichts weiter sagen, als den einen, kurzen Satz: „Ich bin entwaffnet."

Keine Spur, aber absolut nicht die geringste, hat sich sein Ton gegen sonst verändert; nirgends ein Atom von krampfhafter Wärme oder mühsam versteckter Kühle zwischen seinen Zeilen zu finden. Der alte, inniggeliebte Mensch und Mann, schlicht in seines Wesens Kern, trotz aller tiefen Gelehrsamkeit, teilt sich mir mit, so, als läge weder Traualtar noch Entfernung noch Entfremdung irgendwelcher Art zwischen uns. Von seiner Frau spricht er, wie wenn sie von je und je als dritte in unserem engen Zusammenleben vorhanden gewesen wäre. Er schildert sie nicht, und sagt nicht: mit der Zeit wirst Du sie kennen und lieben lernen, nein, er setzt stillschweigend voraus, daß ich sie kenne und liebe, als die Hälfte seines Ichs, in dem ich las, wie in einem offenen Buche. Darum macht es sich auch so ganz natürlich, daß sie mich in ihren Zeilen schlankweg: „meine liebste Anna" und „Du" anredet und sich: „Deine Schwester Eva" unterzeichnet. — —

Bei allem Schmerze — —: ich bewundere Konrads überlegene Klugheit aufrichtig, aber — liebe Mutter, dies möchte ich Dir wohl zu Deiner Beruhigung um mich sagen können — aber, sie ernüch-

tert mich merkwürdig, wenngleich ich nach wie vor dabei bleibe: er ist ein Prachtmensch. — Genau wie sonst berichtet er mir, im strengsten Vertrauen, über seine Petersburger Aussichten, Besoldung, Nebeneinnahmen, Pensionsberechtigung und Arbeitspläne, so daß nicht einmal eine strohhalmsbreite Lücke zwischen unserem letzten Gespräch in Stresa und dem heutigen Briefe klafft. Zum Schluß entwirft er, als dürfe und könne es gar nicht anders sein, Mutters und mein demnächstiges Reiseprogramm zu ihnen nach Petersburg. „Wir kommen Euch dann bis Königsberg entgegen, reisen langsam durch die Ostseeprovinzen, installieren Mutter gemütlich bei Evas Eltern in Strjelna, und wir drei fahren auf acht Tage hinauf an die finnischen Seen. Die muß ich Dir nun auch noch zeigen und eingehender als die oberitalienischen. Wundern wirst Du Dich, wie schön der Norden ist; jetzt empfinde ich es noch viel bewußter, als vor so und soviel Jahren mit meinem Kopfe voll von Studentenschwänken."

Noch einmal: ich bin gänzlich entwaffnet. Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen. Was ich sieben Jahre lang verkannt habe, jetzt — heute erkenne ich's zum Lachen deutlich: die Brudertiebe von Anfang bis Ende. Es ist, als ob sich das ganze Gebilde in meinem Seelenkaleidoskop anders herumwürfe und schöbe. Natürlich ergibt die Verschiebung einen neuen Stern, aber das brennende Rot ist hinter das ruhige Blau zurückgeglitten. Das herrscht jetzt vor und stimmt auch harmonisch zum Hoffnungsgrün. So muß es nun bleiben, eine Farbenzusammenstellung, die kein Auge verletzt. — Es erleichtert, wenn man das richtige Gleichnis findet. —

Und darum mein Herzbrechen und meine tolle Spatzenflucht vor der Vogelscheuche meiner Einbildung? Alles ist beim alten geblieben, und ich sollte mich allein ändern und „Verlust!" schreien, wo gar keine Rede davon ist?

Ich will mit dem Besten in mir zu Rate gehen. —

Meinen Tagebuchsanfang aus Zomerzorg könnte ich nicht wieder lesen. — Ich schäme mich. — Hätte Konrads Frau mir nicht die lieben Zeilen geschrieben, wäre wohl alles schroff und bitter geblieben. Aber solch ein warmes, kleines Wesen, kann ich das hassen? Nein — wenn ich das Bild ansehe, kann ich's nicht. —

Ich muß aufhören, ganz zerschlagen bin ich. —

* * *

Nachmittags.

Die Erkenntnis der ungeschminkten Wahrheit. — — — Hier mußte ich abbrechen, weil mir ein Besuch angemeldet wurde. Wirklich, ich erschrak zum Tode und zitterte von Kopf zu Fuß. — „Konrad!" dachte ich nur. Die Karte, die Mietje mir abgab, war mir vollkommen unverständlich:

„Dr. W. H. Helder.
Hoogleerar."

— — — — —? Wer ist das? — Was will der von mir? Mir schoß es wahrhaftig durch den Sinn, ob ich irgend etwas gegen die holländische Polizeiordnung verbrochen haben könne. Da Mietje hinzufügte: „Mijnheer Helder hat einen Brief für Fräulein Merveldt," strich ich mein Haar glatt und ließ ihn eintreten.

Zu meinem ferneren Schrecken erschien der breite, brünette Herr von der Rapenburg, in schwarzem Gehrock und hohem Hute, grüßte höchst formell, zuckte ein klein wenig mit den Augenbrauen, wahrscheinlich weil er mich auch erkannte, und sprach mich auch in gutem Deutsch an; man merkte den Ausländer kaum. „Gestern erhielt ich einen Brief von Frau Merveldt. Bezüglich auf Sie, gnädiges Fräulein."

„Von meiner Mutter? Auf mich bezüglich?!"

„Ja, gnädiges Fräulein, und ich habe nun die Ehre, meine Aufwartung zu machen."

„Aber —? Aber — — dies ist mir unbegreiflich! — Mutter steht ja seit vielen Jahren außer aller Beziehung zu Leiden."

„So habe ich wohl vermutet. Frau Merveldts Brief ist nämlich an meinen verstorbenen Vater gerichtet. Im Jahr achtundachtzig ist er verstorben, bald nach meiner Mutter. Ich führe dieselben Vornamen wie mein Vater: Willem Hendrik, und bin auch Professor. Deshalb wurde der Brief mir abgeliefert; ich öffnete und las ihn in guter Meinung. Nur erst zum Schlusse verstand ich Frau Merveldts Beabsichtigung. Meine Karte ist Ihnen, gnädiges Fräulein, gegeben worden; bitte, vergleichen Sie mit diesem."

Verwirrt stand ich vor ihm und sah

auf Mutters Briefcouvert, das er mir hinhielt. Unverkennbar ihre Handschrift; die hätte ich ja nur von weitem zu sehen brauchen:

„Hooggeleerde Heer Dr. W. H Helder.
Hoogleeraar
Leiden
Rapenburg."

„Diese Verwechselung ist ohne Bedeutsamkeit," sagte er und schob den Brief wieder in seine Brusttasche. „Unsere Großeltern sind nahe Freunde und Hausnachbarn gewesen, mein Vater und Frau Merveldt Spielgenossen. Solche Ereignisse soll das spätere Geschlecht in Ehren behalten. Dazu bin ich des Willens und freudig, gnädiges Fräulein, und bin zu Ihren Diensten, soviel Ihnen an meiner Freizeit angenehm sein wird. Die Stunden meiner Vorlesungen für die Studenten nehme ich die Ehre, Ihnen zu bemerken."

Eigentlich war es doch eine hübsche und liebenswürdige, kleine Rede, die er mir hielt, und auch drollig mit den einzelnen undeutschen Wendungen, — meine Verlegenheit aber wuchs und wuchs. Etwas Unliebsameres hätte mir heute kaum begegnen können. — Nicht einmal zum Sitzen habe ich ihn aufgefordert: so etwas von Tölpelei meinerseits! — Gut: er zog sich also selbst einen Stuhl unter dem Mitteltische hervor, und rollte mir den historischen Plüschsessel, vom Spiönchen weg, auch an den Tisch, rückte den Papierblumenstrauß beiseite und sah mir feierlich ins Gesicht. Dunkle Augen ohne Brille oder Kneifer. Nase scharf, das kurze Haar wächst spitz in die Stirn und ist zurückgestrichen, der Bart spanisch geschnitten. Die Gestalt von auffallender Breite und Mächtigkeit, ohne ungeschlacht zu wirken. Ein kühler, männlicher Mann, aber kein Holländer nach der mitteldeutschen Auffassung — oder doch? — Ich weiß nicht recht. — Er gleicht einem Rembrandt, und ich zerbreche mir den Kopf umsonst: welchem er gleicht. Jedenfalls ist es eine ganz frappante Ähnlichkeit; ich werde sie noch herausbekommen. — Dies nur in Parenthese; nun zurück:

Da saßen wir denn einander gegenüber, ich in starkem Unbehagen und er steif und ernsthaft, den Cylinder vor sich auf den Knieen, und sein Endzweck Dienstbereitschaft für mich:

„Nach dem Ontbijt (so nennen sie das Zweitfrühstück, glaube ich) bin ich Ihnen zur Verfügung bis vier Uhr. Dienstags und Freitags eine halbe Stunde mehr. Ist es interessant, die Sehenswürdigkeiten von unserer Stadt zu betrachten? Die Schildereien in der Lakenhal oder das Inwendige von Kirchen? Mir gefällt, was Ihnen angenehm ist."

Mit einem wildfremden Manne in der wildfremden Stadt herumziehen und mich von Gotik und Renaissance unterhalten und nach jedem Gange verbindlich danken zu müssen und dabei fortwährend die Vergleiche mit einem teuren Anderen zurückdrängen? — — „Lieber in Einsamkeit verkommen," dachte ich und redete mich heraus so gut und so schlecht ich konnte: daß ich noch zu angegriffen sei, zu leicht ermüde; daß ich gar keine künstlerische Vorbildung genossen habe u. s. w. u. s. w. — Was man eben in derlei Verlegenheit zusammenbringt wie Kraut und Rüben. (Schluß folgt.)

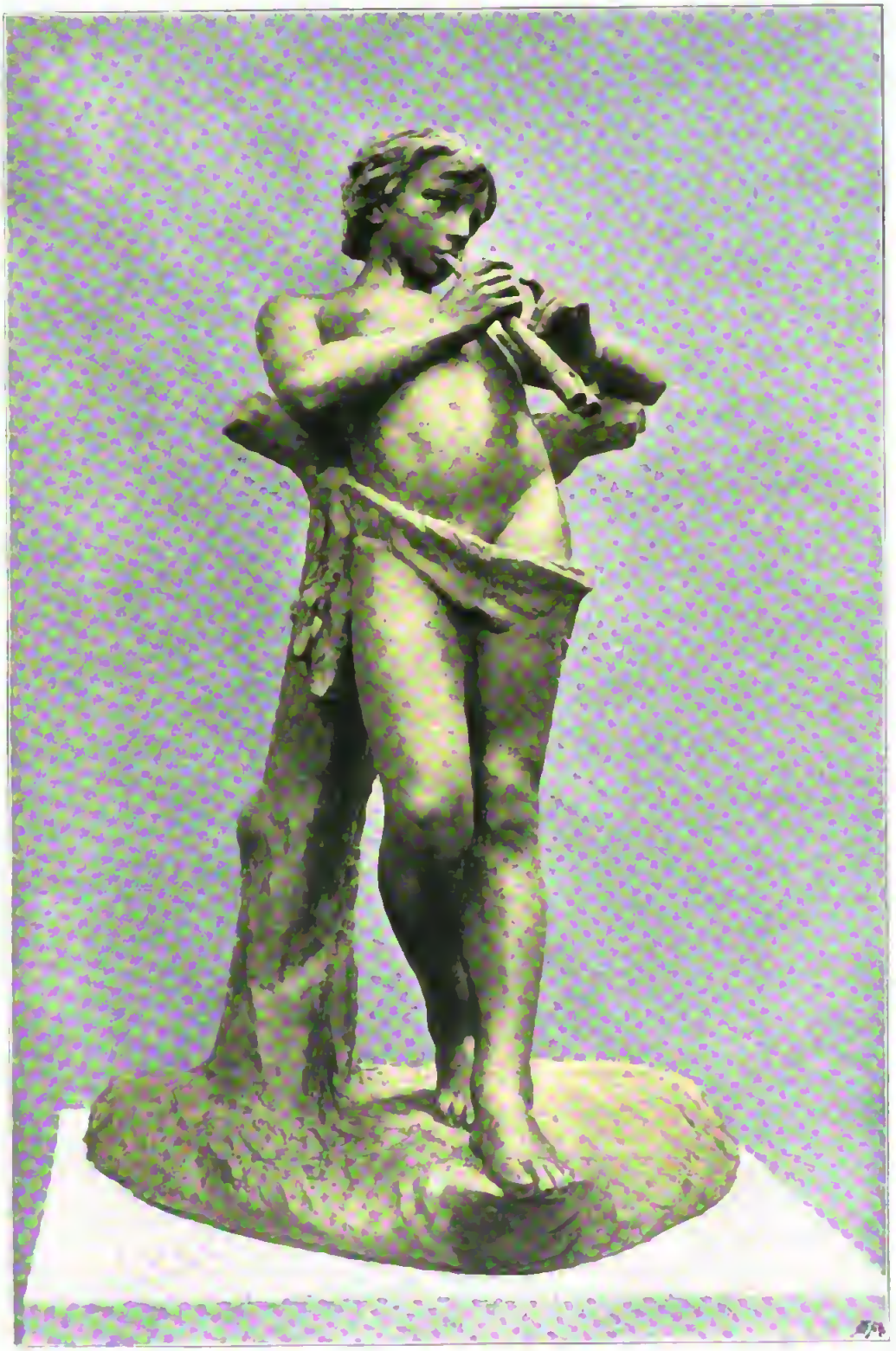
Rosen aus dem Süden.

Sie kamen aus des Südens Glanz,
Die Rosen, die dein Bild umstehen;
Um dich zu schmücken, mussten sie
Den weiten Weg nach Norden gehen.

Als sie Italiens Sonne rief,
Sie weckte unter Kussgewittern,
Da musste schon die Lieblichen
Ein Ihnen künftigen Glücks durchzittern.

Sie glühten so in Sehnsucht hin,
Bis sie der Gärtner kam zu pflücken,
Und jede brennt in Liebesglut,
Nun endlich sie dein Bild mir schmücken.

Gustav Falke.



Hirtenknabe. Statue von Ernst Waegener.

Blick auf Brig.

Im Simplon-Tunnel.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit zwei Kartenskizzen und 26 Abbildungen nach Photographien von Oberingenieur Konrad Pressel, Karl Büdel, Roggeri Giovanni und Anderen.

(Abdruck verboten.)

Der längste Tunnel auf der Erde! Von den gewaltigen Alpentunneln ist der Haupttunnel der Gotthardbahn fast 15 Kilometer, der Monteenistunnel über 12, der Arlbergtunnel über 10 Kilometer lang. Der Simplontunnel aber wird, wenn er vollendet ist, eine Länge von etwas über 20 Kilometern haben; der Eilzug dürfte mindestens 20 Minuten gebrauchen, um ihn von seinem Nordthor unweit des schweizerischen Brig im romantischen Rhonethal bis zu seinem Südausgang bei dem italienischen Iselle im schluchtartigen Thal der Doveria zu durchmessen.

Das Schloß Stockalper zu Brig.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

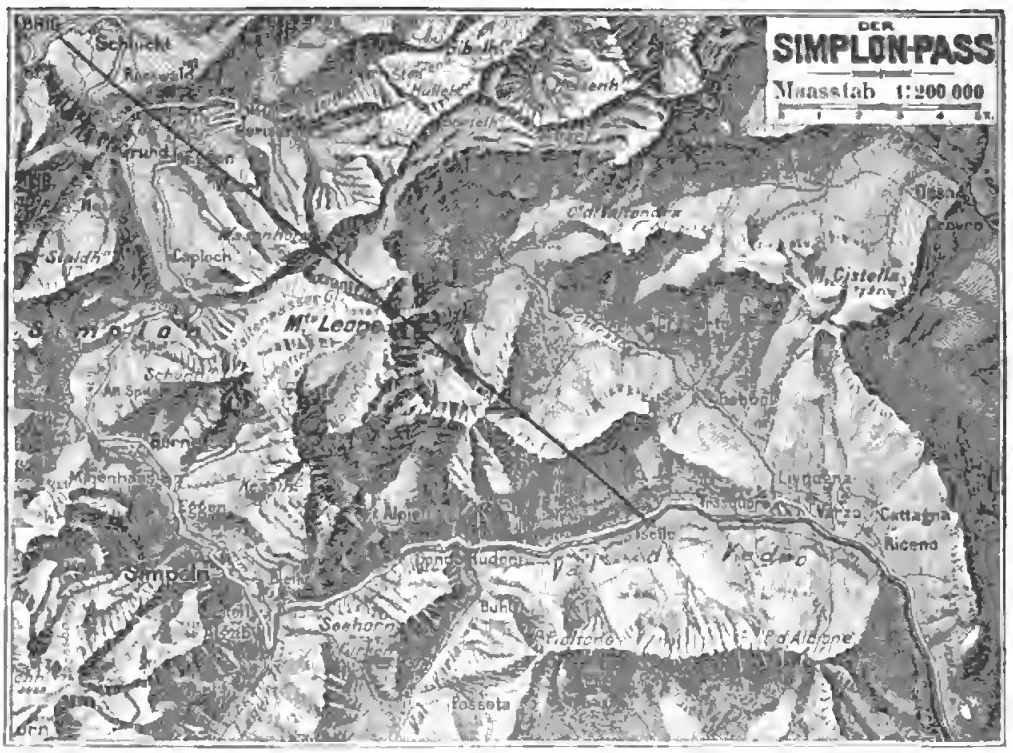
Zwanzig Kilometer Wegesstrecke durch harten Fels gehöhlt!

Schritt um Schritt dem Gestein abgerungen, nicht im kleinen Durchschnitt eines Bergwerkstollens, sondern in dem mächtigen Profil, das der Lokomotive, den breiten und hohen Eisenbahnwagen freien Durchgang gewährt! Auf rund 55 Millionen Mark sind die Kosten dieses Riesenunternehmens veranschlagt, ohne die Anschlußlinien, welche den Tunnel mit den bestehenden Bahnlinien in Verbindung setzen werden, ihm den Weltverkehr dienstbar machen sollen.

Es ist nicht unmöglich, daß der Simplontunnel der letzte große Alpentunnel, der gebaut wird, bleibt. Langersehnt von den interessierten Landesteilen, viel bekämpft, immer wieder zurückgeschoben, immer wieder in den Vordergrund gerückt, bildet er in gewissem Sinne das letzte Glied unter den möglichen und notwendigen Bahnverbindungen über die Alpen. Zuerst entstand die von dem genialen Etzel und dem hochverdienten Oberingenieur W. Pressel erbaute, 1867 vollendete Brennerbahn (ich sehe von der älteren Semmeringbahn ab, da diese doch eigentlich nicht innerhalb der Hochalpenkette liegt). Es folgte 1871 die Bahn über den Mont Cenis. Dient jene dem Verkehr Österreichs und des südöstlichen Deutschlands mit Italien, diese wesentlich den Relationen zwischen Frankreich und Italien, so erschloß die großartige, 1882 eröffnete Gotthardbahn neue Beziehungen zwischen der Mittelschweiz und Deutschland auf der einen, Italien auf der anderen Seite. Die Westschweiz war dabei leer ausgegangen. Zu ihrer Verbindung mit Ober-Italien soll die Simplonbahn dienen.

Aber nicht nur das. Die Simplonbahn wird zugleich die kürzeste und schnellste Verbindung sein zwischen fast ganz Nordwesteuropa und Italien. Sie soll — nach den Wünschen ihrer Unternehmer — den großen internationalen Verkehr an sich ziehen, der heute von England und Frankreich und Belgien, ja auch vom westlichen Deutschland aus über den Mont Cenis und über den Gotthard geleitet wird, soll mit beiden Bahnen über diese Paßhöhen in unmittelbare Konkurrenz treten. Daß das an sich nicht unmöglich ist, erhellt daraus, daß die heutige Betriebslänge z. B. zwischen Paris und Mailand sowohl über den Mont Cenis, wie über den Gotthard 1056 Kilometer beträgt, über den Simplon aber nur 979 Kilometer messen wird.

Freilich: diese Verkürzung des Weges



Reliefkarte des Simplongebietes. Nach „Europäische Wanderbilder". Verlag des Art. Instituts Orell Füßli in Zürich.

Installationsanlagen bei Brig.

ist auf eine Weise ermöglicht worden, die mindestens dem Laien etwas künstlich vorkommen will. Dadurch nämlich, daß man den Simplontunnel viel, viel tiefer gelegt hat, als die anderen großen Alpentunnel. Während der Monteenistunnel auf 1300 Meter Höhe über dem Meeresspiegel, der Gotthardtunnel auf 1155 Meter Höhe liegt, wird der Simplon auf 705 Meter Höhe durchbohrt. Es leuchtet ohne weiteres ein, was es ausmacht, ob ich eine Last auf 1155 oder nur auf 705 Meter Höhe heben muß, um sie zum Ziele zu bringen; es leuchtet auch ohne weiteres ein, daß jede Alpenbahn im Winter um so billiger und sicherer zu betreiben ist, je tiefer sie liegt. Aber — und das ist der Kernpunkt! — je tiefer ich den Haupttunnel solch einer Bahn lege, desto länger und desto teurer muß er auch werden. Um recht häßlich vulgär zu sprechen: Berge pflegen eben unten dicker als oben zu sein.

Gleichviel ob die Unternehmer der Simplonbahn (die Jura-Simplon-Eisenbahngesellschaft) richtig kalkulierten, jedenfalls verdanken wir ihrem Kalkül, daß der Simplontunnel der längste Tunnel der Welt wird — ein Riesenwerk, wie es nur durch die Errungenschaften der Technik der letzten Jahrzehnte, durch die Anwendung moderner Sprengstoffe, der ausgezeichnetsten Bohrmaschinen, durch die Summe all der Erfahrungen möglich ist, die am Bau der übrigen großen Alpentunnel gesammelt wurden.

* * *

Es ist heut noch etwas umständlich, für den Norddeutschen wenigstens, zum Simplon zu gelangen. Man muß von der Gotthardbahn, von Göschenen aus, über die Furka ins Rhonethal hinabsteigen — eine herrliche Postfahrt — oder man muß den Umweg über Lausanne wählen. Ich schlug diesmal den letzteren Weg ein: am Ufer des blauen Genfer Sees entlang, im weinreichen Rhonethal hinauf dann, an Sions alten Burgen vorbei, wo die wunderbarsten Pfirsiche reifen, mitten durch die Walliser Alpenwelt, über Visp, die Einbruchstelle ins Zermatt, nach Brig. Ein kleines hübsches Städtchen. Ein komfortables Hotel mit elektrischem Licht, Lunch und Dinner und sonstigem Zuschnitt für die Engländer, an denen es auch heuer nicht fehlte. Engländer schlechtester Sorte: anspruchsvoll, breitspurig, laut, spuckend und schnaubend, schreiend bunt angezogen. Ich denke mir, die vornehmen Engländer sind des Krieges halber sämtlich zu Hause geblieben — jedenfalls die hübschen Misses auch. Ich habe wenigstens nur Vogelscheuchen zu sehen bekommen.

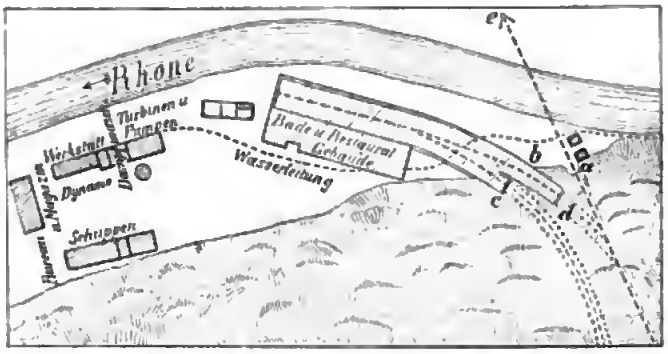
Über der Stadt ein uraltes Schloß, eine Burg mit riesigen Türmen und ungeheurem Gemäuer. Der berühmte Stammsitz der Stockalpers, der Freiherrn zum Turm, die

Auf der Spitze des Monte Leone, Triangulationspunkt des Tunnels.

Chronik berichtet: daß sie von Lyon bis Mailand auf eigenem Grund und Boden hätten schlafen können — sicher waren es sehr reiche, sehr mächtige Herren. Das Geschlecht existiert noch, auch das alte Briger Stammschloß ist noch in seinem Besitz. Aber der große Reichtum ist dahingegangen, und der heutige Älteste der Familie, ein früherer päpstlicher Offizier, mag es sehr willkommen geheißen haben, als ihm die Tunnelbau-Unternehmung den größeren Teil des feudalen Riesenschlosses zu Dienstwohnungen abmietete.

Die Jura-Simplonbahn übertrug nämlich den Bau des Tunnels einer besonderen ad hoc gebildeten Gesellschaft, der Firma Brandt, Brandau & Co. Erstere deutsche

im ausgehenden Mittelalter die Schirmvogte des Simplonpasses waren, die Karawanen herüber- und hinübergeleiteten, längs der Straße Schutzhäuser und Besatzungen unterhielten und nebenbei wohl auch selbst große kaufmännische Geschäfte betrieben. Auch wenn es übertrieben sein sollte, was die



Situationsskizze der Anlagen bei Brig.
a. Eingang zum Richtungsstollen. b—d. Späterer Bahntunnel. c. Eingang zum Parallelstollen. e. Observatorium.

Messungen an der Simplonstraße.

Ingenieure — der jüngst verstorbene Brandt ein Hamburger, Herr Brandau, wenn ich nicht irre, aus Kassel gebürtig; das „Co." umschließt die schweizer Firmen Locher & Co. in Zürich, Gebrüder Sulzer und die Nationalbank in Winterthur.

Ohne den Verdiensten, den vielseitigen Erfahrungen, der Umsicht der leitenden anderen Herrn zu nahe treten zu wollen: der verstorbene Brandt war wohl der genialste aller Beteiligten. Vielleicht zu wenig Geschäftsmann, vielleicht zu sehr Optimist, vielleicht sogar — besonders in den letzten Jahren, in denen bereits schwere Krankheit an seinem Lebensmark zehrte — ein wenig Phantast. Aber dafür ein geistreicher Finder und Erfinder, nie um Aushilfsmittel verlegen, ein Feuerkopf, der alle mit und unter ihm Arbeitenden mit sich fortzureißen, zu begeistern wußte. Mit Stolz nennen sich die jüngeren

Ingenieur Alfred Brandt.

Ingenieure am Tunnel heut noch seine Schüler, ihn ihren großen Meister. Für das Konferenzzimmer der Gesellschaft zu Brig haben sie in treuer Dankbarkeit sein Bronzerelief gestiftet.

Bei einem derartigen Riesenunternehmen lassen sich die Verdienste, läßt sich der Arbeitsanteil des Einzelnen selten genau feststellen, ausscheiden. Die zwei wichtigsten Faktoren aber, die hier das Gelingen ermöglichen werden, sind wohl doch auf Brandt zurückzuführen. Einmal ist er der Erfinder der durch Wasserdruck getriebenen Bohrmaschine, die im Simplontunnel ausschließlich angewendet wird; zum andern entschied er für den Bau mittels zweier parallelen, gleichzeitig in den Berg vorgetriebenen Tunnels, einen Doppeltunnel also gleichsam. Was diese beiden Faktoren bedeuten, werden wir erst später sehen können. Neben Brandt hat speciell Herr Brandau, der jetzt in Iselle, am Südausgange des Tunnels, residiert, für das Arbeitsprogramm der Tunnelarbeiten Hervorragendes geleistet, Oberst Locher die schwierigen Installationsarbeiten mit großem Geschick geleitet. —

Für den Nichtfachmann erscheint jedem großen Tunnel gegenüber stets eine Frage besonders interessant: wie ist es nur möglich, daß die beiden Arbeitsspitzen, von denen die eine in unserem Fall 20 Kilometer von der anderen entfernt ihre Thätigkeit beginnt, zwischen denen ein ungeheures Felsmassiv liegt, so haarscharf in der Richtungslinie vordringen, daß sie sich „auch wirklich treffen“? Die Frage ist erklärlich, denn es leuchtet ein, daß die geringste einmalige Abweichung der einen oder der anderen Arbeitskolonne sich auf eine Entfernung von 20 Kilometern schließlich zu einem Fehler vergrößern würde, der viele, viele Meter betragen, das Gelingen des Ganzen völlig unmöglich machen könnte. Dem Laien kommt es vor, als tappe man im dunklen Stollen auch wirklich „im Dunkeln“.

Der Tunnel-Ingenieur lächelt ein wenig über diese Laienansicht. Ach, er wäre sehr froh, wenn es für ihn keine größeren Schwierigkeiten gäbe! Die Hindernisse, die er wirklich fürchtet, liegen auf einem ganz anderen Gebiet.

Warum aber macht ihm „das sich Treffen“ seiner Arbeitsspitzen so wenige Bedenken?

Oberingenieur von Kager und Oberst Locher.

Wir müſſen zur Beantwortung dieſer Frage auf diejenigen Arbeiten zurückgreifen, die dem Tunnelbau vorangehen.

Nachdem man ſich endgültig zur Durchtunnelung des Simplon entſchloſſen hatte, betraute die Tunnelbau-Geſellſchaft einen erfahrenen Topographen mit einer ganz genauen Terrainaufnahme zwiſchen den beiden Eingangsthoren auf ſchweizeriſchem und italieniſchem Gebiet. Stellen wir uns das Reſultat dieſer Aufnahme, die mit den beſten Inſtrumenten ausgeführt wurde, auf einem Plan niedergelegt dar und auf dieſem weiter die hier geradlinige Achſe, die Mittellinie des Tunnels eingezeichnet, ſo haben wir damit die erſte, wichtigſte Grundlage gewonnen. Haarſcharf in der Verlängerung der ſo planmäßig feſtgelegten Tunnelachſe wurden nun bei Brig und bei Iſelle, einige hundert Meter von den ſpäteren Tunneleingängen entfernt, kleine, mit ſcharfen Fernrohren und Meßinſtrumenten ausgerüſtete Obſervatorien angelegt. Mittels der letzteren wird von Zeit zu Zeit kontrolliert, ob die Arbeit auch genau in der Richtung der Tunnelachſe fortſchreitet. Meiſt geht dies ohne jede Schwierigkeit, indem das Inſtrument des Obſervatoriums auf eine in der Mitte des vorgetriebenen Tunnels aufgeſtellte Acetylen-Laterne, deren Blende nur durch einen ſchmalen Spalt das Licht durchdringen läßt, gerichtet wird. Schreitet die Arbeit jedoch weiter vor, dann kann bisweilen trotz aller Ventilationseinrichtungen die Undurchſichtigkeit der Luft im Tunnel die direkte Beobachtung behindern. Aber auch das thut nichts: es werden dann Zwiſchenſtationen eingerichtet; man mißt vom Obſervatorium alſo etwa bis zum Punkt A, 1000 Meter im Tunnel, von A nach B, 1500 Meter im Tunnel u. ſ. w.

Stolleneingang bei Brig.

Der Simplontunnel wird zwar geradlinig; er ſteigt jedoch von beiden Seiten gegen die Mitte an. Auch dieſe Steigung iſt vorher rechnungsmäßig genau feſtgelegt, und auch ob ſie richtig bei der Arbeit innegehalten wird, kontrollieren fortgeſetzt Präciſionsnivellements. Übrigens macht, nebenbei bemerkt, es für den heutigen Tunnelbauer auch keine beſonderen Schwierigkeiten, den Berg in beliebigen Kurven zu durchbohren; auf der Gotthardbahn fehlt es ja z. B. nicht an „Kehrtunnels“, bei denen das eine Eintrittsthor bisweilen direkt oberhalb des zweiten liegt, die Bahn innerhalb des

Waſſerzuleitung im Rhonethal.

Berges alſo nicht nur einen mehr oder weniger vollſtändigen Kreis beſchreibt, ſondern auch zugleich ſteigt. Genaue vorherige planmäßige Feſtſtellung der Tunnelachſe und ein haarſcharfes Winkelmeſſen ermöglichen auch hier die Ausführung.

Die Vorarbeiten umfaſſen indeſſen noch ein anderes Gebiet. Das Gebirge oberhalb des Tunnels wird von erfahrenen Geologen durchforſcht. Sie ſtellen nicht nur die Geſteinsarten feſt, ſondern auch deren Schichtung, das Einfallen, die Aufeinanderfolge der verſchiedenen Felsarten. Natürlich können ſie nicht in das Innere der Maſſen hineinſchauen. Aber ſie können doch, auf Grund von erprobten Erfahrungsſätzen, mit wenigſtens annähernder Gewißheit — oder ſagen wir beſſer: Wahrſcheinlichkeit — von der Oberfläche auf das Innere ſchließen. Das Reſultat dieſer Forſchung ſtellt ſich in den Bureaux der Geſellſchaft als ein mächtiges Wandbild dar, den Querſchnitt durch den Simplon in der Linie der Tunnelachſe, auf dem in verſchiedenen Farben die Geſteinsarten angegeben ſind, die der Tunnelbauer vorausſichtlich treffen wird. Der leitende Ingenieur weiß ſehr wohl: vieles davon iſt Hypotheſe. Trotzdem iſt auch dieſe wertvoll, und daß die Vorausſetzungen der Geologen bisweilen in überraſchender Weiſe zutreffen, erfuhr ich ſelbſt bei meinem Tunnelbeſuch. Gerade als ich an der Arbeitsſpitze in Brig war, traf dieſe auf eine für den Weiterbau höchſt ſchwierige Geröllſchicht faſt auf den Meter genau dort, wo der Geologe ſie vorausgeſagt hatte. —

Druckleitung im Rhonethal.

Auf der Nordſeite, bei Brig, ſtehen ſeit dem Tode Brandts Oberſt Locher und Oberingenieur von Kager an der Spitze des Betriebs. Herr von Kager war ſo liebens-

würdig, persönlich meine Führung zu übernehmen.

Östlich von Brig dehnt sich im ziemlich breiten, tiefeingeschnittenen Rhonethal das weite Gelände für die sogenannten Installationsanlagen. Eine kleine Fabrikstadt für sich. Große Bureauxgebäude, umfangreiche Reparaturwerkstätten für den Maschinenbau (es müssen z. B. täglich Hunderte von Bohrern neu gefertigt werden); die elektrische Centrale, umfassende Wohlfahrtseinrichtungen, Badeanstalten, Dampfwäschereien. Dann Kantinen, vor allem die große artigen Anlagen, die das Lebenselement für den ganzen Betrieb liefern und dessen Eigenart nicht zuletzt bedingen: die Anlagen für die Dienstbarmachung der Wasserkräfte.

In der Maschinenwerkstatt zu Brig.

Ich sprach vorhin von den Schwierigkeiten, die der Tunnelbau-Ingenieur wirklich fürchtet. Nun — fast die größte von ihnen, die empfindlichste, ist die Steigung der Temperaturen im Innern des Tunnels, eine Steigung, die während der ganzen Bauzeit fortschreitet und mit der die Gefahr der Luftverschlechterung Hand in Hand geht. Bei dem großen Gotthardtunnel war die Hitze schließlich fast unerträglich, die Mitquelle der zahlreichen schweren Erkrankungen, die damals die Arbeiter dezimierten — es ließ sich voraussehen, daß die Verhältnisse bei dem um fünf Kilometer längeren Simplontunnel sich noch ungleich schwieriger gestalten würden. Die großen Wasserkräfte aber, die hier der Unternehmung zur Verfügung stehen, bieten, abgesehen von allen wirtschaftlichen Vorteilen, die Möglichkeit, die Leiden der Arbeiter zu verringern. Nicht nur, daß sie dazu benutzt werden, frische Luft durch Leitungen bis zu der Arbeitsspitze zu treiben, diese zu ventilieren, es dient auch das kühle, durch andere Leitungen ebensoweit vorgetriebene Wasser „vor Ort“ zum Treiben der Bohrmaschinen und drückt zugleich, zu förmlichen Regentraufen verwendet, die Temperatur dort wesentlich herab.

Fünf Kilometer oberhalb Brig wird der Rhone durch ein Stauwehr das Wasser abgefangen, in einem mächtigen Bassin gesammelt, dann in gewaltigen Eisenröhren mit sehr starkem Gefälle bis zum Installationsplatz geführt; dort treibt es Turbinen als Antriebsmotoren von Hochdruckpumpen,

welche Waſſer auf 100 Atmoſphären drücken und es bis zur Arbeitsſpitze, bis „vor Ort“, ſchaffen.

* * *

Ich glaube, ich habe mich wunderlich genug ausgenommen im „Tunnelanzug“: den hohen, waſſerdichten Stiefeln, dem ſchwarzen, waſſerdichten Anzug, der mir allenthalben zu eng und zu kurz war, in der Hand die ſchwehlende Bergmannsleuchte, auf dem Kopf einen feſten, fauſtdick gefütterten Filzhut — ſo ſtark gefüttert, weil „einem doch 'mal ein Steinchen auf den Schädel fallen könnte“.

Die Kompreſſoren in der Inſtallation zu Brig.

Wir ſtehen vor dem Stolleneingang, aus dem unausgeſetzt, weithin ſichtbar, eine graue Rauch- und Waſſerdampfwolke herausdringt: — „Glück auf!“

Ja ſo: wir ſtehen vor einem der Stolleneingänge. Es gibt deren nämlich, bei Brig und bei Iſelle, jedesmal drei.

Das bedarf der Erklärung. Der eine Eingang iſt derjenige, der in der Richtung der oben wiederholt genannten geradlinigen Tunnelachſe liegt. Da die ſpätere Bahn hier aber aus räumlichen Gründen nicht Anſchluß gewinnen könnte, mußte für ſie noch in der Länge von einigen hundert Metern eine, in einer Kurve verlaufende

Dorf Berisal an der alten Simplonſtraße.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob Co. in Zürich.

Das Simplonhospiz.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Abzweigung des Tunnels gebaut worden. Doch das ist Nebensache. Neben dem Hauptstollen aber wird, wie schon erwähnt, ein zweiter Parallelstollen vorgetrieben, mit einem Abstand von 17 Meter von jenem. (Siehe Skizze S. 628.) Auf je 200 Meter sind beide durch Querschläge verbunden.

Zunächst wird nur der Hauptstollen zum vollen Profil eines eingleisigen Eisenbahntunnels ausgebaut; der Parallelstollen soll erst später erweitert werden, wenn die erweiterte Verkehrssteigerung dies erforderlich machen wird. Er dient aber schon während des Baues anderen, bedeutsamen Zwecken. Einmal zur Materialförderung unter Entlastung des Hauptstollens, dann jedoch — und das ist sein Hauptvorteil — zur besseren Ventilation: wenn in den Parallelstollen ein kräftiger Luftstrom hineingeblasen wird, tritt derselbe durch die Querschläge in den Hauptstollen; da man nun mit dem Vorschreiten der Arbeit diese Querschläge immer wieder vermauert bis auf den letzten, vordersten, so jagt der Luftstrom durch diesen fast bis vor Ort und bläst dann durch den Hauptstollen, den eigentlichen Tunnel, wieder heraus.

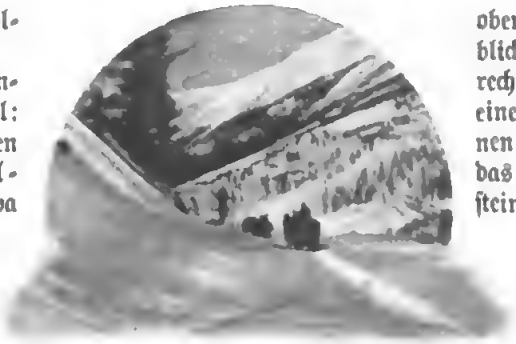
Ein Materialienzug, voran die schornsteinlose Lokomotive, steht bereit. Wir klettern auf eine der kleinen Lowries, setzen uns auf den Rand des Wagens, lassen vergnügt die Beine herunterbaumeln. Der Zug saust in den Nebenstollen hinein — im nächsten Augenblick sind wir im tiefsten Dunkel, nur die Bergmannsleuchten verbreiten im Umkreis unserer Füße noch ein schwaches Licht.

Ich kann mir denken, daß die Fahrt für schwache, nervöse Naturen etwas Beängstigendes hat. Es ist doch ganz etwas anderes, im wohlerleuchteten behaglichen Coupé durch einen fertig ausgebauten Tunnel zu fahren, etwas anderes, hier auf provisorischem Geleise in die Schatten der Nacht, in das Unbekannte hineinzujagen. Und wie eng der Stollen erscheint! Wenn man die Bergmannsleuchte anhebt, sieht man es: würde man rechts oder links den Arm ausstrecken, so berührte die Hand den Felsen; würde man sich aufrichten, so stieße man an die feuchte Decke, aus der es dann und wann noch wie ein kleiner Regenschauer herabrieselt. Allmählich gewöhnt das Auge sich an die Dunkelheit; der Zug fährt auch langsamer. Ich erkenne rechts das gewaltige eiserne Druckrohr der Wasserleitung, links unten die offene Wasserrinne, in der die Wasser zurückgeleitet werden. Ich erkenne deutlicher noch als vorher die

Die Schlucht von Gondo auf der alten Simplonstraße.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Abmeſſungen des Stollens.

Und ich vergegenwärtige mir noch einmal: man treibt zuerſt einen ſogenannten Sohlenſtollen in den Berg, etwa 2 Meter hoch, 3 Meter breit; ſpäter erſt weitet man dieſen als Tunnel ſeitlich und nach oben, zum „Firſt“, aus, bis er etwa 5 Meter hoch und ebenſo breit iſt, hoch und breit genug, um einer großen Berglokomotive und den großen Eiſenbahnwagen Raum zu gewähren, entſprechend dem „Normalladeprofil“ der Bahnen.



Die Simplonpoſt im Winter.

Der Zug hält. Wir klettern von unſeren ſtolzen Sitzen. Der Vormarſch beginnt. Die Temperatur iſt noch erträglich, die Luft recht gut, trotzdem wir uns ſchon etwa 3200 Meter im Innern des Berges befinden. Aber ein Spaziergang iſt das weitere Vorwärtsdringen nicht. O nein! Wen nicht ein ſtarkes perſönliches Intereſſe in ſolch einen Tunnelbau treibt, dem rate ich hübſch draußen zu bleiben. Man tappt im kümmerlichen Schein der Handleuchten über Geleiſe und Geröll mühſam vorwärts; aller paar Minuten überſtrömt einen von oben ein Guß; alle Augenblicke muß man bald rechts, bald links vor einem „Hunte“ (den kleinen Wagen, in denen das ausgebrochene Geſtein bis zu den Lowries gefördert wird) ausweichen, hier über einen Haufen Bretter und Balken, dort über eine Röhrenleitung klettern. Und doch: die eigentliche Anſtrengung kommt erſt ſpäter.

Die Temperatur ſteigt. Dann plötzlich ein faſt kalter Luftzug, ſo ſtark, daß er mir beinahe den ſchwarzen Filz vom Kopfe reißt — wir ſind in die unmittelbare Nähe der ausmündenden Röhre geraten, durch welche die Luft in das Innere gepreßt wird. Gleich darauf leuchten von vorn einige Grubenlichter, Arbeitsgeräuſch klingt herüber, ein Surren und Kreiſchen und ſcharfe Schläge auf Geſtein. Die Temperatur ſteigt wieder ſchnell, der Schweiß beginnt mir aus allen Poren zu quellen.

Wir ſtehen — wohlverſtanden: im Nebenſtollen — „vor Ort“, an der Arbeitsſtätte. Die große berühmte Brandtſche Bohrmaſchine iſt ſoeben friſch angeſetzt. Wie Polypenarme reckt ſie ihre Bohrer gegen das Ge-

Ankunft der Simplonpoſt in Gondo.

Abfahrt der Simplonpost von Gondo.

stein. Ein Ruck an dem Hebel; das stark zusammengepreßte Wasser, dem wir auf seinem Wege von der Rhone bis hierher schon wiederholt begegneten, tritt aus der Druckleitung in die Cylinder, die Maschine beginnt zu spielen, die scharfkantigen starken stählernen Bohrmeißel pressen sich bei jeder Drehung, den Fels zermalmend, tiefer in die Steinwand; sie sind inwendig hohl, so daß die kleinen Gesteinstrümmer, die sie unausgesetzt loslösen, durch ihre innere Höhlung mittels des durch diese geleiteten Spülwassers sofort fortgespült werden.

Was wir hier sehen, ist der erste Teil der sogenannten „Attacke". Dem Bohren schließt sich nämlich als zweiter Teil das Laden der Sprenglöcher, mit je einigen Kilo Dynamit an, und das Sprengen; als dritter und letzter Teil jeder Attacke folgt dann das sogenannte „Schuttern", das Abräumen und Beiseiteschaffen der durch die Sprengung losgelösten Felstrümmer. Täglich finden im Durchschnitt drei solcher Attacken — übrigens ein wirklich äußerst glücklich gewählter Ausdruck — statt.

Die Bohrung ist beendet. Die Arbeiter, ausschließlich Italiener, rollen den schweren Blockwagen, auf dem die Bohrmaschine ruht, weit zurück. Unter sorgfältiger Aufsicht werden die Bohrlöcher geladen, die Zündschnur wird angelegt. Alles eilt rückwärts bis zum schützenden Querschlag. Eng bei einander stehen hier die fast ganz nackten, schweißüberströmten Gestalten. Ein gewaltiger Ruck dann, ein Knall, langhinhallender Donner — der starke Luftdruck, den die Sprenggase hervorrufen, löscht plötzlich sämtliche Bergmannslampen aus.

Den dramatischen Moment benutzen die Italiener nicht ungern zu einem tragikomischen Intermezzo. Die Leute arbeiten unter ihren sogenannten Capos, die sie anwerben und gewissermaßen für ihre Arbeit der Unternehmung Garantie leisten. Ist solch ein Capo unbeliebt, dann entlädt sich in dem Augenblick, in dem die Lampen verlöschen, wohl einmal der langaufgespeicherte Unwille der Seinen über ihn. Es regnet Püffe und Schläge — doch wenn die erste Lampe wieder aufflammt, steht er allein, und „niemand will es gewesen sein". Doch der Capo mag es verschmerzen, denn er verdient, je nach der Zahl der Leute, die er stellt, ein schweres Geld — in Ausnahmefällen bis zu 1000 Franken im Monat.

Wir pilgern im Nebenstollen zurück und durch den Querschlag, dann endlich im Hauptstollen geradeaus. Wieder im tiefen Dunkeln, wieder über Geröll, Geleise, Balken, Röhren. Auf dem Boden steht fußhohes, schlammiges Wasser; bald sinkt man tief ein, wie in einen Morast, bald turnt man auf einem schmalen Brett vorwärts, mit der Leuchte jeden Schritt mühsam sichernd. Schwüler und dumpfer wird die Luft, immer mühseliger dem Ungeübten jeder Fußbreit Wegs. Denn auch hier thun Gewohnheit, Übung unendlich viel. Zehnmal mindestens verlöschte mir die Lampe in der Hand, bis ich das kleine Kunststück begriff, sie vor dem herabrieselnden Wasser immer rechtzeitig unter dem Kittel zu schützen. Und wie oft stieß ich mit dem Kopf an irgend einen Vorsprung und dankte im Stillen meinem braven, dicken Filz auf dem Schädel. Ich bin in meinem Leben schon in vielen Bergwerken gewesen — es war Kinderspiel gegen diese Wanderung.

Endlich sind wir wieder zwischen den nackten Cyklopen an der Arbeitstête, „vor Ort". Hier, im Hauptstollen, rund 4000 Meter vom Eingang, ist man gerade bei dem letzten Teil der Attacke, der Schutterung, begriffen, dem Forträumen, dem Zurück-

schaffen der abgesprengten Felsmassen. Aber hier gibt es auch noch etwas besonders Interessantes zu sehen.

Mit der letzten Attacke geriet man aus dem festen Gestein in eine große Geröllschicht. So lose ist das Gefüge, daß beim Sprengen ein großer „Dom" ausgeschossen wurde d. h. es stürzten von oben mächtige Felsmassen nach. Nun heißt es, mit größter Vorsicht weiterarbeiten. Man kann sich nicht darauf verlassen, daß die Wände des Stollens ungesichert stehen bleiben, ein Vorgehen mit bergmännischer Zimmerung wird notwendig: das Einfügen mächtiger Pfähle und Balken, das Verbauen mit starken Brettern. Das sind so die anderen wahren Schwierigkeiten des Tunnelbauers: starke Wasserzuflüsse, die abgedämmt oder abgefangen werden müssen, und böses Gestein!

Die Hitze vor Ort betrug hier — sie wird fortwährend gemessen — 32 Grad. Keine geringe Temperatur bei vielstündigem Aufenthalt, bei harter Arbeit, aber doch nicht unerträglich. Ich hatte kurz vorher in den Zeitungen allerlei Schauergeschichten gelesen, daß über jedem Arbeiter ein Eisblock aufgehängt werden müsse ꝛc. Das ist Unsinn — in der südlichen Tunnelhälfte beträgt die Lufttemperatur, trotz höherer Gesteinstemperatur, sogar nur 25—27 Grad. Die Italiener schienen ihre achtstündige Schicht ohne besondere Beschwer zu leisten. Später, bei weiterem Vordringen, rechnet man allerdings darauf, eine Gesteinstemperatur bis 40 Grad in den Kauf nehmen zu müssen; auch dann hofft man aber, durch verstärkte Ventilation und Wasserkühlung die Temperatur der Luft auf erträglicher Höhe halten zu können. Uebrigens ist der Gesundheitszustand unter den Arbeitern bisher vortrefflich, anders wie beim Bau des Gotthardtunnels, bei dem allerlei spezifische Mineurkrankheiten auftraten. Die Fortschritte der Hygieine machen sich auch hier geltend. Die sehr gut eingerichteten Hospitäler der Gesellschaft haben wenig Kranke aufzunehmen. Daß Unglücksfälle vorkommen, ist natürlich nicht zu vermeiden — wo gehobelt wird, fallen eben Späne.

Langsam pilgern wir im Hauptstollen zurück. Bald weitet er sich zum großen Tunnel; überall, seitlich, über uns, ist man mit der Vollendung des Ausbaues beschäftigt. Materialienzüge rollen herein, heraus, im fahrplanmäßigen Turnus. Dann leuchtet endlich vor uns der Eingang auf. Ich sah nach der Uhr, als wir ihn erreicht hatten: fast vier Stunden waren wir im Innern des Berges gewesen. Ehrlich gestanden: ich war müde zum Umfallen und erholte mich erst, als wir mit Herrn von Kager und dem Chef des Vororts, Herrn Moßler, in der Kantine bei einem Glase Walliser Wein saßen und plauderten.

Am nächsten Morgen ging's mit der trefflichen Post über die alte Simplonstraße nach Iselle, zum Südeingang des Tunnels.

Eine herrliche Fahrt, im bequemen Wagen, fünf wackere Pferde voran, bergauf, zwischen grünen, sorgsam bewässerten Matten, durch grünen Tannen- und Lärchenforst, dann in der romantischen Saltineschlucht. Immer wieder öffnen sich neue Rückblicke auf Brig, auf das furchtbare Rhonethal und jenseits auf die Gipfel und leuchtenden Gletscher der hochragenden Aletschgruppe.

Welch eine Straße! Ein Meisterwerk der Baukunst, in ihrer Art nicht geringer,

Die Baustelle Iselle von der Simplonstraße aus.

Karl Brandau.

als das große moderne Werk tief unter uns. In kunstvollen Serpentinen zieht sie sich höher und höher, schmiegt sich an die Felswände, überquert tiefe, jäh abfallende Schluchten auf kühnen Brücken, nutzt jede Chance des Geländes aus, das mehr und mehr hochalpinen Charakter annimmt. Hut ab vor den Ingenieuren Napoleons I., die sie in den Jahren von 1801 bis 1806 erbauten auf das Geheiß des großen Korsen, der sich an Stelle des alten Postweges in ihr eine bequemere, sichere Heerstraße nach Italien schaffen wollte! Er schuf damit zugleich die erste chaussierte Straße in den Schweizer Alpen.

Ach — und sagen wir's doch offen: wie anders fährt es sich so durch die freie, herrliche Gottesnatur als auf der Eisenbahn! Hier hat das Auge Zeit, sich all der einzelnen Schönheiten zu erfreuen, sie sich einzuprägen, sie festzuhalten — dort jagt man an ihnen vorüber, schnell ermüdet vom ewigen Wechsel der Eindrücke, der Bilder. Wie die Brust sich weitet in der klaren Gebirgsluft! Und wie heiter all die kleinen Unterbrechungen der Fahrt stimmen: wenn der Herr Kondukteur vom hohen Bock klimmt, um seine Briefe in jedem Weiler abzugeben, wenn in Berisal die flinken Pferde gewechselt werden und die Insassen des Hauptwagens mit denen der acht Beichaisen sich zum kurzen Trunk zusammenfinden oder zum schnellen Imbiß. Schnell? Es eilt gar nicht so sehr! Man wartet gern ein Bissel, man holt's schon ein.

Höher und höher steigt die Straße. Rückblickend überschaut man ein großartiges Panorama: am blauen Himmel zeichnen sich sonnenüberstrahlt die schlohweißen Schneefelder des Berner Oberlandes ab; vor uns steigen schroffer und immer schroffer die Felswände an. Der Wald wird lichter, der Baumwuchs karger, weite Flächen schimmern von gelbrotem kurzem Kraut bedeckt. Aber die Vegetation stirbt hier, am Simplon, zur Seite der Fahrstraße doch nie völlig ab. Auch dann nicht, als sich fast unmittelbar über uns der gewaltige Kaltwassergletscher dehnt, von dem unzählige Wasser silbernfarben über die Hänge herabrieseln. Durch einige große Schutzgalerien, erbaut gegen Lawinenstürze, geht's, nun schon auf fast ebenem Wege, zum großen Hospiz der Bernhardiner. Wir sind auf der Paßhöhe, rund 2000 Meter über dem Meeresspiegel.

Einige Minuten Rast. Ein Blick wenigstens in die schlichte Kapelle des Hospizes, einen zweiten in die mächtige Küche, aus der jährlich immer noch 20000 Reisende Labung empfangen. Auch wir müssen eine Tasse guter Fleischbrühe annehmen — umsonst! Man darf nur eine kleine Spende in der Kapelle dafür entrichten. Prächtige Hunde haben die Bernhardiner auch jetzt noch hier. Die echte alte Rasse, welcher der berühmte vielbesungene Barry angehörte, soll ja freilich ausgestorben sein, aber die heutigen Hunde sind ebenfalls mächtige Tiere mit seltsam klug blickenden, treuen Augen.

Und nun geht's, im schlanken Trabe, hinab über Simpeln ins hochromantische Gondothal. Man passiert den längsten

Oberingenieur Konrad Preissel.

Tunnelbau der Straße, an dem sich Napoleon eine Denkmalsschrift einmeißeln ließ: ‚Ære Italo MDCCCV. Nap. Imp.' Zwischen den Vorbergen des Monte Leone und des riesigen Fletschhorn (4000 Meter) windet sich die Straße längs der reißenden, schäumenden Doveria vorwärts. Gondo ist das letzte Schweizer Dorf. Von hier an sieht man nicht mehr die merkwürdigen Walliser Vorratshäuser, die, auf pilzförmigen Steinen zum Schutz gegen die Mäuse über dem Boden erhöht, vor allem das kostbarste Gut der Bauern bergen: die gewaltigen Käseleiber. Zehn, ja zwanzig Jahre werden sie aufbewahrt — je länger, desto besser — und man hat mir erzählt, daß sie den wesentlichsten Teil der Mitgift der jungen Bäuerinnen bilden.

Stollenportale bei Iselle.

Wenige Minuten hinter Gondo beginnt Italien. Merkwürdig, wie jäh hier der Übergang ist: die Vegetation erscheint verändert, anders, ganz anders die Menschen. In Gondo, dem alten deutschen Ruden, klingt noch vorherrschend die deutsche Zunge — in Iselle hört man nur italienische Laute. Und wenn man die leidige Zollrevision hinter sich hat, dann genießt man in der Posta eine Osteria, wie man sie sich italienischer nicht vorstellen kann: in den Zimmern tanzen die Mäuse, und im ganzen Hause starrt es vor Schmutz. Ich wäre hungrig ins Bett gegangen — dies einer näheren Untersuchung zu unterziehen, hütete ich mich klüglich —: wenn sich meiner die Herren vom Tunnelbau nicht liebenswürdig angenommen hätten. So verlebte ich im Hause des Oberingenieurs Pressel, des Sohnes des berühmten Erbauers der Orientbahnen, einen reizenden Nachmittag. Es hat etwas Merkwürdiges an sich, das Leben dieser Herren von der Technik: Herr Pressel war als Ingenieur des Herrn Brandau an einem Tunnelbau im Kaukasus thätig und lernte dort seine Gattin, eine hochgebildete Deutschrussin, kennen; ein anderer der Ingenieure, Herr Molkenbuhr, Hamburger von Geburt, kam von Spanien aus, wo er mehrere Jahre in wiedereröffneten alten römischen Bergwerken thätig gewesen, hierher, lernte eine junge Italienerin, die Tochter eines evangelischen Pfarrers aus Genua, kennen, die in Iselle eine Schule einrichtete, und führte sie heim. Zwei Töchter des Herrn Brandau heirateten italienische Ingenieure.

Brig, so klein es ist, ist immerhin eine Stadt, in der die Herren vom Tunnel nur ein Faktor sind. In Iselle, einem winzigen, stockitalienischen Dorf, bilden sie mit ihren Familien eine Kolonie für sich. Eigene schmucke Häuschen sind für sie gebaut worden, sie haben als Mittelpunkt ihr eigenes Hotel, das zugleich als Klub dient, ihre Geselligkeit untereinander. Aber wie viele Anklänge an die Heimat fand ich hier — Kaiserbilder, Bismarckbilder — wie starke geistige Interessen. Die neuesten deutschen Zeitungen und Journale — auch unsere Monatshefte! Ich war im Nu bekannt.

Ingenieur Olshausen untersucht ein geplatztes Rohr der Turbinenleitung.

Iselle liegt in einer tiefeingeschnittenen, sehr engen Schlucht. Die mächtigen Installationsanlagen, die in Brig auf breiter Basis angelegt werden konnten, mußten hier, langhingezogen, in das schmale Thal gleichsam hineingepreßt werden. Rechts und links steile, hohe Felswände, längs des

Ingenieur Blotner vor Ort an der Bohrmaschine.

rauschenden Baches die Werkstätten, Bureaux, Krankenhäuser, Beamtenwohnungen; hart am Bergesrand hingeführt die kleine Bahn, auf welcher die ausgebrochenen Felsmassen aus dem Tunnel herausgeschafft werden.

Man arbeitet hier in einer Beziehung unter ungleich schwierigeren Verhältnissen als in Brig. Zwar verfügt man auch in Iselle über unerschöpfliche Wasserkräfte, die der Doveria abgewonnen werden. Aber das Gestein ist hier ungleich härter als bei Brig. Man leidet nicht, wie dort, unter starken Wasserzuflüssen im Tunnel, aber man kommt im festen Gneis viel langsamer vorwärts. So verzeichnet man denn hier nur 4 bis 5 Meter am Tag, bei Brig aber 5 bis 7, und ist daher in Iselle bisher nur etwas über 3000 Meter vorgedrungen. Die große Frage ist nun, wie weit der eisenharte Gneis reicht? Von ihr hängt es nicht zuletzt ab, ob der Durchbruch in zwei Jahren erfolgen, ob der ganze Tunnel bis 1903 vollendet sein wird, wie kontraktlich ausbedungen wurde. Welche Wichtigkeit das für die Tunnelbau-Unternehmung hat, erhellt daraus, daß sie für jeden Tag früherer Vollendung 5000 Franken erhält, für jeden Tag der Verspätung aber zu 5000 Franken Buße herangezogen werden kann. Betrachtet man allein die bisherigen Resultate, so erscheint ein Zweifel an der rechtzeitigen Fertigstellung zutreffend. Es ist aber eine bei allen großen Tunnelbauten beobachtete merkwürdige Erfahrung, daß die tägliche Arbeitsleistung mit der Zeit wächst, obschon sich die Schwierigkeiten mit dem Fortschreiten der Arbeit an sich steigern. Wahrscheinlich wirkt die sich mehrende Erfahrung aller Beteiligten auf die zunehmende Kurve der Arbeitsleistung hin; in der Zeit vor dem Durchbruch tritt dann der Moment fieberhafter Erwartung, die Anspannung aller Kräfte hinzu. In den Kreisen der Ingenieure erzählt man sich gern und oft von den letzten Stunden vor dem Durchbruch im Gotthardtunnel: wie der leitende Herr auf der italienischen Seite heimlich besonders lange Bohrer habe anfertigen lassen, wie schließlich ein solcher auf der Schweizer Seite plötzlich, viel früher, als man erwartete, durchgedrungen sei — und wie man dann an seiner Spitze eine Photographie des verstorbenen Favre, des großen Unternehmers des Ganzen, hindurch geschoben habe: er sollte der erste sein, der — wenigstens im Bilde — den Tunnel passierte.

Südlich von Iselle, zu beiden Seiten der Chaussee nach Domodossala, zieht sich die langgestreckte Arbeiterkolonie der Tunnelbau-Gesellschaft hin, ein großes improvisiertes Dorf mit kleinen Holzhäusern, bunten Läden, zahlreichen Osterien. Sie hat im Norden, bei Brig, ihr Gegenstück in einer provisorischen Erweiterung des Ortes Naters, die dem alten originellen Walliser Dorf einen ganz italienischen Charakter aufprägt. Hüben und drüben, in Iselle und Brig, beschäftigt die Tunnelbau-Unternehmung je gegen 2000 Italiener, die vielfach mit Weib und Kind gekommen sind, das karge Brot der Heimat gegen den reicheren Lohn zu vertauschen, der ihnen hier geboten wird. Ein reges, vielfarbiges Leben flutet um diese Holzhäuser — wie überall im Süden spielt sich auch hier, wenn die Witterung es irgend erlaubt

das ganze Dasein auf der Straße ab, die der Tunnelwitz als „Boulevards des Italiens“ taufte.

Ich habe in wenigen Tagen von Herren, die gleichmäßig gut unterrichtet hätten sein müssen, die denkbar verschiedensten Urteile über die italienischen Arbeiter gehört. Die einen lobten sie als außerordentlich fleißig, bescheiden, anstellig; die anderen bezeichneten sie als notwendiges Übel und sahen in der Mehrzahl mehr oder weniger gut verkappte Anarchisten. Nur darin stimmten alle überein, daß sie nüchtern und sparsam seien. Nach jeder Lohnzahlung sind die Poststationen überfüllt mit Italienern, die erübrigtes Geld nach der Heimat senden — die gleiche Beobachtung, die man beim Bau des Nordostsee-Kanals gemacht hat. Mir selbst haben die Leute besonders auf den Arbeitsstätten in Iselle, wo viele der kräftigeren, ruhigeren Piemontesen eingestellt sind, einen sehr guten Eindruck gemacht; in Brig werden notgedrungen auch viele Süditaliener beschäftigt, die schon körperlich oft hinter jenen zurückstehen. Längs der ganzen alten Simplonstraße trifft man auf sie, die, bald truppweise, bald einzeln, ein karges Bündelchen auf dem Rücken, gen Norden pilgern.

Tag aus, Tag ein klingt im Innern des Berges der Schlägel gegen das Gestein, zermalmen die stählernen Bohrer den Fels, zertrümmern ihn die Dynamitladungen. Die Arbeit ruht nie, bei Tag nicht, nicht bei Nacht, sie kennt nicht Sonn- noch Feiertag. Nur zweimal im Jahre wird sie unterbrochen: am Weihnachtstage und am Tage der Heiligen Barbara, der Schutzheiligen der mit Sprengstoffen arbeitenden Bergleute, der Artilleristen. Langsam, aber stetig dringen die Arbeitsspitzen nach der Mitte zu vor, bis der Tag kommt, an dem sie sich die Hand reichen, bis dann zum ersten Male der Bahnzug durch den eröffneten Tunnel saust, bis die neue Völkerstraße, gewaltsam durch die Felsmitte gebahnt, die alte ablöst, die ihre kunstvollen umwegereichen Serpentinen zur Paßhöhe des Simplon schlug.

Neun Stunden fährt man heut mit der Post von Brig nach Domodossala, dem jetzigen Endpunkt der vom industriereichen Mailand zu den Alpen heraufführenden Bahn — in knapp einer Stunde wird in wenigen Jahren der Schnellzug die gleiche Strecke durchmessen.

Herr Brandau im Kreise einiger Ingenieure nebst deren Familien.

Das rote Auge.

Roman von

Ernst Remin.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ja, Heine, das ist es ja eben," sagte Helge. „Bitte, beruhige dich doch ein wenig. Oder sollen wir es auf morgen lassen?"

„Nein, heut! Gleich! Ich halte die Spannung nicht mehr aus, ob oder ob nicht! Es hängt ja alles an den lumpigen paar tausend Thalern, die du herausgeben mußt."

„Lumpigen paar tausend Thalern. Ja, siehst du, aus gerade solchem Grunde habe ich nun einen neunjährigen Brautstand mit Adolf Möllers. Und wir müssen immer noch warten, bis er sich eine Existenz geschaffen, und darüber geht langsam alles hin . . ."

„Warten? Ja, du kannst es, Helge, schön, so thu's. Ich kann's nicht."

Da schlug die Uhr dazwischen. Aber es kam ihnen beiden so merkwürdig leise vor über ihrem Gespräch, daß sie alle beide eine Sekunde erstaunt hinsahen und hinhörten.

„Nun, warum kannst du nicht warten, Heine? Denkst du, das fällt dem Mädchen leichter, als dem Manne?"

„Nein, kann ich nicht! Abgesehen von allem andern: jetzt will sie mich. Jetzt hat sie sich das so zurecht gelegt. Jetzt muß ich sie nehmen, oder . . . der Teufel weiß . . ."

„. . . Wie die Dinge in drei Monaten liegen . ." ergänzte Helge.

„. . . Drei Monaten . . . nein! Aber in einem Jahr, einem halben Jahr . . .!"

„Siehst du . . . so schätzest du selbst ihre Treue ein . . . und diesen Menschen willst du für das Leben . . ."

„Das sind't sich. Und das sind ja alles nur Redereien. Du hast doch das Geld. Wenn Vater stirbt, mußt du mir doch so wie so . . . So hilf mir doch jetzt. Du hast doch um die Zeit immer Geld, auf den Winter."

Nicht hier! Und das ist doch für die Wirtschaft und uns alle, den ganzen Winter . . ."

„Nicht hier? Wo denn?"

„Nun, ich geb' das jetzt immer zum Bankier nach Kölde als monatliches Geld . . ."

„Zu wem? Zu Breest?" Schon das Ausweichende in ihrer letzten Antwort hatte ihn maßlos erbittert. Jetzt schwieg sie vollends. „Helge," rief er, „auf der Stelle gibst du den Schlüssel her oder den Depotschein, auf der Stelle! Bin ich ein Dieb? Bin ich nicht grade so gut hier Herr im Hause, wie du? Auf der Stelle!"

Helge griff in ihre Tasche, machte von ihrem Schlüsselbund ein Schlüsselchen los, nahm es in ihre Faust und legte die Faust geschlossen lang vor sich hin auf den Tisch. Jetzt war auch ihr Trotz erwacht.

„Da ist der Schlüssel drin," sagte sie in vollem Hohn, „der zu meinem Treforkasten, und in dem liegt das Bare, was ich habe und der Schein vom Bankier. Nu' mach die Faust auf und nimm dir den Schlüssel und dann meinetwegen das Geld."

Er sah sie ganz ungläubig an.

„Ja, Heine, weißt du nicht mehr, das haben wir früher oft so miteinander gemacht, als du noch ein kleiner Junge warst. Und bisweilen kriegtest du ja auch die Hand auf. Gewöhnlich nicht. Dann nahmst du 'n Stein oder dein Taschenmesser und pauktest auf meine Finger los und wolltest sie mir mit Gewalt aufbrechen . . . Und wenn du ein Taschenmesser bei dir hast, kannst du es jetzt gern zur Hilfe nehmen, ich erlaub's . . . na?"

„Helge . . . Donnerstag ist das fällig . . . läßt du mich so reisen — und Donnerstag . . . Helge, mein Blut über dich . .!"

Sie nahm ihre Faust wieder an sich und stand auf.

„Also kam ich vergeblich!" sagte sie und

ging zur Thür. Doch Heine ſprang ihr voran und ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thür.

„Nun, willſt du mich einen Augenblick ruhig anhören?“ fragte ſie.

„Alles!“

„Siehſt du, du hältſt mich nun für einen Stein. Aber ich kann doch nicht anders. Du willſt eine Preſſe kaufen. Ja, du mußt doch ſehen, daß du nicht der Mann biſt, ſo etwas zu leiten und Geld zu verdienen. Was ich dahin gäbe, würde doch wirklich nur die eigennützigen, fremden Menſchen bereichern, welche dir das aufreden und anhängen wollen. Und deine Spielſchulden — bin ich nicht zweimal gut geweſen und habe dir geholfen und die heiligſten Verſprechen dafür von dir bekommen? Nun iſt es heut doch wieder ſo. Ja, wenn wir reich wären... Aber ſo muß ja doch einmal der traurige Tag kommen, wo ich dich da drin ſitzen laſſen *muß*. Und dann lieber heut, als heut übers Jahr. Siehſt du, du armer Kerl, deine Schuld iſt es ja wirklich nicht, nur dein Unglück... Du biſt eben, wie du biſt ... ein Menſch von angeborenem ſchwachen Willen und von angeborenen unruhigen Neigungen, die alle ſtärker ſind, als du. Ja, daran *mußt* du doch zu Grunde gehn. Und ich *muß* daran doch endlich einſehen, daß die Zukunft nicht durch dich gehen will, ſondern durch deinen Bruder Magnus. Die Zukunft geht durch den, der ruhig, geſund und ſtark iſt. Und für den halte ich die Dinge hier zuſammen. Und anders kann ich es auch gar nicht verantworten .. und auf das, wie mir dabei zu Mut iſt, kommt es nicht an ...“

„So ſpielſt du hier bei uns Schickſal und verurteilſt mich zum Ausſterben, weil ich im dreiundzwanzigſten Jahre 'mal geſpielt habe? Ich habe zehnmal mehr los, als Magnus, die Zukunft ſteht auch auf mir!“

„Heine, dieſen Arm hier — nein, mein Leben! — wenn man mit Gott dem Herrn handeln könnte, und er bläſt dir dafür Magnus' Tüchtigkeit ein, und wir hätten zwei ſolche!“

Heine ging plötzlich von der Thür weg und ſtellte ſich ans Fenſter, die Stirn gegen die kalte Scheibe. Er wollte ſie wohl nicht ſehen laſſen, wie ihm das nahe gegangen war. Sie kam ihm langſam nach.

„Sag', Heine, zu wem kamſt du, als du noch ein Jungchen warſt, du hatteſt immer 'was an der Haut, und hielteſt mir die Stelle hin: Da, ‚Helge, krauen ..‘ und ließeſt dich geduldig viertelſtundenlang ſtreicheln und krauen, bis es vorbei war. Oder wenn dein Kragen dich ſcheuerte oder 'n Schuhband los war. Bei wem auf'm Schoß konnteſt du abends einzig einſchlafen, wer langte dich vom Ofen, wenn du dich da vor Papa verkrochen hatteſt, bei wem im Bett war's dir mollig, wer allein konnte dir die Haare richtig durchkämmen, ohne dich zu ziepen .. wer mußte mit dir in die See die erſten Male, bis du dich allein baden trauteſt, wie viel heimliche Fiebernächte haben wir beide zuſammen durchgemacht, wer ſaß und mußte dir die Vokabeln immer wieder vorſagen, bis du ſie wußteſt, wer lachte dazu, wenn du mir die Sparkaſſe aufbrachſt .. ja, du biſt ja doch jahrelang mein Junge, mein Kind geweſen, mein Sorgenkind in all deinen Krankheiten — und dann biſt du weggegangen in die Welt da draußen, in die Stadt, und ich habe dich verloren, und nun muß ich dich ſo vor mir mit ſehenden Augen untergehen ſehen, in dem Schickſal, das du dir ſelbſt machſt, und mir ſind die Hände gebunden — ich kann dir nicht helfen ...“

Er drehte ſich jäh um und warf ſich ihr an die Bruſt. Er verſteckte ſein Geſicht auf ihrer Bruſt und ſie fühlte ſeinen Leib zucken. „Rate, ſag', was ich thun ſoll!“

„Telegraphier' dem Major, wegen der Spielſchulden. Das eine, wirklich eine Mal hilft er dir am Ende. Und das andere ſchlag' dir aus dem Kopf.“

„Warum, Helge, warum?“ und er preßte ſie dabei mit verzweifelter Kraft in ſeinen Armen zuſammen.

„Warum, mein Junge — nun, darf ich von ihr reden?“

„Sprich, aber wenn es irgend geht, ſchneide nicht wieder ſo mit Meſſern in mich hinein!“

„Siehſt du, du glaubſt, ich ſtoße mich an dem Wort ‚Schauſpielerin‘. Ja, warum ſollſt du *nicht* eine Schauſpielerin heiraten, wenn du ſie ſo liebſt und ſie dich? Das iſt es nicht.“

Sie ſprach auf ſeinen Kopf hinunter, mit leiſer etwas rauher Stimme, in richtig mütterlichen Lauten.

„Aber der Mensch, siehst du, der lebt aus ganz anderem Lebensfonds, als du, und den kannst du mit deinen Mitteln auf die Dauer gar nicht bestreiten, nicht mit deinem Gelde, nicht mit deinem inneren Menschen. Der verbraucht dich einfach. Der ist mehr, wie du. Den kannst du nicht festhalten. Der bleibt dir nicht treu, und dann mußt du doch in Schmerzen ihn lassen. Warum also nicht tapfer sein und es gleich thun?"

Er schwieg, und das ganze Zimmer schwieg. Aber dies Schweigen war wie ein verzweifelter Widerspruch.

„Sag', wie war es überhaupt möglich, daß sie sich für dich interessierte, und wie bist du zu ihr gekommen?"

„Ach . . . unsere Durchlaucht . . . die war so gut und nahm mich mit hin, na, und gegen dessen berühmte Schläue gehalten, allmählich — ich machte dann die Witze — da merkte ich, daß ich auch ohne den Herrn Kameraden kommen durfte, und so hat sie sich an mich gewöhnt. Und irgend etwas wird ja wohl auch an mir sein, was sie reizt . . . sonst brauchte sie doch wirklich nicht . . ."

„Verkehrt der Prinz trotzdem noch da?"

„Ja, der gehört ihr, wie'n Hund. Siehst du, von dem wäre ja das Geld sofort zu haben. Sie brauchte dem nur zu winken. Aber . . . du begreifst . . ."

„Mein armer Junge, wo steckst du drin! In was steckst du drin! Sag', hast du nicht selbst bisweilen die Angst, daß du vor ihr in einem halben Jahre abgewirtschaftet hast . . . und wenn du dann nicht loskannst und nicht ohne sie fertig wirst und nicht vergessen kannst, was und wie es zwischen euch war, da liegst du vor ihr auf den Knieen und bettelst — vergebens . . . Hab' ich recht? Sieh sie dir darauf an . . . und dann stehst du vielleicht wirklich vor'm Erschießen. Aber wie ich dich kenne, kannst du dann ganz gut von ihr los, ein Vierteljahr nach der Hochzeit, denn du kannst ja gar nicht an einem Menschen für das Leben festhalten! Nun, und dann siehst du selbst ein, es war nur eine flüchtige Liebesgeschichte und du hast dich deswegen aus deiner Karriere drängen lassen . . ."

Seine Arme wurden schlaff. Er ließ sie los und nahm eine neue Cigarette, die er gedankenvoll über die Lampe hielt und anschwelen ließ.

„Alles tadellos richtig," sagte er. „Was du für'n Mädchen bist. Wie du das alles von hier aus siehst. Natürlich, die Angst frißt mich ja auf, daß sie eines Morgens plötzlich gar nicht mehr weiß, warum wir uns eigentlich zusammengethan haben. Das ist ja mit den Weiberchen, wie mit den Schwanjungfrauen, sie lassen sich schon 'mal in 'nem unbewachten Augenblick überrumpeln und einfangen und gehören einem 'ne Zeit lang. Und eines Tags zerrinnen sie dir plötzlich in den Händen, und was du von ihnen festhalten kannst, ist Plunder. Übrigens, Karriere, was dadran läge! Glaubst du denn, daß ich je ein passabler Rekrutenbändiger werde?" Plötzlich mußte er gähnen. „Ja, gegen alles, was du sagst, kann ich eigentlich kein Wort gegen sagen. Na, man muß 'mal sehen, was man macht. Man muß sich 'mal 'n Stoß geben. Vielleicht kommt man los. Nu laß mich man die Nacht hier ruhig schlafen. Gib mir irgend 'was zu trinken, ja? Du siehst wohl, ich fall' nu' ab. Morgen denn gleich übers Wasser und dem Major hingeblitzt. Gewiß, einmal thut er's am Ende. Und es ist ja so goldsicher das letzte Mal gewesen. Na, und alles andre beschlafen wir uns. Da, alte Helge, Tatze, hast mich 'mal wieder auf die Beine gestellt . . .!"

Helge traute ihm nicht. Aber er war müde.

„Also denn, weißt du, ich schlaf' nu' jetzt 'n bißchen. Komm, wickel' mir die Füße ein. Da, die Decke. Zum Abendessen läßt du mich wecken, ja?"

— — — — — — — —

Zum Abendessen ließ sie ihn wecken. Und er kam ganz fröhlich die Treppe hinuntergepfiffen.

„Wer pfeift denn da?" fragte die Mutter, die schon saß. „Das klingt ja, wie wenn Heinrich da wär'?"

„Ja, Mutter, das ist Heine," sagte Helge, die sich eben setzte. „Nach'm Kaffee vorhin, wie wir hier zusammensaßen — weißt du? — da hat er sich oben ein bißchen aufs Ohr gelegt. Nun kommt er wieder herunter."

Die Mutter nickte zufrieden. Natürlich entsann sie sich.

Miken servierte. Ohne jede Frage in einer Extraschürze. Kartoffel in der Schale, rote Rüben und Sellerieſalat. Vor Heines Gedeck ein Glaskorb mit drei prachtvollen

großen gekochten Eiern, vor Viola ein Milchkännchen. In der Mitte des Tisches ein großer Teller mit Landschinken und aufgeschnittener Hausmacherwurst, daneben die Glasdose mit verlockend sahnig und tauig aussehender Butter, auf silbernem Untersatz, und neben Helge die Brotschneideguillotine. Dazu bereitete die Mutter Thee, die Tassen standen neben ihr, sie pflegte sich deswegen immer etwas vor den anderen zu setzen.

„Donnerwetter, macht eure Luft müde!" sagte Heine, er hatte ganz kleine Augen und sah alle der Reihe nach freundlich damit an. Und dann kam der alte Cegadelo herein.

„Na, Helge," sagte die Mutter, „nu' hau' Cegadelo eine 'runter!"

„Nanu!" rief Heine.

„'ne Schnitte ... auf der Brotschneidekunst, Heine!" übersetzte Viola, „Clichéwitz von Mutter! Alle Abend!"

„Nu' sieh. Also gewissermaßen Mutterwitz!"

Und so ging es bei Tisch in ganz fröhlicher Laune weiter. Durch Heines Stimmung schien alles Schwere weggeschwemmt. Ab und zu traf die Mutter mit irgend einer Äußerung furchtbar daneben, und Heine thaten dann einen Augenblick alle Zähne weh. Und dann erzählte der alte Cegadelo von oll Sumsen, sie habe sich diesen Winter angewöhnt, damit ihr in den kalten Nächten ihre Butterration nicht in der Kammer erfröre, die Butter mit ins Bett zu nehmen, denn gefrorene Butter möge oll Sumsen nicht essen; Heine sah den alten Mann vorwurfsvoll an, die Mutter aber fiel auf sein treuherziges Gesicht hinein und bat ganz ängstlich, Helge solle doch ja die Tischbutter hüten und den Speisekammerschlüssel nie aus der Hand geben. Und Viola stand danach auf, um erst einige Zeit später ganz blaß wieder zu kommen.

Nach Tisch hatten dann die Mutter, Helge und der Alte ihren gewohnten Skat. Natürlich machte die Mutter ab und zu einen kühnen Irrtum, aber die beiden anderen lachten sich dann nur an und spielten geduldig weiter, oder sie behandelten es wie einen glücklich vereitelten Mogelversuch, und alle drei amüsierten sich darüber.

„Das machen sie so einen Tag wie alle Tage!" sagte Viola zu Heine, der die Hände in den Taschen um den Tisch spazierte.

„Wie?" fragte Heine. Er war anderswo mit seinen Gedanken. Und als Viola keine Lust hatte, die Sache zu wiederholen, merkte er es gar nicht.

„Helge, kann man morgen übers Wasser?" sagte er nach einiger Zeit, ihr gegenüber stehen bleibend.

„Ach ja, was, Cegadelo?"

„Ja, ich mein' auch, der Wind ist ja runter. Wenn's sein muß, fahren wir'n Boot mit vier Pferden über Land, an die Nantrower Seite. Da übers Nantrower Fließ ist das ja immer stiller. Und denn geht einer drüben querfeldein auf Nantrow ..."

Aber Heines Augen wurden davon nicht heller. Seine Stimmung schien gänzlich umgeschlagen.

„Na ja," sagte er, „dann muß einer morgen rüber an Land mit'm Telegramm von mir."

Helge folgte ihm mit sorgenvollen Augen. Sie sah, wie er die Uhr zog, sie fühlte, daß er nach Berlin dachte und sich vergegenwärtigte, was um die Zeit da alles geschähe oder geschehen könnte. Aber wenn er wieder umdrehte, schlug sie die Augen rasch nieder, um den seinen nicht zu begegnen. Sie wußte, das alles hier drückte nun furchtbar auf ihn. Da sie ihm doch nicht half, so haßte er sie jetzt natürlich, gerade wegen der intimen Aussprache zwischen ihnen vorhin oben in seinem Zimmer.

„Ich geh' dann morgen auch lieber gleich selbst mit, Cegadelo!" sagte er.

„Fort?" fragte Viola, die nun ganz still auf dem halbdunklen Eckſofa saß, nichts that, sich an nichts beteiligte und mit feindseligem Gesicht vor sich hinstarrte.

„Ja, was soll ich hier noch?"

Helge legte auf diesen Ton die Karten hin und ging hinaus. Es schien, als hätte sie in der Küche gerade nach etwas zu sehen. Aber sie ging durch die Küche in den Garten und stand dort einen Augenblick vor der Thür. Es war dunkel, der Wind ging schwach, die kahlen Bäume nickten, der Boden war hart, und weit draußen lärmte die See ... ja, ja, nun war die Brücke zu ihm fort, nun hatte sie keinen Weg mehr zu ihm, nun ging er morgen, dahin, in alle jene Verhältnisse, die ihn fortschwemmten, es war gerade mit ihm, wie mit dem Damm ...

Aber sie faßte sich mit beiden Händen, sie mußte ja jetzt wieder hinein. Nun, das

war etwas, mit dem man sich dann nachher in der Nacht beschäftigen konnte, wenn man mit sich allein war.

Seltsamerweise stand Heine, als sie wieder eintrat, starr da, wie mit verhaltenem Atem, der Thür gerade gegenüber, wartete auf sie, im Gesicht die Spannung einer unsinnigen letzten Hoffnung.

Aber ihr kam es in diesem Augenblick auf nichts anderes an, als alles von sich abzuwehren, nichts an sich heranzulassen, bis nachher, wo sie allein wäre, oben bei sich, und dann mit der ganzen Kraft an die Gemütsarbeit heranging. So kam sie in einer furchtbar abweisenden Haltung herein. Ihre Augen schlugen ihn ordentlich zu Boden. Denn jetzt sah sie ihn voll an. Was lag dran? Sie hatte ihn nun aufgegeben. Er trat weg, senkte verächtlich die Mundwinkel und fing dann an, halblaut vor sich das berühmte Signal zu pfeifen: ‚die Preußen haben Paris genommen, es werden nun andere Zeiten kommen, tut, tut, tut . . .‘ Und das hörte man ihn denn auch noch eine ganze Zeit in der Totenstille wiederholen, in der nun am Tisch weiter gespielt wurde.

Dann wurden plötzlich drin im Salon die Vögel in dem großen Käfig am dritten Fenster hinter dem Flügel unruhig.

„Da ist wieder 'ne Maus am Futter!“ sagte Viola.

Helge stand auf und zündete sich in der Schlafstube der Mutter ein Licht an. Damit trat sie an den Käfig. Viola war ihr nachgegangen. Dompfaff, Stieglitz, Zeisige, alle schliefen, den Schnabel in den Federn, nur die Kanarien flatterten, saßen dann in unglücklichen Stellungen am Gitter fest und starrten mit funkelnden kleinen schwarzen Perlaugen in das Licht.

„Hilfst' ihm?“ flüsterte Viola. „Gibst ihm das Geld?“

Helge schüttelte den Kopf, griff in den Bauer und machte die gelbe Sie ‚Dummerchen‘ los, die mit einem Flügel in den Drähten hing.

„Soll ich?“ fragte sie zurück.

„I, Blech!“

„Sollen wir? Von deinem und meinem?“

Viola begriff sie gar nicht.

„Damit er seine Schauspielerin kriegt? Schön! Na, laß lieber gleich subhastieren und inserier' dann für uns um Stellen als Wirtschaftsfräuleins!“ Sie schnalzte verächtlich mit den Lippen und ging achselzuckend ab.

Viola sah den Blick nicht, mit dem Helge ihr nachblickte. Sie wußte nicht, wie viel sie sich eben zerstört hatte.

„Na, kommst du, Helge?“ rief da die Mutter in der Eßstube, und Helge kehrte zum Spiel zurück. Heine war inzwischen fort und hatte ‚Gute Nacht‘ gesagt, den anderen, ihr nicht.

— — — — — — — —

„Helge, ich habe dich ja diese ganze Nacht so bitterlich weinen hören!“ kam am nächsten Morgen Viola in Helges Zimmer, als ihre große Schwester endlich aufgeriegelt. Und das sagte die Kleine diesmal im Tone tiefen, vorwurfsvollen Mitleids.

„Nein, da täuschst du dich nun, das wird wohl der Regen gewesen sein.“

„Regen — na hör', ich hab' wieder kein Auge zugethan — von all der Aufregung gestern und deinem ewigen leisen Weinen in der Nacht. Und ich habe immer wieder an deiner Thür geklinkt. Aber du hast ja nicht gehört. Du hattest dich ja eingeriegelt. Warum hast du nicht aufgemacht?“

„Ich schlief.“

„Ja, du schliefst! Du hattest mir doch gestern versprochen, ich sollte zu dir kommen dürfen. Nun riegelst du dich ein!“

„Ich mochte dich nicht bei mir haben, die Nacht, nach deinem Gespräch gestern mit Heine.“

„Du — mochtest nicht . . . na hör' mal. Sage, darfst du denn so zu mir sein? Wenn ich so zu dir komme, wie eben! Was soll ich denn machen . . wenn du nichts mehr von mir wissen willst! Helge . . .“ mit einem nervösen Thränensturz warf sie sich ihr in die Arme. „Nein . . . diese Nacht, diese fürchterliche Nacht . . . dich so zu hören . . . Helge, das mußt du nicht. Wenigstens nicht, wenn ich es hören kann. Und gestern, wenn ich gewußt hätte, wenn ich geahnt hätte, daß du uns zuhörst . . . dann . . . hätte ich doch wenigstens die Thür zum Salon vorher zugemacht . . .“ Nun lachte sie wieder.

Aber an Helge prallte das heut alles ab.

„Darf ich wenigstens heut nacht . . . damit ich endlich 'mal wieder schlafe . . .“

„Ich werde sehen, wie mir heut abend zu Mut ist!“

„Na, ich danke," sagte tiefseufzend die Kleine, „nu' wird das hier feierlich . . ."

— — — — — — — —

Um neun Uhr reiste Heine ab. Das Wasser im Diep war noch unruhig, denn die See draußen ging heut schwerer als gestern, obwohl der Wind sich nun völlig gelegt. Aber im Fließ gegen Nantrow war die Sache möglich, und Cegadelo hatte mit dem Frühesten ein Boot dahin schaffen lassen. Helge war fort und fand sich erst im Augenblick des Abschieds unvermutet ein.

Sie hatte es vermeiden wollen, nun stand sie doch auf einen Augenblick mit Heine allein im Salon. Heine war in Hut und Mantel, hatte die Hände in den Taschen, eine Cigarette im Mund.

„Laß dir keine grauen Haare wachsen, Helge, wenn ich weg bin," sagte er gemütlich. „Hilft der Major nicht — und der thut's ja nicht, das ist klar, ist mir diese Nacht klar geworden, der ist von deinem Holz, Stein kann man auch sagen — ja, dann hilft Marie. Leben muß man — mag der Dumme bluten. Nachher . . . der Teufel hol's, ein paar Wochen oder Monate gelebt . . . gelebt, ihr Leutchen . . . und dann werden wir sehen, was nachkommt. Ihr werdet ja denn wohl bald von mir hören — aber habt keine Angst — euch inkommodier' ich nicht wieder."

„Nein, Heine, wir sind fertig miteinander."

„Bon — laßt's euch gut gehen. Und . . . hörst du, wenn ich sollte . . . schick mir keinen Kranz. Verbitt' ich mir. Spar' nur auch das Geld! Komme sonst angestiegen und hänge ihn dir in der Nacht außen an dein Fenster . . ."

„Heine, was kommt, weiß ich. Was ich thue, verantworte ich. Sei glücklich, daß du scherzen kannst. Der Sturm schlägt die faulen Äste vom Stamm. Dann vernarben die Wunden, und der Stamm steht kräftiger als zuvor. Das ist der Lauf aller Dinge."

„Adieu, Helge. Das letzte merk' ich mir für mein Sentenzenbuch. Habe leider kein's." Damit ging er aus der Thür. „Nein, bleib hier, ich finde meinen Weg allein . . ." und schlug die Thür hinter sich zu.

* * *

II.

Zu dieser Zeit waren nun alle im Hause merkwürdig hinter der Post her, und wenn der Briefträger mit dem Knecht von der Fährstelle herauskam und dann vorn unterm Überbau anklingelte, so sammelten sie sich da an, wie die Rehe im Winter zur Futterstelle.

„Nun, Kramer," sagte die Mutter, „heut' komm' ich einmal und nehme die Post!"

„Ja wohl, gnä' Frau, und da ist auch ein Telegramm für Fräulein Helge bei."

Dann kam der alte Cegadelo mit einem Schnäpschen für den Briefträger, und bei dem Wort ‚Telegramm' zog er die Augenbrauen hoch. Er meinte ja wohl, das würde nun jedenfalls von seinem alten gnädigen Herrn sein und den ankündigen.

„Daß Heine nicht schreibt, mein Sohn Heinrich," sagte die Mutter und sah vorwurfsvoll den alten Kramer an. „Nun muß er doch wieder in Berlin angelangt sein!"

„Seit acht Tagen, Mutter, wenn er uns nicht unterwegs in 'n Briefkasten gefallen ist!"

„O, gnädiges Fräulein," der alte Kramer war immer auf ein Witzwort von Viola gefaßt, „das würde sich doch schon auf der Post herumgesprochen haben und auch wohl all in den Zeitungen gestanden haben, wenn das wär'."

In einen Briefkasten gefallen — man sah, diese Vorstellung that der Mutter im Gehirn weh. Da kam auch Helge, und der Briefträger ging.

„Der Kramer hatt' ein Telegramm für dich, Helge," sagte die Mutter. „Was steht da drin?"

„Von Magnus aus Hongkong — lies selbst."

Die Mutter las: ‚Rausfetzen!' — „Rausfetzen? Ja, was heißt das?"

„Telegramme über See so weit her werden bisweilen verstümmelt!" sagte Helge und sah Cegadelo an.

Der Alte machte sein Magenkrampfgesicht und ging damit ab.

Viola kam ihrer Schwester zu Hilfe: „Auch 'n Brief vom Major für dich — siehst du, Helge, du kriegst Briefe! Was ihr beide euch nur immer zu schreiben habt! Nächstens mach' ich 'mal aus Versehen so'n Brief aus Salerno auf und revi-

dier' euch! Oder ich ſtoße deinen Adolf Möllers darauf!"

Aber die Mutter war hartnäckig. Was das Wort ‚Rausſetzen' bedeute? Seit der Zeit von Heines Beſuch ging ſie überhaupt unruhig herum. Es ſchien, ſie ſpürte, daß irgend etwas in der Luft lag.

„Nun gut, Mutter," ſagte Helge, „ſo will ich denn nicht lügen, und du magſt es wiſſen. Und Viola auch. Schon, damit wir uns dann danach halten. Du erwarteſt ja immer den Vater. So habe ich Magnus gefragt, wenn er käme, was ich thun ſollte, und Magnus' Antwort darauf iſt kurz und klar: ‚Rausſetzen!'"

„Seid ihr Menſchen!" ſagte Viola.

„Ja, das Wort nach Hongkong koſtet fünf Mark fünfundſiebzig!"

„Helge," ſagte die Mutter ſtreng, „du nimmſt dir nun nachgerade zu viel heraus. Ich muß dich daran erinnern, wer hier Herr im Haus iſt. Du weißt, wenn du mich vor die Wahl ſtellſt zwiſchen meinem Manne und dir, ſo jage ich dich vom Hofe, nicht ihn. Geh' jetzt und hole mir den Schlüſſel zu Vaters Logis. Ich will einmal ſehen, ob da auch alles parat iſt. Denn man kann nie wiſſen."

„Du warſt ja erſt geſtern drin, Mutter!" ſagte Viola. „Und vorgeſtern und . . ."

„Geſtern? Nein, Kind, da irrſt du dich wohl. Helge, du bringſt mir auch 'n Staubpinſel mit, den kleinen, für die Sachen auf ſeinem Schreibtiſch!"

„Als ob er ſchon auf dem Köldedampfer hierher unterwegs iſt!"

„Vielleicht iſt er's!" ſagte Helge und ging.

Sofort war Viola hinter ihr drein.

„Nu ſieh' mal, die alte Dame!" ſagte ſie. „Helge, was ſchreibt'n dir der Major?"

„Du kannſt den Brief gern haben, Kleine. Ich habe keine Geheimniſſe mit ihm, und du brauchſt dir nichts einzubilden. Aber da, gib der Mutter die Sachen."

„Damit du mir inzwiſchen mit dem Brief ausreißt oder erſt kontrollierſt, ob ich ihn auch ohne Gefahr leſen darf!"

Die Mutter ſtand ruhig wartend auf der Diele am Fenſter, ſie ſah hinaus auf den weißüberſtäubten Vorplatz unterm Überbau und die einſame lange Buchenallee; Fußſpuren gingen über die hinunter, grau in der dünnen harten Schneekruſte, in langer Reihe, immer paarweis links und rechts auswärts, immer kleiner werdend nach der Ferne zu, weg von ihr. Das ſchien ſie melancholiſch zu ſtimmen, als ſei da etwas weggegangen, eine Hoffnung, und käme nun wohl nicht mehr wieder. Übrigens waren es des alten Briefträgers Sohlenabdrücke.

„Ach ja, der Schlüſſel und der Staubpinſel!" ſagte ſie mit einer Art freudigen Erwachens, als Viola ihr das hinhielt.

Dann ſchloß ſie ſich des Vaters Logis auf, drüben jenſeit der Diele und ging an ihre gewohnte Vormittagsarbeit, dort in ſeinen hinterlaſſenen, herrenloſen Sachen herumzuhantieren und allerlei Unnötiges daran vorzunehmen . . .

Als Viola im Salon den Brief unerbrochen in die Hände bekam, meinte ſie, Helge ſei doch ein ehrlicher Kerl.

„Nein," ſagte Helge, „ich fang' nur jetzt an, die Dinge ſo an dich kommen zu laſſen, wie ſie wollen, ohne mich vorzuſorgen, wie ſie dir bekommen."

„Gewiß, bisher dachteſt du immer, du müßteſt mir mein Leben erſt durchfiltern, ehe ich es zu leben kriege."

„Ja, das that ich, aber ich gewöhne es mir ja nun ab. Wenn du willſt, kannſt du auch in die Stadt, da dein Examen betreiben, wie du ſagteſt. Ich halte dich nicht mehr."

„Alſo ſo . . . in dieſer hundsnaſigen Manier . . . ſage, haſt du nicht 'n bißchen Sekt, den feierlichen Moment meiner Mündigſprechung zu begießen? Oder wenigſtens 'n paar Thränen? Schön . . . ſoll hier vielleicht etwas vorgehen, bei dem ich dir im Wege bin, ſo will ich dir ja gern den Gefallen thun." . . .

Übrigens war dies an dem Tage, welcher der plötzlichen Ankunft des Vaters vorangging.

— — — — — — — — —

Am ſelben Abend ſtiegen die Schweſtern, Helge den Leuchter in der Hand, die Treppe hinauf in ihre Schlafzimmer. Unten war ſchon das ganze Haus ſtill, alles Licht aus und alles gut verriegelt. Und Viola war, wie wenn aus dem ſchweigenden, finſtern Menſchenheim da unten Dunkelheit und Heimlichkeit hinter ihnen die Stufen empor nachdrängten. Dann ging ſie zwiſchen Helge und Helges Rieſenſchatten, der an der Gangwand mitſchritt, links eine finſtere große

Die Schlittschuhläufer. Zeichnung von Fidus.

lebende Helge, rechts eine größere von unheimlich ſich verziehenden Formen, ihr eigner Schatten davon völlig ausgelöſcht . . . Nun, das war ja alles Nervenſache. Auch daß ſie geſpannt vor ſich mit ſchwarzen Augen den dunklen Gang lang ſah und hellhörig auf das leiſe Knacken der Schalendielen oben im Boden horchte, über die ja zu der Zeit kein Menſch ging. Und an ihrer Thür bat ſie: „Sei gut, Helge, komm 'n lütt' bütſchen zu mir 'rein, leg' mich hin.“

„Ich bin müde!“

„Nur bis ich Licht anhab'!“ und Helge ging mit hinein.

Die Kleine zündete nicht ihr Licht, ſondern ihre Lampe an. „Du mußt mir mein Ohr machen!“ ſagte ſie dann, ein verſtecktes Lächeln in dem einen Mundwinkel.

Schweigend holte Helge Pinzette und Watte. Viola legte ſich ihr mit dem Kopf auf den Schoß, das kranke Ohr nach oben. Und Helge, die eine Hand auf Violas wunderhübſchem Haar und ihrer heißen Schläfe, den unruhigen Kopf ſanft feſtdrückend, beſorgte nun mit langſamer geduldiger Sorgfalt das leidende Ohr.

„Siehſt du, das kann doch niemand wie du,“ ſagte die Kleine, als ſie aufſtand, nahm die Hand, die ihr geholfen, und küßte ſie. „Wer ſoll das nun machen, wenn ich weg bin von dir?“

„Du mußt nicht gehen — du willſt.“

„Nein, du ſtößt mich von dir. Du ſtößt mich nackt in den Schnee hinaus. Und jetzt mußt du mir mein Haar ſtrählen!“

„Ich bin müde!“

„Bitte — thu es.“

Die Kleine ſetzte ſich vor ihre Cretonne-Toilette, den Friſiermantel um — wie ſie mit ihren flachen beiden Händen weich über ihn hinſtrich, um ihn glatt zu ſtreichen, ſah das aus, wie eine Liebkoſung — die Lampe neben ihr, die ſie grell anſtrahlte. „Bitte, gib den Schirm!“ ſagte ſie und rückte den Schirm dann ſo auf der Glocke, daß der Schatten auf ihr Geſicht fiel.

„Siehſt du,“ ſagte ſie, „wie das nun hübſch iſt und wie ſie nun lieb zu mir iſt, die Lampe. Jetzt beißt ſie mich nicht mehr, ich fühle ordentlich ihre Milde an den Lidern . . . willſt du nun kämmen?“

„Ich kann ſo nicht ſehen — wenn ich dich reiße, iſt es nicht meine Schuld.“

„O, du reißt mich ja nicht. Du reißt mich ja nie! So eine gute geduldige Hand wie du, hat ja kein Menſch. Siehſt du, das iſt faſt das beſte geweſen in meinem Leben, wenn ich ſo ſaß und du gingſt ſo ſanft mit dem Kamm durch das kniſternde Haar, halbe Stunden lang und länger und wurdeſt nie müde, und es war immer der gleiche weiche lange Strich, wie ein ſtilles Herzen, und nun willſt du nichts mehr von mir wiſſen . . .“

„So iſt es ja nicht . . . aber wir kommen auseinander . . .“

„Nein, ſeit Heine hier war, biſt du ſchlecht zu mir. Seit dem dummen Geſpräch mit ihm im Eßzimmer, das du mit anhörteſt. Nun ganze acht Tage. Und erſt ſagteſt du doch damals, du nähmſt es mir nicht übel, und warſt gut zu mir. Nun hungerſt du mich ſo aus. Ich weiß ſchon, bei dir kommt alles erſt ſo langſam nach. Aber ſiehſt du, wenn du ſo biſt, dann hab' ich doch nun auch wirklich gar nichts mehr auf dem Gränitz, das war ja doch das Einzige, damit treibſt du mich ja fort . . . nun, dann kann ich ja auch gehen . . .“

Helges Hand wurde nicht ungeduldig beim Kämmen. Gleichmäßig ging der Strich durch das langaufgelöſte braune Haar, überaus vorſichtig, wo es an den Anſätzen ein bischen kraus war. Die Kleine hatte den Kopf etwas hintenüber, die Augen halb zu, ſie horchte mit allen Nerven hin nach dem ſanften Streichen. Und es war merkwürdig, überall, wo ſie den Wunſch hatte, daß der Kamm nun hinkäme, da ging er auch bald hin, als fühle dieſer feine, intelligente Kamm ihr das nur ſo ab.

„Nein, wegtreiben will ich ja gewiß nicht,“ ſagte dann Helge langſam, „und übelgenommen, ſo kannſt du es auch nicht nennen. Nur, daß wir uns auseinander entwickeln, die eine ſo und die andere ſo, und es iſt eigentlich keine Brücke mehr zwiſchen uns. Merkſt du das nicht? Und ich meine, wir werden nun auch wohl im Leben nie wieder zu einander kommen können . . .“

„Du Henkersknecht, du . . . mit welcher fürchterlichen Ruhe kannſt du ſo 'was ſagen! Iſt denn keine Totenrichterſtelle für dich frei? Du gehäſſiges Geſchöpf, wo ich doch mit allen Fibern an dir hänge! Weil wir uns nicht wie ein Eierkuchen dem andren gleichen! Weil ich nicht erhaben und tugendhaft

bin, wie du. Das ist doch Nervensache! Menschen haben doch jeder ein Selbst für sich! Und um der Liebe willen thut man doch etwas, wenn man merkt, man kommt auseinander. Aber du, sobald du den guten Willen zu einem verlierst, gleich: ‚Hier ich, Helge — da du, Viola, . . . oder Heine . . . oder Papa . . . oder wer — und nu bums, fertig, krepier'!‘ Ist das Charakter, dann dank' ich Gott, daß ich keinen hab'."

Helge schwieg.

„Nein, thun läßt sich da nichts," sagte sie endlich. „Das ist so, wie das ist. Glaubst du etwa, mir ist wohl dabei? Du sagst ja, du hättest mich gehört . . . in der Nacht . . ."

„Ja du, mit deiner unglaublichen Kraft, du verschmerzest dann einfach einen Menschen . . . mit Haut und Haar . . . in einer einzigen Nacht womöglich . . . einen nach dem andern . . . bald stehst du ganz allein . . ."

„So wird es schließlich ja wohl auch kommen."

„Nein, allein stehst du nicht. Was ist das für ein lieber, einziger Ton in dem Brief vom Major an dich. Sag, was hattest du ihm eigentlich geschrieben, worauf das die Antwort ist?"

„Nun," sagte Helge zögernd. „Du kannst es ja wohl wissen. ‚Mein lieber Freund' — oder so ungefähr — ‚es scheint, mein Vater will heim. Ich stehe dann hier allein. Darf ich Ihnen telegraphieren, wenn das wirklich so kommt?' . ."

„So? Und da fängt er gleich an, über die ewige Schönheit im Süden zu scherzen und die kalte Sonne und sagt, er hätte nun das genügende Heimweh nach seinem alten Haus auf der Insel bald zusammen . . Das ist doch ein ideales Verhältnis zwischen Euch. Ja, einen Menschen so haben! Da kann man wohl die vielen entbehren! Was ich darum gäbe, schriebe mir ein Mensch einmal so einen stillen, guten, treuen Brief . ."

Helge faßte jetzt die Spitzen mit der Linken und kämmte sie aufmerksam durch.

„Versündige dich, Kleine, und neide mir das!" sagte sie, als sie dann das Haar fallen ließ.

Viola träumte. Sie hatte die Augen fast ganz zu, nur durch einen winzigen Spalt auf ihr Spiegelbild. Sie antwortete nicht. Und man hörte nun bloß noch das ganz leise Surren der Lampe, wie ein Surren hinziehender Zeit.

Dann wollte Helge aufstecken, für die Nacht.

„Kämm' noch!" bat Viola. Sie war mit ihrem Traum noch nicht fertig. Helge zog tief Atem, als wolle sie sprechen. „Bitte, sprich nicht!" sagte Viola ganz leise. Und Helge schwieg. Und alles um sie herum in dem Zimmerchen hatte nun eigentlich schon sein Nachtleben.

„Nein, nein!" sagte endlich Viola, wie erwachend. „Ich will dir das ja nicht beneiden. Dein großer Hund, der Major, der ist ja auch viel zu alt für mich. Der Schatten des Herkules, wie ihn Heine immer nennt."

„Schatten des Herkules?"

„Ja. In dem Schillerschen Gedicht, weißt du, der Held, der stets in bedeutender Pose erscheint, den ungeheuren Bogen spannt und anlegt . . und dann nicht losschießt . . ."

„So! Nun, Ihr kennt ihn, du und Heine! Übrigens ist das gleich. Und ein bißchen Zauberer ist er ja. Er sieht eben immer alles, und da handelt Einer dann nicht so blind drauf los . . ."

Helge hörte jetzt mit Kämmen auf und fing an zu flechten. Dabei kam sie zu ihren eignen Gedanken zurück. „Weißt du," sagte sie, „das Schwerste ist, so zu empfinden, wie man selbst durch die Kraft zum Leben . . zur Zukunft . . zum Glück bestimmt ist und die Nächsten um Einen durch ihre natürliche Mitgift zum . . Leichtsinn, zum . . Untergang . . und man muß es gehen lassen, man kann nicht abgeben, nicht helfen . ."

„Du . . zum Glück . .?" Viola wurde ganz munter und sah lächelnd Helge im Spiegel an. „Nein, weißt du, dies ist doch eigentlich rührend . . . naiv!"

„Warum soll ich es nicht sagen?"

„Beruf' es nur nicht!"

„O, da kann mir ja eigentlich keiner 'rau!"

„Patentiert — in 'ner guten Hagelversicherung. Nu sag, um Gotteswillen, wie sieht dies Glück aus?"

„Ja, weißt du — ich atme tief, fühle meine Haut frisch und den Trotz zum Leben, wie's kommt . . . das ist alles. Und die tausend Dinge, nach denen ich Euch

alle langen und bangen sehe, scheinen mir eigentlich nur Vorbereitungen und Mittel dazu. Durch all die Spinnweben greif' ich einfach mit der Faust durch nach der Sache selbst."

„Schade, schade, daß Heine nicht hier ist. Diese Weisheit kann Einer allein ja gar nicht genug beherzigen!"

„Ja, dies ist in dieser Welt das einzige und ursprüngliche Glück. Alles andre läuft darauf hinaus. Man muß es sich nur klar machen. Und dann entschlossen danach greifen. Denn das ist schließlich im Bereich von jedermanns Hand."

„Klack, bums, da steht das Kolumbusei auf'm Tisch. Was ist 'n heut für ein Tag? Der dritte Dezember. Schön, am dritten Dezember dieses Jahres wurde der Stein der Weisen gefunden, die arme blinde Menschheit erfuhr endlich, was Glück sei. In Unschuld — durch ein kindliches Gemüt! Ich würde daraufhin irgendwo promovieren — als Philosoph . . Ach, Helge, wenn dies nicht etwa eine sehr tiefe Weisheit ist — so ist's am Ende gar keine. Aber nu' sag' — warum wollen die Mädchen nun eigentlich so gern heiraten? Des Tiefatmens wegen?"

„Nun, du bist ja so klug, Kleine — leite es dir nur selbst ab!"

„Na — und du? ‚Zum Glücke bestimmt', wie du bist — mußt du nun eigentlich auch erst noch deswegen heiraten . . oder . .?"

Das Haar war jetzt fertig für die Nacht.

„Ja, weißt du, ich," sagte Helge lachend und fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen, „ob ich zu Liebe und Heirat bestimmt bin . . das ist mir eigentlich selber noch nicht ganz klar."

Viola stand auf, nahm den Mantel ab und behielt ihn in der Hand. Sie sah Helge zu, und ihr ganzes Gesicht war in Bewegung.

„Nein, nein! Das ist doch gradezu überwältigend, wie das lange Mädchen da in der Stube herumgeht und sich überlegt, ob sie auch zur Liebe geboren ist oder nicht und ohne auskommt."

„Lach' nicht so! Die Mutter hört das sonst!"

Und da erschrak Viola, und sie hörten bereits etwas auf den Treppenstufen draußen.

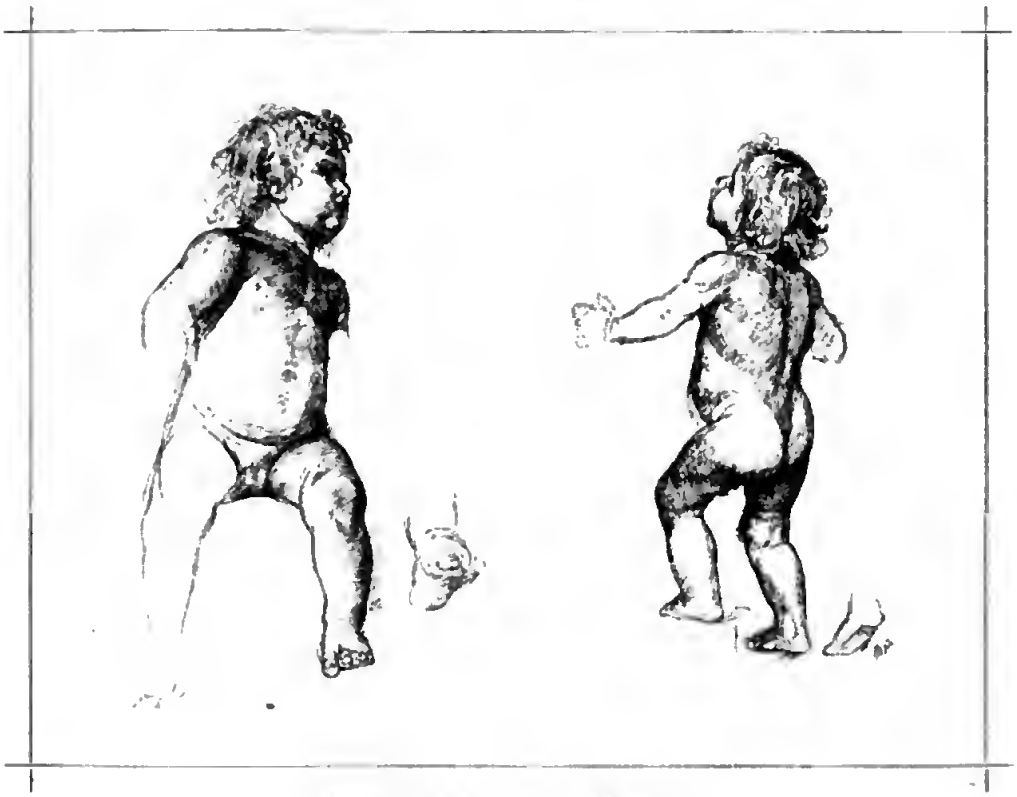
Helge lief mit der Lampe hinaus. Nein wirklich, die Mutter kam die Treppen hinauf, wie sie aus dem Bett gestiegen.

„Ja, Helge", sagte sie, „ich hörte Euch noch. Da bin ich noch einmal aufgestanden, eh' ich es vergäße. Sieh 'mal, daran denkt doch nun auch

Aus unserer Studienmappe:

Studie zu einem Gemälde „Christliche Barmherzigkeit" von B. P. Mohn.

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von B. P. Mohn.

wieder kein Mensch. Es ist Winter, und sein Logis muß jetzt doch öfter 'mal durchgeheizt werden, wenn er etwa plötzlich kommt . ."

„Vaters Logis?"

„Ja, wes sonst? Er holt sich ja den Tod, wenn wir ihn dann so in seiner kalten und nur einmal angeheizten Schlafstube unten schlafen lassen. Vergiß es nicht. Sage es gleich morgen früh der Miken. Oder besser der Karlin, die versteht sich noch mehr auf das Heizen! Hörst du?"

„Ja, Mutter, ich will dran denken. Aber nun geh auch wieder ins Bett!"

Zur Vorsicht stieg Helge mit ihr hinunter und legte sie wieder nieder. Als sie dann in Violas Zimmer zurückkehrte, war die Kleine auch schon fertig und unter ihrer Decke. „Nun gute Nacht!" sagte Helge.

„Nein, komm her, setz' dich auf mein Bett, ich muß dich noch etwas fragen."

„Ich bin nun wirklich müde."

„Toutoubettchen, Toutoubettchen," sagte da die Kleine mit einer unglaublich weichen Stimme, ihr Kissen streichelnd, „Helge ist müde für uns, Helge will nun wirklich nichts mehr von uns wissen . ."

„Na, denn . . ." Helge ergab sich.

„Trag' erst die Lampe fort. In dein Zimmer. Die grelle, neugierige Lampe!"

Das that Helge.

„So, nun, hier," sagte die Kleine und bettete Helges Kopf neben sich auf das Kissen, sie mit beiden Armen eng umhalsend. „Sag', Helge, wie ist das nur in aller Welt möglich gewesen, erzähl' mir das, wie du und Adolf Möllers einander einmal so nahe gekommen seid, daß ihr Euch verloben konntet?!"

Helge seufzte auf und lag eine Zeit ganz still.

„Da ist wenig zu erzählen," fing sie dann in gedämpftem Tone an, „ich war achtzehn und er zwanzig und es war Ferienzeit, Juni Ende, alles blühte schon, und wir waren den ganzen Tag beisammen. Und weißt du, seine hellen, glücklichen Augen, immer wenn er mich morgens sah, und so hübsch war das dann alles, so lustig . . und weißt du, daß Einer mich

wollte, mich! — ‚Mein guter Pfahl', wie Vater immer zu mir sagte, — ich war so im Innersten gerührt darüber und ihm so tief dankbar, so ein hübscher, liebenswürdiger Bursch, wie er war, und alles an ihm, was man sah, Hals und Gelenke und alles sah so eigentümlich nett und gesund aus, und er hätte sicher damals nicht mit mir vorlieb zu nehmen brauchen, sondern eine ganz andre haben können. Nu siehst du .. und dann auf dem Boot .. aber nein, das sollt' ich ja nun doch wohl lieber nicht sagen .."

„Sag's, ach sag's!" bat Viola leise und heftig in Helges Gesicht hinein und schnürte ihr fast den Hals zu.

Helge überlief es, ein leichter Schauer. „Nein, nein!" sagte sie matt abwehrend.

„Es ist doch etwas Hübsches, sag's doch, sieh, die Lampe ist ja aus, alle schlafen .. Helge . .!"

„Nun, es ist ja schließlich .. nichts Besandres, gar nichts Besandres .. immer so und bei allen dasselbe .. Jede denkt nur .. nun ja, auf dem Boot im Diep weit draußen, der Wind war plötzlich stark gekommen, und wir hatten uns im Rohr festgefahren, schon nach dem Abendessen, gegen Hammerbroeken hin .."

„Ich kenn' die Stelle, du hast mich ja oft dahingerudert, früher, nun sieh, jetzt weiß ich warum — also da .."

„Ja .. und es gingen immer Wolken über den Mond, und große, weite Schatten über das Wasser, und weitweg quarrten die Frösche .. da küßte er mich denn und verlobte sich mit mir."

„Und wie war dir dabei?"

„Ein bißchen komisch fand ich es schon, daß mir das passierte, und das Eigentliche war ja auch so furchtbar schnell vorüber .. aber danach saßen wir denn so gegeneinander auf dem Brett, und die Wellen kamen immer herein und schaukelten das Boot, und das Rohr beugte sich, wie wenn große unsichtbare Arme darüberstrichen .. wir dachten wohl an nichts, und es war so eine tiefe, glückselige Ruhe und Abspannung, nachdem es nun geschehen war und wir miteinander klar waren .. und nachher hatten wir alle Mühe, nicht umzuschlagen, als wir wieder in der freien Breite waren, und zogen alle beide ganz mächtig, und er lachte immer dabei."

„Konntest du ihn gleich wieder küssen?"

„Ja, gleich. Übrigens sagte er mir auch, wie ich es machen müsse. Alles hätte ich gekannt. Ich war ganz sein. So ganz, ganz, in unausschöpflicher Dankbarkeit, weil er das that und mich nahm und mich küßte .."

„Find' ich viel zu viel Empfindung — für die kleine Mühe .. denn das war doch für ihn nur 'ne kleine Mühe .. ein Mädchen küssen."

„Nun weißt du — der Vater hatte damals schon sein Renommee, und die Mutter fing schon an so herum zu sitzen, und wie es um uns stand, wußte jeder, daß wir uns nur grade so hielten — da war es ganz sicher, daß er nur mich meinte, mich selber, und eben dafür war ich ihm so dankbar. Und auch, daß er es grade in jener schlimmen Zeit that und sich zu uns stellte!"

„Er sagte dir, wie du es machen müßtest. Er kannte es. Das fiel dir nicht auf?"

„Nein, das fiel mir damals nicht auf."

„Das kommt immer erst bei dir 'n Pfifftag nach .. Und wie wurde es dann weiter zwischen Euch?"

„Nun, als wir heimkehrten, hatte uns eigentlich keiner vermißt. Jeder hatte das Seine im Kopf. Und er sagte, ich sei ganz blind gewesen und wäre an alle Tische und alle Thürecken im Hause angelaufen und stierte immer in das Licht, wie ein betäubter Vogel, und ging immer auf die Lampe zu, ohne zu wissen, was ich von ihr wollte, hätte aber ausgesehen an dem Abend, wie ein richtiges, glückliches, schönes Mädchen."

„So! Na und dann?"

„Ja, das war dann wirklich eine lebenswerte Zeit. Aber ich habe ja leider nur so die allgemeine Erinnerung davon behalten. Und wenn ich an diesen oder jenen einzelnen Tag denken will, so liegt da so ein Lichtstaub drüber, wie wenn im vollen Sommer zu viel Sonnenstrahlen in der Luft sind, so im tiefen Nachmittag, und man vor dem Glast nicht mehr recht klar sieht. So ist mir das alles eingehüllt. Aber erleben möchte ich solch eine Zeit einer so glücklichen Besinnungslosigkeit wohl schon noch einmal .. aber das kommt ja nie wieder .. und es geht auch so."

„Man verlobt sich noch 'mal."

„Nein, Lütting, weißt du, wenn man einmal eines Mannes Braut gewesen ist.

dann ist Einem nachher zu Mute, als ließe sich das nun nie wieder von Einem herunterwaschen und man beginge an dem Zweiten von vornherein ein tiefes Unrecht, indem man sich nur mit ihm einläßt. Man verkauft ihm ja das Ding ohne seine schönste Blüte, die hat ein andrer sich herausgeschnitten vom Stock und schließlich weggeworfen . . und das kann man selber ja dann wohl nie vergessen . .“

„Ich glaube, so ist das nicht.“

„Nun, man müßte es durchleben. Übrigens war unsre eigentliche Brautzeit nur kurz. Im Grunde wohl nur wenig über vierzehn Tage. Die ganz schöne, ganz überirdische, meine ich . . Dann geschah das mit Papa, und die Mutter saß dann so wie ein Stein im Hause herum, die Hände vorm Gesicht . . und die zu viele Sonne war ja nun glücklich wieder aus der Luft — und ich sah, das fing ihn an zu drücken, da hab' ich ihn denn lieber weggeschickt, er sollte das nicht weiter miterleben.“

„Und er ging auch!“

„Ja. Und ich bin eigentlich noch heut wund davon, daß er schon ging und daß er so leicht ging. Er wolle nun unsre Zukunft bauen. Und siehst du, daran baut er noch.“

„Nun, das ist doch auch ein furchtbar schweres Studium!“

„Er ist ja so begabt! Er hätte das ja in zwei Drittel der Zeit machen können, hätte die richtige Sehnsucht hinter ihm gestanden. Aber die Männer leben dann, und dem Mädchen wird der Tag lang. Und der lange Tag lagert schließlich seinen Staub drüber ab — zuletzt ist es Einem fast gleich, ob noch etwas draus wird oder nicht. Und ich würde es jetzt, glaub' ich, beinahe komisch finden, käme er nun doch noch plötzlich und wollte mich heiraten.“

„Siehst du . .“ Viola zog Helges Kopf an sich und küßte sie auf den Mund, schwesterlich und nun schon ein bißchen schläfrig, „jetzt haben wir hier so im dunklen über all das miteinander geredet — nu geh' und sag', es gäbe keine Brücke mehr zwischen uns . . .“

„Nun, weißt du,“ sagte Helge, indem sie sich losmachte und aufstand und der Kleinen die Decke richtig um den Schultern herum feststopfte, „wärst du noch mein Kind, mein alt lütt Dern, so hätt' ich das wohl nicht alles so an dich kommen lassen, grade diese Dinge, heut abend, verstehst du das nicht?“

„Ach, du machst das ja bloß wie der alte Bismarck und drohst mir mit deinem Rücktritt, damit wir uns auf das berühmte ‚Niemals‘ stellen sollen! Gute Nacht jetzt!“

Da mußte Helge plötzlich auflachen, und so ging sie dann.

— — — — — — — — —

Und am nächsten Tage, auf dem Dreiuhrdampfer, der langsam die Köldenaa hinunterkam und an der alten Stelle am unteren Fährhause anlegte, das war nun wirklich der Vater.

Der Strom ging mit einer dünnen Oberschicht von Eisgraupen, und der Dampfer rauschte mit so einem eigentümlich harten Surren dadurch heran. Helge sah den alten Mann von weitem. Aber es war etwas in ihr, das es ihm nicht glaubte, daß er es selbst wäre, ehe er nicht vor ihr stand und es glaubhaft bestätigte. Übrigens stand er allein vorn, bei der Glocke, in einem feinen grauen englischen Havelock. Der alte Thießen war auf Deck am Ruder, wie immer, aber es sah aus, als hätten sie während der Fahrt noch kein Wort miteinander gewechselt.

Also dies war das Ende des Adlerflugs. Daß einer so heimkam. So ein dünnes altes Figürchen trotz des Havelocks, ganz gelb im Gesicht, eine Pergamenthaut über den Knochen, fast als hätte man sie über dem Kohlenbecken gedörrt. Auch eine andere Bartform: ein schneeweißer Henriquatre, wunderlich verwegen in dem Jammergesichtchen. Ja, der Mann war in Indien gewesen, bei den Holländern, den hatten die Fieber gebrochen. Und das Gelb ging bis in die Augensterne hinein. Übrigens Haltung hatte er, mehr als neulich sein Sohn Heine, wie der an dem Sturmtage fröstelnd da auf der ‚Leontine‘ gestanden.

Ja, alt und gebrechlich, aber nur körperlich, und eine richtige Kommandomiene im Gesicht, in jedem Zoll der Herr, wenn auch mehr einer nach südländischer Art, kalt und hoffärtig, der für plattdeutsche Zuthulichkeit und plattdeutsche Widersetzlichkeit gleicherweise wohl nur ein sarkastisches Aufblitzen im Auge haben würde.

Nicht weit von ihm lehnte an der Ree-

ling in tadelloſem langem Dienerpaletot und Cylinder ein Schwarzer, und neben dem lag ein Haufen elegantes Reiſegepäck.

Nun hielt die ‚Leontine‘. Dicht unter Helge. Und der Vater geruhte ſie zu ſehen. Er ſah ſo ein bißchen über ſie hin. Es war, als ob in ihrer Haltung ihn etwas flüchtig amüſierte. Dann winkte er ihr mit dem Glacéhandſchuh zu.

Der alte Thießen kam grade an ihm vorbei, um an die Brücke zu gehen. Er hatte einen ganz unbezahlbaren Blick für dieſe Hand im Glacéhandſchuh, jetzt, auf dem Diep, im Dezember. Dann ſtellte er ſich hin, um das Billet in Empfang zu nehmen, und machte ſich das Vergnügen, wie für einen Badegaſt laut auszurufen: „Station Gränitz!“ Daß er ‚den Herrn Baron‘ erkannt, ließ er ſich mit keiner Miene merken. Und auch der ging an ihm vorbei, wie an einem Pfahl; der Schwarze erſt, der ihm folgte, ein leichtes grünes Ledertäſchchen in der Hand, hielt Thießen die Billete hin.

„'Tag, Vater!“ ſagte Helge, „bitte, entſchuldige!“ Damit eilte ſie an ihm vorbei über die Brücke. „Thießen,“ rief ſie den Alten an, „könnt Ihr 'n lütten Moment täuwen — Ihr nehmt mir 'n Telegramm mit nach Kötdemünde.“

„O gern, gnä' Fräul'n.“

Ja, da auf dem leiſe wiegenden Schiffsdeck, da ſtand ſie nun wieder feſt auf ihren Füßen. Vorher, auf dem Lande, die Zeit des Wartens, als ſie ihn herangleiten ſah, als das nun wirklich und wirklich ſo kam . . ., da war in ihr das Blut mit ſolcher Gewatt umgegangen, daß es ſie in den Gelenken über der Sohle und in den Knieen ordentlich hob und erſchütterte, wie wenn ſie über einer arbeitenden Schiffswelle ſtände, und ſie hatte mit aller Macht tief atmen müſſen, um mit dem Herzen fertig zu werden. Aber nun war es ja da, nun war ſie mitten drin, und kühl ſchrieb ſie in des Alten Buch auf einen offenen Zettel das bedeutungsvolle Telegramm an den Major nach Salerno, der Vater ſei da, gewiß, auf einen offenen Zettel, ihre Bitte um Hilfe, denn herumſprechen würde es ſich ja doch, von der Poſt aus oder anderswie, das war nicht zu vermeiden.

„So, Thießen, in Köldemünde an Land ſchicken, nicht vergeſſen, alter Freund!“

Der Alte las es ſeelenruhig erſt über, ehe er ſein Buch wiederwegknöpfte.

„Nä, gnä' Fräul'n, das wollen wir ja denn auch ganz gewiß nicht vergeſſen!“ und das kam mit ſeinem breiteſten und wuchtigſten Tonfall, als reckte er dabei in ſeiner Vorſtellung ſeine Fauſt auf und packte den Major da unten in Italien am Rockkragen, mit ſo einem ſchönen Schiffergriffe, und höbe ihn über Mitteleuropa weg hierher, wo er nun nötig war . . .

Und dann ging die ‚Leontine‘ verteufelt langſam weg, denn da brannte ja nun eigentlich jede Luke an Bord vor Neugier, wie ſich die Begrüßung am Ufer — ſo nach neun Jahren Abweſenheit — weiter geſtalten würde.

Nun, das war, als ſei der alte Herr nur 'mal zum Markt oder zum Whiſt in Kölde geweſen und ſeine Tochter zufällig am Ufer, als er wiederkam.

Sie gab ihm die Hand, ein paar gleichgültige Fragen wurden gewechſelt, und dann gingen ſie nebeneinander weg, dem Hauſe zu. Wenigſtens ſah es vom Schiffe aus ſo aus.

„C'était dien important?“ fragte der Vater, als Helge vom Brett herunterkam, und nahm den Ton ſo hoch dabei, als riebe er zwei glatte Kieſel aufeinander.

„Ich verſtehe kein Franzöſiſch,“ ſagte Helge. „Übrigens ja, es war ſo wichtig, wie nur irgend etwas in dieſem Augenblick.“

„So? Ein Telegramm?“

„Ein Telegramm.“

„An wen?“

„An den Major.“

„Welchen Major?“

„Den Major von Nantrow in Salerno.“

Ein Ruck ging durch den alten Mann.. Er blieb ſtehen.

„. . . mein alter Freund Nantrow, der Hauptmann. Iſt der jetzt Major?“

„Ja. Charaktermajor, ſeit er den Abſchied nahm, damals vor neun Jahren, als du mit ſeiner Schweſter verreiſteſt . . .“

„Danke dir, Helge! Und nimm jetzt vor allen Dingen das Tier, mir iſt der Arm lahm.“ Dabei klappte er ſeinen linken Havelocküberſchlag zurück und ſetzte ihr, ehe er weiterging, ein kleines dunkelhaariges Judenäffchen an, ein unglaublich komiſches Vieh mit in das Geſicht gekämmter Tolle und einem langen Kapuzinerbart. Das

Winterabend an der Werra. Nach dem Gemälde von Victor Freudemann.

klapperte vor Frost mit den Kiefern und zitterte am ganzen Leibe. Es sah Helge aus seinen klugen Augen mit einem kurzen Blick voll jämmerlicher Bitte an und knöpfte ihr dann mit zwei überaus geschickten Griffen die Überjacke vorn auf, um sich an ihr zwischen Jacke und Taille zu verkriechen, die Ärmchen zuthunlich unter dem Stoff durchschiebend, Helge um den Hals. Eine bunte Seidendecke, in die es gewickelt gewesen, streifte sich dabei von ihm ab und fiel weich in den Schnee. Sofort war der Schwarze da, um sie aufzuheben. Helge wehrte dem Tiere mit keiner Regung ihres Körpers, wie es jetzt seinen Schweif nachzog und ihn langsam plazierte. Aber in ihre grauen Augen kam ein tiefes, stahlbläuliches Glänzen von Zorn.

„Und wo hast du nun den üblichen Papagei?“ fragte sie.

Der alte Mann sah sie von der Seite stumm an. Dann fing es in seinem Gesicht an zu arbeiten, und die Gefäße an seinem gelben Augapfel füllten sich mit stehenbleibendem Blut.

„Dieses Tier ist ein Geschenk für meine Tochter Viola!“ sagte er.

„So, du hast hier eine Tochter? Nun sage, kannst du es nicht noch im letzten Augenblick irgendwie anders einrichten und uns das ersparen, daß du nun zurückkommst und willst wieder in einem Hause mit uns leben? Du mußt doch einsehen, damit bringst du alles, alles wieder in Bewegung, und zu etwas Gutem kann es für keinen von uns führen!“

„Liebe Helge,“ sagte der Baron mit großer Ruhe, „Reminiszenzen lassen mich kühl. Es liegt zu viel für mich dazwischen. Von meiner Seite aus können wir ganz gut einen neuen Anfang miteinander machen. Und als Vater kann ich wohl einiges Entgegenkommen von euch verlangen. Zudem bin ich krank. Etwas herzleidend — ich möchte dich darauf aufmerksam machen — Aufregungen sind mir schädlich.“

„Ich danke dir, Vater. So weiß ich nun, wo ich dich treffen kann.“

„Nun weißt du — wenn das nicht Haß ist ...“

„Ich meine ja auch, man darf es mit einigem Recht dafür ansehen.“

„Übrigens — für absolute Ungehörigkeiten gibt es ...“

„Das versuche, Vater!“ sagte sie lächend und sah an ihm herunter.

Und dann gingen sie schweigend miteinander die Buchenallee hinauf zum Hause ...

Vor der Thür unterm Überbau stutzte der Vater und warf einen befremdeten Blick um sich. Man sah, das alles hatte sich in seiner Erinnerung verändert und kam ihm jetzt fremd vor.

Als sie dann auf der Vorderdiele standen, öffnete die Mutter die Thür vom Salon und trat auf die Schwelle.

Ihre Augen gingen weit auf, die Sprache versagte ihr, und sie streckte stumm eine Hand hin. Und dann, als er diese wortlos genommen, sagte sie mit einem unglaublich weichen, tiefen Klang ihrer Stimme: „Nun, da bist du ja, Franz, Gottes Segen über dich!“ und mit einer zaghaften, demütigen Bewegung, zu der sie sich sichtlich erst Muth faßte, griff sie mit der Linken um ihn herum, legte sie ihm auf den Rücken, so vorsichtig als wäre er von Glas, und zog den alten Mann sanft an sich heran; und dann, als sie ihn nun fühlte und merkte, er widerstrebe ihr nicht, da ging die Erregung mit ihr durch, sie nahm ihn verzweifelt in beide Arme und weinte mit einem vollen Thränensturz über ihn hinunter.

Helge stand dabei und sah ihnen zu. Und eine solche Empörung kochte in ihr hoch, daß sie ganz deutlich die Vorstellung hatte, sie erhöbe nun die Faust und schlüge zwischen den beiden herunter und sie auseinander. Und sie fühlte, wie diese Vorstellung suggestiv ihres Willens Herr wurde. Da faßte sie sich gerade noch und machte, daß sie hinaus kam.

Auf der Hinterdiele stand Cegadelo am Hoffenster, bereit hineinzugehen, wann es für ihn Zeit wäre.

„Er ist da,“ sagte Helge, „gehen Sie vor, küssen Sie ihm den Stiefel.“

Aber der alte Mann ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Je, gnä' Fräul'n,“ sagte er, „was haben sie man da für'n lütt swart Meerwunder eingeknöppt?“

„'n Aff', für Viola mitgebracht.“

„Je, wat dat lütt Undiert friert — und sitzt doch da so schöning warm an Ihnen.“

Nun hatte Helge ihre Fassung wieder.

„Ja, das Äffchen, nun, ich will es jetzt

lieber in die Stube setzen, da mag es hinter den Ofen kriechen. Übrigens sollte man der armen Kreatur wohl auch gleich 'n bißchen warme Milch anbieten, nach der Reise ..."

Damit ging sie in die Eßstube, bestellte die Milch und wollte das Tier aus der Jacke nehmen. Aber das hielt sich ängstlich fest und wollte nicht von ihr los. Helge machte ihm sanft eins seiner Händchen nach dem andern los und wurde dabei nicht ungeduldig, aber das Tier krallte sich immer wieder in den Stoff fest, und wenn es Haut mitfaßte, war ihm das gleich. Zuletzt ging Helge mit ihm an den Ofen und ließ es die ausstrahlende Wärme fühlen. Da verstand es dann gleich, sprang auf den warmen Sims, setzte sich dort und drückte sich schief mit dem Rücken gegen die Kacheln. Und der ängstliche Ausdruck, den es während der kleinen Balgerei gehabt, verlor sich sofort, es sah Helge mit ganz zutulichen Augen an. Und als ihm Helge dann die Milch brachte, kostete es in gutem Vertrauen, trank und warf Helge eine Kußhand zu. „Aha, Kunststückchen kannst du auch, kleines Vieh?" sagte Helge und strich ihm über den Kopf. Da fing es an, sich am Rücken zu kratzen und blickte auch in dieser Sache Helge hilfeerwartend an, sich in einer ausdrucksvollen Pose für diese Hilfe zurechtsetzend. „Nu sieh, du bist ja ein liebenswürdiger Kerl," sagte Helge, „aber soweit geht unsere Freundschaft nun doch noch nicht. Allerdings, bist du bewohnt, so wird man dich ja einmal gründlich in Kur und Pflege nehmen müssen." Nun hielt ihr das Äffchen wenigstens seinen großen Bart hin, an dem Milch saß, und den wischte ihm dann Helge mit einer alten Serviette aus. Und wie sie dabei mit ihm sprach, hatte sie die deutliche Empfindung, dem Tiere thue ihre Stimme wohl. Und dann kam Viola in das Eßzimmer und machte mit dem neuen Hausbewohner Bekanntschaft ...

Auf der Vorderdiele inzwischen hielt die Mutter ihren Mann noch immer in ihren Armen fest. Und es schien, als brächen nun all die bitteren, in diesen neun Jahren ungeweinten Thränen mit einem Male aus. Der schwarze Diener stand stumm dabei, respektvoll, ohne Blick, weit weg an der Thür. Und dem alten Herrn schien die Stellung, so in den Armen seiner großen Frau und unter dem Thränensturz, der auch seine graue Frisur und sein Gesicht netzte, auf die Dauer unbequem zu werden. Wie sehr er klein und mager geworden, sah man erst so gegen ihre ungebrochene aufrechte Figur. „Beruhige dich doch, meine gute Henriette!" sagte er ein paarmal mit so viel Güte im Ton, wie er nur eben aufbrachte, aber das befreite ihn nicht. So erklärte er zuletzt plötzlich ganz unwirsch: „Mich friert!" Worauf die Mutter augenblicklich die Augen trocknete, ihn losließ und sagte: „Siehst du, verzeih, schon im ersten Augenblick bin ich dumm und werde dir lästig, aber geheizt haben wir ja drüben bei dir für dich. Wir dachten ja alle Tage ... und es war stets bereit. Nun geh' nur hinein, leg' ab und wärme dich. Ich komme gleich nach."

Der alte Herr, ganz erschöpft von der anstrengenden Begrüßung, kam wieder zu Atem und zog die Augenbrauen hoch. Das galt wohl ihrem letzten Versprechen. Dann winkte er dem Schwarzen, und der öffnete ihm die Thür zu seinem alten Logis.

Da stand er nun auf der Schwelle — und es fehlte ihm eigentlich der Mut, einzutreten. Wie niedrig, wie dunkel, wie unheimlich, dies Zimmer, ganz voll von seiner eigenen verwesenden Vergangenheit, die wie ein Dunst von der alten Tapete, wo sie auf diesen Augenblick seiner Rückkehr gewartet zu haben schien, sich loslöste und ihn anfiel. Und dies fahle Dämmern wegen der Buchen vor den Fenstern und dem Schnee. O Gott, hier hatte er Jahre seines Lebens gehaust und sollte nun wieder hier hausen — nein, m u ß t e! Den Rest seines Lebens! Und von hier, von dem Bett da, nebenan, ging es dann eines Tages auf den Kirchhof.

Er überwand sich und trat ein.

Und da kam auch seine gute Frau bereits wieder — mit einem Gesicht, auf dem das Glück nun gewissermaßen anfing, sich Schlafrock und Pantoffel anzuziehen und recht gemütlich häuslich niederzulassen — und fragte, ob es ihn nicht rühre, nun wieder in seinem alten Logis zu stehen.

Der Baron sah auf einen kahlgebrannten Fleck in dem grünen Tuchbezuge seiner Schreibtischplatte. „Ja, es rühre ihn schon, aber er sei doch jetzt von der Reise todmüde ..." Und er konnte sich nicht entsinnen, stammte der Fleck von ihm ab, oder war er inzwischen

entstanden. Überhaupt, der Schreibtisch, dieses häßliche, abgefahlte, verbürstete Grün, diese Stuhlformen, das alles, das war ja alles total anders, keine Spur von ihm mehr drin, fremd, gräßlich, klein, altmodisch — und das war ihm von weitem in dem zunehmenden Elend der letzten Zeit als die Heimat erschienen!

„Kommst wohl heut schon weit her?"

„Von Lübeck, mein gutes Kind."

„Von Lübeck. Ja, dann mußt du freilich todmüde sein! Das sind ja zwei Tage und eine Nacht Postwagen."

„Postwagen?"

Er fuhr herum und sah sie fragend an. Postwagen — seit dreißig Jahren ging die Eisenbahn.

Die Mutter fühlte, ihr war wieder etwas zugestoßen. Sie hatte sich in der Freude gehen lassen. Ihm gegenüber! Gleich in den ersten Minuten. Und vor Angst und Ratlosigkeit sah sie nun ganz beängstigend, hilflos aus. Und dann, mit einer ungeheueren Willensanspannung, hatte sie sich plötzlich wieder auf dem richtigen Wege.

„Was sag' ich denn?! Postwagen! Da ist ja jetzt die Bahn gebaut!" meinte sie erfreut.

„Jetzt?" Er setzte sich nieder, drehte den Stuhl zu ihr um, stützte die Hände auf die Armlehnen und starrte sie an. Und unter seinen Füßen ging es durch die Dielen, wie ein Erdbeben. Er begriff.

Die Mutter in ihrer erneuten Angst bemerkte mit einem Seitenblick in das Kabinett, daß in seinem Becken kein Waschwasser war. Sie flüchtete sich da hinein. Aber auch der Krug war leer. So ergriff sie die Schüssel und eilte damit an ihm vorbei nach der Ausgangsthür.

„Ja, warum bemühst du dich denn selbst?" fragte er mit matter und mitleidiger Stimme. Zugleich winkte er dem Schwarzen. Der wollte sich nun auch des Beckens bemächtigen, aber die Mutter ließ es sich nicht nehmen, und der Baron sah ihnen beiden zu, wie Einer, dem das nun auch egal wäre, und wenn sie ihm im nächsten Augenblick seinen Stuhl unterm Körper weg pfändeten.

Als sie hinaus war, wurde ihm schlecht. Er ging zum Sofa und streckte sich, wie er war, in Havelock und Handschuhen, darauf nieder. Der Schwarze hob ihm die Füße hinauf, riß ohne weiteres die fahle, etwas zerschlissene und sorgsam ausgebesserte alte Seidendecke vom Bett und wickelte sie um seinen Herrn.

Da kam die Mutter wieder.

„Wart, Franz," sagte sie schon von der Thür her, „ich will dir Rock und Handschuhe ausziehen und dir eine andre Decke bringen. Diese hier, siehst du, die haben wir bisher immer noch geschont. Weißt du nicht mehr, die ist noch von unsrer ersten Einrichtung!"

Übrigens kam sie ohne die Schüssel. Aber sie ging sofort wieder, um eine andre Decke zu holen.

„Riegel' die Thür ab," ächzte der Baron.

Aber schon wieder ging die Thür auf, und Helge trat ein. Der Vater erkannte sie, ohne hinzusehen, schon am Tritt.

„Hier ist Cegadelo," sagte sie — aber der Vater schien sie nicht zu hören.

„Soll er hereinkommen?"

„Helge" — er richtete seinen Kopf gegen sie, wie ein wundes Tier auf seinem Lager, „... die Mutter ... darauf hättest du mich ... doch vorbereiten sollen ..!"

„Nein, Vater, diesen Eindruck wollte ich dir lieber ganz unvermittelt gönnen. Sie wurde so, als du gingst ..."

Er wandte sich stumm gegen die Wand.

„Und hier, Vater, ist Cegadelo. Weißt du, Cegadelo, dessen Geld du damals mitgenommen hast, als du verreistest. Er möchte dich nun nicht beschämen und dich doch gern sehen. Ich habe ihm natürlich gesagt, du brächtest ihm das jetzt alles mit Zins und Zinseszins zurück. Es ist doch wohl auch so?"

Der alte Mann antwortete nicht. Und der schwarze Diener trat schützend vor ihn, deutete sich auf Mund und Ohren und suchte in Englisch, Spanisch und ausdrucksvoller Gebärdensprache verständlich zu machen, daß sein Herr einen Anfall hätte und nun nicht mehr spräche. Helge sah das übrigens selbst — mit völlig ungerührten Augen, als ob sie es für Fiktion hielte — und ging.

Wie sie wieder im Eßzimmer war, begegnete ihr die Mutter, das mit Wasser gefüllte Becken in der Hand. Es war ihr nun doch wieder eingefallen.

„Da, Helge, bring das dem Vater!"

sagte sie. „Ich gehe unterdessen und hole .. ja, was wollte er doch noch ..?“ Und dann machte sie eine furchtbare Gehirnanstrengung und erzwang es glücklich: „Richtig, eine Decke. Er hat da die gute grüne seidene genommen.“ — „Nun, so nimm doch, trag's hinüber!“ fügte sie heftig hinzu, weil ihre Tochter sie nur finster ansah und sich nicht rührte.

Da ergriff Helge das Becken, mit einer Hand, trug es sorgsam zum Fenster, kettelte einen Flügel los und warf es hinaus, auf die Steine, in den Hof.

„Bist du verrückt?“ rief die Mutter. „Mein Porzellanbecken!“ und kam rasch heran, die beiden drohenden Fäuste voran.

Allein Helge nahm sie bei den Handgelenken und hielt sie fest, wie der Pfleger seinen Kranken, über den er unter allen Umständen die Herrschaft behalten muß, und die Mutter unterlag sofort dem Eindruck der überlegenen Kraft.

„Nein, Mutter, verrückt nicht. Ich will nur nicht, daß du den Vater bedienen sollst und dich zur Magd machen. Sage, wirst du das behalten oder wieder vergessen?“

„Nein, sicher nicht, Helge!“ sagte die Mutter. „Aber nun — vergessen — ich wollte doch eben etwas für ihn holen .. was wollte ich doch eben für ihn holen? Ja so, nein, das war es nicht! Sagte ich es nicht?“

„Ja, du sagtest es, aber finde es nur selbst.“

„Helge — so willst du mich verlassen?“

„Ja, Mutter — du weißt, wie wir zusammen gelebt haben, und du weißt, wie ich mich .. bisweilen .. bemüht habe .. aber jetzt mußt du nun wählen, zwischen ihm und mir. Da gibt es kein Drittes. Und wenn du willst, so gehe ich aus dem Hause. Heut oder morgen, wie du es bestimmst.“

Weinend sank die große alte Frau in einen Sessel nieder und schlug die Hände vors Gesicht.

„Übrigens solltest du jetzt nicht hineingehen, Mutter, es scheint, er ist krank geworden und will Ruhe haben.“

„Krank?“ Die Mutter horchte auf und richtete sich in die Höhe. „Nun, dann ist mein Platz an seinem Bette!“ und eilig stand sie auf. In der Thür wendete sie sich noch einmal um: „Helge, das wirst du ja doch nicht thun und gehen, du wirst ja mein braves Kind sein, nicht wahr, wie bisher. Und sieh doch einmal nach, durchs Fenster — mein gutes Porzellanbecken aus Vaters Logis, vielleicht ist es bei dem Falle ganz geblieben oder wenigstens so gebrochen, daß man es noch kitten kann?“

Eine unsinnige freudige Hoffnung auf dem Gesicht blieb sie solange halb umgekehrt in der Thür stehen, bis Helge hinuntergesehen und sagte:

„Nein, es ist in tausend Stücken!“

Und dann ging sie zum Vater hinüber.

— — — — — — — — —

„Helge!“ rief da Viola von vorn aus dem Salon. „Komm doch herein!“

Da lag sie auf der kleinen Chaiselongue mit dem hohen Kopfteil, eigentlich Großmutters Causeuse, aber für solch ein Figürchen lang genug zum Drausliegen. Unter ihrem Kopf hatte sie ein ruchlos zusammengeknülltes Federkissen mit mattem Goldbronzeüberzug, darauf puffte sich ihr glänzendes braunes Haar rund um das Gesicht herum. Die Kniee hatte sie spitz hoch gezogen, die kleinen Schuh mit den Hacken unten fest eingestemmt in das mürbe alte Polster, um dessen Rundung ein abschließender Saum langer Bommelfranzen ging. Auf ihrer Brust saß das Äffchen, das Gesicht gegen sie, und wie einen weichen Kranz hatte sie die Arme mit den zusammengelegten Händen unten um das Tierchen herumgelegt.

„Na, du beträgst dich wieder gut, alte Helge! Schmeißt uns hier die Waschbecken kaput! Was soll'n denn die Leute im Hof davon denken!?“ In ihrem Ton und Blick Helge entgegen lag es nun doch, wie sie das empfand, daß es seit gestern Abend wieder gut zwischen ihnen war .. Das Äffchen wurde unruhig, drehte sich nach Helge um, die es hinter sich hörte, indem es auf der Brust wie ein Kater mit hohem Buckel balancierte, die vier Hände dicht nebeneinander.

„Du, trampel' mir nicht so auf der Brust 'rum,“ sagte Viola, „das thut ja weh. Nu und du, Helge, mein Gott, mit was für 'nem Nornengesicht kommst du wieder an!“

„Liebchen, die Sache ist ja doch auch danach!“

„Ja, nun sag', wenn er nun 'reinkommt — wie stell' ich mich denn zu ihm? Daß er mir das Biestchen mitgebracht, sieh 'mal das zuthuliche Biestchen, das ist doch eigentlich lieb von ihm, nicht? Muß ich ihm nicht hübsch danken dafür?" — „Nanu?" Das galt nun wieder dem Äffchen, das sich langweilte und Viola ins Gesicht griff, nach den beweglichen weißblitzenden Perlmutterkugeln ihrer Augäpfel. „Du freilich, Helge, würdest am Ende das Tier auch am liebsten draußen auf den Steinen zerschmettern — wie?"

„Nein — sicher nicht — das unschuldige Vieh . . aber, Kleine, wie ist das, würdest du mit mir kommen? Ich meine, ich werde am besten doch wohl hier fortgehen aus dem Hause . ."

„Du? Du, Helge, desertieren? Fort? Unser aller Eigentum hier im Stich lassen, unverteidigt . . ." Dabei hielt sie dem Äffchen die Hände fest, weil es sie mit seinem Spiel am ruhigen Hören hinderte.

„Ja, ja, Kind, ich habe ja auch gedacht, ich würde das so ruhig können, ihm die Stirn bieten und alles gegen ihn verteidigen — aber —" da kniete sie langsam neben Viola hin und umschlang mit einem Arm die Kleine, über den Leib weg, samt der Causeuse und preßte das Gesicht neben Viola auf den Stoff, und ein verzweifelter Laut barst aus ihrer Brust heraus.

Viola strich ihr über das Haar.

„Nu, Helge — Helge — was ist denn?"

Helge richtete sich auf.

„Sieh ihn doch an," sagte sie, „sieh dir doch den armen Rest von ihm an . ."

„Krank?"

„Er ist ja eigentlich nur zum Sterben hergekommen."

„Ach — so schlimm — wirklich?"

„Ja, und die Mutter entwürdigt sich nun und — thut ihm, wie die Hunde im Evangelium dem kranken Lazarus . ."

„Helge!"

„Ja — und das dreht mir das Herz um, das alles kann ich nicht mitansehen . . ."

„Du — kannst etwas nicht?"

„Nein — und ich will es auch nicht. Und kommt es einmal hoch in mir und ich greife zu, nur ein einziges Mal, nun, so richte ich vielleicht noch ein Unglück an . . übrigens, die Reitpeitsche hat er mir schon versprochen. Und siehst du, die Mutter, die fürchterliche Erschütterung, in der sie ist, und wie sie ihrem armen Kopf mit Gewalt alles abzwingt, um seinetwillen, ja, das hält sie ja nicht drei Tage aus — das bläst ihr ja den Rest Verstand aus . . . und ich kann sie doch nicht einschließen wie einen Knaben — darum — helfen kann ich hier niemandem — und — meinetwegen in den Grund mit allem — ich gehe!"

Viola fing an zu weinen. Mit einem ganz wütenden Gesicht, aber es war stärker als sie. Sie drückte sich die Faust auf die Lippen und griff mit der anderen Helge um den Hals.

„Nimmst mich mit, ja?" bat sie. „Ich will mit dir." Sie stieß das so unter ihren Fingern hervor. „Wohin du gehst! Ich will hier nicht mit den Kranken und Sterbenden bleiben . ."

„So geh hinauf und pack das Notwendigste zusammen!"

Das Äffchen sprang weg, da sich niemand mit ihm beschäftigte. Viola stand auf, nahm Helges Gesicht in beide Hände und küßte sie auf den Mund. „Schön," sagte sie, „Auszug der Kinder Israel, jeder seinen Packen auf'm Rücken. Und jetzt machen wir beide uns das Leben fein! Wohin geht's denn, zunächst?"

„Ich denke, ins Alte Haus. Des Majors Wirtschafterin kann uns auf ein paar Tage sein Fremdenzimmer geben. Da hat er sicher nichts gegen."

„Ach —" sagte Viola mit ungeheurem Bedauern. „Weiter nicht?"

„Nun, wir werden erst sehen. Die Knechte hält ja der alte Cegadelo in Rand und die Außenwirtschaft, aber die Mutter kann doch nicht wirtschaften. Ich gebe ihnen Wäsche und Vorräte und Geld auf vierzehn Tage heraus und nehme die Schlüssel mit. Etwas müssen sie mich noch in der Nähe wissen, ehe sich das alles so eingewöhnt — —"

„Na, und wenn alles gut geht . . in vierzehn Tagen . .?"

Helge erhob sich von den Knieen und stand nun wieder groß und fest vor der Kleinen. „Dann gehen wir beide zusammen da draußen in die freie Welt und schaffen uns unser Leben selbst!"

„Unser eigenes Leben! Hurra! Nun ist alles wieder gut!" rief Viola.

Wie ein wegschnellender Ball flog die Kleine aus dem Zimmer, und Helge blickte ihr nach. Ja, die kriegte sie auf diese Weise mit guter Manier aus dem Hause und weg von all den Eindrücken hier. Da machte Viola die Thür noch einmal auf: „Das Äffchen nehmen wir mit, du, hm? Unter allen Umständen!“

— — — — — — — — —

Der Schwarze saß ruhig neben dem Sofa, auf dem der alte Herr lag. Der schlummerte nun, nachdem er seine Medizin bekommen.

„Sambo,“ sagte da der Baron, so aus seinem Schlaf heraus, „du wirst hungrig sein — geh nach der Küche und laß dir etwas zu essen geben. Und dann komm wieder.“

Der Herr hatte es getroffen. Sambo ging auf der Stelle.

Draußen auf der Diele stand er zögernd erst vor der Thür zum Salon, witterte aber dahinter wohl Herrschaftszimmer. Dann ging er in den Garten hinaus und machte sich auf die Suche rund um das Haus nach einem Leuteeingang. Und so kam er an die Küchenthür, die, weinumrankt, ein paar alte ungefüge Granitblockstufen hinunter, unmittelbar in den Gemüsegarten führte. Da klinkte er an, fand aber keinen freundlichen Einlaß. Denn ein paar riesige blonde Mädchen stürzen kreischend von innen auf die Thür los und drückten sie mit aller Kraft wieder ins Schloß. Zugleich kam noch ein besonderer alter Drache mit einer Feuerzange gelaufen, mit der er ein rotglühendes Stück Kohle gefaßt hielt und fuchtelte drohend damit hinter den etwas blinden kleinen Scheiben der Thür herum.

Da trat Sambo hinter sich, die Stufen wieder hinunter, stellte sich bescheiden hin und wies mit sprechenden Gebärden auf seinen Mund und seinen Leib, den er so nach innen krümmte, daß es aussah, als habe er da ein vier Fäuste großes Loch. Nun lachten die da drinnen, schüttelten aber mitleidslos die Köpfe und die Fäuste und wiesen ihn weg. Und er ging auch, aber erst, nachdem er sie grimmig angefletscht und sein großes weißes Gebiß gegen sie aufgeklappt, wie ein nach Menschenblut gieriges Raubtier.

Als er leise wieder bei seinem Herrn eintrat, saß dort die gnädige Frau, wendete sich um und sah ihn unwillig fragend an. Er deutete nun wieder auf seinen Mund und Magen, und die alte Dame nickte ihm auch freundlich zu. Zugleich wies sie mit der Hand durch die Luft, so im Bogen, um das Haus herum, den Weg offenbar, den er eben gekommen. ‚Nein‘ — schüttelte er mit dem Kopf — ‚da ginge er nicht wieder hin.‘ Da nickte sie ihm noch einmal freundlich zu und ließ ihn dann stehen, und Sambo sah nun aus, als hätte er den Eindruck, er und sein Herr würden in diesem Haus recht sonderbar aufgenommen. Und dann ging er still wieder auf die Diele, setzte sich dort auf einen Stuhl und wartete, noch so in Hut und Paletot, wie er angekommen.

— — — — — — — — —

Machte das den Halbschlummer des Barons so unruhig, daß die Augen dieser Frau über ihm waren, unabläßig, in seinem Gesicht herumirrten, alles darin wie mit zitternden Fingern betastend —?

Das war er, den sie geliebt, nicht hatte halten können, neun Jahre in Schmerzen entbehrt — und nein, das war er nicht. Nicht er selbst, fast er, ein Mensch dicht neben ihm, kaum von ihm zu unterscheiden, sein untergeschobenes, verwechseltes Ich — und darüber klappte ihr Gehirn mitten auseinander, und ein schwarzer zentnerschwerer Jammer legte sich auf ihr Herz.

Da — diese Sekunde hatte er die Augen aufgehabt, sie angesehen — blitzschnell, wie voll Grauen, sofort wieder die Lider geschlossen ... und nein, das war nun sicher nicht seine Art gewesen, die Lider auseinanderzuziehen, seine alte lustige gemütliche Art, die sie so gut kannte und mochte — wie manches Mal hatte sie in ihrer jungen Ehe im Bett aufgesessen und darauf gewartet, auf ihren Ellenbogen liegend, halbaufgerichtet, beim Frühschein — nein, dies Auf- und Zuschnappen eben, das war ja wie bei einem blinzelnden Vogel, wie bei einem Affenauge gewesen, oder bei 'nem Chinesen, ja, einem schlitzäugigen, gelbhäutigen ... „Nein, stelle dich nicht schlafend!“ sagte sie, „es hat keinen Sinn, ich weiß ja nun, du wachst!“

„Ich bin müde“ ... bat er, mit halbschlummernder Stimme.

Er müde! Er — immer frisch, wie

ein aufſpringender Waſſerſtrahl — das Leben ſelbſt — müde!

Sie fühlte jetzt das Bedürfnis in ihren Händen, den liegenden Mann da vorn an Bruſt und Leib zu packen und gewaltig zu ſchütteln, damit er ihr Antwort gäbe — aber ihre Hände ſcheuten gleichzeitig wieder vor dem fremden Körper zurück. Mit einem Male hatte ſie ihn ſo, Knäule von ſeinen Kleidern in den Fäuſten, hob ihn faſt auf und rüttelte an ihm: „Franz — o mein Gott, ſag mir doch, Franz, biſt du's?"

„... aber ... Henriette ..."

„Nein, ich will jetzt wiſſen, biſt du's?"

„Nun, vielleicht bin ich's nicht!"

Da ließ ſie ihn haſtig los — dieſer willenlos ſchlaffe Körper, das Gefühl an ihrer Haut von dem fremdländiſchen Stoff — und ihren Mann, um Gotteswillen, wie hätte ſie den einſt ſo nehmen und ſchütteln können — und doch in der höhniſchen Stimme eben, da war ein Ton drin geweſen von ihm, ein Ton, der zu ihr kam, ſo feindſelig und überlegen, wie er geweſen, der in ſie hineinging, wie einer der nach Hauſe kommt und ruhig an ſeinen alten Platz geht.

Der alte Mann benutzte den Augenblick, um ſich vor einen neuen Angriff wenigſtens aufzuſetzen, tief in das Sofa zurück, den Kopf hinten an die Wand.

„Vielleicht fragſt du mich etwas aus unſrer Vergangenheit," ſagte er, „aus deiner und meiner, meine ich, wenn dir die Sache nicht ganz klar iſt."

„Ja, weißt du, das kann er dir ja alles erzählt haben, nicht?"

„Na, dann mußt du dich eben auf deine eigenen geſunden Sinne verlaſſen. Übrigens iſt es kalt hier, möchteſt du nicht hinübergehen und ſagen, daß noch etwas nachgelegt wird?"

„Siehſt du, das ſagſt du mir, geſunde Sinne, und glaubſt, ich fühle es nicht, wie du das meinſt. O nein, dein feines Lächeln, mein Franz, ja, das ſeine verſteckte Lächeln da, womit du mich ſo oft gedemütigt haſt, das kenne ich noch!"

„Nun, dann würde ich vorſchlagen, du nimmſt dies als ein Erkennungszeichen, wie?"

„Weißt du, das iſt ja nicht zu leugnen, mein Gedächtnis hat etwas gelitten. Aber es iſt mir doch auch ſo ſchlecht gegangen. Denke doch, den Kummer um meinen Mann!" Sie legte ihm vertraulich die Hände auf ſeine beiden Kniee und ſah ihm in's Geſicht. Und ihm war wohl ungefähr, als würden ihm alle ſeine Nerven wie Violinſaiten mittelſt Wirbeln geſpannt.

„Ja, erſt ſchon damals, als er fort wollte. Das fühlte ich ihm ja ab. Wollte ihn ſo gern halten — und fing es doch immer zu dumm an. O — er war ja ſo ein ſeiner beſonderer Menſch ..."

„Siehſt du wohl!" ſagte der Baron zwiſchen ſeinen Lippen. ‚Schade, nun zieht ſie ihre Hände weg — und hat doch ſo ſchöne kuhwarme Hände ...!'

„Was ſagſt du, Franz?" fragte ſie, aber ſo abweſend, ganz in ihren Gedanken, daß er ſah, ſie hatte es nicht verſtanden.

„Du warſt dabei," meinte er laut, „mir die Geſchichte von deinem Manne zu erzählen, der dir durchbrennen wollte, nicht?"

„Ja, ſiehſt du, das war die Zeit, wo er immer ſtummer und fremder wurde zu mir, und ſo viel weg! Tage weg, Nächte weg, ganze Wochen weg, kam müde und abgehetzt heim, ſchlief, aß, ließ die Segel wieder an den Strand tragen, und ich ſah ihm dann nach, hier vom Bodenfenſter aus, ſah ihn den Strom hinunterſegeln, er am Steuer, immer kleiner werdend, bis an die Molen konnt' ich ihn wohl immer noch erkennen mit meinen guten Augen, endlich ... in Nebel, weg ... verſchwunden ... einmal um das andere. Für mein Leben gern hätte ich das Fernrohr mit hinauf genommen, wenn ich mich da ſo auf den Boden ſtahl, aber ich mochte es doch nicht gern merken laſſen. Ich ſagte, ich ſähe nach der Wäſche, oder kramte nach dem Bilde vom Urgroßvater Steenbock, dem Schweden, ob das auch beim Umzug aus dem alten Haus mitgekommen ..."

„Siehſt du, das war ſchlau!"

„Ja, und ſie waren immer ſo dumm und glaubten es ..."

„Du, ſag', könnteſt du mir nicht wieder deine Hände auf die Knie legen, die wärmten ſo ſchön ..."

„Ja — darf ich ...?"

„Bitte. Es muß dir aber auch nicht unbequem ſein!"

„Ach, das macht ja nichts, Franz!"

„Nu weiter. Alſo dein Mann ſegelte damals immer den Strom hinunter und

wurde immer kleiner. Übrigens könnten wir nun auch bald 'ne Lampe brauchen, nicht?"

„Es ist ja so viel schöner — in der Dämmerung. Da siehst du meine Runzeln nicht ..."

Er schwieg — sie fühlte die Ablehnung.

„Wovon sprachen wir doch?" fragte sie. „Ja so — siehst du, schon die Angst damals, noch ehe er ging, das war ja eigentlich schon genug, um einen Menschen aus den Fugen zu treiben. Wenn das Einzige, Geliebte so ... nun, so rettungslos vor einem zurückweicht, wie das Wasser unten am Strand, bei der Ebbe ... übrigens diese Angst um ihn habe ich ja gehabt, eigentlich vom ersten Augenblick unserer Verlobung an, wo ich es ja bald nicht glauben konnte, wie Vater kam, daß er um *mich* da wäre, weißt du, so ein Mensch, den man im Stillen vergöttert, und dann plötzlich kommt er und will einen und nimmt einen und küßt einen ... nun, da schwört man sich ja ihm innerlich zu auf Leben und Ewigkeit. Übrigens ging es dann ganz gut — wunderbare, selige Jahre — wenigstens schien es so, das kannst du mir glauben, wenn ich es dich versichere, denn das merkt doch auch die dümmste Frau, ob er mit seiner ganzen Seele bei ihr ist, in den Zeiten ihrer Liebe, oder ob es nur Mitleid und Almosen ist ... Aber selbst, wenn du meinst, das war es, so kann ich nur sagen, *er* hat es mich nie fühlen noch merken lassen — der feine gute überlegene Mensch, der es war — und du wirst ja wohl barmherzig sein und mir das Glück nicht rauben wollen, das für mich in diesem Glauben noch heut liegt."

„Nein! Aber meinen Havelock möchte ich jetzt aushaben."

Sie hörte ungläubig hin.

„Was möchtest du?"

„Meinen Havelock ausziehen. Der wird mir nun nachgerade lästig."

„Ja, das thu, zieh ihn aus. Soll ich dir helfen?"

„Nein. Sambo kann 'mal 'rein kommen. Willst du so gut sein, ihn rufen?"

„Wen? Sambo? Wer ist Sambo?"

Das Blut schoß ihm in den Kopf vor Ungeduld.

„Sambo, mein Farbiger, draußen auf der Diele vor der Thür, verstehst du das nicht?"

Sie sah sich nach der Thür um. Es war nun schon ziemlich dunkel im Zimmer. Sie sah niemanden dort bei der Thür. Da nahm sie an, sie hätte sich verhört oder wieder 'mal nicht recht verstanden, und sagte beschwichtigend: „Laß nur. Wir haben ja hier auf der Insel keinen solchen Farbigen. Und ich kann es dir ja selbst machen!"

„Nein, bitte, steh' auf, geh' zur Thür, mach' die Thür auf und ruf' hinaus: Sambo!"

Sie gehorchte. Ja wirklich, da saß der Schwarze vor der Thür auf dem nun fast dunklen Flur. Jetzt erinnerte sie sich seiner auch und sagte: „Sambo, Sie sollen hereinkommen und dem Herrn den Mantel ausziehen!"

Natürlich verstand der Schwarze sie nicht, wie sie ihm das deutsch sagte. Aber er verstand, daß er gerufen wurde und kam herein.

Nun stand sie bei der Thür und sah zu, wie dahinten am Sofa der Neger ihrem Manne behilflich war. Das stellte plötzlich für sie den Eindruck des völlig Fremden wieder her. Zugleich kam sie sich dabei so weggestoßen und völlig überflüssig hier im Zimmer vor. Da fiel ihr ein, daß sie nun wohl für eine Lampe sorgen könne, auch um sie dann da vor ihm auf dem Tische stehen zu haben und ihn in dem hellen Schein ansehen zu können, auf all das, was sie notwendig in seinem Gesicht noch neu zu sehen und zu erfassen hatte. Und so ging sie denn hinaus.

— — — — — — — — —

Ehe die Schwestern aufbrachen, wollte Helge noch Cegadelo Bescheid sagen. Als sie über die Diele kam, hörte sie den Alten in seiner Wohnstube auf und nieder gehen und singen. Sie stand einen Augenblick und hörte hin.

„So fließe denn, mein Bächlein, ruhig weiter
Durch dieses Thal voll lauter Harmonie ... nie
... nie ..."

Ja, das war das eine von seinen beiden Liedchen, das für behagliche Stimmung, immer wieder von vorn, wenn's zu Ende war. Dazwischen gehüstelt und ein Zug aus der langen Pfeife — paff und paff — und sein tiefes Stöhnen, das er immer hatte beim Rauchen — und dann leise weitergekrächzt, so in der Stube hin und her. Ursprünglich, als er dies Liedchen in seiner

Ein Grosser der Erde. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz.

Jugend bei irgend einem Bierulk aufgegriffen, hatte er sicher in Text und Melodie die Persiflage empfunden, namentlich in der wiederholten Endsilbe: „. . . nie . . . nie . . .“, aber seitdem, durch den fünfzigjährigen Gebrauch hatte sich das wohl abgenutzt, und einen leichten Schuß Ironie mochte er ja überhaupt gern, selbst in seiner reinsten Behagensstimmung, als Würze.

Auf Helge wirkte das natürlich befreiend, wie sie da stand und den Alten hinter seiner Thür in all diesen Umständen behaglich brummen hörte: „. . . durch dieses Thal voll lauter Harmonie . . .“ Sie klopfte an und trat ein.

Auf seinem Tisch brannte die Lampe in grünem Papierschirm mit Transparentbilderchen: ‚Mutterglück‘ — ‚spielende Kinder im Walde‘ u. s. w. Auf der Wachstuchdecke im Lichtkreis lagen Patronenhülsen in Reih und Glied, daneben die altmodische Hornflasche mit Pulver, sorgsam zugeschraubt, die Kassette mit den Fächern voll Vogeldunst, Hasenschrot und Rehposten, und die Würgemaschine. Man sah, der Alte hatte nachher daran gehen wollen, sich wieder Patronen zu machen.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und witterte gleich etwas Besonderes. Und sie sagte nun, daß sie wegginge. Und daß er inzwischen in gewisser Hinsicht ihre Stelle vertreten müsse. So wie sie übereingekommen an dem Tage auf der Düne.

„Ja, gnä' Fräul'n gehen nun . . .“ sagte er. „Und unse' gnä' Frau?“

Helge zuckte die Achseln.

„Die gnä' Frau,“ sagte er, „hätte nun den Herrn Gemahl wieder, nicht wahr, und der sei ja denn der Nächste dazu?“

„Ja, Cegadelo. Inst, wie wenn ich gestorben wär' oder geheiratet hätte oder mir 'mal draußen die Welt ansehen wollte. So muß das jetzt gehen. Und übrigens bin ich nicht zu einer Auseinandersetzung gekommen, sondern nur, um zu sagen, daß ich fortgehe.“

„Das hör' ich ja wohl, gnä' Fräul'n. Und das versteh' ich ja wohl. Gnä' Fräul'n reisen nu. Neun Jahre haben Sie das alles so treu getragen, nun laden Sie die Last ab und werfen uns das vor die Füße wie eine Kiepe Holz, und gehen weg.“

„Ja —, ich will nun bloß noch für das sorgen, was noch Wert hat . . .“

Wenn so ein Greisenauge dann anfängt, zu bitten . . .! Aber sie blieb auch dagegen hart.

„Und wohin geht dann vor's erste die Reise?“

„Nach dem Alten Haus.“

„Na, dann is' man gut. Da werde ich ja wohl kommen dürfen und berichten und fragen, wenn was passieren sollte?“

„Für den Übergang — ja!“

Helge ging. Auf der Diele hörte sie noch, wie der Alte Lied und Spaziergang wieder aufnahm: „So fließe denn mein Bächlein ruhig weiter . . .“ und mit starkem Paffen die Pfeife anfog. Ja, der nahm das nicht ernst, wie es schien, und verließ sich darauf, daß sie es ja wohl nicht fertig bringen würde, sich loszureißen.

— — — — — — — — —

Miken war mit den beiden Handkoffern schon voran nach dem Alten Hause. Und sie gingen nun im gelinden Frost und im Grau der Dämmerung über die knisternde, ganz dünne Schneedecke auf dem Sandweg langsam nach, den Leisberg hinan, die kleine Bodenwelle vor dem Hause des Majors. Und die ganze Zeit sah das rote Auge sie an. Das hatten sie vor sich, hoch oben, riesengroß, freischwebend in den Nebelmassen, das Feuer vom Leuchtturm. Und beide mußten auch beständig darauf hinsehen.

„Ja, das läßt, als ob da oben eins um sein Selbst kämpft in all dem erstickenden Nebelwust, in dem es steckt, um Leben und Freiheit. Weißt du, Kleine, abends nach der Skatpartie, wenn ich da in meine Stube komme, da geh' ich bisweilen durch das Dunkel, stoße mein Fenster auf und seh' hin: ‚Ja, lebst du denn noch — seit gestern?‘ — und es lebt noch. ‚Und sie haben dich nicht untergekriegt?‘ — ‚Nein, und sie kriegen mich auch nicht unter!‘ . . . und dann ist das, als sprängen wilde Männer in mir auf, viele, viele, die die Arme hoch werfen, über den Kopf, mit Schwertern und Schilden, und in einen brausenden Jubel ausbrechen . . .“

„Hm — und nachher gehst du dann zu Bett — mit all deinen wilden Männern — und am andern Morgen geduldig wieder ins Joch, nicht?“

„Ja, so war es bisher. Nun wollen wir sehen, was kommt!“

„Du, Helge, wenn jetzt Fräulein Düsen nicht zu Haus wär'? Verreist wär'?“

„Nun, wenn Fräulein Düſen verreiſt wär', dann ſchlieſe jetzt Majors Dörten ſchon, und wenn Majors Dörten ſchliefe, dann könnte Schweden, Dänemark, Lübeck und Mecklenburg ſeine ganze Artillerie rund um das Alte Haus aufſtellen im Kreis und eins zwei drei zählen und auf drei alleſamt losbrummen, dann wachte vielleicht Majors Dörten auf."

„Ja, dann lägen wir hier auf dem Wege, Helge!"

„Ja, Hurra, auf dem Wege!"

„Und könnten die Freiheit hochleben laſſen!"

„Jawohl, die Freiheit! Hurra hoch!"

„Helge, du biſt verrückt. Und die Obdachloſigkeit, und das Landſtreichertum!"

„Jawohl, das Landſtreichertum! Hurra hoch!"

„Helge, du haſt was getrunken — laß mich 'mal an dir riechen! Du weckſt mir ja das Äffchen auf!"

„Kleine! Kleinſte! Biſt du denn je 'mal richtig obdachlos geweſen?"

„Nein, Sie vielleicht?"

„Ich ja leider auch nicht. Siehſt du, und das könnten wir jetzt haben. Na, was machen wir dann? Dann fangen wir an zu marſchieren und ſtimmen ein Lied an. Herum um das Haus, an die Fährſtelle. Wirſt du müde, nehm' ich dich huckepack."

„Ja, und ich das Äffchen — obendrauf."

„Meinswegen, Kleine. Es ſieht's ja keiner. Und an der Fährſtelle ſtibitzen wir den Gränitzern ihr Fährboot. Der alte Drach, die Helge vom Gränitz, ſitzt ja dann bei ihrer Skatpartie mit ihren anderen beiden Greiſen, die kommt uns nicht über den Hals mit ihrem Schlüſſelbunde. Und dann über den Strom und auf Köldemünde zu. ‚Friſch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!' — oder ſonſt 'ne hübſche Marſchmelodie, damit die Beinings von lütt Violaſchweſter mitkommen, und da in Köldemünde Extrapoſt, ein Mann mit'm Poſthorn auf'n Bock und ſo in die Nacht hineingeblaſen und warm im Wagen gelegen nach Kölde. Da bekreuzigt ſich das Grote Münſter, wenn wir ankommen, und ſchwenkt doch aus angeborener Höflichkeit ſeinen alten Turm zum Gruß. Und da bei Ahlke im ‚Erbſtatthalter' 'n Zimmer. Eins mit Blick auf'n Markt. Und dann kriegſt du gleich Sekt zu trinken — und kling, das eigene freie, ſelbſtgezimmerte Leben! Kling! Was?"

„Ja, und Ahlke ſagt: ‚da oben ſitzen die Damen vom Gränitz und feiern ihres Herrn Papa Heimkehr. Und nu ſind ſie alle drei verrückt!' Er iſt ja ſo ſchön deutlich! Und dein tadelloſes Renommee, das du dir haſt ſtehen laſſen, das iſt dann in dieſer Gegend für ewig hin!"

„Ja, das iſt dann hin. Aber vielleicht ſollte ich dem ſo wie ſo 'mal 'n lütten Stoß verſetzen. Denn ich wette, die Söhne des Landes fürchten ſich im Stillen etwas vor dieſer Tochter des Landes."

„Was geht das dich an?"

„Ja, weißt du .. Adolf Möllers ſchreibe ich heut abend ab!"

„Ach?"

„Nun, woll'n nicht davon reden und uns das jetzt nicht quer kommen laſſen!"

„Na, du räumſt ja ſchön auf, wenn du 'mal bei biſt!"

„Ja, man muß den Anſtoß ausnutzen, ſchwerfällig wie man iſt, wenn man 'mal einen gekriegt hat. Famos, wie der überfrorene Sand einem ſo unter den Sohlen kniſtert und kreiſcht, nicht? Übrigens, alte Düſen iſt ja ganz ſicher zu Haus, und auf die Landſtreicherei freuen wir uns umſonſt!"

„Scheint dir ja ordentlich leid zu thun!"

„Nein, eigentlich iſt mir gar nicht zu Mut danach, nun mit der alten Pumpelgans bei ihrer Moderateurlampe zu ſitzen."

„Na, dann kehrt, links um, Marſch!"

„Nein, nein, das iſt ja alles Scherz."

(Fortſetzung folgt.)

Abb. 1. Das Wiertz-Museum zu Brüssel.

Genie und Wahnsinn.

Das Wiertz-Museum in Brüssel.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Es war an einem wundervollen Herbsttage, als ich von den breiten Boulevards, die Brüssel umkränzen, in den neuen, von zahlreichen geradlinigen Straßen durchkreuzten Stadtteil einbog, den man das Quartier Léopold zu nennen pflegt. Während es auf den Boulevards, den ehemaligen Befestigungen der inneren Stadt, von Menschen wimmelte, die sich auf den schön gepflegten Promenadenwegen ergingen, während hier Wagen auf Wagen über den Damm rasselte und unaufhörlich das Klingeln der elektrischen Straßenbahn ertönte, herrschte in der nordöstlichen Vorstadt ein eigentümlich vornehmes Schweigen. Das Quartier Léopold ist noch nicht alt. Als Wiertz auf dem kleinen, grün umbuschten Hügel zwischen dem Luxemburger Bahnhof und dem Zoologischen Garten das Atelier bezog, das der Staat ihm hatte erbauen lassen, war es hier draußen noch ganz ländlich. Jetzt ist die kleine Villa von stattlichen Häusern umgeben, und ihr gegenüber erhebt sich das neue naturhistorische Museum mit seinen interessanten Resten aus vorsündflutlicher Zeit. . . .

Abb. 2. Selbstbildnis von Anton Wiertz (1860).

Wer ist Wiertz? — Man kann außerhalb Belgiens Tausende fragen, und sie

Abb. 3. Badende Mädchen mit Satyrn.

vor der Thür (Abb. 1). Ein anmutiges Bild. Ein Künstler muß sich hier wohl gefühlt haben — und man kann annehmen, daß seine schaffensfrohe Hand nur zur Palette griff, um heiteren Bildern Entstehen zu geben: der lustigen Götterwelt, wie die Renaissance sie liebte, tanzenden Waldgeistern mit der Panflöte und rosenbekränzten Bacchantinnen, oder einer flandrischen Bauernhochzeit mit ihrem bunten Hin und Her, oder einer glänzenden Festlichkeit im Zauber schillernder Lichtreflexe ... Und tritt man dann in den einzigen Oberlichtsaal des Hauses, das ehemalige Atelier des Meisters, wie staunt man da, statt des erwarteten sonnigen Frohsinns im Bilde auf ungeheuren Leinewandflächen eine Gedankentiefe zu sehen, wie niemals eines anderen Künstlers Hand sie in Farben wiederzugeben verstand; eine gemalte Ideenwelt — Aufschrei und Wimmern, edler Zorn und Entsagung, ein Chaos lodernder Empfindungen, vor allem grenzenloses Mitleid mit der an das Kreuz geschlagenen Mensch-

werden den Kopf schütteln. In einer großen dreibändigen Geschichte der modernen Kunst, die mir vorliegt, ist nicht einmal sein Name erwähnt. Eine andere Kunstgeschichte fertigt ihn mit wenigen Worten ab: sein bedeutendes Können sei in den Excentrizitäten dieses ruhelosen, verbitterten Geistes untergegangen ... Freilich war er kein Alltagsmensch, und in manchen seiner Schöpfungen scheinen die Grenzlinien zwischen Genie und Wahnsinn, wenn man Lombrosos wohlfeilen Deduktionen folgen will, haarscharf aneinander zu treten. Aber auch in seinen Verirrungen, deucht mich, war Wiertz ein großer Woller und Einer, dessen Können an die Meister Alt-Niederlands erinnerte. Vor allen Dingen aber strömt das Lebenswerk dieses Mannes, das in dem kleinen, seinen Namen tragenden Museum vereint ist, so sehr den Odem einer machtvollen, die Zeitgenossen weit überragenden Persönlichkeit, so sehr das Fluidum einer ganz eigenartigen und starken Individualität aus, daß man sich wie im Banne eines heimlichen Zaubers, wie inmitten eines Beschwörungskreises zu finden vermeint.

Mir wenigstens erging es also. Draußen lachte die Septembersonne, und es umfloß ihr gleißendes Gold die künstliche Ruine des kleinen Landhauses, die ausgetretene Steintreppe, die auf den Hügel führt, die Säulenquadern, deren Füße Epheu umspinnt, und die gewaltige Buche

Abb. 4. Die Kinder mit dem Schmetterling.

heit und flammende Anklagen wider deren Peiniger — man glaubt, im Inferno Dantes zu stehen. Aber jenseit der letzten Höllenkreise dämmert das Frührot auf; man fühlt, daß es tagt...

Wie Wiertz Zeit seines Lebens ein Sonderling war oder als solcher galt, so nimmt er auch in der Geschichte der modernen Malerei eine Sonderstellung ein. Mit einigen Schlagworten kann man ihn nicht abfertigen, mit akademischen Maßen nicht messen; alle Regeln sorgfältig überlieferter Ästhetik werden an ihm zu Schanden.

Er wurde in Dinant an der Maas am 22. Februar 1806 geboren. Germanisches und wallonisches Blut mischten sich in ihm. Sein Vater, ein alter Soldat, der vierzig Jahre lang dem Staate gedient hatte und nach dem Sturze des Kaiserreichs in die holländische Gendarmerie getreten war, hatte von jeher einen starken Einfluß auf den Sohn ausgeübt. Er weckte in ihm den verzehrenden Ehrgeiz, der schließlich entsagender Askese weichen sollte — den heroischen Geist, den Sinn für Großes und Kühnes, das revoltierende Mitleid für die Armen und Elenden. Er unterstützte auch das Talent des Knaben; aber da er arm war, würde er dem vergötterten Sohn schwerlich haben die Wege ebnen können, wenn nicht ein Zufall ihm in einem höheren Staatsbeamten, der Dinant besuchte und sich lebhaft für die schönen Künste interessierte, einen Protektor zugeführt hätte.

Abb. 5. Zwei junge Mädchen.

Auf dessen Veranlassung kam Anton Wiertz nach Antwerpen, wo er auf der dortigen Akademie seine erste künstlerische Ausbildung erhielt und schon damals in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Kenner fesselte, daß man für ihn vom König Wilhelm der Niederlande ein jährliches Stipendium von 140 Gulden erwirkte, das später um das Doppelte erhöht wurde. Es war das Gnadenbrot, von dem der junge Mann leben mußte. Es genügte gerade, ihn nicht verhungern zu lassen, — und Wiertz lernte hungern. Zeit seines Lebens stand die Not an seiner Seite. Aber seine Thatkraft lähmte sie nicht. In seinen Mußestunden, wenn er nicht vor der Staffelei oder an Skulpturen arbeitete, beschäftigte er sich mit Musik und Schriftstellerei.

Im Jahre 1828 hatte er sich zum ersten Male — vergeblich — um den römischen Preis der Brüsseler Akademie bemüht. Sein Sehnen war Italien, Michel Angelo sein Vorbild. Da kam die Revolution von 1830, in ihrer Hauptsache ein Werk der Wallonen, in ihren Folgen ein Sieg der Vlamen. Die Begeisterung schlug hellodernd auf, und abermals bewarb sich Wiertz um den Preis von Rom. Diesmal war auch das Glück mit ihm; er wurde gekrönt und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, einige Jahre in Italien leben und dort seine Studien fortsetzen zu können.

Das war die Zeit seiner ersten großen Ideen. Homer war sein Begleiter; die Bilder der Iliade entzündeten seine Phantasie. Im Jahre 1835 begann er seine Riesenkomposition: der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroclus. Titanische Stoffe zogen ihn früh an. Und solche Stoffe wollten auch auf ungeheuern Leinewandflächen verarbeitet werden. Seine Meister, die Meister des Cinquecento, die Rubens und Tintoretto, Michel Angelo und Paul Veronese, hatten es ebenso ge-

macht. Die Größe der Ideen verlangte auch rein äußerlich Raum. Emile de Laveleye weiß in einem Artikel über Wiertz, den er in der Revue des deux Mondes veröffentlichte, zu erzählen, der alte Thorwaldsen habe das Patroclusbild zu Rom gesehen und bewundernd ausgerufen: „Dieser junge Mensch ist ein Gigant!“ .. Andere homerische Kompositionen fallen in spätere Jahre. Der Patroclus fand in Antwerpen den Beifall der Kunstfreunde; aber die große Menge begriff ihn nicht. Ähnlich erging es Wiertz in Paris. Man staunte, doch bewunderte nicht. Auch der stoffliche Inhalt des Bildes ließ kühl. Wer hatte in diesen Tagen Interesse an den Kämpfen der alten Welt! Die Kritik, die die grandiose Bewegung der Massen auf dem Gemälde lobend anerkannte, hatte für die Einzelheiten Aussetzungen. Und die nörgelnden Stimmen mehrten sich.

Das verbitterte Wiertz. Er war empfindsam. Er strebte nach dem Höchsten, in jenen Tagen aber auch noch nach Anerkennung. Die Zeit mönchischer Entsagung war noch nicht gekommen, der Ehrgeiz tobte in ihm. Er begriff nicht, daß die Menge seiner Schöpfung so kühl gegenüberstand. Dabei trug er sich mit neuen großen Plänen, mit der malerischen Ausgestaltung philosophischer Ideen, deren Schwergewicht ihn anzog. Denn immer wollte er seine eigenen Wege wandeln, in seiner eigensten Gedankensphäre leben. Fernab zu stehen vom Troß der Tausend war schon der Wunsch des Knaben gewesen. Aus brennendem Ehrgeiz — doch aber auch aus tieferem Empfinden heraus, aus einem gewissen Einsamkeitsbedürfnis, mit dem sich mehr und mehr, je schmerzender Leid und Mitleid in seiner Seele zu wachsen begannen, eine tief pessimistische Weltanschauung verband.

Und er ging in die Einsamkeit. Zunächst nach Lüttich, wo seine Mutter lebte, die er auf Händen trug. Als seine Bilder in Paris gar nicht mehr erwähnt, in Brüssel von der flüchtigen Tageskritik meist abfällig beurteilt wurden, schloß er sich völlig von der Welt ab. Er stellte nichts mehr aus; er verkaufte keine seiner großen Kompositionen; er arbeitete nur für sich selbst. Was er „arbeiten“ nannte. Denn die Porträts und Kopien, die er auf Bestellung malte und meist nicht einmal mit seinem Namen zeichnete, waren keine Arbeit für ihn. Er schleuderte sie auf die Leinewand, um leben zu können; man bezahlte sie ihm schlecht, anfänglich nur mit 200 und 300 Franken; erst später, als der belgische Staat sich seines größten neueren Künstlers anzunehmen begann, honorierte man ihn etwas besser. Das Jahr 1840 brachte ihm eine Freude. Bei Gelegenheit der Rubensfeste in Antwerpen war von der Akademie eine Konkurrenz für die beste Würdigung des Meisters ausgeschrieben worden. Wiertz, der eifrig Kunstgeschichte trieb und gern schriftstellerte, gewann den ersten Preis für seine „Eloge de Rubens“ *). Später (1862) wurde noch eine zweite Arbeit aus seiner Feder: „Mémoire sur les caractères constitutifs de la peinture flamande“ gekrönt. Auch die Regierung zeichnete ihn aus: durch — das Offizierskreuz des Leopoldordens. Sie machte es sich billig. Sie baute

Abb. 6. Lebendig begraben.

*) Enthalten in: A. Wiertz, Œuvres littéraires complètes, y compris ses œuvres posthumes. Bruxelles, Ve Parent.

ihm freilich auch, als er nach dem Tode der vergötterten Mutter nach Brüssel übersiedelte, ein Atelier; aber nicht umsonst. Wiertz mußte sich verpflichten, seine sämtlichen Werke dem Staate zu hinterlassen. Er ging darauf ein; er wollte wenigstens einen ruhigen Platz für seine Arbeiten haben. Im übrigen darbte er weiter, und Belgien ließ ihn darben, bis er an einem Junitage des Jahres 1865 die heißen Augen für immer schloß . . .

Der Katalog des Wiertz-Museums zählt außer den zahlreichen Studienblättern des Meisters 65 seiner Werke auf, darunter acht Skulpturen. Das ist das Lebenswerk des Verstorbenen. Die Kritik rühmt an ihm die verblüffende Technik, die Großartigkeit der Konzeption und die Korrektheit der Zeichnung, die namentlich bei Darstellungen in der Verkürzung erstaunlich ist. Aber damit ist Wiertz nicht gewürdigt. Wer ihn recht beurteilen will, muß, dünkt mich, etwas von seinen Eigenschaften in der eigenen Brust tragen, zum wenigsten Verständnis für sein großes, allumfassendes Mitleidsgefühl — und auch ein Stück Dichterseele.

Zweifellos ist eins: viele seiner Bilder haben jetzt schon verloren. Das liegt daran, daß Wiertz stark mit Terpentin arbeitete und nicht auf Leinewand, sondern auf einer Art rauhem Tuche malte. Ihn störte der schillernde Glanz der gefirnißten Bildfläche. Und in der That hat sein Verfahren namentlich bei den monumentalen Gemälden viel für sich. Sie wirken wie Fresken, in gewisser Weise auch gobelinartig; der große Eindruck verstärkt sich. Aber auf dem rauhen Stoffe blättert die Farbe leicht ab, und es scheint auch, als sei ihr matter Ton bereits hie und da verblichen.

In einer modernen Biographie Wiertz' sagt der Verfasser: „er war ein genialer Narr . . ." Das war Wiertz nun gar nicht. Er war kein Narr. Aber ein Sonderling war er gewiß — wenn wir den so nennen wollen, der es liebt, abseits zu gehen, sich nicht den Herden anzuschließen, sich zu isolieren; der seiner Individualität lebt und wenig Anpassungsvermögen besitzt; der seiner ganzen Art nach sich von der Menge scheidet. Solcher Sonderlinge hat es im Reiche der Kunst manche gegeben; die Mitwelt achtete ihrer nicht, und erst die Nachwelt flocht ihnen Kränze. Ein Narr ist Wiertz auch in seinen Verirrungen nicht; auch aus seinen Exzentrizitäten sprühen die göttlichen Funken des Genies.

Abb. 7. Die Civilisation des XIX. Jahrhunderts.

Man hat auch behauptet, sein Geist sei in seinen letzten Lebensjahren umdüstert gewesen. Aber noch kurz vor seinem Tode erschien seine preisgekrönte Arbeit über die vlamische Malerschule. Sein Geist war licht bis zum letzten Tage seines Lebens. Doch sicher war es nicht nur ein seltener, sondern auch ein seltsamer Geist. Daß er seltsam geworden, läßt sich erklären. Er war mit seiner ungeheuern Phantasie auf die Einsamkeit angewiesen. Er war wie ein Mirabeau im Kerker oder wie ein Anachoret an den Füßen des Sinai; wie der Heilige Antonius Flauberts, dessen Visionen gleichsam Verklärungen sind im Lichte der Kunst. Von des Malers Selbstbildnissen scheint mir das hier reproduzierte (Abb. 2) das am meisten charakteristische. Charakteristisch ist auch die halb verwischte Inschrift: „La critique en matière de peinture, est-elle possible?" — Das Porträt stellt Wiertz in reiferen Mannesjahren dar: etwas posierend, im Atelierkostüm, das Gesicht im Profil — ein kühnes und geistreiches Gesicht mit eigentümlich schwärmenden Augen. . . .

* * *

Unter den Gemälden, die antike Stoffe behandeln, ist eines der merkwürdigsten das Polyphembild, das Wiertz „Un Grand de la Terre“ benannte (Einschaltbild z S. 664/665). Das Bild ist in der von dem Meister erfundenen Technik — „peinture mate“ — gemalt, die man als strikten Gegensatz zu Makarts glühender Farbentechnik bezeichnen könnte. Wiertz wollte keine Farbeneffekte erzielen; und vielleicht ist in den stumpfen Farben die Wirkung des Koloristischen noch packender — künstlerisch jedenfalls tausendmal eindringlicher als der glatte Glanz und der Schmelz auf Makarts Bildern. Das Sujet ist ganz Wiertzisch. Polyphem zerreißt, zerfleischt und verschlingt die Gefährten des Ulysses. Der Cyklop ist ein ungeheuerlicher Gigant. Obwohl das Gemälde über neun Meter an Höhe und fast acht Meter an Breite mißt, konnte Wiertz die Riesenhaftigkeit des Polyphem doch nur in bezeichnenden Gegensatz zu den Irrfahrern dadurch bringen, daß er die kolossale Gestalt in starker Beugung darstellte: Kopf und rechte Hand berühren fast den Boden. Als Stock trägt Polyphem einen ausgerissenen, noch grünen Baumstamm; die andere Hand greift nach einem der Gefährten; der furchtbare linke Fuß — zwei Meter groß auf der Leinenfläche — zermalmt einen zweiten; mit den Zähnen hat der Cyklop einen dritten ergriffen und zerfleischt ihm das Bein. Ulysses selbst will das Schwert ziehen, aber es scheint, als erstarre seine Hand bei dem schrecklichen Anblick. Im Hintergrunde lodert das Feuer. Rechts sieht man eins der Riesenschafe der Polyphem und die sich windenden Getreuen des Irrfahrers. Einer von ihnen umklammert in Todesangst — — die gemalte Rahmenleiste des Bildes. Das ist eine der Kapricen, wie Wiertz sie liebte. Fast auf allen seinen Gemälden sind die Rahmen gemalt. Er war zu arm, sich solche zu kaufen. Meisterhaft sind vor allem der Kopf des Cyklopen, das muskelstrotzende Bein, der Widder und einige der Schiffer.

Der „Homerische Kampf“, ein anderes Riesenbild, ist das Gegenstück zu der Patroclusscene und frappiert wie dieses zunächst durch die grandiose Bewegung. An den Skizzen, Entwürfen und Studien, die in einem Nebenzimmer des Museums ausgestellt sind, kann man ersehen, wie langsam Wiertz schaffte und wie intim er sich erst mit Vorarbeiten beschäftigte, ehe er an die Ausgestaltung seiner Kompositionen ging. Es ist ein interessanter Blick in die Geheimnisse seiner Kunst. Mit wenigen Linien sind hier die Hauptgestalten in Umrissen entworfen; schon die zweite Skizze ist entwickelter; die Linien wachsen auf der dritten — man vermag genau die Stationen zu verfolgen, die allgemach bis zur Vollendung führten.

Zwei Bilder von Tizianscher Lieblichkeit und Kraft sind „Die Schmiede des Vulkan“ und „Badende Mädchen mit Satyrn“ (Abb. 3). Bei letztgenanntem Gemälde wird man auch unwillkürlich an Böcklin erinnert: Die ganze Gruppierung, der vordere Satyr und vor allem das Gesicht des bereits im Wasser stehenden, die Hände faltenden Mädchens sind so ganz in der Eigenart des großen Schweizer Meisters gehalten, daß man das Bild, wäre es namenlos, beruhigt ihm zuschreiben könnte. Es ist reizend im Vorwurf und geradezu wundervoll gemalt: eine kleine Dichtung in Farben, bei der man Musik zu hören wähnt. Fein und zart ist auch ein anderes kleines Bildchen: „Die Kinder mit dem Schmetterling“ (Abb. 4) — zwei Putten, die einen Falter gefangen haben und dem zitternden Tierchen die Flügel sengen. Famos ist hier besonders der Ausdruck kindlicher Grausamkeit, der auf dem Gesicht der hinteren Putte liegt. Daß der Meister auch mit diesem Bildchen eine tiefere Idee hat allegorisch zum Ausdruck bringen wollen, ist mir nicht zweifelhaft.

Seine Neigung für das Symbol und die Allegorie zeigt sich in den meisten seiner Schöpfungen. Die verderbliche Wirkung schlechter Lektüre bringt er in der „Romanleserin“ zur Darstellung. Ein nacktes junges Weib liegt auf dem Lotterbette und ist in Lektüre versunken. Ein gefährliches Buch — das zeigt der Ausdruck des flammenübergossenen Gesichts, die hervortretende Aderung an der Schläfe, das schwimmende Auge. Und von hinten her naht eine gespenstische Erscheinung und legt grinsend ein neues Buch zu den übrigen... Eine andere moralische Lektion gibt Wiertz in dem Ölgemälde, das er selbst „Zwei junge Mädchen“ betitelt hat (Abb. 5). Ein Akt-

Le Phare du Golgatha. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz.

Abb. 8. Une scène de l'enfer

modell steht, halb entkleidet, vor einem Skelett, auf dessen Schädel ein Zettel mit der Inschrift: „La belle Rosine“ geklebt worden ist. Das Bild spricht für sich. Es findet sein Gegenstück in dem „Spiegel des Teufels“, einem Doppelbilde, das man durch ein Schlüsselloch betrachten muß; ich bezweifle aber, daß Wiertz selber die Schlüssellochschau angeordnet hat. Auf der einen Seite sieht man ein schönes junges Mädchen, mit einem frech-lüsternen Zug auf dem Antlitz, reichgeschmückt vor einem Spiegel stehen. Doch hinter dem Spiegel lauert lachend der Teufel. Schaut man das Bild von der anderen Seite an, so sieht man dieselbe Schöne in schamloser Nacktheit. Ein „Epigramm auf die Koketterie“ bemerkt dazu der Katalog. Noch einen zweiten Schlüssellochwitz weist das Atelier auf. Man blickt durch die Öffnung in ein Grabgewölbe hinein. Von einem der Särge ist mit verzweiflungsvoller Kraft der Deckel gesprengt worden; eine krampfhaft geballte Hand wird sichtbar und das fahle, verzerrte Antlitz eines lebendig Begrabenen. Auch das ist virtuos gemalt; das entsetzliche Grauen und die Todesangst im Gesicht des wieder Erwachten können nicht realistischer wiedergegeben werden (Abb. 6). Dennoch wird hier die Kunst zum Kunststück, obschon auch dieses Kunststück in den Dienst einer Idee gestellt wurde: Wiertz war ein Anhänger der Leichenverbrennung.

Das Bizarrste und Ungeheuerlichste, das des Malers sich gern im Grausigen gefallende Phantasie geschaffen, sind die „Gedanken und Visionen eines abgeschnittenen Kopfes“. Wieder ein Appell an das Mitleid, ein Verzweiflungsschrei, eine Anklage wider die Gerechtigkeit der Menschen, ein Anathem gegen die Todesstrafe. Aber hier versagte dem Kühnen die Kraft. Er wollte sich nicht einfach mit der Darstellung einer Hinrichtungsscene begnügen. Er wollte das Unfaßliche und Unbegreifliche in Farben schildern, das halbe Leben und den halben Tod, das letzte Erzittern des Körperlichen und das erste bange Ahnen der sich vom Irdischen lösenden unsterblichen Seele. Das konnte ihm nicht gelingen. Das Gemälde ist ein Triptychon in „peinture mate“, fünf Meter breit und etwa zweiundeinenhalben Meter hoch. Das erste Bild betitelt sich: „Erste Minute — auf dem Schafott“ — die Guillotinierung mit der Vision des Henkers und seiner Gehilfen, der krampfhaft zuckenden Glieder, der blöden, neugierig zuschauenden Menge. Dann folgt als „Zweite Minute — Unter dem Schafott“: ein brodelnder Nebel, aus dem ver-

Abb. 9. Chair à canon.

Abb. 10. L'inhumation du Christ. Rechts Eva, links Lucifer.

ſchwommen die Konturen des Projektors mit ſeinen Gehilfen auftauchen, die den Leichnam zerſtückeln — weiter hinten die Geſichter der Richter, das blaſſe ſterbende Weib des Hingerichteten, über das ſich die ſchreienden Kinder werfen — alles eingehüllt in den roten, wallenden Nebel entſchwindenden Bewußtſeins. Und ſchließlich das letzte Bild, die „Dritte Minute — In der Ewigkeit“: der Aufflug der Seele zu den Sternen — ein chaotiſches Durcheinander, ein Auslöſchen, ein unbegreifliches Nichts ... Sind ſchon die Bilder in der Malerei ſchwer verſtändlich, ſo ſind ſie es in der photographiſchen Reproduktion erſt recht; Abſtraktes läßt ſich eben nicht darſtellen oder es wird Unbegreifliches. Wir haben deshalb darauf verzichten müſſen, das Gemälde hier wiederzugeben. Übrigens mag Wiertz ſelber empfunden haben, daß ſeine Darſtellungen eine Erklärung fordern, denn er hat den Rand eines jeden der drei Bilder mit einer „légende“ verſehen. Sie iſt heute kaum noch lesbar, doch gibt der Katalog ſie vollſtändig wieder. Sie beweiſt, welch glänzender Stiliſt Wiertz war. In monumentalen Worten ſchildert er die fürchterliche Todesangſt des Hingerichteten, die Phaſen des Vergehens, das Erlöſchen des Lichts, den Übergang vom Dämmer zu tiefer Nacht. ...

Nicht minder furchtbar, doch aber klar verſtändlich iſt das Bild, das Wiertz „Hunger, Wahnſinn, Verbrechen“ nannte: ein Proletarierweib, eben Mutter geworden, verrückt vor Entbehrung, ſchlachtet ihr eigenes Kind. Und unten auf dem Boden liegt der letzte Steuerzettel ... Dies wahnſinnige Weib, das mit irrem Grinſen unnennbaren Greuel begeht, iſt mit ſo meiſterhafter Größe gemalt, daß man ob ſolcher Kunſt das Grauſige des Stoffes vergißt. Man iſt gebannt; jeder Nerv ſpannt ſich, jede Fiber ſchwillt an. Und alles Entſetzen weicht ſchließlich, und wieder quillt eine warme Welle, ein Gotteshauch, das Mitleid in unſre Seele — das Mitgefühl mit dem großen Elend der Welt, dem auch dieſe Darſtellung gilt. Das iſt das Wundervolle im Schaffen Wiertz', daß faſt allen ſeinen Werken und auch denen, in welchen es über die Grenzen der Kunſt und der eigenen Kraft hinausgeht, die edelſten Intentionen zu Grunde liegen: eine überreiche Menſchenliebe und ein grimmer Haß gegen das Schlechte.

Daß er bei ſeiner Weltanſchauung, die dem aufbauenden Prinzip des Guten das zerſtörende des Böſen gegenüberſtellt, den Krieg für eines der größeſten Übel der Welt halten mußte, iſt verſtändlich. So zieht er denn auf ſeine Weiſe auch als ein Apoſtel des Friedens in das Feld. Auf ſeine Weiſe: er ſchildert nicht die Segnungen des Friedens, ſondern die Greuel des Krieges. Er malt ein junges Weib,

das bei der Belagerung einer Stadt im Hemd, um ihr Kind und ein Schmuckkästchen zu retten, aus dem Fenster zu springen versucht; aber die schon eingedrungenen Feinde knallen die Flüchtende lachend nieder (Abb. 7). Er malt in „Une scène de l'enfer" den ersten Napoleon als Verkörperer der menschheitsknechtenden rohen Gewalt: in seinem historischen Typus, von den Flammen der Hölle umloht, aus denen eine tausendfältige Menge emportaucht — alle die Schlachtopfer des Gewaltigen, die ihm verstümmelte Gliedmaßen und Schalen voll rauchendem Blut reichen, die Fäuste ballen und mit schäumenden Lippen wütende Anklagen gegen ihn schleudern (Abb. 8). Er malt in der „Letzten Kanone" eine wundersame Vision: über einem leichenübersäeten Schlachtfeld, auf dem der letzte Kampf noch tobt, taucht der Genius der Civilisation empor, begleitet von den Engeln des Friedens und der großen Schar der Denker und Dichter, Kunst, Wissenschaft, Industrie und Landwirtschaft, der Götterwelt der Friedensarbeit — und während tief unten sich noch die Menschen gegenseitig abschlachten, greift die Civilisation nach der letzten Kanone und zerbricht sie. Er überträgt in den „Choses du présent devant les hommes de l'avenir" einen ähnlichen Gedanken auf die Leinewand wie ihn der Dichter des „Riesenspielzeug" in Verse gekleidet hat: ein Gigant hat die Symbole der modernen Civilisation — eine Guillotine, Triumphbogen, Feldzeichen und Banner, Kanonen und Scepter und Orden — auf seine flache Riesenhand gelegt und betrachtet sie mit ironischem Lächeln. „Le soufflet d'une dame belge" ist eine gemalte Anekdote aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges: die „Ohrfeige" ist ein Pistolenschuß, mit dem eine tapfere Belgierin die freche Herausforderung eines holländischen Offiziers beantwortet. Im „Löwen von Waterloo" zerfleischt das eherne Untier den Adler Frankreichs, während hinter den fernen Bergen die Sonne aufsteigt und mit ihren hellen Strahlen die Raben und Geier verscheucht. Ebenso ist das „Chair à canon" eine Mahnung wider den Mord des Kriegs (Abb. 9). Zu Füßen eines Geschützes spielen nackte Kinder der Soldaten; das ist das Kanonenfutter der Zukunft.... Auch wer nicht die Weltanschauung des Künstlers teilt, wer nach Erziehung, Neigung und innerer Entwickelung einen anderen Standpunkt einnimmt, wird sich dem tiefen Ernst der Wiertzschen Gedankenmalerei nicht entziehen können und ihm Achtung zollen müssen....

Ein dämonomagisches Element spielt in fast alle Schöpfungen Wiertz' hinein. In dem Bilde vom Hexenritt — „La jeune sorcière" — spricht es sich noch am harmlosesten aus. Auch dies nackte Hexlein ist mit tizianschen Farben gemalt. Gewaltiger ragt die Idee von der Macht des Bösen in jenen Cyklus von Riesenbildern hinein, dem Nordau sehr bezeichnend den Gesamttitel „Die Tragödie der Menschheit" gegeben hat. In dem ersten Gemälde dieser Reihe, der „Empörung der Hölle wider den Himmel" schildert Wiertz den Kampf der beiden Grundgewalten des Lebens. Aber das Prinzip des Guten siegt; die Engel mit ihren flammenden Schwertern stürzen die Dämonen in den Abgrund. Die Komposition ist von einziger Großartigkeit. Doch man muß sich in sie versenken; ein rascher Blick genügt nicht: er würde nur ein ungeheures Chaos erschauen, in dem gespaltene Klippen in Feuerflammen prasseln, sich bäumende Leiber in grundlose Tiefen sausen und

Abb. 11. Ein Totenkopf.

die Höllenschlange ihren gewaltigen Leib durch eine Welt voll grauser Kämpfe ringelt. Reifer und abgeklärter dünkt mich das Triptychon „L'inhumation du Christ“ (Abb. 10). Das Mittelbild stellt die Grablegung Christi dar. Joseph von Arimathia hält den Leichnam des Erlösers umfaßt, während die Mutter der Schmerzen ihr leiddurchwühltes, entsagungsvolles Antlitz an die Schulter Christi lehnt und Maria Magdalena mit einer anderen Frau im Hintergrunde weinend die Hände ringt. Die beiden Seitenbilder zeigen Lucifer und Eva unter dem Baume der Erkenntnis. Der Böse hat bei Wiertz immer die Gestalt eines schönen Jünglings mit finsteren nachtdunkeln Augen, den Augen eines Vampyrs, während Eva das arme schwache, leicht der Verführung erliegende Weib ist. Dieses Triptychon im Verein mit der ungeheuren, über neun Meter hohen und fast sieben Meter breiten Komposition „Le Phare du Golgotha“ (Einschaltbild z. S. 672/673) bezeichnet nach meiner Ansicht den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens von Anton Wiertz. In der Kreuzerhöhung wird abermals der Kampf der beiden Principien zur Anschauung gebracht. Die Hölle versucht, sich der Errichtung des Kreuzes zu widersetzen, und aus dem Hintergrunde sprengt ein römischer Centurio heran, die Verkörperung heidnischen Despotismus, und treibt seine Sklaven zur Arbeit. Aus der brodelnden Höllenwolke taucht wieder das schöne finstere Antlitz Lucifers auf, aber die dunklen Mächte vermögen den Glanz nicht zu bannen, der von dem Leibe des Heilands ausstrahlt und der Welt Sonne bringt.

In ähnlicher Weise hat Wiertz die gleiche Idee in einem anderen Riesenbilde „Der Triumph Christi“ zur Anschauung gebracht. Die Heerscharen der Seligen treiben die Hölle zurück; der Erzengel Michael zückt sein flammendes Schwert wider Satan; mit der Schlange der Tiefe fällt auch der Sündenapfel hinab in die Unermeßlichkeit, und in lichtstrahlender Höhe künden die Engel der Menschheit Erlösung.

Neben diesen großen Gemälden füllen noch eine Menge kleiner das Wiertz-Museum: „Le suicide“, den Selbstmord eines Verkommenen darstellend — „L'enfant brûlé“, ein Mansardenroman — „Les orphelins“, ein Appell an die Wohlthätigkeit — „L'attente“, ein halbverschleiertes junges Weib, das durch Purpurvorhänge lugt — die humoristische „Fable des trois souhaits“ — die reizende „Bouton de rose“, ein Bildchen, auf dem der Arm und die Hand des Mädchens so plastisch gemalt sind, daß man nach ihnen greifen möchte. Auch auf allerhand Atelierscherze stößt der Blick. Hinter einem offenen Fensterchen nickt uns ein alter Mann zu; aus einer Nische faucht uns ein bissiger Köter an — hört man ihn nicht bellen? Nein, denn er ist nur auf die Wand gemalt, ähnlich wie das hier (Abb. 11) wiedergegebene eigentümlich philosophische Stilleben, aber so lebendig gemalt, daß eine Täuschung begreiflich sein würde.

Die belgische Kunst, die erst in jüngster Zeit eine Entwickelung zu kraftvollerer Eigenart zeigt, ist jahrhundertelang vom Einflusse Frankreichs abhängig gewesen. Wiertz hat ihr neue Wege gewiesen — nicht in seinen mannigfachen kapriziösen Launen, wohl aber in der gedanklichen Schwere seiner Auffassung und in seiner vollendeten Technik. Hätte er nichts andres geschaffen als seinen Leuchtturm von Golgatha, den man neben die Rubenssche Kreuzeserhöhung in der Kathedrale von Antwerpen stellen kann — es würde allein schon genügt haben, ihm unsterblichen Ruhm zu sichern.

Seltsame Welt.

Ach Gott, wie ist es wunderlich bestellt
In dieser um- und umgerollten Welt!
All was du liebst, legt sich in Sarg und Linnen,
All was dich liebt, läßt du aus Händen rinnen;
All wo du Wahres suchst, ist falsches Meinen,
All wo du gnädig bist, da mußt du weinen;
Am Tuch der Treue weben tausend Spinnen,
Ein Knabe kommt und bläset es von hinnen. —
O Gott, nun sag' mir, was in Treue hält
In dieser um- und umgerollten Welt!

Ludwig Jacobowski †.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Das erste Auftreten von Lola Montez in Deutschland.

Eine Erinnerung aus deutscher Kleinstaaterei.

(Abdruck verboten.)

Wie, aus welcher Veranlassung, Lola Montez nach Deutschland kam, ist seinerzeit nur wenigen Menschen bekannt geworden, heute dürften noch wenigere davon etwas wissen.

Die Memoiren der Dame enthalten nichts hierüber, und die Konversationslexika sagen uns nur (s. das von F. A. Brockhaus): „Montez (Lola), eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geboren 1820 zu Montrose in Schottland, war die uneheliche Tochter eines schottischen Offiziers, Namens Gilbert, und einer Kreolin. Ihre Mutter heiratete später und erzog ihre Tochter teils selbst, teils ließ sie dieselbe in einem Pensionat zu Bath erziehen. Lola vermählte sich mit einem jungen Offizier, Namens James, dem sie aber, nachdem sie eine Zeitlang mit ihm in Ostindien gelebt, wieder entlief. Sie trieb hierauf längere Zeit in England ein buntes Leben und tauchte später als Abenteuerin in Paris und Brüssel auf, wo sie bei Gelegenheit eines berüchtigten Duellprozesses eine gewisse Celebrität erlangte. 1846 kam sie nach München und trat hier als spanische Tänzerin auf."

Wie Lola von Brüssel nach München bezw. nach Deutschland kam, das gibt das Lexikon auch nicht an.

Mir ist dieses „Wie" bekannt geworden und unauslöschlich im Gedächtnis geblieben. Ersteres infolge eigner Anschauungen, die die ausführlichsten und sehr häufig sich wiederholenden Erzählungen meiner Eltern und deren Freunde erläuterten und ergänzten, und letzteres durch Liebkosungen, die jene berühmte aber berüchtigte Dame mir, als zehnjährigem Knaben, zu teil werden ließ. —

Gräfin von Landsfeld (Lola Montez).
Etich von Auguste Hußner.

Außerordentlich fest haften oft Erinnerungen aus der Kindheit, zumal wenn sie von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden, neue Nahrung erhalten. So erging und ergeht es mir mit denen an Lola Montez. —

Obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert seitdem vergangen ist, so entsinne ich mich doch noch deutlich des Augenblickes, an welchem, während der Geburtstag meines Vaters durch ein Familiendiner im Elternhause gefeiert wurde, ein Lakai Sr. Durchlaucht des regierenden Fürsten von Reuß-Ebersdorf, Heinrich LXXII., in unsere Eßstube trat und meinem Onkel Hannibal meldete:

„Seine Durchlaucht, der gnädigste Fürst, lassen den Herrn Oberstallmeister bitten, sofort bei Höchstdemselben zu erscheinen."

„Was ist denn da los?" hatte hierauf fast die ganze Tafelrunde gerufen, die, außer meinen Eltern, uns größeren Kindern und Onkel Hannibal, noch der fürstliche Oberforstmeister, die drei fürstlichen Offiziere und der fürstliche Damänenrat samt Gemahlinnen bildeten.

Da unser Haus — ein fürstliches Gebäude — dicht neben dem Schlosse lag und der Fürst seine Beamten öfter auf Mamente rufen ließ, so sollte mit dem Auftragen des Bratens gewartet werden, bis der Onkel wiederkehre.

Wir Kinder waren schon sehr unruhig, das Gesicht meiner Mutter war immer länger, die Unterhaltung schleppender geworden, als mein Vater, nach wiederholt vergeb-

lichem Aufschauen nach dem Schlosse hin, erklärte: „Wir wollen weiter essen.“

Ob die dann folgenden Gerichte verdorben waren, ich weiß es nicht mehr, wohl aber, daß, als die Herren in Vaters Stube rauchten, ich auf dem Knie eines der Offiziere ritt, Onkel Hannibal ganz erregt eintrat, der Offizier mich von seinem Knie gleiten ließ und alles gespannt auf den Onkel sah, der hastig berichtete:

„Ich mußte Relais nach Leipzig legen, das Nötigste für den Haushofmeister, Hofcourier, Kastellan, Beschließer, Leibkoch ꝛc. anordnen. Der Fürst erhält Besuch, erwartet eine Dame, die er in London kennen gelernt und die sich soeben anmeldet. Morgen kommt sie in Leipzig an, muß dort abgeholt werden.“

„Was?!“ riefen mehrere Stimmen. „Serenissimus“ — der Fürst war unvermählt — „ladet sich Damen hierher ein? Wer ist sie denn?“

„Er hat es mir nicht gesagt,“ erwiderte der Onkel, „aber der Adjutant, der mit in London war, vermutet, daß es eine Künstlerin, Spanierin oder Kreolin ist.“ — — —

Anderen Tags — es waren Hundstagsferien und ich deshalb in der Lage, meiner Passion, mich auf der Schloßwache, im Marstall, dem fürstlichen Küchengarten, Park, Kammergut ꝛc. herumzutreiben, nach Herzenslust nachkommen zu können — ging es außerordentlich lebhaft in der sonst so stillen Umgebung des Schlosses zu. Langheinrich, der alte Parkwärter, hatte mindestens vier Gehilfen angestellt, um die Rasenplätze, Bosquets und Wege in die peinlichste Ordnung zu versetzen, und die alte Neumeistern mit ihrer gesamten Nachkommenschaft mußte das letzte Grashälmchen aus dem Pflaster des Schloßhofes zupfen. Der Herr Hofgärtner leitete persönlich die Aufstellung von Orange-, Palmen- und anderen Bäumen, um dem Schloßbrunnen, der zugleich Fischkasten, in der Mitte des Schloßhofes stand, sein profanes Aussehen zu benehmen. Das fürstliche Hauspersonal jagte, unter Führung des französischen Kammerdieners Louis, treppauf, treppab; sonst stets verhängte Fenster riß man auf; die vom Dach des Schlosses wehende Fahne, das Zeichen der Anwesenheit Sr. Durchlaucht, meist grau und rosa schimmernd, wurde mit einer tadellos Schwarz-rot-gelb leuchtenden gewechselt, das Parkett im Gartensaal frisch gebürstet, die von hier nach dem Park führende große Freitreppe mit Teppichen belegt und an dem Hauptportal des Schlosses eine grüne Guirlande befestigt. Der Hofküchenmeister, heute in besonders blendendes Weiß gekleidet, rumorte lauter als je in seinem Reich, und der Doppelposten vor dem Schloß trug die Tschakos ohne Überzug, mit dem großen Busch, die weißen, hellblau aufgeschlagenen Fracks, weißen Beinkleider, hohen schwarzen Gamaschen erster Garnitur. Auch im Marstall, dessen fünfzig Pferde zum größten Teil auf der Landstraße nach Leipzig verteilt waren, in der Wagenremise, der Geschirr- und Sattelkammer gab es alle Hände voll zu thun.

Dies alles machte mir riesigen Spaß, hier und da half ich sogar durch Handanlegen mit, meist allerdings nur durch Zusehen, wobei mir wieder Türk, Sr. Durchlaucht prächtiger, hellgelber Bernhardinerhund, als treuer Begleiter half. Demzufolge kam ich zu spät zum Mittagessen, erhielt dafür eine Strafpredigt und kein Kompott, was mich aber, der großen Veranlassung wegen, nicht weiter tangierte.

Nach Onkel Hannibals Angabe sollte Sr. Durchlaucht Besuch nachmittags gegen vier Uhr in unserem Residenzflecken — Ebersdorf war nach unserem Lehrer der vaterländischen Geographie ein Marktflecken — ankommen.

Gleich nach beendetem Essen stürzten wir Kinder, da uns das Ausgehen bis auf weiteres verboten war, an die nach dem Schloß zu liegenden Fenster, zankten und schubsten uns um die besten Plätze und drückten dann erwartungsvoll die Nasen an die Scheiben. —

Unser Haus bildete mit dem gegenüberliegenden Rentmeisterhaus die kurzen Seiten des rechteckigen Schloßplatzes, dessen eine lange Seite das Schloß, die andere die Ebersdorf durchschneidende Heerstraße darstellte. Diese hier verbreiterte, auf beiden Seiten von Wiesenflächen begrenzte Straße bildete den eigentlichen Schloßplatz, von dessen Mitte aus ein breiter Weg senkrecht zum Schloßthor führte. Auf diesem Platz war selten — die vierteljährlich sich wiederholenden Jahrmarkts- und jährlich wiederkehrenden Vogelschießtage ausgenommen — etwas zu sehen. Auch an diesem Tage nicht.

Der täglich nachmittags drei Uhr von Schleiz kommende rote Thurn und Taxische Postwagen hatte bereits den Platz — diesmal mit einer Beichaise — passiert und Rentmeisters weißer Spitz Fips, der sich mit unserm Mops Bolla ein Rendezvous gegeben, ihn wieder verlassen. Der Platz war und blieb leer, nur durch die beiden Soldaten belebt; die vor dem geschmückten Schloßthor gleichgültig auf und ab schritten.

Da endlich erschien Onkel Hannibal. Im Hut mit weißem Federbusch, in silbergesticktem blauen Frack mit Achselschnüren und großen Epauletten, weißledernen Beinkleidern, hohen Stulpenstiefeln mit goldenen Sporen und einem Pallasch an der Seite; so stolzierte er an unseren Fenstern vorbei und verschwand im Schloß. Ihm folgte der Oberforstmeister, ebenfalls in großer Uniform, grün mit viel Gold, Hut mit schwarzem Federbusch, den Hirschfänger an goldenem Gehänge, dann, von der anderen Seite des Platzes her, das Offizierkorps in Gala. Vor diesem trat die Schloßwache ins Gewehr und präsentierte.

Kurz darauf erschien Se. Durchlaucht der Fürst auf dem Balkon, der das Schloßthor überdachte. Auch er hatte große Uniform angelegt, den Federhut auf dem Kopfe, glänzende Orden auf der Brust des weißen, blau aufgeschlagenen Frackes. Er schien ungeduldig zu sein. —

Für fünf Uhr war die gesamte Hofgesellschaft, einschließlich der Damen, zur Tafel befohlen worden, wobei die Herren in Hofuniform, die Damen in großer Toilette zu erscheinen hatten. Hierdurch war auch in unser sonst so friedliches Haus viel Unruhe gekommen. Weniger durch Fragen der Toilette, denn diese mußte stets zur Hand sein, als infolge der Sorge, Angst und Thränen meiner Mutter, einer „zweifelhaften

Perſan" — wie ſie ſich ausdrückte — gegenüber die Unbefangene ſpielen, ihr womöglich den Hof machen zu müſſen. Mein Vater hatte all ſeine Überredungskunſt aufzubieten, ſprach von Brateſſen, Liedſingen und ähnlichem, um die Mutter davon abzubringen, ſich krank zu melden.

Wir hörten eben noch ſolch einer Rede und Gegenrede aufmerkſam zu, als Jägers Karl, des Fürſten Leibhuſar, in roter, gelbverſchnürter Attila, die Pelzmütze im Nacken, im geſtreckten Galopp um das Rentmeiſterhaus geſauſt kam und auf das Schloßthor zujagte.

Kaum war er dort verſchwunden, als der Fürſt, begleitet von ſeinem Flügeladjutanten, einem Major, dann Onkel Hannibal, der Oberforſtmeiſter und die Offiziere im Schloßportal erſchienen, die Wache wieder ins Gewehr trat, diesmal unter Trommelwirbel präſentierte, und ein ſechsſpänniger Hofreiſewagen in ſchlankem Trabe hinter dem Rentmeiſterhaus hervorkam.

Lola Montez.

Der Fürſt ſchritt nach der Mitte des Schloßplatzes zu, wo der Sechsſpänner auf ſein Zeichen parierte, der vom Bock geſprungene Diener den Schlag des Wagens öffnete, und aus dieſem, nach bevor Seine Durchlaucht ganz nahe gekommen war, eine große ſchwarze Dame ſprang, die auf den Fürſten zueilte, ihm die Hand bat, die dieſer zu küſſen ſchien, was wir indes nicht genau zu erkennen vermochten. Jedenfalls verneigte ſich Durchlaucht tief, bat hierauf der Dame den Arm, ſtellte ihr die Herren ſeines Gefolges vor und führte ſie dann dem Schloſſe zu.

Vor dieſem trennte ſich die Dame vom Arm des Fürſten, eilte auf die zwölf Mann der Wache zu und ſchritt langſam deren Front ab, beſtändig einen rieſigen Fächer auf- und zuklappend. Sie ſchien hierauf eine Kritik abzuhalten, denn es verging noch einige Zeit, bevor ſie den Arm des Fürſten wiedernahm und in das Schloß trat. —

Nachdem unſere Eltern ſich auch dahin begeben hatten, Vater in goldgeſticktem, dunkelblauem Frack, federverbrämtem Hut und Degen, Mutter in heller Atlasrobe, Federn und Perlen im Haar, ſallten wir Kinder unter Führung unſerer franzöſiſchen Gouvernante einen Spaziergang unternehmen. Unter irgend einem Vorwand drückte ich mich hiervon und eilte in den Marſtall, wo ich vom Jägers-Karl oder dem Leibkutſcher Märker, welcher den myſteriöſen Beſuch Sr. Durchlaucht von Leipzig abgeholt hatte, etwas Näheres erfahren zu können hoffte.

Die Dame müſſe eine ausländiſche Prinzeſſin ſein, hieß es, denn ſie verſtehe kein Deutſch und habe „Schrullien". Sa hätte ihr großer Koffer durchaus mit in dem Wagen untergebracht werden müſſen, ebenſo die Schloß-Chriſtel, obgleich dieſe Ordre hatte, mit dem Gepäck beſonders zu fahren. Auf der ganzen Fahrt habe die Prinzeß Papiercigarren geraucht, die ſie ſich ſelbſt gedreht hätte, ſich immer mit der Schloß-Chriſtel, Märker oder Herold, dem Diener, unterhalten wollen, ſchließlich Herold in den Wagen, ſich ſelbſt aber zu Märker auf den Bock geſetzt. Hier habe ſie „partout" kutſchieren wollen, Märker ihr aber die Zügel nicht gegeben, da er gerade die jüngſten, noch nicht ganz eingefahrenen Pferde an der Deichſel gehabt, worauf die Dame ihn mit dem Fächer ſtark ins Geſicht geſchlagen und ſich wieder in den Wagen geſetzt habe. Als ſie

auf dem letzten Relais den Jägers-Karl gesehen — er hatte nur von da ab vorzureiten —, hätte sie „wie toll" gelacht und in die Hände geklatscht. Überhaupt sei sie immer sehr „fidel" gewesen und riesig splendid. So habe sie einmal einem Bettler gleich mehrere Thaler in den Hut geworfen.

Das war alles, was ich erfuhr. —

Als wir an jenem bewegten Tag zu Bette gebracht waren, vermochte ich durch lange Zeit nicht einzuschlafen, hörte noch meine Eltern nach Hause kommen, konnte aber nicht verstehen, was sie in der Nebenstube sprachen, und wagte mich nicht zu rühren, als ich der Mutter Gutenachtkuß erhielt. —

Viel später erst erfuhr ich, daß Lola Montez — denn diese war es, die unseren Fürsten zu besuchen gekommen war — den ersten Abend in Ebersdorf wohl als grande dame, aber mit bestrickender Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit aufgetreten war und besonders den Damen gegenüber sich äußerst höflich und zurückhaltend benommen hatte. Unter anderem hatte sie diesen auch mitgeteilt — alles in französischer Sprache — daß Son Altesse le prince sie eigentlich mehr pour plaisanter als avec chaleur aufgefordert habe, sich einmal das Leben an einem kleinen deutschen Fürstenhof anzusehen, daß sie aber trop curieuse et intéressée gewesen wäre, um sich diese bonne chance, etwas Neues kennen zu lernen, entgehen zu lassen, und daß man nun bonne mine au mauvais jeu machen müsse. Im übrigen sei sie enchantée von diesem charmant petit pays, hatte sie geäußert und bei der Verabschiedung allen älteren Damen — zu denen sich in diesem Fall meine damals neunundzwanzigjährige Mutter mitrechnete — sehr graziös und devot die Hand geküßt. Schön wäre sie eigentlich weniger als pikant, ihre Augen zu groß und zu glühend, ihr Teint ja gelb und ihre Toilette — „nein, schweigen wir lieber hierüber," hieß es. —

Am folgenden Tage hatte ich kaum meine Milch getrunken, als ich mich ouſmachte, das Schloß zu umkreisen. Ich hätte die fremde Dame gar zu gerne gesehen, wäre es auch nur auf einen Augenblick an ihren Fenstern gewesen, die, wie ich wußte, in der Gartensaalseite des Schlosses lagen.

Es sollte mir nicht gelingen, dagegen erfuhr ich im Stall, daß um zehn Uhr Märker mit dem neuen Phaethon vorzufahren habe, weil Durchlaucht mit seinem Gast spazieren fahren werde.

Das bestimmte mich, mir meinen Freund Thuisko, des Flügeladjutanten Sohn, zu holen und mit diesem dann zwischen dem Rentmeister- und unserem Hause harmlos hin und her zu bummeln.

Wir hatten unseren Weg noch nicht sehr oft zurückgelegt, als der Phaethon im Schloßportal erschien, kurz hierauf im scharfen Trab der Landstraße zufuhr, wo ich mit Thuisko stand, Front zum Wagen, unsere Strohhüte in der Hand.

Die Insassen des Wagens grüßten freundlich zurück, waren aber so rasch an uns vorbei geflogen, daß ich von der neben dem Fürsten sitzenden Dame nur zwei große rabenschwarze Augen wahrnehmen konnte, die über den mächtigen Fächer wegleuchteten. —

Was die nächsten Tage brachten, ist mir nicht mehr erinnerlich, nur, daß ich meine Forschungsreisen in der Umgebung des Schlosses mit unermüdlichem Eifer fortsetzte, weiß ich, und daß es mir an einem Morgen glückte, gerade in dem Augenblick vor der großen Freitreppe anzukommen, als Lola diese herabstieg.

Türk begleitete sie. Als dieser mich sah, kam er schweifwedelnd auf mich zu getrottet, leckte mir Hand und Gesicht und rieb sein zottiges Fell an meinem Arm.

„Ah, vous vous connaissez?"

„Oui, Madame, c'est mon ami Ture."

Das ungefähr waren die Worte, mit welchen die wohl zweistündige Unterhaltung, die ich mit Lola gehabt, begann.

Nachdem sie meinen Namen, mein Alter, was mein Vater sei und dergleichen mehr erfahren hatte, schlug sie mir vor, sie auf ihrem Morgenspaziergang zu begleiten, worauf ich begeistert einging, frug, wohin sie gehen wolle, und mit meiner gründlichen Kenntnis „unseres herrlichen Parkes" renommierte.

„Eh bien, conduisez-moi," sagte Lola, indem sie mich bei der Hand nahm.

Ich zeigte ihr nun all meine Lieblingsplätze. Über den „Küchengraben" mit seinem Wasserfall, unter die prächtigen Buchen, hinter denen Onkel Hannibals wohnten, die „große Allee" zum „Rondel" entlang, zur „Eremitage", in die „Fasonerie", schließlich in den „Küchengarten" führte ich sie. Wir unterhielten uns herrlich, spielten Fangen, Verstecken, jagten Eichhörnchen, ließen das Echo rufen, Türk Äste aus dem Wasser holen und neckten die Schwäne und Hirsche, wozu Lola Ruten von Haselnußstauden mit einem Dolche, den sie im Gürtel trug, abgeschnitten hatte. Im „Küchengarten" angekommen, dessen kleinster Teil nur seinem Namen entsprach, während der bedeutend größere aus einer prächtigen Orangerie, vielen Treibhäusern, Beeten und Rabatten bestand, in und auf welchen die seltensten Pflanzen gehegt wurden — eine Liebhaberei des Fürsten — machte es Lola Spaß, gerade die wertvollsten Blumen sich auszusuchen, diese mit der Rute abzuschlagen. Sie entwickelte hierbei eine gewisse Geschicklichkeit, so daß nur selten die Stengel bloß eingeknickt wurden, die Blumen meist sofort zur Erde fielen.

Diese Behandlung der uns Kindern wie Heiligtümer erscheinenden Pflanzen schnitt mir durchs Herz. Durch Bitten versuchte ich sie abzustellen und, als das nicht gelang, sagte ich:

„Mais, c'est defendu."

Ein Feuerstrom aus Lolas Augen antwortete mir. „Qu'est-ce que ça m'importe!" rief sie aus. „Il me fait plaisir — ramassez!"

Ich kam dem Befehl nach, las die auf der Erde liegenden Blumen, Blüten und Blätter auf, konnte mich aber nicht dazu entschließen, das nur Eingeknickte abzureißen. Als meine Hände nichts mehr fassen konnten, befahl Lola weiter: „Allons, sortir!" —

Sie kam mir jetzt gar nicht mehr nett vor, eine Art Grauen vor ihr beschlich mich, und heute erscheint sie mir als ein Dämon, von dem nur junonische Gestalt, bleiche Gesichtsfarbe, üppiges

Mad. la Comtesse de Landsfeld.
Lithographie von Schneider nach J. Stieler.

ſchwarzglänzendes Haar, große, funkenſprühende Augen in meinem Gedächtnis geblieben ſind. —

Beim Verlaſſen des Gartens kamen wir am Marſtall vorbei; Lolo wünſchte deſſen Inneres zu ſehen. Hier trat ſie unerſchrocken an die Pferde heran, ließ ſich einzelne, die ihr beſonders gefielen, auf die Stallgaſſe führen, wo ſie Pluto, einen prächtigen Rappen, Seiner Durchlaucht Leibroß, eigenhändig von den Blumen, die ich trug, in Mähne und Schweif flocht. Ich mußte dann den Stallleuten verdolmetſchen, die Blumen nicht zu entfernen, bevor ſie der Fürſt geſehen habe.

Hierauf gingen wir wieder zur Gartenſaaltreppe, wo mich Lola verabſchiedete. Dies geſchah, indem ſie mich unter Koſenamen hoch hob, an ſich drückte, wiederholt küßte.

Als ich ihr dann den Reſt der Blumen übergeben wollte, ſagte ſie: „Les conservez en souvenir de notre promenade.“ —

Nach Hauſe gekommen, konnte ich nicht genug erzählen; jedes Wort, das Lolo geſprochen, hatte ich zu wiederholen, und mit einer gewiſſen Scheu ſteckte Mutter meine Souvenirs ins Waſſer, während Vater äußerte:

„Wenn euch und uns das nur gut bekommt. Du bist aber auch ein Teufelsbengel, was hast du dich nur immer herumzutreiben?!"

Infolgedessen sah ich mich schon von Seiner Durchlaucht eigenhändig bestraft, obgleich ich mir nichts Unrechtes bewußt war — — —

Meine Blumen prangten und dufteten noch in ihrer Vase, und ich war eben dabei, die Details ihrer Geschichte Ökonomierats Klärchen zu wiederholen, als das Rollen eines Wagens uns an die Fenster rief.

Der Fürst im neuen Phaethon sauste vorüber, meinen Vater neben sich. Der Wagen verschwand im Schloßportal.

Da mußte etwas Besonderes vorgefallen sein, denn Seine Durchlaucht war am Morgen — jetzt war es kaum ein Uhr vorbei — mit Lola zur Seite, in entgegengesetzter Richtung vorüber gefahren, um sich nach dem Jagdschloß Weidmannsheil zu begeben, wo zu Ehren seines Besuches eine fête champêtre stattfinden sollte.

Zu diesem Fest waren wieder alle Mitglieder der Hofgesellschaft, an zwanzig Personen, befohlen worden, demzufolge meine Eltern nicht daheim waren und ich nicht gehindert — auf Mademoiselle Verriers Vorstellungen legte ich keinen Wert — mich sofort erkundigen, was es gegeben. Ich wanderte in Klärchens Begleitung eiligst nach dem Marstall.

Auf dem Wege dahin mußten wir das hintere Schloßthor passieren. Hier sahen wir Märker mit dem leeren Phaethon im Schloßhof herumfahren. Er hatte demnach zu warten, um wahrscheinlich bald wieder wegzufahren.

„Durchlaucht hat gewiß was vergessen," meinte Klärchen.

„Warum nicht gar. Zu was würde er sich da meinen Vater mitgebracht haben," erwiderte ich und zerbrach mir den Kopf nach einer annehmbaren Lösung des Rätsels. Sollten meine mit Lola im Küchengarten begangenen Sünden hiermit zusammenhängen? — Das schien mir nicht unmöglich. In diesem Falle wäre mein Vater gleich mitgebracht worden, um mich vor des Fürsten Augen durchzuprügeln. Ich schlug deshalb meiner Freundin vor, in die Kuhställe des Kammerguts zu gehen. Dort, meinte ich, würde mich niemand sobald finden. —

Wir hatten bereits sämtliche Ställe, in beständiger Angst vor einem Verfolger, abpatrouilliert, als mir einfiel, daß, wenn meine Vermutung richtig, man jedenfalls sofort nach des Fürsten Ankunft nach mir geschickt haben, noch wahrscheinlicher, Durchlaucht gleich vor unserem Hause vorgefahren sein würde, wie dies bei viel geringeren Anlässen oft geschehen war.

Diese Reflexion bestimmte uns zu vorsichtigem Verlassen des Kammerguts. Als wir hierauf wieder am hinteren Thor des Schloßhofes vorbeikamen, sahen wir den Phaëthon nicht mehr auf diesem kreisen.

Erleichterten Herzens sprangen wir nach der Schloßseite zu, auf der sich der Gartensaal befand. Hier, um die Ecke biegend, hätten wir aber beinahe Seine Durchlaucht angerannt. Zum Tode erschrocken prallten wir zurück und vergaßen zu grüßen.

Ganz gegen seine Gewohnheit, denn der Fürst hatte stets, wenn er uns Kindern begegnete, ein freundliches — „gnädiges" sollten wir sagen — Wort für uns, ging er diesmal ernst, finster, stumm, ohne uns zu beachten weiter.

Das ließ mein Herz von neuen angstvoll pochen. Erst nachdem ich daheim erfahren, daß nicht nach mir gefragt worden und unser Vater wieder fortgefahren war, fand ich meine Ruhe wieder und wurde — eingedenk der überstandenen Angst — so zahm, daß ich Mademoiselle versprach, ihr heute nicht mehr fortzulaufen, sie vielmehr mit den übrigen Kindern in den Garten zu begleiten.

Dieser lag hinter dem Hause, dicht an der Landstraße. Wir hatten hier eine Zeit lang gespielt, als sich wieder ein Wagen hören ließ, der rasch näher kam. In diesem Tempo fuhr nur Märker, und richtig, er war es auch. Diesmal kutschierte er Lola, an deren Seite unser Vater saß.

Da schlug Mademoiselle Verrier vor, in die Eßstube zu gehen.

Damals begrüßte ich hierin eine mir geltende Rücksichtnahme, heute vermute ich, daß es nur Neugierde unserer Gouvernante war, die sich von den Eßstubenfenstern aus persönlich Aufklärung verschaffen wollte über die so eigentümlich erfolgte Rückkehr des Fürsten, Lolas und meines Vaters.

Den Schloßhof hatten zunächst einige fürstliche Wagen mit den aus Weidmannsheil zurückkehrenden Gästen passiert, dann waren im Schloßthor zwei Pferdeköpfe erschienen, die sich von Zeit zu Zeit auf und nieder, aber nicht nach vorwärts bewegten.

Was mochte das wieder zu bedeuten haben? Sollte Durchlaucht noch einmal ausfahren wollen? Die Köpfe gehörten aber zu braunen Pferden; der Fürst fuhr nur Rappen. Auch war es ein Vierspänner, der in der Schloßeinfahrt hielt, denn nur bei einem solchen ragten die Köpfe der Vorderpferde über das Thor hinaus, wenn der Wagen vor der Innentreppe hielt, und für gewöhnlich wurde nur zweispännig gefahren. Was konnte das nur sein?

„Certainement une caprice de Son Altesse," meinte Mademoiselle Verrier.

Es war mehr als ein munterer Einfall, was die Französin doch wohl mit „caprice" ausdrücken wollte. Es war die Ausführung eines reiflich überlegten, unwiderruflich gefaßten Entschlusses Seiner Durchlaucht.

Es mochte sieben Uhr geworden sein, als endlich vier Pferde aus dem Schloßthor traten, diesen ein großer geschlossener Reisewagen mit aufgeschnallten Koffern folgte. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß Monsieur Louis, und aus einem der Fenster lachte, mit dem Fächer lebhaft nach unserem Hause grüßend, Lola. Sie reiste ab! — —

Als der Wagen hinter dem Rentmeisterhaus verschwunden war, soll ich Thränen im Auge gehabt haben. —

Noch am Abend desselben Tages hörte ich Bruchstücke der Geschichte, die mein Vater später oft im Freundeskreis und in meiner Gegenwart erzählte. Sie schilderte die Schlußscene des ersten Aktes von Lolas Debut in Deutschland.

Man war in Weidmannsheil, dem anderthalb Stunden von Ebersdorf entfernten, von Seiner Durchlaucht erbauten und besonders geliebten Jagdschloß, angekommen, nachdem ein

Teil des Weges, über den reizend gelegenen Heinrichsstein und durch das liebliche Saalethal, zu Fuße zurückgelegt worden war; hatte die Räume des einem Schmuckkästchen gleichenden Schlößchens bis zur Zinne des Turmes besichtigt — alles unter persönlicher Führung des Fürsten — und sich dann unter prächtigen Eichen- und Lindenbäumen an langer Tafel niedergelassen, um ein déjeuner à la fourchette einzunehmen. Hier angekommen, war Serenissimus mit seinen Gästen durch eine Waldhornfanfare begrüßt worden, die von einem Schirm aus Tannengrün her ertönte, hinter welchem die vereinte Kapelle der Forst- und Bergleute Weidmannsheils und seiner Umgebung postiert war. Dieses Musikkorps bestand nicht durchweg aus Virtuosen, that aber sein Bestes, um die Herrschaften auch während des Mahles mit seinen Leistungen zu erfreuen.

Bei jedem nicht ganz reinen Ton, der von der Tannenwand herüberklang, schnitt Lola, die rechts vom Fürsten saß, ein Gesicht, als ob ihr ein Zahn gezogen würde, und als sie merkte, daß dies Durchlaucht unangenehm berührte, fügte sie ihren Grimassen auch noch pfeifende Töne hinzu. Als dann später — das Frühstück war noch nicht beendet — aus den Kronen der Eichen und Linden Gesang erschallte, das „reußische Volkslied", sprang sie entsetzt von ihrem Stuhle auf, hielt sich die Ohren zu und schrie: „Fi donc, c'est horrible, chassez cette canaille!"

Das empörte den Fürsten dermaßen, daß er auch von seinem Sitz aufsprang, den unsichtbaren Sängern — es waren meist Schulkinder — zurief, sich zu entfernen, und, um Lola auf ihren Platz zurückzuführen, deren linkes Handgelenk erfaßte. Dies schien sie wohl falsch verstanden zu haben, denn einen Moment ruhte ihre freie Hand auf dem Dolche im Gürtel; dann verbeugte sie sich aber lächelnd und setzte sich wieder an Durchlauchts Seite.

Als die Sänger hierauf von den Bäumen niederrutschten, lachte Lola hell auf und hetzte Türk, der sich sehr an sie attachiert hatte, auf einen halbwüchsigen Burschen.

Mit zwei Sätzen hatte der mächtige Hund den unglücklichen Sänger erreicht, umgeworfen, ihm die Vorderpfoten auf die Brust gestellt und das scharfe Gebiß gezeigt. Das ließ den armen Teufel verzweifelt brüllen und den Fürsten selbst zur Hilfe eilen. Er faßte Türk am Halsband, riß ihn zurück und rief Lola wütend zu:

„Que cela ne vous arrive plus, Madame — ici, moi je suis le maitre!"

„Et moi," höhnte Lola zurück, „la maitresse!"

Das überstieg die Geduld des Fürsten.

„Sich nicht stören lassen — bitte dringend," wandte er sich an seine übrigen Gäste und entfernte sich rasch in der Richtung des Stallgebäudes, wohin ihm alle Herren nacheilten.

Mit Ausnahme meines Vaters, den Durchlaucht bei sich behalten hatte, kehrten alle bald, auf Befehl des Fürsten, zu den Damen zurück, deren Bestürzung durch den ebenfalls ganz bestimmten Befehl Seiner Durchlaucht, das Fest solle programmgemäß fortgesetzt werden, nicht behoben wurde.

Erst nach und nach schwand diese Bestürzung infolge der originellen, humorvollen Art, mit der Lola sich zu entschuldigen und die frühere Stimmung wieder herzustellen bemühte.

Nach dem Déjeuner zogen sich die Damen in die Gastzimmer des Kavalierhauses zurück, wo sie eine Siesta halten sollten. Nach dieser wurde eine längere Fahrt in die Weidmannsheil umgebenden, meist eingezäunten, reich mit Wild bestandenen Wälder, deren Ruhe- und Aussichtspunkte unternommen. Auf einem der letzteren producierte Lola einen spanischen Nationaltanz, zu dem sie die Melodie sang und der jüngste Leutnant ihren Partner abgeben mußte. Nach dieser Waldfahrt wurde im Speisesaal des Jagdschlosses diniert. —

Mittlerweile hatte mein Vater Seine Durchlaucht nach Ebersdorf begleiten und Rat schaffen müssen, wie Lola zu entfernen sei.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß Lola eigentlich Tänzerin und vom Fürsten nie ernstlich eingeladen worden war, nach Ebersdorf zu kommen. Er schlug daher vor, den ungebetenen Gast mit einem Empfehlungsschreiben an Reissiger, den damaligen Kapellmeister des Dresdner Hoftheaters und persönlichen Bekannten meines Vaters, zu adressieren.

„Süperb," hatte Durchlaucht hierauf geantwortet, „aber — heute noch muß sie außer Landes." —

Mein Vater hatte dann einen Brief an Reissiger verfaßt, diesen nebst einem zweiten, von Serenissimo eigenhändig versiegelten, an Mrs. James adressierten, Lola überreicht, nachdem das Fest in Weidmannsheil beendet und er eine diplomatische Rede gehalten hatte, die mit den Worten schloß: „Son Altesse le prince désire que Madame quitte ses États encore aujourd'hui."

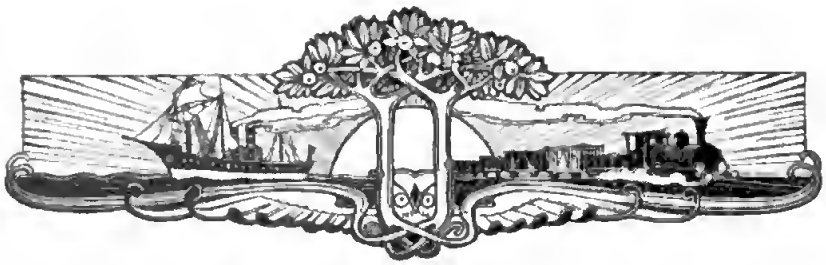
Hierauf hatte Lola spöttisch lächelnd erwidert: „Il ne faut pas faire grande route;" nach einem graziösen: „à Dieu, mesdames, à Dieu, messieurs" meinen Vater in den ersten der vorgefahrenen Wagen gezogen; dessen Kutscher, Märker, zugerufen: „en avant" und meinem Vater: „voilà, c'est moi qui enlève."

Auf der dann folgenden Fahrt hatte sie viel Lustiges erzählt und, in Ebersdorf angekommen, verlangt, daß mein Vater sie bis in ihre Gemächer begleite.

Hier begann sie ihre bereits gepackten Koffer zu durchwühlen und übergab schließlich meinem Vater ein paar Castagnetten mit den Worten: „Pour rappeler la mémoire de mon séjour en votre bont d'État." —

In Gesellschaft der Schloß-Christel und des Kammerdieners Louis als Dolmetscher, ohne gold- und silberprangendes Kortège, ohne Vorreiter, ohne Leibkutscher, ohne Relais war Lola dann über Leipzig nach Dresden gefahren.

Vier Tage im ganzen war sie in Ebersdorf gewesen, wo ihr weiterer vielbewegter Lebensgang bis zu seinem am 30. Juni 1861 in New York eingetretenen Ende mit stetem Interesse verfolgt wurde. K. G. M.



Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn.

Von

Einem alten Afrikaner.

(Abdruck verboten.)

Die Frage der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn steht seit mehr als Jahresfrist im Mittelpunkte des Interesses aller Kolonialfreunde. Aber ebenso lebhaft wie die Bahn von diesen ersehnt wird, wird sie von anderer Seite befehdet. Die Gegner des weitausschauenden Planes argumentieren nicht ungeschickt. Sie ziehen als Vergleich die Kosten heran, welche andere afrikanische Bahnen verursacht haben, und kommen dabei zu Summen, die um das Doppelte oder Dreifache die Voranschläge übersteigen. Wenn das bei anderen afrikanischen Bahnen der Fall sei, warum solle es da bei unserer Centralbahn nicht zutreffen? Und schließlich kommen sie dann zu dem Ergebnis: „Es ist ein Segen, daß das Centralbahnprojekt am Portemonnaie der deutschen Steuerzahler bisher vorbeigegangen ist, und es ist die Aufgabe jedes kaltblütig rechnenden Politikers, alles zu thun, daß es nie und nimmer zur Ausführung kommt."

Die englische Ugandabahn gibt z. B. ein wenig erbauliches Bild. Statt des Voranschlags von 45 Millionen werden nach Fertigstellung die Kosten auf vielleicht 120 Millionen aufgelaufen sein. Wie eine so ungeheure Ueberschreitung des Anschlags möglich ist? — Sie ist zunächst die natürliche Folge der Leichtfertigkeit, mit welcher die Trace von den englischen Ingenieuren festgestellt worden ist! Ferner wohnen viele, viele Meilen weit, auf Gebieten, die an 20 Marschtage zum Durchqueren erfordern, rechts und links von der Ugandabahn keine Menschen. Folglich mußten nicht nur die Arbeiter von außerhalb beschafft werden, sondern es war auch nötig, alle Nahrung der Bahnarbeiter nachzuführen. Ersterem Mangel suchte der praktische John Bull dadurch abzuhelfen, daß er 1896 von Sansibar mehr als hundert „Aufrührer" in Ketten nach Mombassa zum Bahnbau überführte. Aber diese Kräfte reichten nicht hin, und da ansässige Neger in jenen Gegenden, wie gesagt, nicht vorhanden sind, so mußten für schweres Geld Inder zum Bahnbau auf Schiffen herbeigeschafft werden. Dazu kam, daß für die große Armee von Bahnarbeitern der Getreideertrag der Küste nicht ausreichte. So mußten Nahrungsmittel selbst für die Farbigen über See eingeführt werden. Schließlich verlangten die Inder bei der Beköstigung Rücksichten auf ihre Kultusvorschriften, die man wohl oder übel bewilligen mußte, wollte man nicht die Arbeiter verlieren. Die größten Unkosten aber wurden dadurch verursacht, daß nicht einmal überall an der Trace Wasser zu haben war und durch Träger herangeschafft werden mußte!

Ähnliche Schwierigkeiten sind bei der deutschen Centralbahn ausgeschlossen. Arbeiter, Nahrungsmittel und Wasser werden überall reichlich vorhanden sein, und erstere sogar zu sehr billigem Tageslohn.

Ängstliche Gemüter wenden mir vielleicht ein: „In Ostafrika hat es bekanntlich von 1898 auf 1899 auch ohne Bahnbau Hungersnot gegeben. Wenn nun alle die Bahnarbeiter dem Feldbau entzogen werden, wie wird es da erst werden mit der Teuerung!" Zur Beruhigung kann ich darauf verweisen, daß in Afrika die Äcker meist nicht durch die Männer, sondern durch die Frauen bestellt werden. Die Herren der Schöpfung werden also durch Arbeit am Bahnbau nicht nur der Feldarbeit nicht entzogen, sondern werden durch sie überhaupt erst zur Arbeit angehalten. Übrigens hat wirkliche Hungersnot nur in dem nördlichen Küstenbezirke, also im weiteren Bereiche der Plantagen, und in Ugogo bestanden.

Ganz Unyamwesi, ganz Ussukuma, überhaupt das ganze Zwischenseengebiet wußte nichts von Hungersnot. Sobald wir erst die

Heuschrecken in der Gewalt haben, und das scheint durch Entdeckung des Heuschreckenpilzes ziemlich sicher, ist in jenen Bezirken das Schreckgespenst der Hungersnot nicht mehr zu befürchten, es müßte denn zwei Jahre lang überhaupt nicht regnen. Und sobald wir eine Bahn bis Tabora haben, ist in der ganzen Kolonie kein Mangel an Nahrung mehr zu befürchten.

In Deutsch-Ostafrika sind übrigens schon rein technisch die Vorbedingungen viel günstiger, als sie bei der englischen Ugandabahn waren. Während dort das Gelände, welches es zu bezwingen galt, fast unbekannt war, ist gerade der für die Centralbahn in Betracht kommende Teil unserer Kolonie rein geographisch betrachtet recht genau bekannt. Ferner ist nicht zu vergessen, daß unserer Bahn größere technische Schwierigkeiten nur im ersten, nahe dem Ocean gelegenen Drittel harren, während auf englischem Gebiete sich die größten Schwierigkeiten nahe dem Victoria-Nyanza — also im Herzen des Erdteils, sehr weit von der Küste entfernt — vorfinden. Auch dieser Umstand ist infolge des Überlandtransportes der Baumaterialien von nicht unerheblichem Einflusse auf die Baukosten.

Die Gegner der Centralbahn, welche auf die großen Etatsüberschreitungen bei der englischen Ugandabahn hinweisen, berücksichtigen aber ganz besonders zwei sehr wichtige Umstände nicht, auf die ich näher eingehen muß. Wir Deutsche sind besonders bei staatlichen Unternehmungen gewöhnt, daß das Geld auch wirklich für denjenigen Zweck verwendet wird, für den es bewilligt wurde. Und jedermann kann in Mombassa hören, falls er nur gesunde Ohren hat und hören will, daß fast die Hälfte des „beim Bahnbau verbrauchten" Geldes unterwegs kleben geblieben ist!

Zu dieser Unehrlichkeit kommt eine Materialvergeudung, die für jeden an Ordnung gewöhnten Menschen wenig erfreulich ist. Allein die in Kilindi liegenden Materialien, welche dort verrosten und verfaulen, haben einen Wert von mehreren Millionen.

Eines aber könnten unsere Ingenieure für die Centralbahn von den Engländern lernen: praktische und doch billige Bahnhöfe, die vorerst allen billigen Ansprüchen genügen, verstehen sie zu bauen! Allerdings müssen künstlerische Rücksichten hierbei zurücktreten.

Eine einzige Ausnahme dürfte in dieser Hinsicht freilich sehr wünschenswert sein. Dar-es-Salaam macht mit seinen massiven Bauten von allen hier genannten Städten der afrikanischen Ostküste nach dem übereinstimmenden Urteile aller Reisenden — sogar der Engländer — allein den Eindruck einer wirklichen Stadt. In eine solche Umgebung würde eine Wellblechbude von Bahnhofsgebäude wenig passen. Hier müßte, wenn nicht ein monumentales Gebäude, so doch immerhin ein würdiges Bauwerk stehen, das sich wenigstens einigermaßen in den Rahmen der Stadt einfügt. Mit der Errichtung dieses Bahnhofes könnte ja aber so lange gewartet werden, bis bei Bogu oder Kisserawe Ziegeleien entstanden sind, die billigeres Baumaterial liefern könnten, als die zur Zeit fast allein verwendeten Korallensteine darstellen. Dar-es-Salaam allein verdient einen schönen, imposanten Bahnhofsbau! —

Welches sind nun die Zwecke, denen die Ostafrikanische Centralbahn dienen soll?

Die Gegner der Bahn pflegen bei Besprechung dieses wichtigen Themas mit vollem Brustton auszurufen: „Wir sehen von den nicht-wirtschaftlichen, d. h. den politischen, militärischen, administrativen, humanitären Zwecken von vornherein ganz ab." Sie wollen dem Hörer einreden, sie betrachteten die Sache rein objektiv und hielten sich von jeder „Gefühlsduselei" fern.

Aber die Herren begehen damit einen großen Fehler, da eine ganze Anzahl dieser „ideellen Zwecke" sehr bald auch reale Werte darstellen wird, größere vielleicht, als die kühnste Phantasie sich ausmalen kann, Werte, die aber nicht gehoben werden oder jedenfalls für Deutschland verloren gehen, wenn der Bahnbau unterbleibt. Doch sehen wir uns einmal diese rein ideellen, ganz besonders die humanitären Aufgaben näher an, welche die Bahn zu lösen haben wird!

Als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, war der erste leitende Gesichtspunkt selbstverständlich der zu erwartende wirtschaftliche Vorteil. Unsere in den letzten Jahren so überraschend schnell aufgeblühte Industrie braucht die Einführung von Rohstoffen ebenso, wie sie möglichst stark bevölkerte Absatzgebiete für ihre Erzeugnisse nötig hat. All dies sollten die Kolonien bieten. Aber derartige Vor-

teile, wie man sie für unsere Industrie erhoffte, legen selbst dann, wenn sie erst noch von der Zukunft erwartet werden, Verpflichtungen auf. Oder wollen wir es gleich am Beginn unserer kolonialen Thätigkeit machen wie die Spanier oder die Portugiesen? Wollen wir aus den annektierten Ländergebieten nur Vorteile ziehen, ohne ihnen dafür die Segnungen der Kultur zu bringen?

Die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer günstigen wirtschaftlichen Entwickelung unseres Kolonialgebietes in Ostafrika kann nur von jemand bestritten werden, der das Land und ganz besonders auch die Eingeborenen nicht kennt. Vorbedingung für die wirtschaftliche Entwickelung eines Landes ist nämlich nicht nur der Charakter desselben an sich, d. h. das reichliche Vorkommen wertvoller Mineralien und natürliche Fruchtbarkeit. Mindestens ebensoviel Einfluß hat auch die Bevölkerungsdichte.

Die Ergebnisse der Schätzungen über die Bevölkerungsanzahl unserer Kolonie, welche bis vor einigen Jahren noch von Reisenden und auch amtlich vorgenommen worden sind, weichen überaus stark voneinander ab. Dies hat in weiten Kreisen Verwunderung erregt. Wenn man aber weiß, wie diese Schätzungen zustande gekommen sind, dann findet man es sehr begreiflich. Ein bekannter Reisender verfuhr auf folgende Weise. In einer Gegend, die nur Tembenbau kennt, zählte er unter Beihilfe seiner farbigen Begleiter die Insassen von drei bis vier solcher Temben. Dann stellte er von einem Hügel oder auch nur von dem Dache einer Tembe aus die Zahl der auf dem von ihm überblickten Gelände von mehreren Quadratkilometern Größe sichtbaren Temben fest, vervielfachte hiermit die vorher ermittelte Durchschnittsziffer von Bewohnern, schätzte nach eigner Kenntnis des Landes das Verhältnis zwischen Steppe und bewohntem Lande ab und fand so sein Ergebnis der Bevölkerungsdichtigkeit. Ob alle Bewohner sich in der Tembe befanden, oder ob ein Teil vor dem „weißen Teufel“ geflohen war, ob eine Tembe groß oder klein war, das kümmerte diesen „Afrikaforscher“ nicht weiter. Und doch hätte besonders die Größe der Temben berücksichtigt werden müssen, denn ich habe z. B. Temben gesehen, die kaum einige Hundert Insassen aufwiesen, während in anderen wieder mehrere Tausend Menschen wohnten. Daß die auf solchen Grundlagen aufgebaute Schätzung unsinnig sein muß, ist ohne Zweifel!

Die amtlichen Kreise unserer Kolonie bemühten sich dagegen möglichst genaue Zählungen anzustellen. Natürlich konnten hierbei nur die Umgebungen der Stationen und Missionen in Betracht kommen. Die Zahl dieser Centralpunkte von Ansiedelungen der Weißen ist freilich in Vergleich zu dem großen Gebiete recht beschränkt. Trotzdem haben schon diese Zählungen ein für den Nichtkenner überraschendes Ergebnis gehabt. Während man früher die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas auf höchstens vier Millionen schätzte, muß man jetzt mindestens sechs bis sieben Millionen annehmen. Meinen Erfahrungen nach stimmt aber auch dies noch lange nicht: Besonders im Zwischenseengebiet sind mir zahlreiche Gegenden bekannt, in denen die Karawanenstraße stundenlang, bisweilen sogar tagelang ununterbrochen durch Felder führt. Nur Dörfer und Weidegründe unterbrechen bisweilen das bebaute Land. Ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich schon jetzt die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas auf zehn bis zwölf Millionen schätze. Immerhin ist das bei der großen Ausdehnung der Kolonie noch recht wenig.

Seitdem Deutschland von der Kolonie Besitz ergriffen hat, ist die Bevölkerungsdichtigkeit sicherlich nicht zurückgegangen, ja aus dem an vielen Stellen zu beobachtenden Neubau von Dörfern, ohne Aufgabe der alten Wohnstätten, muß man annehmen, daß die Zahl sich trotz der zahllosen Todesfälle erheblich vermehrt hat.

Was hat dies alles aber mit der Centralbahn zu thun? — Ganz ungeheuer viel! Sie kann nämlich einen großen Teil der Todesursachen beseitigen oder zum mindesten abschwächen!

In unserer Kolonie stirbt ein wesentlicher Procentsatz der Eingeborenen eines nicht natürlichen Todes.

Früher wurde oft eine Decimierung der Bevölkerung hervorgerufen durch Sklavenjagden und den Verkauf der Landeskinder durch die eingeborenen „Sultane“ an Sklavenhändler. Das ist viel besser geworden seit die Kolonie unter deutscher Verwaltung steht. Sklavenjagden haben seit Jahrzehnten überhaupt schon nicht mehr stattgefunden. Teilweise lohnte der

Menschenfang wegen der verhältnismäßig geringen Bevölkerung nicht mehr; dann aber sagten sich die Araber selbst, daß die noch vorhandenen Völkerschaften erhalten bleiben müßten, weil sonst der Marsch ins Innere aus Nahrungsmangel nicht mehr möglich gewesen wäre. Teilweise unterblieben die Sklavenjagden auch wegen der Kriegstüchtigkeit verschiedener Bantuneger, z. B. der Wagogo, Wanyamwesi, Wagwangwara, Wahehe ꝛc.; der Araber setzt nämlich sein Leben nicht gern aufs Spiel. Aber auch der Verkauf von Eingeborenen in die Sklaverei spielt heute keine erhebliche Rolle mehr. Er besteht freilich ohne jeden Zweifel noch in mäßigem Umfange trotz aller Wachsamkeit der Stationen und ist deshalb nicht ganz ohne Einfluß auf die Bevölkerungszunahme, weil es sich bei diesem Handel fast ausnahmslos um junge Weiber handelt.

Äußere Kriege sind heute gleichfalls von untergeordneter Bedeutung. Aber vor wenigen Jahren noch decimierten die Überfälle der Wagwangwara-Masiti, der Wahehe, der Massai die Bevölkerung an der Küste wie im Inneren. Am Nyansa hatte die Bevölkerung namentlich unter den Einfällen der Waganda zu leiden. Ganze Flotten von 200—300 ihrer recht seetüchtigen Kanoes, von denen viele 60—100 Mann fassen, wenn die Ruderer mitgerechnet werden, überfielen ganz unerwartet einen Küstenstrich. Was sich zur Wehr setzte, wurde totgeschlagen, alles andere, Männer, Weiber, Kinder, Waffen und Hausrat, bis auf die Rinderherden herab, wurde auf die Kanoes verladen und nach Mtesas Hauptstadt geschleppt.

Alle diese Einfälle haben, wenn auch erst in den letzten Jahren, gänzlich aufgehört. Ebenso sind die Kriege der kleineren Sultane untereinander wenig von Bedeutung. Dagegen fallen bei Aufständen, welche durch die Schutztruppe niedergeschlagen werden müssen, meist eine ganz erhebliche Zahl von Männern und Weibern. Wichtig ist hierbei besonders, daß eben diese Männer und Weiber in ihren besten Jahren stehen, denn Kinder und Greise sind fast ausnahmslos Gegner des Krieges.

Diese Menschenleben könnten der Kolonie durch die Bahn erhalten werden! Wenn die Centralbahn gebaut ist, wird es möglich sein, die Zahl der Stationen zu vermehren und damit die Bezirke zu verkleinern. Ein Expeditionskorps könnte jederzeit dann schnell dahin geworfen werden, wo es nötig sein sollte. Und in den ersten Jahren werden solche Maßregeln gewiß noch öfter nötig werden, denn die Durchführung der Hüttensteuer wird sicherlich noch einigen Widerstand, vielleicht sogar einige kleinere Aufstände zeitigen. Das dürfte sich aber bald geben. Sieht der Neger, daß eine Sache rücksichtslos durchgesetzt wird, nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt, so ergibt er sich darein. Dann ist es eben Amri ya Muungu, d. h. Befehl Gottes!

Für die Entvölkerung unserer Kolonie viel wichtiger als diese Ursachen sind Giftmorde und Hungersnot mit anschließenden Epidemien. Die ersteren sind nämlich in vielen Gegenden geradezu an der Tagesordnung. Es ist ja auch so leicht, der Pombe, dem Bier der Neger, eines der unfehlbar tödlich wirkenden Pflanzengifte beizumischen und so eine unliebsame Persönlichkeit aus dem Wege zu räumen!

Blutmorde sind in unserer Kolonie nicht häufig, weil sie mit eigner Gefahr verbunden sind und weil bei ihnen die Strafe fast sicher ist, da sie gewöhnlich bekannt werden.

Naturgemäß werden die Mordthaten bekämpft, aber wie gering kann dieser Einfluß nur sein! Übertragen wir die Entfernungen auf deutsche Verhältnisse, so könnte man sagen: wie soll ein Verbot, das in Berlin als Stationsort erlassen ist, bis nach Magdeburg oder Küstrin wirken, wenn keine leistungsfähigen Verkehrswege und keine Nebenstationen vorhanden sind?

Am verheerendsten wirken unter der Bevölkerung naturgemäß Hungersnot und Epidemien: — einen furchtbaren Beweis hierfür haben ja die beiden letzten Jahre erbracht. Oberflächlich betrachtet scheinen Naturereignisse — hier besonders also Regenmangel und Heuschrecken — die Hungersnöte hinreichend zu erklären. In Wirklichkeit aber tragen sie keineswegs allein die Schuld. Genau wie in Europa besteht hier in Deutsch-Ostafrika der Zug vom Lande in die Stadt. Man sehe sich nur die Hafenplätze an! Was waren sie noch vor zehn Jahren? Tanga, Dar-es-Salaam und andere? Bagamoyo ist vielleicht zurückgegangen an Bedeutung und Bevölkerungsanzahl; die anderen aber

haben sich gewaltig vergrößert. Wie könn es auch anders sein? Landarbeit ist mühsam und dabei wenig lohnend. Was bietet außerdem das Dorf dem Neger? — Eine Pfeife Tabak, ein Gelage in Pombe (Negerbier) oder Tembo (Palmwein), hier und da eine durchtanzte Nacht, das ist außer der Liebe alles, denn die Arbeit überläßt er wohlweislich dem Weibe! Wie anders sieht es da in der Stadt aus. Was früher nur der Araber oder der Reiche haben konnte, kann der arme Neger sich bei mäßiger Arbeit jetzt auch leisten. Die vielen Europäer brauchen zahlreiche Bois, und in einer Stellung als Boi wird nach seinen Begriffen ungeheuer viel verdient, noch dazu bei ganz geringer Arbeitsleistung.

Auch seine Frau, die er sich häufig genug gekauft hat, zieht naturgemäß aus dem Leben des Boi Vorteil. Sie ist Modedame, die stets das neueste Muster von Kongas (viereckiges buntes Kattuntuch für die Weiber) haben muß, wenn sie ihrem Herrn und Gebieter nicht böse Stunden bereiten soll. Arbeit, gar Feldarbeit, kennt sie nicht mehr; ja sie hält sich ihre eigne Bedienung: sie hat es ja dazu! Solche Bedienung hält sich jeder Boi, ja auch jeder Askari (farbige Soldat). Alle wollen leben, müssen essen. Und was ein Negermagen verschlingen kann, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der einen deutschen Soldaten im Manöver hat essen sehen; aber notabene, der Neger übertrifft ihn bei weitem. Riesenmengen gehören dazu, um alle diese Tausende, deren Weiber sämtlich der Landwirtschaft entzogen worden sind, zu erhalten!

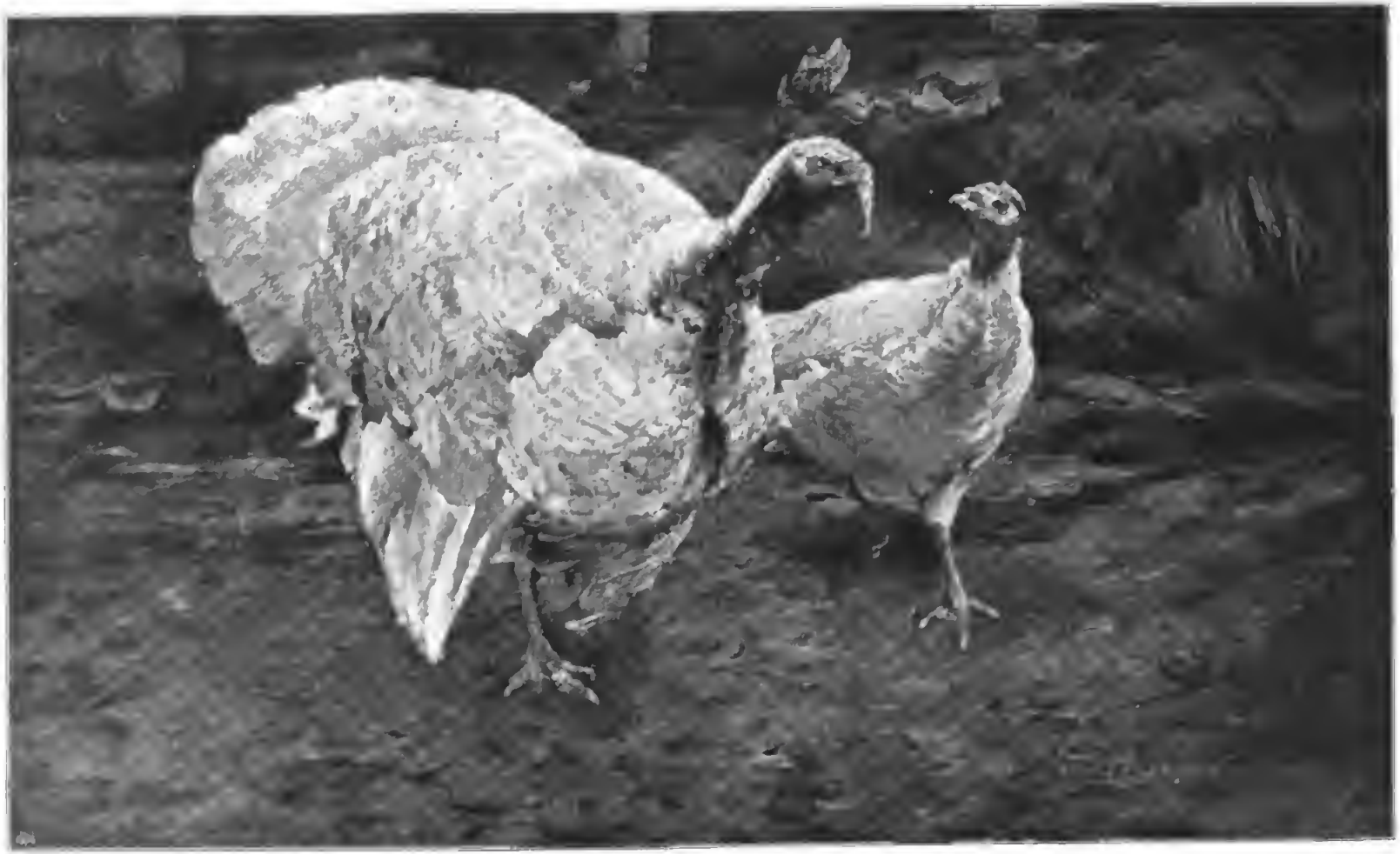
Derselbe Vorgang spielt sich auf den Plantagen ab. Allzugroße Ackerflächen sind überhaupt nicht vorhanden; viel Land für Negerkultur kann somit nicht abgegeben werden. Also auch hier sind die kaufkräftigen Eingeborenen auf die Zufuhr angewiesen. Woher soll diese aber kommen? Diese Kalamität wird nicht abnehmen; nein, mit dem Anwachsen der Städte, mit der Zunahme des Plantagenbaues wird sie steigen, und vielleicht wird sie — falls nicht Abhilfe geschaffen wird — die ganze Existenz der Plantagen in Frage stellen.

Teilweise kommt das mangelnde Getreide ja auf dem Seewege von auswärts. Aber wozu soll man das aus dem Auslande einführen, was im eignen Lande jederzeit im Ueberfluß zu haben ist? Die angeblich öden Hochflächen Unyamwesis und Ussukumas, auf denen nach der landläufigen Ansicht nur das Buckelrind gedeiht, stehen nach afrikanischen Begriffen in hoher Kultur! Da kann man Getreidefelder und Ernteerträge sehen, über die man staunen muß. Gelingt es die Schätze dieser Kornkammer unserer Kolonie an die Küste zu bringen, so ist aller Ernährungsnot ein Ende gemacht.

Heute freilich ohne Bahn, also ohne die Möglichkeit, das Korn den konsumierenden Bezirken zuzuführen, sind diese Schätze wertlos. Ganze Züge von Eisenbahnwagen könnte man allein damit beladen, was vorerst einfach verkommt. Dort kennt man keine Hungersnot und hat sie seit langer Zeit nicht mehr kennen gelernt. Kann man erst die Errungenschaft des Heuschreckenpilzes vollkommen ausnützen, so wird in diesen gesegneten Himmelsstrichen Nahrungsmangel überhaupt nicht mehr eintreten können. Zu einem solchen Kampf gegen die Heuschrecken gehört aber ein dichteres Netz europäischer Stationen, von denen aus schnell die verderbenbringenden Schwärme geimpft werden können, und zum Versenden der Getreidevorräte gehört eine Bahn!

Küsteneuropäer haben in den letzten Jahren über Trägermangel geklagt. Soll man sich aber darüber wundern? Auch in unserer ostafrikanischen Kolonie funktioniert die Negerpost vorzüglich. Sowohl Wanyamwesi als Wassukuma wußten sehr genau Bescheid über die Knappheit aller Nahrungsmittel und über die Pocken an der Karawanenstraße. Da blieben sie natürlich lieber daheim! Die Neger wissen ganz genau, daß die jetzige Art der Transportmittel, die Träger, zur Weiterverbreitung der Seuchen sehr viel beitragen. Auch von deutscher amtlicher Seite ist mehrfach auf diese Thatsache hingewiesen worden; Beachtung hat es in den interessierten Kreisen scheinbar aber nur wenig gefunden.

Diese Gleichgültigkeit ist vom wirtschaftlichen Standpunkte aus unbegreiflich. Als ich noch nicht lange in Afrika war, bin ich einmal zur Zeit einer Pockenepidemie, die sich an Hungersnot anschloß, die Hauptkarawanenstraße ins Innere gezogen. Denke ich an die Scenen, welche ich da beobachten mußte, so sträuben sich mir in der Erinnerung



Truthühner. Nach dem Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

noch jetzt die Haare. Skelette, Leichen, Todkranke, die an der Straße lagen, zählte ich zu Hunderten. Einen entsetzlichen und grauenhaften Eindruck machte all dies Elend besonders deshalb, weil ich mir sagen mußte, daß ich nicht helfen könne. Die hier vorübergehenden Träger stecken sich leicht an und verschleppen die Seuche. Bei Eisenbahnverkehr wäre die Möglichkeit genügender Desinfektion viel größer und die Gefahr der Übertragung unendlich viel geringer.

Natur des Landes und Selbsterhaltungstrieb fügen es, daß auch der Neger in geschlossenen Gemeinden bezw. Dorfschaften wohnt, und zwar sind bisweilen gewaltige Menschenmengen auf einen beschränkten Raum zusammengedrängt. Jahre, vielleicht Jahrzehnte hindurch sind in einer solchen Niederlassung die Pocken nicht aufgetreten. Zufällig ist ein Ortseingesessener zur Küste gewandert und kann sich, genesend oder auch todkrank, gerade noch bis nach Hause schleppen. Welche grauenhaften Folgen das hat, kann man sich daheim gar nicht vorstellen, man kann es nicht einmal annähernd ahnen! Wir haben ja in Deutschland infolge des segensreichen Impfzwanges so wenige Pockenfälle, daß die meisten Aerzte diese Krankheit nur theoretisch kennen. Zu Hunderten und Tausenden sterben die Eingeborenen dahin, und nach wenigen Wochen sind von einem dichtbevölkerten Dorfe nur ein Dutzend mit Narben übersäter und zu Skeletten abgemagerter Genesender übrig, die von der Stätte des Grausens fliehen. Wer als Impfgegner nach Afrika kommt und solche Erntefelder des „Schwarzen Todes“ auf seinen Wegen sehen muß, der kehrt als eifriger Apostel der Schutzpocken zurück! Wohl ist auch in Deutsch-Ostafrika viel geimpft worden, von Ärzten sowohl als von Laien. Aber was wollen 50 000, ja 100 000 Impfungen besagen gegenüber einer Bevölkerung von vielen Millionen?

Neben den Verheerungen durch die Pocken spielen die Verluste durch andere Krankheiten, selbst durch Dysenterie und Pest, gar keine Rolle. Gegen die bösartige Ruhr hat man die wenigstens bei Negern geradezu spezifisch wirkende Ipecacuanha; sie ist also nicht sehr zu fürchten. Freilich die Pest wird man nie ganz los werden, und daß sie ungeheure Sterblichkeitsziffern bedingen kann, konnte man vor kurzem in Indien sehen. Trotzdem wird sie im Innern Afrikas kaum je eine Gefahr bilden, obwohl wir in Uziba, medizinisch ausgedrückt, einen endemischen Herd haben. Professor Robert Kochs Berichte haben diesen Seuchenherd allgemein bekannt gemacht. Gute Kenner unserer Kolonie wußten darum schon vorher, schwiegen aber aus begreiflichen Gründen darüber, geradeso wie die Engländer noch immer nichts davon verlauten lassen, daß es in ihrem ostafrikanischen Gebiete sogar mehrere solcher Seuchenherde gibt! Seit einem halben Jahrhundert schon und darüber — nicht erst seit etwa zwanzig Jahren, wie Professor Koch irrtümlich berichtet — ist die Pest dort einheimisch. Als ich, lange vor Kochs Veröffentlichungen, jene Gegend bereiste, hörte ich von den berühmten „ältesten Leuten“, daß es dort mit der Pest immer so gewesen sei. Ganz erlischt sie nie; aber sie hat es auch seit Menschengedenken über ein leichtes Aufflackern nicht gebracht.

Wie wenig gefürchtet bei den Eingeborenen die Pest gegenüber den Pocken ist, zeigt sich auch in folgender Maßregel, die ich hinter Bukoba vielfach beobachtet habe. Die Bananenhaine, in denen die Pest herrscht, werden nie für den Durchgang gesperrt; kommt dagegen ein Pockenfall vor, so darf niemand mehr heraus. Wer absichtlich oder zufällig hineingeriet, muß darin bleiben, bis die Krankheit erloschen ist. —

Will man in gedeihlicher Weise Kolonialpolitik treiben, so darf man sich nicht darauf beschränken, die Ursachen abzustellen, die eine Verminderung der Einwohnerschaft zur Folge haben; man muß auch Mittel und Wege suchen, um eine raschere Zunahme der Bevölkerung herbeizuführen! Frankreich sucht bekanntlich für das eigene Land nach derartigen Mitteln seit Jahren vergeblich. Bei uns in Ostafrika liegt die Sache weit aussichtsreicher: Natur und Menschen bieten treffliche Vorbedingungen, nur die verkehrten Verhältnisse stehen hinderlich im Wege!

Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir noch einmal auf das unselige Trägerwesen einen Blick werfen. Gerade unsere besten, zur Arbeit brauchbarsten Stämme, die Wanyamwesi und Wassukuma, stellen die meisten Träger, und sie also werden durch den ungünstigen Einfluß des Trägerwesens auf die Volksvermehrung besonders hart getroffen.

Geht der Nyamwesi oder Mfukuma als Träger zur Küste, so läßt er Weib und Kind meist zurück. Nur in seltenen Ausnahmen begleitet die Frau ihren Mann. Seine Abwesenheit dauert drei, vier, ja fünf Monate oder auch noch länger, und in Afrika hält es der Storch gerade so wie bei uns: bei so langer Abwesenheit des Mannes ist er unter Umständen sehr lässig in seiner Thätigkeit. Freilich weder Mann noch Weib sind gewöhnlich große Kinderliebhaber; aber nach der Sitte des Landes sind Mädchen so gut wie Wertbesitz. Folglich ist es, wenn nicht angenehm, so doch vorteilhaft, Kinder zu haben. Bringt der Storch einen Jungen, so ist das eben Pech, man findet sich aber damit ab.

Einfach in Anschauungen und urwüchsig in vielen Sitten, weiß der Neger sich allerdings zu helfen, wenn er sich als Träger anwerben läßt. Kurz entschlossen übergibt er seine zwei, drei und mehr Weiber seinem Bruder oder Vetter. Vielleicht glaubt mancher aus diesem Gebrauche schließen zu dürfen, daß die Anschauungen der Neger über die Ehe recht weitherzig seien. Da irrt er aber sehr. Ehebruch wird bei manchen Stämmen in ganz grausiger Weise bestraft. Die Wanyamwesi z. B. haben noch in den achtziger Jahren ehebrecherische Frauen in so fürchterlicher Weise für ihr Verbrechen zu Tode gemartert, daß eine Beschreibung hier unmöglich ist.

Es ist statistisch längst festgestellt, daß die Polygamie nirgends sonderlich vorteilhaft für die Volksvermehrung ist. Geht die Sache aber gar so weit wie hier nicht selten infolge des Trägerwesens, so wird sie zur Kalamität. Daß auch in diesen Verhältnissen die Centralbahn gründlich Wandel schaffen würde, liegt auf der Hand.

Aber noch eins. Es gibt in unserer Kolonie weite Gegenden mit üppigem Graswuchs, in denen sich schon bei geringer Tiefe Grundwasser findet. Zahllose Herden von Wild finden dort reichliche Nahrung, so daß sie feistes Wildbret geben. Ebensogut würden hier Negerkulturen gedeihen, würden Rinder, Schafe und Ziegen Nahrung finden. Häufig sind nun die Niederlassungen der Neger so dicht bevölkert, daß das Land all die Bewohner kaum ernährt. Aufgabe einer weitblickenden Kolonialverwaltung müßte es sein, aus den übervölkerten Bezirken ganze Dorfschaften mit allen ihren Familien in solchen fruchtbaren Steppen anzusiedeln. Die Wanyamwesi haben seit geraumer Zeit schon selbst das Bedürfnis gefühlt, sich auszudehnen. Kaum eine Gegend unserer Kolonie weist nicht vereinzelte ihrer Siedlungen auf.

Welcher Art die politischen, militärischen und administrativen Vorteile einer ostafrikanischen Centralbahn sein würden, liegt auf der Hand. Es ist deshalb überflüssig, hierauf näher einzugehen. Schließlich müssen wir aber doch auch noch auf die rein wirtschaftlichen Perspektiven, die der Bau einer großen Bahn in unserer ostafrikanischen Kolonie erschließen würde, einen Blick werfen. Denn hier ist ja der Punkt, an dem die Gegner des Unternehmens am liebsten die Hebel einsetzten, um es zu stürzen. „Elfenbein und Gummi sind so ziemlich die einzigen Produkte unserer Kolonie, deren Transport aus dem Innern an die Küste sich lohnen würde, und von der Beförderung von Gummi und Elfenbein kann eine große Bahn nicht existieren", in diesem Gedanken gipfelt gewöhnlich die Argumentation, daß die ostafrikanische Centralbahn schmählich Fiasko machen würde. Wenn es thatsächlich nichts anderes zu befördern gäbe als diese zwei Produkte, so wäre ein Bahnbau ganz gewiß sehr kostspielig, denn nicht einmal die Betriebskosten würden dabei herauskommen, von Zinsen oder Erträgnissen gar nicht zu reden.

Freilich ist der Reichtum unserer Kolonie an Elfenbein größer als man im allgemeinen annimmt. Wenn häufig gesagt wird, in Deutsch-Ostafrika gäbe es keine Elefanten mehr, so ist das ein Irrtum. Die schwarzen Elefantenjäger verheimlichen nur ihre Jagdgründe, weil sie wohl nicht mit Unrecht die Konkurrenz der Europäer und eine schärfere Beaufsichtigung durch die Stationen fürchten. Nur wenige Forschungsreisende haben durch Zufall solche Elefanten-Jagdgründe kennen gelernt, und diese können ihre Kenntnis nur zum geringsten Teile ausnutzen, da sie Offiziere sind. Mir selbst sind auf meinen Reisen drei Gebiete bekannt geworden, in denen nicht Dutzende, sondern Hunderte von Elefanten leben. Wären wir bei unserem Elfenbeinexport nur auf die Zufuhren aus englischem und kongostaatlichem Gebiete angewiesen, so würde derselbe erschreckend niedrig sein.

Das aus Uganda und dem Kongostaate eingeführte Elfenbein ist jedoch an Menge nicht annähernd gleich dem an der Küste nach Europa verfrachteten. — Aber die Elfenbeinschätze unserer Kolonie haben an sich mit der Bahn nichts zu thun. Weder auf den Elfenbein- und Gummitransport noch auf den dadurch allein bedingten Tauschwarenimport kann sich die Rentabilität der Centralbahn stützen. Für sie kommen ganz andere Punkte in Betracht!

Ohne jeden Zweifel lebensfähig, und dabei unbedingt notwendig für die Entwickelung der ausnutzbaren Randgebirge sind nach der Ansicht aller Kenner unserer Kolonie Strichbahnen, beispielsweise die Usambara- und die Ulugurubahn. Denn, wenn unsere Plantagengebiete nicht an das weltenverbindende Meer angeschlossen werden, so können sie nie aufblühen. Darum wird eben jetzt schon die Usambarabahn gebaut, darum werden später andere Strichbahnen von selbst folgen. Damit werden sich naturgemäß auch die größeren Plantagen-Unternehmungen vermehren. Leider weiß nun aber schon jetzt jeder Plantagenleiter, ja auch fast jeder andere Unternehmer an der Küste ein Lied zu singen von Arbeitermangel. Zwar haben wir in den Wanyamwesi und Wassukuma vorzügliche Arbeiter in reichen Mengen; beide Stämme, die miteinander nahe verwandt sind, mögen zusammen etwa 2 000 000 Köpfe zählen. Aber es ist überaus schwierig, diese Arbeiter an die Küste zu bringen. Man hat versucht, eine Art Sachsengängertum auszubilden. Das ist aber mißlungen, weil die Eingeborenen ihre Frauen nicht mitnehmen konnten und weil an der Küste und in den Plantagenbezirken oft nicht genügende Mengen von Nahrungsmitteln vorhanden waren. Soll der Neger arbeiten, so muß er vor allen Dingen viel, ja *sehr* viel zu essen bekommen, ich habe ja schon bei einer anderen Gelegenheit betont, daß er ganz unglaubliche Mengen vertilgen kann. Bekommt er satt zu essen, so verrichtet er jede ihm aufgetragene Arbeit vorzüglich; fehlt ihm aber die nötige *Menge*, dann ist er zu nichts zu gebrauchen.

Nun reicht aber schon jetzt die in den Küstenlandschaften produzierte Menge von Nahrungsmitteln nicht annähernd zur Ernährung der hier beschäftigten Arbeiter, denn keineswegs nur in den Hungerjahren wird nach Ausweis der Zollstatistik Reis und Negerkorn über See eingeführt! Und das wird mit dem Wachstum der Städte und der Zunahme der Plantagen schlimmer und schlimmer werden!

Sollen denn nur Indien, Madagaskar ꝛc., die uns diese Nahrungsmittel der eingeborenen Arbeiter zuführen, den Vorteil haben, wenn sich unsere Kolonie entwickelt? Dies ist wahrlich nicht nötig, denn Unyamwesi und Ussukuma sind schon jetzt wahre Kornkammern, und Ugogo kann es durch Brunnenbohrungen werden. Aus diesen Landschaften würde die Centralbahn Getreide und Reis zu billigerem Preise an die Küste liefern können, als sie jetzt das Schiff aus Indien und anderswoher bringt.

Aber auch die anderen Gegenden unserer Kolonie entbehren natürliche Schätze nicht. So bringen die vielgeschmähten Steppengebiete außer Nahrungsmitteln, die der Neger gebraucht (Mais, Negerkorn, Manyok, Batalen, Bananen, Bohnen, Erbsen), schon jetzt alle möglichen guten Dinge in ziemlich beträchtlicher Menge hervor. Da wachsen Ölfrüchte (Arachis und Sesam), Weizen, Baumwolle, Ölpalmen und Fruchtbäume, da gedeihen Rinder, Schafe und Ziegen in ungezählten Herden. Schließlich findet sich außer Gold an verschiedenen Stellen Salz und Natron — beides sehr wichtige Mineralien.

Trotzdem wird Salz in unserer Kolonie in erheblichen Mengen eingeführt, und auch fast der ganze Seifenbedarf — Natronlauge spielt bei der Seifenfabrikation eine Hauptrolle! — wird aus Indien gedeckt. Wäre die Centralbahn vorhanden, so könnten manche hunderttausend Mark, die jetzt hierfür an das Ausland gezahlt werden, dem Lande erhalten bleiben. In Uwinga, vier Tagereisen von Ujiji entfernt, kostet das Wihiza ($9^1/_2$ kg) Salz $^1/_2$ Rupie, während es z. B. in den salzarmen, aber landwirtschaftlich reichen Nyassadistrikten zur Zeit kaum zu bezahlen ist.

Aber weiter. Weizenmehl ist kostbar an der Küste, und doch will niemand von den Europäern das Brot missen. Es wird eingeführt aus Indien! Bisher wird in der Kolonie allerdings nur wenig Weizen gebaut, und zwar meist durch Gartenkultur, wie sie nur für Araber rentabel ist, die mit Sklaven arbeiten, welche keinen Lohn

erhalten. Die einzelnen Saatkörner werden mit der Hand in die Ecken kleiner Quadrate gelegt, und alle Tage, an denen es nicht regnet, wird sorgfältig und reichlich gegossen. Bei dieser Kultur gedeiht der Weizen vorzüglich und hat ausgezeichnete Qualität. Im großen kann Weizen auf diese Weise selbverständlich nicht gebaut werden. Aber es geht auch anders. Einer von den Brüdern der „Weißen Väter", einer katholischen Mission, hat den Versuch mit regelrechtem Feldbau gemacht; der von ihm benutzte Boden war nicht besonders gut, und trotzdem brachte er mehr als vierzigfachen Ertrag. Das ist gewiß: viele Doppelzentner Weizen, für die jetzt das Geld ins Ausland geht, werden im Seengebiete gebaut werden, sobald es erst möglich ist, sie preiswert an die Küste zu bringen.

Aber auch die Ölfrüchte Sesam und Arachis oder doch wenigstens das daraus gepreßte Öl werden sicherlich die Transportkosten tragen können; und diese Produkte werden auf den Weltmarkt kommen, da Fette und Öle von Jahr zu Jahr mehr gebraucht werden. Es sind dies alles Produkte, welche die Eingeborenen selbst erzeugen. Und für den weitblickenden Kolonialpolitiker ist es selbstverständlich, daß gerade diese exportfähig werden müssen, damit sich die Kaufkraft und Zahlungsfähigkeit der Neger hebt; denn nur dann sind sie in der Lage ihre Steuern ohne Überlastung zu zahlen und Stoffe und Verbrauchsartikel aller Art einzuhandeln.

Baumwolle wurde bis vor wenigen Jahren in nicht unbeträchtlichen Mengen von den Eingeborenen angebaut und ergab einen guten Faden. Die billigen und schlechten Tauschwarenzeuge haben aber leider die guten heimischen Gewebe in allen dem Durchgangsverkehr zugänglichen Landschaften verdrängt, da letztere infolge der mühsamen Anfertigung zu teuer wurden. Die Zahl der Baumwollpflanzungen in unserer Kolonie ist deshalb sehr zurückgegangen. Sobald aber Nachfrage nach dem Rohprodukt bestände, würden die Eingeborenen ganz gewiß neue Kulturen anlegen, denn die natürlichen Vorbedingungen für ihr Gedeihen sind an vielen Orten vorhanden.

Tabakfelder findet man überall in Mittelafrika, und die Eingeborenen verarbeiten die Blätter mit großem Geschick. Als ein Zeichen für die Güte dieses Tabaks kann es gewiß angesehen werden, daß mancher Europäer, der einmal aus Not dazu gegriffen hat, überhaupt keinen anderen mehr raucht. Für den Export dürfte freilich dieser von den Eingeborenen gebaute Tabak nicht in Frage kommen; aber die farbigen Arbeiter an der Küste würden das altgewohnte Kraut dem über See importierten bei weitem vorziehen, und auch die hierfür ausgegebenen Summen könnten dem Lande erhalten bleiben, wenn eine Centralbahn vorhanden wäre.

Einen großen Procentsatz der Eisenbahntransporte dürfte später einmal das Schlachtvieh liefern, das mit großem Vorteil an der Küste verkauft werden könnte. Ein Gegner der Centralbahn sagte hierüber in der „Kolonialen Zeitschrift": „Das Buckelrind geht auf seinen vier Füßen billiger zur Küste, als eine Eisenbahn es transportieren kann." — Soll man das ernst nehmen? Ja, hat denn dieser Herr nie etwas vom Texasfieber und anderen Viehkrankheiten gehört? Haben ihm die Viehhändler Ostafrikas nie ihr Leid geklagt, daß ihnen bisweilen 75 Procent ihrer Herden unterwegs hinsterben? Und hat er sich wohl einmal solches Vieh angesehen, das beispielsweise von Nyanza bis zur Küste getrieben war? Diese abgemagerten Rinder sind nur zu geringem Preise in den Hafenstädten zu verwerten; doppelt so viel fast würden die Händler erhalten, wenn ihr Vieh so gesund und wohlgenährt wäre, als es beim Abmarsch war. Ist dieser Transport von Rindern auf ihren vier Füßen nicht doch unter Umständen *sehr* teuer, viel teuerer als es der Eisenbahntransport bei den höchsten Tarifen je sein könnte?

Und bei den Ziegen und Fettschwanzschafen ist das Treiben auf so große Entfernungen einfach ausgeschlossen! Beide finden sich aber in Innerafrika so zahlreich, daß sie mit zur Charakteristik des Landes gehören. Jetzt sind sie fast nutzlos, soweit sie nicht an Ort und Stelle von Europäern und Eingeborenen gegessen werden. Wenn aber erst die Centralbahn besteht, wird auch dies Schlachtvieh von den Bewohnern der Küstenlandschaften gern aufgenommen werden.

Übrigens können auf den ausgedehnten, vorzüglichen Weiden, wo sich jetzt die zahllosen Ziegen und Fettschwanzschafe mästen, ebensogut *Woll*schafe gedeihen; hoch genug

liegt Innerafrika dazu. Und deren Wolle wird dann einen sehr erträgnisreichen Massenexportartikel liefern. Als ich meine ersten Geographiestudien machte, galt Australien — abgesehen von wenigen Küstenstrichen — für öde, wasserlose Steppe. Heute ist es ein reiches Land, und zwar reich weniger durch seine Goldfelder und Silberminen als durch seine ungeheuren Schafherden.

Über Mineralienfunde im Innern der Kolonie hört man auch unausgesetzt erfreuliche Nachrichten. So sind bei Songea Eisenerze aufgefunden worden, während man in den Upallabergen im Bezirk Mahenga mächtige Bleilager entdeckt hat. Über das Vorkommen von Steinkohle und Kupfer wird aus Karema am Tanganjika berichtet. In Muanza besteht seit langer Zeit Eisenindustrie. Das Hauptzahlmittel in jenen Distrikten sind eiserne Hacken, die einen Zahlungswert von $^1/_2$ Rupie besitzen. Auch Steuern werden in diesen industriellen Erzeugnissen und zwar zu vielen Tausenden entrichtet, deren vorteilhafte Verwertung mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse gleichen Schritt hält. Gerade für den Verkehr ist übrigens in der letzten Zeit viel geschehen. In allen Bezirken im Innern sind schon viele Wege gebaut worden und vielfach sind in Verbindung damit Versuche angestellt worden, den Trägerverkehr durch Lasttiere und Wagen wenigstens teilweise zu ersetzen. So sind in Moschi erfolgreiche Versuche mit Massaieseln gemacht worden, und in Muanza haben sich zweirädrige Ochsenkarren mit indischer Beschirrung gut eingeführt. Eigentümlich ist es, daß sich eine starke Zunahme des Karawanenverkehrs in der Richtung Irangi-Massaisteppe nordwärts zeigt. Erstaunlich hat sich auch der Verkehr auf den großen Seen entwickelt. Der „Hermann v. Wissmann", unser einziger Dampfer auf dem Nyassa, hat der Nachfrage kaum genügen können und ganz unerwartete Erträge erzielt. Auf dem Tanganjika ist die „Hedwig v. Wissmann" jetzt schon aufs Wasser gesetzt, drei weitere Dampfboote werden von englischer und kongolesischer Seite gebaut. Auf dem Nyanza, wo unsere Dampfspinasse in je zwei Tagen Fahrt die Verbindung von Muanza nach Bukoba und Schirati unterhält, bauen die Engländer ebenfalls drei neue Dampfer.

Es ist eine Freude zu sehen, wie es mit unserer Kolonie vorwärts gegangen ist in der letzten Zeit. Aber es ist für mich, wie für jeden, der Deutsch-Ostafrika durch viele Reisen genau kennen gelernt hat, gar keine Frage, daß all dieses Knospen und Sprießen verkümmern muß, niemals zur Blüte und Frucht kommen kann, wenn nicht eine große Bahn von der Küste in das Innere gebaut wird!

Aber was wird eine solche Bahn kosten? Und werden sich die in ihr anzulegenden Kapitalien verzinsen können? — Derselbe Gegner der Centralbahn, den ich schon einmal anführte, sagt bei Besprechung dieser Fragen, daß „selbst sanguinische Vertreter des Centralbahnprojektes nur eine Frachtermäßigung von 40 Procent im Verhältnis zu den jetzigen Trägerlöhnen herausrechnen".

Das ist sehr unklar ausgedrückt, denn „Trägerlöhne" sind durchaus nicht konstant. Die Trägerlöhne aus dem Innern nach der Küste sind vielmehr von denen in umgekehrter Richtung himmelweit verschieden. Landeinwärts werden nämlich viele Güter in zahllosen Lasten eingeführt, weil die Tauschwaren, mit denen die wertvollen Produkte des Innern eingehandelt werden sollen, verhältnismäßig billig sind und dabei viel Raum und Gewicht einnehmen, und weil die Europäer in Innerafrika auch einmal ein Glas Wein oder Cognac trinken wollen. Aus diesem Grunde übersteigt oft die Nachfrage nach Trägern das Angebot ganz erheblich, und die Löhne sind deshalb teuer. Beispielsweise kostet dem Kaufmann, der Lasten bis zu 80 Pfund packt, die Tonne (1000 kg) von Dar-es-Salaam nach Tabora, die rund 750 Kilometer auseinander liegen, etwa 600 Mark. Wenn nun wirklich die Frachtermäßigung durch die Bahn nur 40 Procent im Verhältnis zu den jetzigen Trägerlöhnen ausmachen würde, so müßte also die Tonne auf 750 km rund 360 Mark kosten? Das glaube, wer mag! Ich wenigstens habe bis jetzt keinen Eisenbahn-Gütertarif finden können, mindestens bei afrikanischen Bahnen nicht, welcher dem auch nur entfernt ähnliche Preise ansetzte. Oberstleutnant Gerding vom Eisenbahn-Regiment, ein Fachmann allerersten Ranges, urteilt denn auch ganz anders. Er schrieb in der „Deutschen Kolonialzeitung" folgendes:

„Bezüglich der Rentabilität will ich nur

kurz erwähnen, daß der von mir für die Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro aufgestellte Kostenüberschlag mit der Gesamtsumme von 14 700 000 Mark abschließt, was einem Preis von rund 64 000 Mark für das Kilometer entspricht. Die von mir gleichfalls zunächst nur für die Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro aufgestellte Ertragsberechnung schließt mit einem jährlichen Überschuß von 5,6 v. H. der Anschlagssumme unter Einrechnung einer ausreichenden Abschreibung auf den Reservefonds ab. Den Einnahmeberechnungen habe in einen jährlichen Gütertransport von 12 000 Tonnen in jeder Richtung, also unter Annahme von 300 Betriebstagen 40 Tonnen täglich, zum Durchschnittstarif von 40 Pf. für das Tonnenkilometer zu Grunde gelegt. Diese Zahlen halte ich für durchaus nicht zu hoch gegriffen. Mit Rücksicht auf das außerordentlich ertragsfähige und günstige Gelände, welches die Linie durchzieht, und den Umstand, daß die Bahn sofort den ganzen Karawanenverkehr an sich ziehen wird, steht für mich die spätere Rentabilität sowohl der ganzen Centralbahn wie auch diejenige der zunächst geplanten Anfangsstrecke außer jedem Zweifel. Sie wird sich nicht nur rentieren, sondern mit der Zeit eine bedeutende Einnahmequelle für die Kolonie werden und dazu beitragen, die letztere unabhängig von der Unterstützung des Reiches zu machen und auf eigene Füße zu stellen."

Seit fünf Jahren bin ich in Deutsch-Ostafrika, und zwar habe ich während dieser langen Zeit nicht ruhig auf einem Kontorsessel in einem Küstenhafen gesessen, sondern bin auf zahlreichen Reisen in alle wichtigen Landschaften unserer Kolonie gekommen. Viele Gegenden habe ich auch nicht nur einmal, sondern wiederholt und zu verschiedenen Jahreszeiten besucht: ich weiß deshalb, welches Bild sie in der Trockenzeit darbieten und wie sie in der Regenzeit aussehen, — das ist nämlich in tropischen Ländern oft ein himmelweiter Unterschied! Das Kisuahili, die in ganz Ostafrika verstandene Verkehrssprache, ist mir so geläufig, daß ich mich mit jedem Eingeborenen verständigen kann. Land und Leute unserer Kolonie habe ich durch fortwährenden Verkehr kennen gelernt; ganz besonders darüber habe ich Studien gemacht, wie sich beide in den Jahren entwickelt haben, seit ich zuerst den afrikanischen Boden betrat. Aus allen diesen Gründen glaube ich ein gutes Recht zu haben, in Fragen unserer ostafrikanischen Kolonie ein Wort mitzureden. Will ich meine Erfahrungen in einem Satz zusammenfassen, so wird der lauten müssen: Unsere Kolonie besitzt natürliche Schätze aller Art und wird, richtig behandelt, in absehbarer Zeit schon reiche Erträge liefern; aber sie wird sich niemals zur Blüte entwickeln, wenn man ihr das versagt, was sie von allem am nötigsten braucht: die Centralbahn.

Erinnerung.

Von

Fritz Döring.

Viel Glocken läuten und dröhnen,
Das klingt so voll und weich —
Wie du mag keine tönen
Im ganzen Deutschen Reich,
O Glocke, die du stille
Im Turm der Heimat hingst
Und oft in Kraft und Fülle
Noch heut mein Herz durchdringst!

Viel Mühlen schwingen die Flügel,
Doch keine mahlt im Land
Wie jene, die am Hügel
Vor unserm Städchen stand.
Die grauen Sparren stoben,
Die Flügel ruhten nie —
Am schönsten war da droben
Das Müllerkind Marie.

Viel Stimmen hör ich schallen
Und rufen durch die Welt
Doch eine nur von allen,
Die mir so recht gefällt!
Ließ auch der Tod sie schweigen,
Mein Lebtag klingt es nach,
Wie sie so lieb und eigen
‚Mein alter Junge' sprach!

Schlittenrecht.

Von

Carl Bulcke.

Peitſchenknallen! Schellenläuten!
Rote lachende Geſichter!
Durch die Wintereinſamkeiten
Tiefverſchneiter weißer Dörfer,
Durch die flimmerndſtarre Kälte
Blanker Straßen und Chauſſeen
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten.
Peitſchenknallen! Schellenläuten!
Und die Telegraphenſtangen
Und die Kilometerſteine
Und die Weiden nnd die Katen
Flitzen blitzſchnell uns vorüber,
Daß ſechs alte ſchwarze Krähen
Scheltend uns zu Häupten ziehn.

Peitſchenknallen, Schellenläuten!
Huſſa Gäule, huſſa Leben!
Und zurückgelehnt im Schlitten,
Mir, dem Glücklichſten, zur Seite,
Eingemummt in Pelz und Decken
Bis zur kleinen Naſenſpitze,
Lächelt meine kleine Fee.

Vor uns, hochgeklappt den Kragen,
Wohldurchwärmt im dicken Schafspelz,
Sitzt der taube Kutſcher Friedrich,
Peitſcht ſo laut und knallt ſo luſtig,
Daß der Schnee vom Huf der Pferde
Sßt! uns um die Ohren ſpritzt.

Kleines Fräulein, nein, wie niedlich!
Meine beſten Träume waren
Nie ſo hell wie deine Augen,
Nie ſo ſilbern wie dein Lachen,
Nie ſo golden wie dein Haar.

— Kaffee, Punſch und Walzerlieder!
In der Wirtshausſcheune warten
Frierend unſre dreißig Schlitten,
Warten bis am blaſſen Himmel
Erſte weiße Sterne glitzern,
Warten bis die Muſikanten
Uns zum allerletzten Male
Den fidelſten Marſch von Souſa
Walzertaktfeſt durchgepankt.

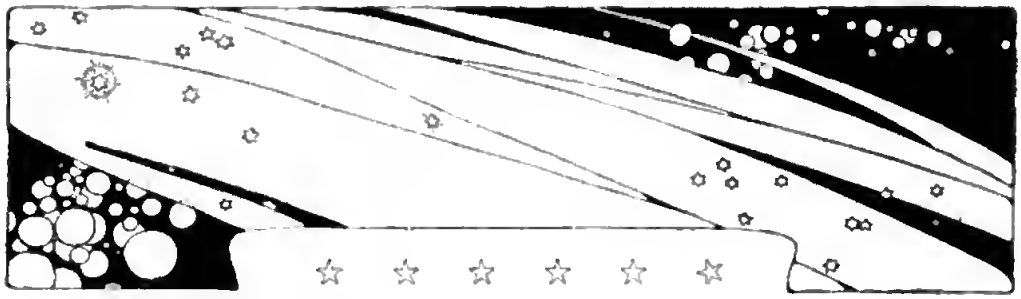
Tücher, Shawls und Gummiſchuhe!
Endlich ſind die Fräulein fertig.
Ganz zum Schluß ſteht noch am Spiegel,
Mit den rückgewandten Armen
Ihren weißen Schleier bindend,
Tief verſunken in Betrachtung
Ihres reizenden Geſichtes,
Meine allerliebſte Fee.

Peitſchenknallen, Schellenläuten!
Huſſa Gäule, huſſa Leben!
Durch die mondbeglänzten Felder
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten,
Sechzig rote Fackeln leuchten
Flackernd durch die Winternacht.

Sacht gelehnt an meine Schulter
Ruht mein kleines zartes Fräulein,
Ihre kalten Händchen wärmen
Kindlich ſich in meiner Hand.

„Im Geſetzbuch, gnädiges Fräulein,
Das im Januar in Kraft trat,
Stehn viel tauſend Paragraphen —
Alte Sitten und Gebräuche
Werden wach in klugen Regeln,
Neue Rechte fordern herriſch
Ein gehorſames Verehren,
Und die Paragraphen zwingen
Gnädiges Fräulein, mich und Sie.
Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fräulein,

Digitized by Google



Kennen Sie den Paragraphen
Sechzehnhundertſiebenunddreißig?
‚Hiermit tritt in Kraft und Übung,
Unverwehrt von Haus und Anſtand,
In Gemäßheit und in Rückſicht
Auch der anderen Paragraphen
Sechzehnhundertzwölf und dreizehn,
Inſofern nicht die Beſtimmung
Tauſendachtzig widerſpricht,
Jedem jungen Herrn und jeder
Jungfrau ſtrengſtens anempfohlen:
Das beliebte Schlittenrecht.‘

Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fräulein!
Auf die Lippen ſich zu küſſen,
Noch dazu ſich küſſen müſſen,
Auch wenn man ſich gar nicht mag.
Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fränlein,
Dieſem ſchnöden Paragraphen
In Gehorſam ſich zu beugen,
Schrecklich, ſchrecklich, aber wahr!“

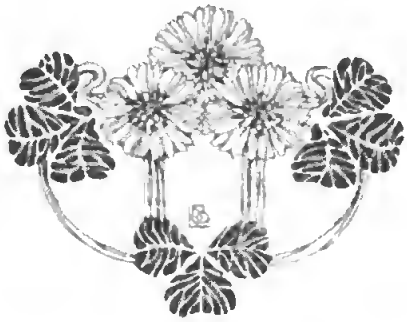
Durch die mondbeglänzten Felder
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten.
Peitſchenknallen, Schellenläuten!

Huſſa Gäule! Huſſa Leben!
Sechzig rote Fackeln leuchten
Sturmzerfetzt durch dunkle Nacht.
Vor uns, hochgeklappt den Kragen,
Wohldurchwärmt im dicken Schafpelz,
Sitzt der taube Kutſcher Friedrich.
Hat nicht einmal umgeſehn.

Zitternd liegt in meinen Armen
Ein verliebtes kleines Fräulein,
Zitternd liegt auf meinen Lippen
Ein verliebter kleiner Mund.

Doch beim hundertzehnten Kuſſe
Fragen bangend, fragen zaghaft
Mich zwei heiße Evalippen:
„Iſt das nun auch wirklich, wirklich,
Bitte, iſt das wirklich wahr?“

Meine beſten Träume waren,
Liebes kleines blondes Fräulein,
Nie ſo hold wie dieſe Stunde,
Nie ſo ſüß wie deine Lippen,
Nie ſo golden wie dein Herz.



Spanische Fischer. Nach dem Gemälde von S. Barbudo.

Das Dilettantentheater der Berliner Hofgesellschaft einst und jetzt.

Von

G. von Lieres und Wilkau.

Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Im Winter 1847 wütete in Schlesien der Typhus und verursachte namenloses Elend. Die Berichte darüber erschütterten auch Botho von Hülsens für alle Leidenden stets warm schlagendes Herz aufs tiefste. Er äußerte seinem Vater gegenüber den Gedanken, daß er zum Besten so vieler Witwen und Waisen, denen die notwendigste Versorgung und Unterbringung fehlte, eine Theatervorstellung veranstalten möchte.

„Der Generalmajor von Hülsen, sowie einige weiter befragte höhere Militärs rieten jedoch dringend ab.

„Es habe, sagten sie einstimmig, ihres Wissens noch niemals ein preußischer Offizier für Geld auf der Bühne gestanden, und so könne ein solches Unternehmen ihm bei den nun einmal herrschenden strengen Standesrücksichten gar leicht den Abschied eintragen."

So erzählt Helene von Hülsen, die Gattin des späteren Generalintendanten, in ihrem Memoirenwerke „Unter zwei Königen" schlicht die Vorgeschichte der ersten Vorstellung, bei der Angehörige der Berliner Hofwelt auf dem Podium einer öffentlichen Bühne standen.

Nun, Botho von Hülsen hat seiner Laufbahn nicht geschadet, als er entgegen der Meinung seiner Berater jenes von ihm gewünschte Unternehmen dennoch ins Leben rief.

Und die Anschauungen sind heut andere: oft und immer öfter und wider allerhand Not ihrer Mitmenschen haben wir seither Angehörige der Aristokratie „für Geld die Bühne betreten" sehen. Gerade in den letzten zwanzig Jahren hat sich bei uns das Dilettantentheater in ungeahnter Weise entwickelt. Wir besitzen heut in der Reichshauptstadt einen Stamm von Schauspielern aus den upper ten, die durch in jedem Winter wiederholtes Auftreten weiten Kreisen bekannte Gestalten geworden sind. Und abgesehen von dem doch immerhin nicht abzuleugnenden werkthätigen Nutzen dieser Veranstaltungen für die Armut — — ist allein schon die hier aufgespeicherte Summe von Talent, eifrigem, wenn auch zuweilen naivem Wollen, oft auch von echter Begabung, die sich unter anderen Verhältnissen vielleicht zu Größerem entwickeln würde, interessant genug, um sich einmal näher damit zu beschäftigen.

So sei heut — von den öffentlichen dramatischen Veranstaltungen auf die Pflege solcher an manchem, von altem Wappen überragtem häuslichem Herd

Botho von Hülsen.
Aufnahme von G. Brasch in Berlin.

Theaterzettel von der Vorstellung „Die Seelenwanderung" im März 1847. Aquarell von H. Kretzschmer.
(Aus dem soeben erschienenen Memoirenwerk: „Kaiser Friedrich der Gütige" von Hermann Müller-Bohn, herausgegeben von Paul Kittel, Berlin; viktor. Verlag von Paul Kittel. Preis M. 26. —)

überleitend, der Versuch gemacht, auch ein Stück Theatergeschichte — eine Theatergeschichte der preußischen Aristokratie im letzten Halbjahrhundert zu schreiben.

* * *

Jene erste öffentliche Vorstellung, die im Winter 1847 im Königlichen Schauspielhause stattfand, erregte selbstverständlich ein ungeheures Aufsehen, nicht nur in der vornehmen Welt, sondern auch in der Bürgerschaft von Berlin, dessen Grenzen damals, ach, noch so viel enger waren als heut, dessen Einwohnerzahl nicht über das vierte Hunderttausend hinausging und dessen letzte Häuser sich da, wo jetzt auf dem Königsplatze die Viktoria der Siegessäule golden im Sonnenschein blinkt und weiterhin nach Nordwesten zu das gewaltige Gebiet von Moabit sich aufthut, bereits auf Exerzierplätze, das Grün und den Sand märkischer Landschaft verloren. Wie ein Lauffeuer ging von Mund zu Mund die Kunde, die Offiziere vom Regiment Alexander würden zum Wohle der notleidenden Schlesier vor zahlendem Publikum auftreten. Man stürmte die Kasse um Billets; die allgemeine Spannung war um so größer, als man in dieser Vorstellung nicht mit Unrecht eine Art öffentlicher Fortsetzung der schon seit mehreren Jahren in der Ressource des genannten Regimentes sich wiederholenden musikalisch-dramatischen Herrenabende vermutete, von denen Berlin schon so viel gehört hatte und die Berlin, besonders den Damen von Berlin, doch bis dahin ein mit sieben Siegeln verschlossenes originelles Geheimnis geblieben waren. Auch dort war, wie man wußte, der künstlerisch beanlagte Leutnant von Hülsen die Seele des Ganzen, Dichter, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person. Auch dort hatte König Friedrich Wilhelm IV. sich gelegentlich als Zuschauer angesagt — wie er jetzt, von den Persönlichkeiten seines Hofstaates umgeben, der Aufführung folgte und den glänzenden Mittelpunkt des die Ränge des zu jener Zeit verhältnismäßig noch so bescheidenen Schauspielhauses füllenden Publikums bildete. Die Vorstellung, in der also nur Herren und zwar ausschließlich Offiziere wirkten, hatte, wie leicht zu verstehen, einen durchaus soldatischen Charakter. Botho von Hülsen trat in Uniform vor den Vorhang, um einen von ihm selbst gedichteten Prolog zu sprechen. „Eine hohe vornehme Gestalt mit feurigem Auge, das nicht gerade schöne, aber höchst edel und charakteristisch geformte Gesicht von dunklem Lockenhaar umgeben, alles in

Jugendbildnis Kaiser Friedrichs III.

allem eine ganz außergewöhnliche, nicht leicht zu vergessende Persönlichkeit", so schildert seine Jugenderscheinung das Buch der Gattin, die ihn an diesem Tage vom Zuschauerraum aus zum ersten Mal erblickt hat. Es folgten im Programm des Abends, selbstverständlich mit der ganzen Verve des preußischen Offiziers dargestellt, die Posse „Mohr, Rekrut und Jesuit", sowie das Scherzspiel „Leutnant und Teufel", eine Parodie des „Faust" mit den Hauptpersonen eines Offiziers, eines Unteroffiziers und den Erscheinungen verschiedener „Geister", z. B. des „Geistes der Gamasche", „des alten Dessauers" u. s. w. Der Beifall, zu dem der König das Signal gab, wollte nicht enden. Herrn von Hülsen aber befestigte dieser noch unter dem Regime des damaligen Intendanten Grafen Rhedern stehende Abend mehr noch als seine schon bei früherer Gelegenheit hervorgetretenen Gaben und Kenntnisse in der Gunst seines Monarchen, die ihn dann um drei Jahre später zum Leiter der königlichen Bühnen berief. Und interessant gerade für unser Thema ist jedenfalls, was Hofrat Louis Schneider über das an jenem Abend auch in den Rollen auf dem Podium sich beweisende eigene dramatische Talent dessen sagt, der später durch ein Menschenalter eine so bedeutungsvolle Persönlichkeit für das Berufstheater war — und der an jenem Abend als der erste aristokratische Dilettant Preußens vor der Öffentlichkeit auf den weltbedeutenden Brettern stand. „Nie habe ich", schreibt der bekannte Schriftsteller und Vorleser König Wilhelms I., „einen Nichtschauspieler mit solch eminenter Begabung und aus vollster Fülle komische Rollen spielen sehen, wie Herrn von Hülsen. Das war alles nicht gemacht, sondern es wurde im Augenblick und mit einer Wirksamkeit erschaffen, die alle Leute vom Fach staunen machte."

So beifallreich diese eigenartige erste Dilettantenvorstellung vor der Öffentlichkeit verlaufen, war sie doch für die damalige Zeit etwas zu Auffallendes und aus dem

1 2

Gruppe aus der Operette „Annchen von Tharau." 1879.
1. Lt. von Blödau. 2. Frau von Strahlendorf.

„Gudrun". Lebendes Bild, gestellt 19. April 1890.
Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein,
Graf Conrad Lüttichau, Frau von Blumenthal,
Graf Wilhelm Hohenau. Frl. v. Freeichs, Frl. v. Bethmann-Hollweg.

Rahmen des Üblichen Heraustretendes, um sobald wiederholt zu werden. Aber im Stillen wurde um das Jahr 1847 in der Gesellschaft viel gemimt. Die größte Teilnahme werden hier wohl jene Veranstaltungen im Palais des Prinzen Wilhelm, unseres nachmaligen Heldenkaisers, erwecken, in denen sein Sohn Friedrich Wilhelm, später Friedrich III., die eigene Hinneigung zur dramatischen Kunst bethätigte. Am 7. April 1847 fand vor der Königin Elisabeth und einer großen geladenen Gesellschaft die Darstellung eines von dem Prinzen und seinen Gefährten in Scene gesetzten Stückes „Die Seelenwanderung" statt, das Emanuel Geibel, ein intimer Freund von Ernst Curtius, dem damaligen Prinzenerzieher und späteren berühmten Historiker, eigens für diesen Zweck gedichtet hatte. Vorangegangen waren bei früherer Gelegenheit mehrere ähnliche Aufführungen, so u. a. diejenige des von Louis Schneider aus dem Französischen übersetzten Lustspiels „Der Oberst von achtzehn Jahren", in dem Prinz Friedrich Wilhelm die Hauptrolle, den Marquis von Crequi, inne hatte. Die ersten dieser Vorstellungen waren sehr primitiv ausgestattet. Eine einfache spanische Wand umgrenzte die Bühne, die hohen Eltern des Prinzen und die übrigen Zuschauer saßen im Nebenzimmer, dessen Thür den fehlenden Vorhang ersetzte. Später ward auch das scenische Beiwerk der wachsenden Vervollkommnung der jungen Schauspieler mehr und mehr gerecht.

Die harmlosen Unterhaltungen des prinzlichen Jünglings, den viel später eine Kaiser- und eine Dulderkrone zugleich schmücken sollte, verstummten bald vor den Kämpfen der kommenden Zeit. Und wie die großen Hoffeste und Feiern, von denen wir im vergangenen Winter an dieser Stelle erzählten, trat auch das Komödiespielen auf Bühnenbrettern in den Hintergrund, als es in den nächsten Jahrzehnten von Krieg und Kriegsgeschrei so oft laut ward. Das aristokratische Theater ward allmählich so etwas wie eine vergessene und verstaubte Gewohnheit . . .

Wie jede, so ist auch diese hübsche Mode wiedergekehrt. Und seit beinahe drei Decennien hat sie, wenn auch in die

nüchterneren Formen der Neuzeit gekleidet, bei uns eine „Blütezeit“ erlangt, derjenigen nicht nachstehend, darin vor mehr als hundert Jahren unsere Urgroßeltern sich demselben anmutigen Spiele hingaben. Oder haben einst nicht etwa Phyllis und Damon sich in Schäferkomödien mit zierlichen Versen begrüßt, und haben nicht etwa klassisch gewandete und klassisch deklamierende vornehme Musen im Tiefurter Park bei Weimar dem jungen Goethe seinen ersten vollen Lorbeerkranz auf das Dichterhaupt gedrückt?

Drei Veranstaltungen, sämtlich im Rahmen des Dilettantenaufführungen im allgemeinen streng verschlossenen königlichen Schauspielhauses stattfindend, zeichnen sich aus der schier unerschöpflichen Menge von aristokratischen Theaterabenden jeder Art, die das moderne Berlin in diesen letzten zweieinhalb Jahrzehnten sah, alles andere hoch überragend aus. Die erste eine Oper, 1879 von Offizieren und ihren Damen dargestellt. Die zweite, 1890, eine besonders glänzende Reihenfolge von lebenden Bildern, ferner noch dadurch ausgezeichnet, daß Herr Georg von Hülsen, nun Intendant des königlichen Theaters zu Wiesbaden, Prolog und verbindenden Text sprach. Und mindestens gleichwertig, was die Pracht des Dargebotenen wie den Glanz des Publikums anbelangt, schloß sich diesen beiden vor drei Wintern die von Gräfin Günther von der Groeben ins Leben gerufene Vorstellung an, deren Schlußnummer, eine seenische Dichtung, vor den Augen der Majestäten und sämtlicher in Berlin anwesenden königlichen Prinzen und Prinzessinnen, eine Darstellung der bekannten Zeichnung Kaiser Wilhelms II. „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide“ durch Mitglieder der Hofgesellschaft brachte.

Gehen wir, die chronologische Reihenfolge festhaltend, auf die soeben erwähnte Oper zurück. Da sie in den siebenziger Jahren aufgeführt wurde, konnte sie, entsprechend den hochgehenden Wogen der Begeisterung für das neugeeinte, wie für die Zeiten des ehemaligen deutschen Kaiserreiches und für Ritter- und Landknechtspoesie überhaupt, keinen anderen als altdeutschen Charakter tragen. Was man in dieser Beziehung nur Reizendes und Zweckentsprechendes suchen mochte, fand man in Professor Heinrich Hofmanns Werk „Ännchen von Tharau“, das hier seine überhaupt erste Aufführung fand, aber in der Folge über fast alle bedeutenden Opernbühnen Deutschlands und Österreichs seinen Siegeszug hielt und den Namen des liebenswürdigen Berliner Komponisten ebensoweit trug wie seine um einige Jahre später entstehende Oper „Donna Diana“. Auch die Seele dieser Dilettantenaufführung war ein preußischer Offizier. Herr von Krupka, damals in Berlin zur Kriegsakademie kommandiert, heut Major und Bataillonskommandeur im 160. Infanterieregiment zu Bonn, führte die Direktion des Ganzen, das Einstudieren und

1 2 3 4 5 6

„Maria Stuart“. Lebendes Bild, gestellt 19. April 1890.
1. Prinzessin Hans Carolath. 2. Gräfin Günther v. d. Groeben.
3. Freifrau v. Solemacher 4. Gräfin W. Hohenau. 5 v. Below.
6. Graf Fritz Hohenau.

die Proben der Soli und der aus 120 Personen bestehenden Chöre, mit einem Talent für die Sache und einer Energie, die selbst einem so bewährten Fachmanne wie dem mit allerlei technischen Ratschlägen einspringenden königlichen Operndirektor von Strantz Bewunderung abnötigten. So fügte sich eines aufs beste ins andere, und zweimal nacheinander, davon das eine in Anwesenheit des Kaisers und des Hofes, ging der große Wurf glücklich von statten. In Dresden folgte man dann dem Berliner Beispiel, indem dieselbe Oper von der dortigen Hofgesellschaft aufgeführt wurde.

Nur lose in unseren Rahmen sich fügend, weil er außer den erläuternden Versen des in reicher mittelalterlicher Tracht das Podium betretenden reckenhaften Heroldes keine gesprochene Schauspielkunst brachte, aber als Gesellschaftsbild doch zu prunkvoll, um hier übergangen zu werden, zeigt sich der dem Wohle des unter dem Protektorat der deutschen Kaiserin stehenden Paul Gerhardtstiftes geweihte Abend des 19. April 1890. Reihte sich in den überfüllten Rängen da doch Stern an Stern, Juwel an Juwel von stolzen Namen und Gestalten, hatten sich auf der Scene doch die schönsten der schönen Frauen, die hochgestelltesten Männer eingefunden. In „Gudrun" schaute als ein Ortwin voll ritterlicher Schöne Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein der nordischen Königstochter (Frau von Blumenthal) ins wunderholde Antlitz. In „Maria Stuart" verkörperte, eine wahrhaft imponierende Erscheinung, in blauen Samut mit weitgeschlitzten Ärmeln und blauer Sammethaube gewandet, Gräfin Günther von der Groeben die unglückliche Schottenherrscherin, als sie, umgeben von ihrem Hofstaat (Prinzessin Hans Carolath, Graf Fritz Hohenau, Gräfin W. Hohenau, Freifrau von Solemacher) den Sänger Rizzio (Herrn von Below) in tiefem Schlaf auf ihrer Treppe Stufen findet. „Im Atelier", von Professor Skarbina gestellt, zeigte einen jungen Maler (Graf Georg Wedel) an der Arbeit. Um den Künstler her hingen an den Wänden und standen auf Staffeleien bekannte Meisterwerke der alten und neuen Zeit. Die Köpfe, die Gestalten dieser Meisterwerke aber *lebten*, und aus den schweren Rahmen blickten in malerischer Verkleidung die bekanntesten Persönlichkeiten der damaligen

Gasteiner Hofschauspieler.

Gräfin Anny Lehndorff, von Gerstenberg, Gräfin Agnes Lehndorff, Graf Peter Bernstorff, Frl. Anna von Peterson, Gräfin Ida Hahn.

Gasteiner Hofschauspieler.
Frl. von Bieregge, Frau Jason, von Döring, Graf Pückler, Baron Hafferth.

Hofgesellschaft dem Beschauer entgegen. Da sah man die schöne Gräfin Alfred Dohna als Herkomers „Miß Grant", Prinzessin Georg Radziwill und Graf Fritz Hohenau als die „Lavinia" und den „Philipp II." Tizians, Freiin Böcklin von Böcklinsaue, jetzt Gräfin Zeppelin als „Moselblümchen" von Liek, Frau von Blumenthal als „Schokoladenmädchen" Lotards, Freifrau von dem Knesebeck-Milendonk als „Yum-Yum" von Sichel. — Andere Bilder von nicht minder erlesener Art folgten diesen prächtigen Tableaux und gingen ihnen voran. Wie Träume von üppiger Schönheit zogen sie auf der Bühne vorüber. — Vereinigte jene großartige Vorstellung nicht nur um ihrer glänzenden Eigenart willen, sondern auch weil solche Aufführungen damals noch etwas verhältnismäßig Seltenes waren, die ganze Hofgesellschaft von Berlin im Zuschauerraum, so ist heut, wo diese Unternehmungen sich in jedem Winter zwei bis dreimal wiederholen, die Teilnahme der oberen Zehntausend an jeder einzelnen von ihnen selbstverständlich nicht immer gleich intensiv. In die vergangene Zeit, da ein solcher Abend alles in sich versammelte, was die Reichshauptstadt an Repräsentanten der großen Welt enthielt, fühlte man sich unseres Wissens in den letzten Jahren nur ein einziges Mal zurückversetzt, und das war bei der von Gräfin Günther von der Groeben veranstalteten letzten Dilettantenaufführung, die Ende März 1898 zum Besten des Marienheims und in ihrer wenige Tage später stattfindenden Wiederholung zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse" stattfand. Ebenso geistvoll und erfindungsreich als vornehm, selbst die kunstsinnige Besitzerin eines glänzenden Salons, durch ein Organisationstalent ausgezeichnet, das sich in vielfachen Wohlthätigkeitsangelegenheiten oftmals schon bewährt hat und noch bewährt, hatte Gräfin von der Groeben, Gemahlin des im letztvergangenen Winter leider verstorbenen Majoratsherrn der Fideikommiß-Herrschaft Neudörfchen in Westpreußen und Generalleutnant z. D., diese Vorstellung allerdings mit einer Sorgfalt der Vorbereitung und Prachtentfaltung der Ausstattung umgeben, wie sie zu solchem Zwecke wohl nur ausnahmsweise aufgewendet werden können. Was von der Bühne herab geboten wurde, war — immer den Maßstab munterer Unterhaltung, nicht schwerer und ernster wirklicher Kunst festgehalten — durchaus würdig des gespannt aufhorchenden Publikums, der seltenen Auszeichnung, daß in der

großen Hoflage der Kaiser selbst und seine ganze Umgebung anwesend waren. Drei Lustspiele und Schwänke, frisch und flott gespielt — der erste von ihnen „Brandenburgische Eroberungen“ von G. zu Putlitz in Fräulein von Arnim-Criewen ein ungewöhnlich anmutiges Talent zur Entdeckung bringend — zählten unter ihren Darstellern nicht nur die bekannten und beliebten jugendlichen Dilettanten der Hofgesellschaft, sondern auch zwei Männer, deren sonstige Stellung und geistige Bedeutung in einer Art pikanter Gegensätzlichkeit zu ihrem Auftreten an dieser Stätte standen. Der eine war Graf Görtz-Schlitz, der berühmte Bildhauer und Direktor der Kunstakademie in Weimar — — der andere, der braunschweigische Gesandte in Berlin, Freiherr von Cramm-Burgdorff, durch seine litterarischen und schönwissenschaftlichen Interessen vielleicht in noch weiteren Kreisen bekannt als diejenigen es sind, mit denen seine diplomatische Laufbahn ihn in Berührung bringt. Und nun „Der Ruhmesweg“! Der Vorhang hebt sich; in eigens dafür gematten Dekorationen liegt der Berliner Thiergarten da, dämmerungumflossen, und während die königliche Hofschauspielerin Rosa Poppe, als Norne zur Seite stehend, poetische Eingangsworte spricht, zerteilen sich die Nebel, und klar erscheint die Siegesallee, wie sie einst sein wird, wenn zu ihrer Rechten und Linken die zweiunddreißig Standbilder vollzählig Aufstellung gefunden haben werden. Die vordersten vier dieser Standbilder aber sind plastisch, und sie sprechen mit den Stimmen der vier jungen Aristokraten, die, weißgepudert und geschminkt und in weiße Rüstungen und Gewänder gehüllt, da oben auf hohen Postamenten unbeweglich ausharren, pathetische Verse zu Brandenburgs Ehre und Ruhm, die A. M. Witte, die schon durch mehrere vaterländische Dichtungen hervorgetretene Schriftstellerin, zu dem originellen scenischen Entwurf der Gräfin von der Groeben verfaßt hat.

Aus der Operette „Embrassons-nous, Folleville.“
Baron von Wintersloth, Graf Keßler, Baronesse de Grundl, Graf Görtz-Schlitz, Mr. Allart, Baron Beck-Fries.

Wieder spricht die Norne, der Thiergarten versinkt aufs neue in Dunkelheit, der Hintergrund teilt sich, und lichtstrahlend erscheint dort der deutsche Michel, der den Frieden bewahrt (Graf Wendt Eulenburg), und ein Tempel mit liebreizenden Frauen und Geniengestalten (Frau von Schutzbar, die Gräfinnen Arnim-Boitzenburg und Arnim-Mellenau, die jugendlichen Nichten der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, Fräulein von Diergardt und Fräulein von Loën ꝛc.). Die Umsturzmächte des Vordergrundes waren gemalt und von rotem Lichte düster übergossen.

Das die drei großen Ereignisse in

Sibylle Freiin von Zedtwitz. Maria Erika Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlodien. Christine Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlodien.

Helene Freiin von Zedtwitz. Adriane Gräfin zu Solms-Sonnenwalde.

Nach Aufnahmen von Erich Sellin & Co. in Berlin, Eugen Kegel in Kassel und W. Hennert in Berlin.

unserer Theatergeschichte der Berliner Aristokratie ... womit nicht gesagt sein soll, daß diese letztere im Laufe der Jahre nicht auch sonst gar viel des Imponierenden, Eigenartigen und Reizvollen enthalten habe. Unter ihren intimen Episoden eine der hübschesten und zugleich einer Färbung von Rührung nicht entbehrend ist die der Gasteiner Hofschauspieler Kaiser Wilhelms I. Im Jahre 1881 traten sie zum erstenmal zusammen, um dem greisen Herrn in der Abgeschlossenheit seines Kuraufenthaltes eine bescheidene Zerstreuung zu bieten, und von da an fanden sie sich bis zu seinem Tode in jedem Sommer von neuem ein und kürzten ihm allwöchentlich durch ihr Spiel einen der Abende in dem lieblichen Gebirgsnest. Ihr Ensemble, dessen Personenstand sich im Laufe der Jahre nur sehr allmählich veränderte und in dem außer den Schauspielern und Schauspielerinnen auf unseren beiden Gruppenbildern in erster Linie noch der jetzige Fürst zu Dohna-Schlobitten und Herr von Niebelschütz von den vierten schlesischen Husaren zu nennen sind, ward so nach und nach ein recht abgerundetes. Von Anfang an stand es unter dem Regiment des königlichen Operndirektors von Strantz aus Berlin, der, ein nichtsahnender urlaubbeflissener Privatmann im österreichischen Kronlande Salzburg einrückend, beinahe sofort nach seiner Ankunft durch die Botschaft der Gräfin Lehndorff überrascht wurde, es solle zur Unterhaltung des Kaisers Theater gespielt werden. „Der moderne Barbar", „Kurmärker und Picarde", alle die alten bewährten Clous der Liebhaberbühne kamen dann hier nach und nach, von Sommer zu Sommer, zur Aufführung. Und wie prächtig die Truppe von Anfang an ins Zeug ging, das beweist wohl am besten ein Wort des alten Kaisers selbst, am Abend als dies „Gasteiner Ensemble" auf der Solitude zum erstenmal vor ihm aufgetreten war. Der hohe Herr war von der Anwesenheit seines Berliner Theaterleiters in Gastein nicht unterrichtet. So überraschte es ihn sichtlich, diesen zu erblicken, als er nach der Vorstellung auf die Bühne schritt — die übrigens keine Bühne war, sondern ein großes, glatt an den anstoßenden Zuschauersalon sich schließendes Zimmer, darin der Regieführende, hinter dem Thürflügel sitzend, bis zu diesem Augenblicke eifrig das Amt des Soufleurs versehen hatte. Der Kaiser stutzte ... dann schnitt er seine Lobesworte für die Darsteller mit einem Blick auf den sich tief Verneigenden und der trockenen Bemerkung ab: „Na, wenn Sie meinen Operndirektor hier haben!..." Das Scherzwort war so zugleich eine Anerkennung für die Darsteller, wie sie liebenswürdiger kaum ausgesprochen werden konnte.

Herr von Schwarzkoppen, Gräfin Margitta Dönhoff und Graf Rich. Eulenburg.
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Betrachten wir die sonstigen aristokratischen Theater in Berlin, so taucht wohl zunächst die Frage auf, ob denn niemals ein Mitglied des Königshauses selbst sich an einem solchen darstellerisch beteiligt habe. Oft auch in der Tagespresse gestreift, ist sie dahin zu beantworten, daß bei uns wie anderswo die Prinzen und Prinzessinnen des Herrschergeschlechtes selten auf der Bühne zu stehen pflegen. Kaiser Wilhelm II. hat, es sei denn in seinen Knabenjahren, nie Theater gespielt, obwohl er seiner raschen und

geistesgegenwärtigen Art entsprechend sicherlich ein vorzüglicher Darsteller sein würde. Nur Prinz Heinrich ist einmal und mit großer Begabung in einem Salonstück aufgetreten, und zwar Anfang der neunziger Jahre bei seiner ältesten Schwester, als die erbprinzlich meiningenschen Herrschaften noch ihre Berliner Wohnung in den Zelten innehatten. Auch diese Vorstellung verlief aber so sehr innerhalb der engen Hofzirkel, daß die Öffentlichkeit kaum näher von ihr Kenntnis nehmen konnte.

Eine Flut ohne Ende ziehen nun die übrigen Dilettantenvorstellungen an uns vorüber, wohl mehr als hundert in zwei Decennien. Da und dann taucht aus dem bunten Gewimmel etwas ganz Charakteristisches hervor. Eine Vorstellung zum Besten des St. Katharinenstiftes, zumeist die katholische Hofgesellschaft versammelnd, mit dem Grafen Otto zu Castell-Rüdenhausen als prächtig humorvollen Koch und angeblichen Legationssekretär in dem Lustspiel „Kleine Mißverständnisse“ und mit einer französischen Operette „Embrassons-nous, Folleville“, darin Graf Görtz und Baronesse de Greindl, Tochter des belgischen Gesandten, die Hauptrollen vorzüglich trugen und von den jungen Attachés und Sekretären der verschiedenen Botschaften dabei aufs beste unterstützt wurden. Einige Zeit zuvor dieselbe Operette mit einer anderen Besetzung, in der Frau Ellen von Siemens geb. von Helmholtz, später leider kaum wieder aufgetreten, mit ihren Partnern einen außergewöhnlichen Triumph feierte. In einer Aufführung im großen Saale der Kriegsakademie wieder das Talent des Grafen Castell, sich glänzend bethätigend neben demjenigen des jetzt in China ermordeten deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler, damals im auswärtigen Amt zu Berlin thätig. Im neuen Theater unter der Ägide von Gräfin Alfred zu Dohna, Gemahlin des jetzigen Kommandeurs der Düsseldorfer Ulanen, ein Abend, an dem im „Bengalischen Tiger“ neben Gräfin Maria Erika zu Dohna und Fräulein von Lavrenz, sowie Herrn von Winterfeldt Prinz Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode als angstvoll sächselnder Provisor ganz vortrefflich war. Private Theater in den Salons des badischen Gesandten von Jagemann, des heutigen Reichskanzlers Grafen Bülow, des Grafen und der Gräfin Bismarck-Bohlen, des Grafen und der Gräfin von Talleyrand-Périgord schlossen sich an.

Frau Professor Eberlein, geb. Gräfin von Hertzberg, als „Aurora“ in „Guten Morgen, Herr Fischer.“
Aufnahme von Erich Zellen & Co. in Berlin.

Eines muß allerdings hier bemerkt werden, das

Fräulein von Arnim-Criewen als „Dörtfieken“ in „Brandenburgiſche Eroberungen“
Aufnahme von Erich Zellin & Co. in Berlin.

Leutnant Franz von Brandenstein als „Little Carlsen."
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Repertoire dieser Vorstellungen ist nicht immer sehr wechselreich. Vielleicht liegt's an der einschlägigen Litteratur! Aber oft, sehr oft werden die bewährten alten Paradestücke hervorgeholt, und wir wollen lieber nicht hier untersuchen, wie oft in den Theatern unserer Aristokratie „Der gebildete Hausknecht" erschienen ist und in „Guten Morgen, Herr Fischer!" der Vater aus Havelberg anlangte, um nach seinem verloren gegangenen Sohn zu forschen. — Daß auch das Alte neu werden kann, wenn es nur geistreich genug gesagt wird, bewies übrigens eine Aufführung eben dieser unzerstörbaren Operette, die unter anderen Darbietungen im vergangenen Winter im Lessingtheater unter dem Protektorat der Frau Gräfin von Wachtmeister stattfand und in der Komtesse Elisabeth Wachtmeister und ihre Schwester, die junge Gräfin Schmettow, Frau Professor Eberlein geb. Gräfin von Hertzberg, die Gattin unseres berühmten Bildhauers, und der in Gesang und Spiel ungewöhnlich begabte Träger der männlichen Hauptrolle, Herr von Pawelez, sich zu einem Vierblatt so voll Witz und Laune, Schelmerei und Anmut vereinten, daß man ihm, wäre es auch in denselben Rollen, gleich noch ein halb Dutzend Mal hätte wiederbegegnen mögen.

An demselben Abend ging unter der Ägide der Frau Fürstin zu Stolberg-Wernigerode eines der seltenen modernen Stücke, die von der Hofgesellschaft aufgeführt worden sind, „Othellos Erfolg", in Scene in einer ausnahmsweise vorzüglichen Besetzung aller Hauptrollen, auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden. Ein weiteres modernes Stück, das seinerzeit mit vielem Beifall gegeben wurde, war Ludwig Fuldas „Fräulein Doktor" mit Gräfin Margitta Dönhoff, der älteren von zwei schönen Schwestern, in der Titelrolle. Man spielte es im Militärhilfsverein, über dessen Feste hier zuletzt, doch nicht am letzten einiges gesagt sein muß. Sie sind, seit zwei Jahren unter der Leitung der Excellenzen Frau von Lignitz und Frau von der Planitz stehend, in der Berliner Gesellschaft immer beliebter geworden. Es wird jedesmal auf ihnen Theater gespielt und das im allgemeinen vortrefflich. Und eine lustige Besonderheit von ihnen sind die Specialitätenvorstellungen, die, meist dem Programm des Berliner Wintergartens abgelauscht, von den jungen Offizieren der verschiedenen Regimenter ausgeführt werden. Ein unerreichter Groteskkünstler und Sänger „Little Carlsen" ist da z. B. Herr Franz von Brandenstein. Herr von Bohlen und Halbach ist öfter in entsprechenden Bühnenrollen wie auch als

Herr von Bohlen und Halbach als Zigeunerprimas.
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Graf Otto zu Castell-Rüdenhausen als Herzog von Olzaga in „Die Majestät wird anerkannt . . .“

Primas einer Kapelle der in Berlin jetzt so überaus beliebten Pußtasöhne mit „echtester“ Wirkung hervorgetreten.

Und nun noch ein Wort über „unsere ersten Talente“ und ihre Rollen, mit den männlichen beginnend, denen auf Liebhabertheatern zumeist die schwierigeren und dankbareren Aufgaben zuerteilt zu werden pflegen. Als über das Dilettantische sich erhebend ist da vor allem Graf Otto zu Castell-Rüdenhausen zu nennen, der im zweiten Garde-Feld-Artillerie-Regiment steht und seit zwei Jahren mit Prinzessin Marie zu Stolberg-Roßla verheiratet ist. Mit einer hohen sympathischen Bühnenerscheinung und einem eindrucksvollen, ein wenig hohlklingenden Organ begabt, ist er in der Eigenart, mit der er besonders Charakterrollen zeichnet, der Sicherheit, mit der er Spiel und Rede, die gebundene wie die freie, meistert, ein wirklicher Künstler. Auch seine Routine dürfte der eines solchen von Beruf nicht viel nachstehen. In Berlin ist er achtzehnmal öffentlich aufgetreten und zwar in dreizehn verschiedenen Stücken, so im „Schwert des Damokles“, in „Der Herr von Papillon“, in „Othellos Erfolg“ u. a. m. Grube und Vollmar vom königlichen Schauspielhause sind seine Lehrer gewesen, und der Eifer, mit dem er ihre Schulung suchte, die Vertiefung seiner eigenen Auffassung zeugen von einem im wirklichen und ernsten Sinne künstlerisch strebenden Geiste. Unser Porträt zeigt ihn als Herzog von Olzaga in der von seinem Schwager, dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, verfaßten gleichnamigen spanischen Räuberkomödie mit Gesangeinlagen. Auch Fürst Stollberg ist, wenn nicht in Berlin, so doch in Potsdam, mehrfach als Darsteller aufgetreten. Er wie Prinz Hermann zu Stolberg-Wernigerode sind jedoch mehr Naturschauspieler; sie stellen am lebendigsten das dar, was der eigenen Persönlichkeit nahe liegt, wie denn die ganze, auch wohl in der Berliner Tagespresse gelegentlich lebhaft ventilierte „Schauspielschule“ des fürstlichen Hauses Wernigerode zumeist auf flotten Stegreifkomödien beruht hat. Eine frischquellende Begabung besitzt auch Graf Rantzau. Freiherr v. Möller-

Fürst zu Stolberg-Wernigerode.
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Lilienſtern von den zweiten Gardedragonern iſt in Väter- — — und Hausknechtsrollen ein Komiker, der auf jeder Berufsbühne Ehre einlegen würde. Für ernſtere jugendliche Rollen iſt wohl Leutnant Clemens von Brandenſtein der talentvollſte Vertreter.

Unter den weiblichen Begabungen zeigt ſich Gräfin Adriane zu Solms-Sonnenwalde als eine Erſcheinung ganz für ſich. Man kann wohl ſagen, eine phänomenale Erſcheinung, und das umſomehr, als das große Talent dieſer ſo jungen Dame aus dem gothaiſchen Kalender ſich vor allem — — auf die komiſche Alte richtet und da mit einer Genialität, einer Urſprünglichkeit ſchafft, für die ſich auch auf dem wirklichen Berufstheater nur ſehr wenige Gegenſtücke finden. Vortrefflich beſonders in Charakterrollen und durch die ſtete Schulung, die ſie in dem die dramatiſchen Aufführungen eifrig pflegenden Salon ihrer Eltern genießen, außerordentlich bühnenſicher ſind auch die Fräulein von Jagemann, Töchter des badiſchen Geſandten. Unter den jugendlichen Liebhaberinnen und Naiven treten beſonders hervor die beiden Burggräfinnen zu Dohna, Maria Erika, derzeit die auch dichteriſch begabte Hofdame der Frau Prinzeſſin Friedrich Leopold von Preußen, und ihre Schweſter Chriſtine. Ferner die Freiinnen von Zedtwitz, von denen die ältere, Helene, außerdem eine ſchöne Geſangsſtimme beſitzt, das graziöſe Fräulein von Bock und Polach, Tochter des kommandierenden Generals des Gardekorps, und Anton von Werners anmutige Tochter Lilli.

Freiherr von Möller-Lilienſtern. Väterrolle in „Er muß taub ſein.“

Manch rechtes Talent ſahen wir unter den Dilettanten der Berliner Hofgeſellſchaft. Und jene, die in zweiter Reihe ſtehen, mögen ſich mit dem Ausſpruch des franzöſiſchen Schriftſtellers tröſten, wonach der Ariſtokrat auf der Bühne in der von Kindheit an geübten Beherrſchung von Stimme und Gebärde von vornherein etwas voraushabe, was ſich der Schauſpieler aus anderer Geburtsſphäre erſt mühſam anerziehen müſſe. Und noch eins haben ſie, die erſten wie die zweiten, voraus vor jenen, die im ſteten Kampf und Ringen die dramatiſche Muſe zur ſtrengen Gebieterin ihres Daſeins gemacht haben. Beſſer, viel beſſer befolgen ſie, eigens für ſie geſchrieben erſcheint das Wort unſeres größten Dichters:

„Ernſt iſt das Leben — — heiter iſt die Kunſt!“

Dornröschen.

Sind und bleiben ja ein Märchen —
Sei nicht böſe, liebes Märchen!

Dornröschen that, als ob ſie ſchlief,
Da kam auf leiſen Zehen
Der junge Prinz und kam und lief
Das liebliche Wunder zu ſehen.

Dornröschen lächelte wunderlich,
Es glänzte ihr Haar wie Golde.
Das junge Prinzlein neigte ſich
Und küßte die Wunderholde.

Er küßte ſie auf die Lippen rot
Und auf die Wangen unſchuldig,
Dornröschen that, als ſei ſie tot
Und ließ ſich küſſen geduldig.

Dornröschen öffnet die Äuglein weit,
Dornröschen klatſcht in die Hände:
„Wie lohn' ich, Prinz, die Tapferkeit!
Ohn' Euch ſchlief ich ohn' Ende!“

Dornröschen ward des Prinzen Frau,
Frau Kön'gin in Reich und Provinzen; —
Die Mädel ſind noch heut ſo ſchlau,
Nur nicht ſo dumm — die Prinzen!

Carl Bulcke.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Friedrich Spielhagen hat eine neue Schriftstellerin in die Litteratur eingeführt: Antoinette Bielefelder geb. Freiin v. Kesselbrook. Nur ein Werk hat die Dame geschrieben, oder vielmehr der „treuen Pflegerin Lent" in die Feder diktiert, ihre Lebenserinnerungen; dann ist sie bald nach der Vollendung heimgegangen. Spielhagen erhielt die „Autorisation", die Erinnerungen herauszugeben. Und niemand hatte ein größeres Recht darauf. Frau Antoinette hat offenbar Zeit ihres Lebens sich unablässig in Spielhagens Romane vertieft, denn in jedem Zug ihres Fühlens und Denkens ist sie eins mit dem verehrten Meister, und sein Stil ist bis in jede typische Wendung auch der ihre. Und wie sich Spielhagen so oft in die Geschöpfe seiner Phantasie verliebt zeigt, so verliebt zeigt sich Frau Bielefelder in sich selbst. Allerdings versichert sie in der Einleitung zu ihrer Schrift, daß ihr die Wahrheit über alles gehe, und sie fährt fort: „Ich will mich ja keinem verehrlichen Publikum präsentieren, vor dem man doch, und wäre man noch so wenig eitel, unwillkürlich ein wenig Toilette macht und posiert . . . mein Publikum ist das denkbar kleinste." Aber man hat es leicht, strikt bei der Wahrheit zu bleiben, wenn man ein so überragendes Menschenkind, ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit und Geistesgröße ist, wie Frau Antoinette laut eigenem Bekenntnis. Noch ist sie fast Kind, da verliebt sich bereits der bedeutendste ihrer Lehrer, Professor R. in sie, und kaum ist sie ins 17. Jahr getreten, geht der geistesgewaltige Mann um ihretwillen ins Wasser. Zur selben Zeit bezaubert sie den Millionär v. R. derart, daß er ihr schluchzend erklärt, er bete sie an und müsse verzweifeln, wenn sie nicht ihn und seine Millionen zu eigen nehme. Antoinette aber verzichtet auf beides, sie will lieber arm bleiben, als heiraten ohne Liebe. Opfermutig tritt sie in Dienst beim Kommerzienrat Bielefelder. Zum Lohn erspart ihr das Schicksal, daß eine Freiin Kesselbrook in der That Dienerin wird, und noch dazu bei einem Manne mosaischen Glaubens. Kaum erblickt der Kommerzienrat die junge Maid, da fühlt er sich ganz in ihrem Bann, und seiner Frau ergeht es nicht anders. Beide halten Antoinette wie eine Tochter vom Hause und lieben sie mehr, als die eigenen Kinder. Zu thun hat sie so gut wie nichts, sondern nur durch ihr Dasein zu erfreuen. Dafür wird sie nicht nur glänzend honoriert, sondern der Kommerzienrat, — der, wie das bei Geschäftsleuten der Fall zu sein pflegt, seine Stunden zwischen Börse und Spinoza teilt, — bedenkt die Edle, Gute vor allen anderen in seinem Testament, während er seine Söhne leer ausgehen läßt. Antoinette aber bleibt bei alledem fest in der Tugend, sie schreitet unbeirrt weiter auf dem Wege der Selbstaufopferung. Sogar ihre Überzeugung, daß es schändlich sei, einen reichen Mann ohne Liebe zu ehelichen, bringt sie entsagungsvoll den Verhältnissen zum Opfer. Sie heiratet Philipp Bielefelder, den Sohn, nicht aus Neigung, sondern aus Dankbarkeit, daß er ihrem Schwager in vornehmer Weise aus der Klemme geholfen hat. Mit Philipp siedelt sie dann nach Berlin über, wo sie der Mittelpunkt eines großen Gesellschaftskreises wird. Parlamentarier, Künstler, Gelehrte umdrängen und feiern die Zwanzigjährige, bei allen möglichen Veranstaltungen hat sie eine erste Rolle zu spielen. In ihrem Wahrheitseifer führt sie aufs genaueste Buch über den Weihrauch, der ihr gespendet wird. Ihre Bescheidenheit verschweigt nichts. So bemerkt sie an einer Stelle: „Seltsam! Erste Männer, wie Dr. L(asker), v. H(overbeck), Tw(esten) und andere, wünschen über die politische Situation, über die Opportunität, oder das Nutzlose und Verfehlte dieser oder jener Maßregel, meine Ansicht, meinen Rat zu hören. Sie sagen, ich habe ein so gesundes Urteil, einen so sicheren Blick. Nennen mich eine Seherin, eine Sibylle" ... Dieser anhaltende Mangel an Eitelkeit hat ein Recht darauf, vom Schicksal in besonderer Weise anerkannt zu werden. Schon nähert sich Antoinette der Dreißig, da wird endlich ihr Sehnen nach der großen Liebe, ohne die das Leben ein Bruchstück bleibt, erfüllt. Graf Roderich Werneck, der jüngste, schönste und verheißungsvollste Hauptmann des Generalstabs, sieht Frau Bielefelder, und im selben Nu erglühen die beiden schwärmerisch füreinander. Selige Stunden im Gartenhäuschen „so nieder und klein, so rings bedeckt, der Sonne versteckt", sind die süßen Folgen dieser Schwärmerei. Es wäre jedoch schrecklich, wenn Antoinette, die Edle, Gute, nicht nur vor sich selbst, sondern vor der Welt als Ehebrecherin dastehen müßte. Damit ihr dies erspart wird, bricht in eben dieser Zeit der Krieg aus, Roderich zieht mit nach Frankreich und stirbt vor Metz den Heldentod. Bald hernach trägt Antoinette von einem Sturz eine dauernde Lähmung davon. Sie verbringt daher den Rest ihres Lebens in stiller Abgeschiedenheit und widmet ihre Stunden einzig der Philosophie und dem Wohlthun. Ihre Lebenserinnerungen aber, die sie für das „denkbar kleinste Publikum" bestimmt hat, tragen den Ruhm der bescheidenen Frau Bielefelder in das denkbar größte; das Exemplar, das mir vorliegt, führt auf dem Titelblatt den Vermerk: Viertes Tausend ... Es gibt nur eine Entschuldigung für all die Naivetäten der Frau Antoinette, die eine, daß sie keine Wirklichkeitsgestalt, sondern eine Erfindung Spielhagens ist. Spielhagens „Freigeboren" (Leipzig, L. Staackmann) ist nicht sein erstes Werk, in welchem er den Helden der Erzählung selbst den Erzähler sein läßt. Und sicherlich können mit dieser maskierten Erzählungsweise große litterarische Vorteile erzielt werden; dadurch, daß der Erzähler

in der Ichform berichtet, gewinnt sein Stil die frische Lebhaftigkeit und Prägnanz eines Memoirenwerks und Tagebuchs. Aber daß sich auch Nachteile einstellen, dafür liefert gerade „Freigeboren" den besten Beweis. Aus der einfachen Nacherzählung der Geschichte in ihren Hauptzügen geht deutlich genug hervor, in welch falsches Licht Frau Antoinette gerät, wenn sie selbst ihr entzückendes Wesen darlegt. Dabei aber beständig ihren Wahrheitsmut betont, als ob sie die wildesten Verbrechen zu beichten hätte. Jedenfalls hätte Spielhagen sich Vorwort und Einleitung ersparen sollen. Der Ernst, mit dem er die Vorspiegelung als Wahrheit genommen wissen will, berührt ein feineres litterarisches Empfinden allzu naiv. Hier und da ist es dem Dichter aufs feinste gelungen, die weibliche Gefühls- und Ausdrucksweise zu treffen, aber zahlreicher sind, nach meinem Empfinden, die Stellen, die eine Frau niemals in dieser Weise gedacht und niedergeschrieben hätte. Überhaupt zeigt der Roman künstlerisch wie geistig ein Doppelgesicht, ein sehr anmutendes und ein alltäglich bedeutungsloses. Einzelne Charaktere sind mit wenigen Zügen aufs lebensvollste gezeichnet, andere erscheinen trotz aller Ausführlichkeit farblos und verwaschen. Hier ist der Stil knapp, frisch und gedrungen, dort im Satzbau und in der Schilderung breit und geschwätzig, hier offenbart sich bestrickend reife Altersweisheit, dort kommen schwer begreifliche Naivetäten aller Art zum Vorschein. Alles in allem bietet der Roman eine reizvolle Unterhaltung für das große Publikum, zum Teil auch eine nachdenkliche und anregende; Spielhagens litterarisches Charakterbild aber bereichert er kaum. In der Tendenz wahrt der Dichter seinen alten menschlich freien Standpunkt. Frau Antoinette spricht sie selbst mit den Worten aus: „Es gibt solche, die sich unter tausend Mühen zur Freiheit durchringen. Moralisch muß man sie wohl am höchsten bewerten. Glücklicher daran sind jedenfalls sie, die sich von vornherein durch keine sakrosankte Überlieferung früherer Geschlechter gebunden, durch kein Dogma beschränkt fühlen; in der Menschenwelt niemand über sich, aber auch niemand unter sich; und denen die Furcht vor Gott, ist sie ernstlich gemeint, ein trauriges Armutszeugnis, ist sie es nicht, eine häßliche Phrase ist. Wenn ich mich zu den letzteren rechnen zu dürfen glaube, die ich *frei Gebarene* nennen möchte, so mag es objektiv eine Überschätzung sein, eine subjektive Überhebung ist es wohl kaum." Aber diese Tendenz wird durch die Erzählung selbst nicht scharf genug nachgewiesen; auch würde sie überzeugender und eindringlicher wirken, wenn sie im Rahmen größerer Schicksale, am Wesen einer bedeutenderen Persönlichkeit, eines führenden Geistes durchgeführt worden wäre. Frau Antoinette ist doch zu sehr mit ihren kleinen Eitelkeiten und individuellen Herzensgeschichten beschäftigt, um als Vertreterin freien Denkens und Empfindens machtvoll genug wirken zu können.

So anspruchsvoll der Spielhagensche Roman auftritt, so schlicht und prunklos gibt sich die neueste Erzählung von G. v. *Berlepsch* „*Fortunats Roman*" (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Im Geistigen reicht sie an das Werk des Berliner Meisters nicht heran, ist auch gar nicht darauf gerichtet, künstlerisch aber enthält sie hier und da weit feinere Reize und echtere Natur. Bei der Lektüre habe ich es wieder und wieder bedauert, daß mir die früheren Werke der Dichterin unbekannt geblieben sind, denn aus einzelnen Zügen entnehme ich, daß ihre Begabung nach um ein Bedeutendes höher und weiter sich erstreckt, als die vorliegende Erzählung im ganzen offenbart. Fortunats Roman ist ein Idyll, das in allem Wesentlichen rein innerliche Wirkungen erstrebt und erzielt; die äußere Handlung entwickelt sich in sehr einfachen Linien und sonderliche Erregungen ruft sie nicht hervor. Etwas straffer könnte die Komposition schon sein und hier und da die einzelne Scene getraft dramatischer konzentriert sein. Davon abgesehen ist die Geschichte ein wahres Kabinettsstück idyllischer Erzählungskunst; jede der Gestalten tritt in ihrer Sonderart ebenso klar wie anziehend hervor, die Schilderungen fesseln durch frische Anschaulichkeit, und die Sprache schmiegt sich reich und beweglich jeder Situation an, bald voll kräftiger Realistik, saftig und derb, bald vornehm, zart und weich. Die Erzählerin hat ihren eigenen Ton, wenn man auch zuweilen an Keller, zuweilen an Stifter erinnert wird. Im allgemeinen überwiegt das Genrebildliche, aber es fällt nirgends ins Platte und Triviale; durch den seelischen Gehalt gewinnt die Erzählung einen Zug ins Bedeutende, der sie über den Durchschnitt der Kleinkunst emporhebt. Von dem Kern der Handlung läßt sich mit ein paar Worten berichten. Die Erzählung führt in einen abgelegenen Winkel Wiens, wo noch altehrwürdige Bürgerhäuser mit prächtigen alten Gärten aus früheren Zeiten sich erhalten haben. Die Leute, die dort wohnen, sind meist so altmodisch, „daß man sie für alles eher, als für Großstädter halten könnte, was sie ja doch sind, freilich Wiener, *alte* Wiener". In einem dieser Häuser wächst Fortunatus auf als ein verwöhntes und verzärteltes Muttersöhnchen. Seine Mutter, die Hofrätin, hütet und überwacht ihn mit egoistischer Eifersucht; alles soll der Sohn nur ihr verdanken, all sein Glück bei ihr in der Stille finden und vor allen sein Herz nicht an ein Weib verlieren, das die Mutter ihm nicht ausgewählt hat. Ganz aber kann sie doch in dem jungen Manne den Drang nach weiterem, freierem Leben nicht ersticken. Und als er eines Tages mit einem Mädchen aus dem Volke zusammentrifft, einem frischen, von Jugend und Lebenslust strotzenden Weibe, da denkt er nicht einen Augenblick der mütterlichen Ängste, sondern gibt sein Herz ohne Besinnen der rasch auflodernden Leidenschaft hin. Allzuviel Nahrung findet freilich bei ihm die Liebesflamme nicht. Nur zu bald merkt er, daß die derbe Maid für den geschniegelten Junker nichts empfindet, und entsagungsvoll schickt er sich darein, sie an einen ihresgleichen gebunden zu sehen. Es steckt ein bedeutsamer Sinn in diesem Gegensatz zwischen ursprünglicher Natur und überfeinerter Kultur.

Von dem jüngsten Roman, den *Hanns von Zobeltitz* geschaffen hat, und der unter den Werken des Erzählers ohne Frage einen hervorragenden Platz einnimmt, habe ich nur das

eine mitzuteilen, daß der Roman unter dem Titel „Ein bedeutender Mann“ bei H. Costenoble in Jena erschienen ist. Auf das Werk selbst einzugehen, muß ich mir leider versagen, da mir das nahe Verhältnis des Dichters zu den Monatsheften Zurückhaltung auferlegt.

Unsere Verserzählung geht in ihrer Masse noch immer in den Bahnen der Kinkel, Redwitz, Scheffel. Der echtepische Stil scheint so gut wie vergessen und verloren zu sein, dafür spielt das Lyrischepische, die stark verdünnte und breit ausgewalzte Romanze der älteren Zeit, eine um so größere Rolle. Je länger diese Poesie ihr Dasein fristet, desto flacher wird sie, und die „breite Bettelsuppe“, die in der bekannten Hexenküche gekocht wird, war gegen die Wassersuppen von heute sicherlich ein Wunder von Mark und Kraft. Der Meister dieser Romanzensiederei, Julius Wolff, hat seine ausgedehnten Versanlagen schon wieder um ein beträchtliches Stück erweitert. Längst breiten sich seine Versgefilde ins Unendliche, Gras an Gras, Strah an Stroh, Distel an Distel; es schien unmöglich, daß ein einzelnes Menschenkind Lust und Ausdauer genug haben könnte, noch weiter in dieser Art sich auszubreiten. Das Unsaßbare aber ist geschehen, das Überlängliche Ereignis geworden. Julius Wolff hat nochmals zwölftausend Verse ausgeschüttet und damit so ungefähr das zweite Vers-Hunderttausend erreicht. „Der fahrende Schüler“ (Berlin, G. Grote) ist die Etikette für diesen neuesten Jahrgang lieblichen Mosts. Trinkbare Männer werden vor dem Gewächs erschaudern, aber Tausende von zarten Seelen, die nichts Kräftigeres vertragen können, werden den Trank, der sogar kein „Gedankenweh“ hinterläßt, mit Behagen schlürfen. Sie werden sich vor allem an der edlen Tendenz erquicken. Offenbar war es dem Meister darum zu thun, den Beweis zu liefern, wie sehr man die alten Vaganten verkennt, wenn man sie wilde, tolle, rohe Gesellen schilt. Vielleicht waren es gerade keine Musterknaben, aber was sie an munteren Streichen leisteten, das bleibt an Derbheit weit hinter dem zurück, was heute ein rechter Musensohn zu stande bringt. Und an Herzensgröße, an Gesinnungstüchtigkeit, an Edelmut verdienen Silvius und Cornelius, die Helden Wolffs, einfach ein Zeugnis Nr. 1. Inhaltlich erscheint das gewaltige Lied aus zwei Stücken zusammengeschweißt. In der ersten Hälfte erzählt der Dichter, wie Silvius und Carnelius wochenlang bei einer ältlichen Jungfrau zu Gaste sind und sich an den Vorräten der jungferlichen Küche satt und rund essen. Dieser bedeutsame Stoff nimmt, dank der kancentrierten Schaffensweise des Meisters, nur ein paar tausend Verse, nicht viel mehr als „Tasso“ aber „Iphigenie“, in Anspruch. Man könnte diesen Teil in seiner Schlichtheit und seinen idyllischen Reizen mit der Odyssee vergleichen. An die Ilias aber gemahnt die zweite Hälfte. Hier werden die Vorgänge stürmischer und bewegter. Silvius und Cornelius ziehen gen Würzburg, veranstalten eine Feier zu Ehren Walters von der Vogelweide, der in der Beleuchtung Wolffs als ein älterer Albert Träger, eine Säule des Freisinns erscheint, und geraten darüber mit der Universitätsbehörde in argen Konflikt. Schließlich aber geht Achilles-Silvius aus allen Fährnissen siegreich hervor, und die Kammilitanen feiern ihn begeistert als ihren Heros.

Zur Burse wurde Silvius geleitet
Und ihm auch dort noch Ehre bereitet;
Sie hoben ihn hach und zeigten ihn allen
Und ließen dreimal salutem! erschallen.
Doch als er wieder auf Füßen stand,
Da drückt' er, wem er kannte, die Hand:
„Ich dank' Euch! Ich dank' Euch!“ mehr sprach er nicht,
Die Thränen rallten ihm übers Gesicht.
Frei ging er hinein in den „Holderstock“, —
Es hatte gesiegt der graue Rock.

Salchen glutvollen Versen, und das Werk ist überreich daran, hat die Weltlitteratur wenig an die Seite zu stellen; nur der Schöpfer der Jobsiade hat sich zuweilen zu der gleichen Kunsthöhe emporgeschwungen. Wie in allen seinen Werken, zeigt sich Wolff auch im „Fahrenden Schüler“ als einen wahren Sprachzauberer. Mit weisem Bemühen vermeidet er es, dem Leser irgendwelche Anstrengungen zuzumuten. Alles bei ihm ist leuchtend klar und aufs sauberste ausgeplättet. Die Leute, die er vorführt, mögen sie nun Bauernknechte oder Kleriker, Jungfern oder Männer sein, sprechen sämtlich in demselben gebildeten Ton, der einem wahlmeinenden Leser so sehr behagt; nur die Vaganten erkennt man daran, daß sie ihr gebildetes neuzeitliches Deutsch hier und da mit lateinischen Brocklein würzen. Was die Form betrifft, so wechselt der Meister auch diesmal zwischen jambischen Reimversen und reimlosen Trochäen. Schwer zu entscheiden wäre es, in welcher Versart er die reichste Kunst entfaltet. Einige Trochäen freilich sind von so bestrickendem Gefüge, daß man ihnen denn doch den Preis erteilen möchte. So z. B. das Muster eines Versgebildes, das sich auf S. 73 findet:

Selber kam mit ihren Gästen
Sie vortrefflich aus, und diese
Ließen es bei ihr sich wohlsein,
Trotzdem daß sie die Verpflegung
Wegen der ihr durch die Träume
Schauend zu verstehn gegebnen
Dauer des Losierbesuches
Wesentlich vereinfacht hatte.

Man schreibe das in Prosaweise hin und man wird die Zierlichkeit des Satzbaus erst recht zu würdigen vermögen.

Rein äußerlich betrachtet, scheint Josef Lauff mit seiner jüngsten Dichtung „Die Geißlerin“ (Köln, Albert Ahn) das gleiche Feld zu pflegen, wie Wolff. Das wäre aber sehr oberflächlich geurteilt. Lauffs Poesie verhält sich zur Wortmache Wolffs wie Flamme zum glimmenden Geschwele, wie Erz zu Pappe, wie edler Wein zu sanftem Zuckerwasser. Dem großen Publikum ist der Dichter weniger durch seine Romane und Versepen, als durch seine Hohenzollerndramen bekannt geworden. Sein Bestes aber gibt er da, wo er ganz frei seinen Schaffenstrieben folgt, nicht in den Dramen, die immerhin unter einem gewissen Zwang gedichtet zu sein

ſcheinen. Und ſiegreicher noch als in dieſen Bühnenwerken, tritt ſein dramatiſches Talent gerade in den epiſchen Dichtungen, in der „Herodias“ und in der „Geißlerin“ zu Tage. Ein feſtgefügtes Epos iſt allerdings die „Geißlerin“ nicht, ihr Stil iſt weſentlich balladenhaft, und jeder Einzelteil bildet eine Ballade für ſich. Das Ganze hat etwas Viſionäres, die Bilder tauchen auf, wie von zuckenden Flammen beleuchtet, und verſinken dann wieder im Dunkel. Faſt durchweg iſt die Sprache von hinreißendem Schwung, prachtvolle Gleichniſſe, berauſchende Worte entfalten ſich in blühender Fülle, und in den Empfindungen wechſelt Zarteſtes mit lodernder Leidenſchaftlichkeit. Am meiſten erinnert Lauff in ſeiner dichteriſchen Eigenart an Annette von Droſte-Hülshoff, ſeine Weiſe iſt weniger koncentriert, aber reicher und lebensſprühender. Es widerſtrebt mir, von dem Inhalt der Dichtung Näheres zu berichten; jede Nacherzählung würde ſich nüchtern ausnehmen, wenn man ſie nicht beſtändig mit Lauffſchen Verſen ſchmückt. Daß der Dichter ſich den rechten Stoff für ſeine Eigenart erwählt hat, das läßt ſich leicht verdeutlichen, wenn man nur die Titel einzelner Bilder aufführt: „Die Peſt in Worms“. „Der Zug der Geißelbrüder“. „Der Sturm des Pöbels gegen die Synagoge“. Ein einzelner verteidigt in dem letztgenannten Lied gegen die andrängenden Fanatiker den Tempel faſt allein.

Der Erſte ſtürmt ... Er wird erſchlagen,
Der Zweite folgt ihm, wutentflammt,
Jedoch der fürchterliche Hagen
Hat ihm den Schädel eingerannt.
Der Dritte naht ...
Die Hiebe ſitzen,
Gleichwie die Axt im Buchenhag,
Und Blut und Hirn und Geifer ſpritzen
Wie Funken unterm Hammerſchlag.
Auch Meier Esra kommt gefahren,
Er trägt ein Werkzeug in der Hand;
Den Leuchter ſchwingt er, der ſeit Jahren
Am Pult der Seſer-Thora ſtand.
Auch Mordje Feibes mit Geleite
Er kämpft, wo rot die Lache rinnt;
Es ſtreiten auf der Judenſeite,
Die noch im Ghetto wehrhaft ſind.
„Debora, dir allein zur Liebe ...“
Ruft Esra noch durch Kampf und Strauß,
Dann unterm wilden Geißlerhiebe
Haucht er die große Seele aus.

Der Held im wallenden Talare,
Der aber ſteht wie Fels im Meer;
Es flattern ſeine ſchwarzen Haare,
Und würgend ſetzt er ſich zur Wehr.
Es raſt die Axt, die Kühnſten weichen —
Und wer beſeſſen dennoch ſtürmt,
Wird unter wohlgezielten Streichen
Den andern Opfern zugetürmt.

Daß nicht jede Stelle in der gleichen Kraft und Farbe gehalten iſt, daß hier und da ein matter Ton ſich einmengt, iſt in gewiſſem Sinne ſelbſtverſtändlich. Störend wirken die Ausfälle gegen Recenſenten, Pamphletiſten und Reichsnörgler, da ſie bei den Haaren herbeigezogen ſind. In ſeinem Haß gegen dieſe Leute, die Lauff als „Reichspoeten“ ſo oft bitter gekränkt haben, verſteigt ſich der Dichter dazu, ihnen ſogar ihr feſtes Rückgrat vorzuwerfen. „Dich (den Nörgler) liebt die rückgratſtolze Menge“, ruft er zürnend aus. Hoffentlich hat Lauff nicht die Abſicht, dem deutſchen Volke die Rückgratloſigkeit als neueſte Tugend anzupreiſen.

Spuren im Schnee.

Hin und her gehn Stapfen im Schnee ...
Der trug laſtendes Erdenweh —
Der — in weiter, jauchzender Bruſt —
Lachende, jubelnde Kinderluſt ...

Der trug Freude — und der dort Gram —
Von heißen Lippen der drüben kam —
Der ging behaglich zum Gotteshaus — —
Müde der zum Strome hinaus ...

Was grübelſt du? ... Wild geht der Wind,
Zerweht die Spuren im Schnee geſchwind ...
Was ſorgſt du um Erdenluſt und -weh
Und Menſchenſchickſal? ... 's ſind Stapfen im Schnee.

A. von Berchthold.

Zu unsern Bildern.

Wilhelm Leibl †. — Karl Becker †. — Von dem Holländerabend des Vereins Berliner Künstler. Adolf von Menzel und Anton von Werner in des ersteren Atelier. — Das Goethedenkmal in Wien. Moderner Tafelschmuck.

Wilhelm Leibl,
† am 4. Dezember 1900.

Die deutsche Künstlerschaft hat einen großen Verlust erlitten: Wilhelm Leibl, ihrer ersten einer, verschied am 4. Dezember in Würzburg, fern seiner geliebten Aiblinger Einsamkeit, den Bauern, die er in so vielen Gemälden so unübertrefflich, mit echter ungeschminkter Naturtreue geschildert hat. Denn was man auch alles sonst über ihn sagen könnte: seine größte Kraft sprach sich doch in seiner unmittelbaren, ehrlichen Wiederspiegelung der Natur aus, alles dessen, was sein Künstlerauge sah. Das Lebenswerk des großen Künstlers kann hier nicht geschildert werden — übrigens erscheint in Kürze in der Sammlung der Künstler-Monographien (Velhagen & Klasing) ein Heft über Leibl aus der Feder des Kunsthistorikers Dr. Gronau, auf das alle die verwiesen seien, die sich eingehender über den Meister unterrichten wollen. Hier nur in Kürze, daß Leibl am 23. Oktober 1844 in Cöln als Sohn des dortigen Domkapellmeisters geboren wurde, 1864 auf die Akademie nach München ging, wo er zuerst bei Pilotty, dann bei Ramberg arbeitete. Im Jahre 1869 errang er auf der Münchener Ausstellung seinen ersten und gleich einen großen Erfolg mit einigen Porträts; seither folgte fast nur Schlager auf Schlager. Leibls Werke sind leider sehr zerstreut, vielfach in Amerika, so seine berühmten „Dorfpolitiker"; sein köstliches Gemälde „In der Kirche", vielleicht sein Hauptwerk, befindet sich in Darmstadt in Besitz des Herrn Schön; die Nationalgalerie in Berlin nennt die „Dachauerin in der Schenke", die Pinakothek in München „In der Kleinstadt", „In der Bauernstube" und ein Porträt Max von Perfalls ihr eigen. — Am 20. Dezember, kurz nach seinem Geburtstage, der dem tiefbedeutenden Greise nach einen schönen Kranz vielseitiger Anerkennung brachte, verschied der Nestor der Berliner Künstler, Professor Karl Becker, im Patriarchenalter von achtzig Jahren. Ein reiches Künstlerleben klang

Karl Becker,
† am 20. Dezember 1900.
Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

Das neue Goethedenkmal in Wien von Edmund Hellmer.

Vom Holländerabend des Vereins Berliner Künſtler.
Aufnahme von H. Voß in Berlin.

damit aus. Wenn es dem ausgezeichneten Meiſter, der in Berlin am 18. Dezember 1820 geboren war, auch nicht gelang, in die Reihe der allererſten Größen ſeiner Kunſt einzurücken, hat er doch in der vorderſten Linie der Mitſchaffenden geſtanden. Bis in die Periode von Cornelius reichen ſeine Anfänge zurück: unter ihm malte er 1843 an den Fresken in der Vorhalle des alten Muſeums. Im Jahre 1853 ging er dann, nach längerem Aufenthalt in Paris, nach Italien, und dort durchdrang ihn die Freude an der Renaiſſance derart, daß ſeine ganze ſpätere Thätigkeit faſt ausſchließlich von ihr getragen wurde. Ein glänzender Koloriſt, von ausgeprägtem Schönheitsempfinden beſeelt, ſchuf er ſo eine lange Reihe von Gemälden, die der überwiegenden Mehrzahl nach ihre Motive aus der venetianiſchen Renaiſſance ſchöpften; hier ſeien nur, als typiſch, genannt: Sitzung der Dogen (1864), Karneval beim Dogen (1864; Berliner Nationalgalerie, Othello und Desdemona (1886; Breslauer Muſeum). Wenn dieſe Gemälde mit ihren farbenprunkenden Gewändern, Teppichen, ihren bildſchönen Menſchen

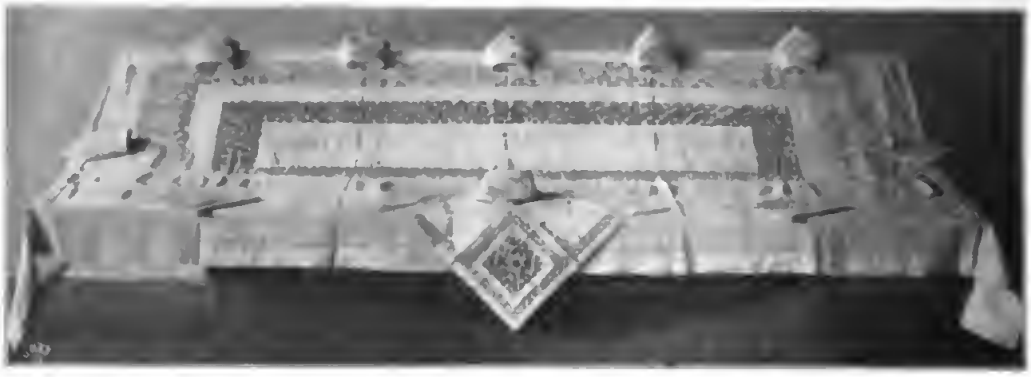
Jardiniere,
entworfen von O. M. Werner, ausgeführt von J. H. Werner, Hofjuwelier in Berlin.

auch zum großen Teil unſerem heutigen künſtleriſchen Empfinden ferner gerückt ſind — wir alle, wir älteren wenigſtens, haben doch einmal bewundernd zu ihm emporgeblickt. —

Unſer viertes Bildchen gibt ein heiteres Feſt des Vereins Berliner Künſtler im Ausſchnitt wieder, bei dem Holland die Parole war, Spitzenkragen und Thonpfeife dominierten. — Eigenartig iſt die weitere Photographie, welche in Ausführung einer hübſchen Idee Excellenz A. von Menzel und Anton von Werner in des erſteren Atelier vereinigt. Beide Meiſter, ſo verſchieden ihr Schaffen ſonſt ſein mag, haben doch einen verwandten Zug: beide ſind in ihrer Art Hiſtoriographen der Hohenzollern. Als ſolche

Blumenſchale.
Von D. Vollgold & Sohn in Berlin.

Modernes Tafelgedeck mit à jour-Arbeit.
Aus dem Magazin von Gebrüder Moſſe in Berlin.



Tafelgedeck mit à jour-Arbeit und Spitzeneinſätzen.
Aus dem Magazin von Gebrüder Moſſe in Berlin.

waren ſie auch zu den Feſtlichkeiten anläßlich des 200-jährigen Jubiläums des preußiſchen Königtums geladen. —

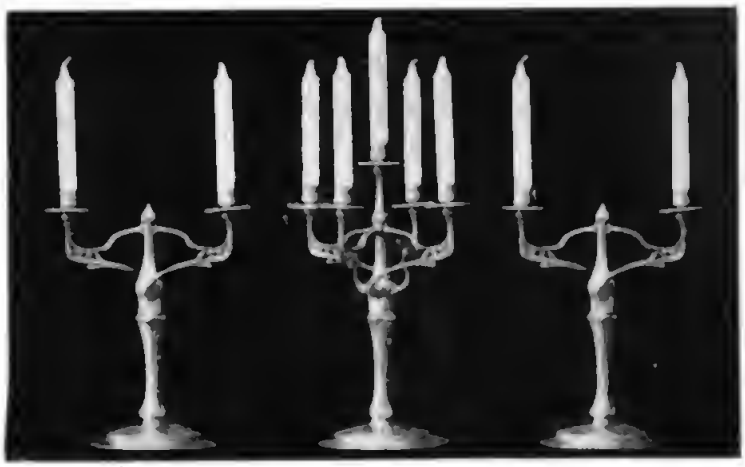
Ein langjähriger Wunſch Wiens iſt endlich in Erfüllung gegangen: ſeit einigen Wochen hat die Kaiſerſtadt ein Denkmal Goethes. Das ſchöne Standbild, ein Werk des Prof. Edmund Hellmer, hat auch eine würdige Stätte erhalten zwiſchen dem Kaiſergarten und dem ehemaligen Palais Schrey — gegenüber dem Denkmal Schillers! —

Wir ſtehen inmitten der Geſellſchaftszeit. Es wird daher intereſſieren, eine Anzahl von Gegenſtänden für eine Feſttafel im Bilde kennen zu lernen, wie wir ſie nach

Weinkaraffen.
Von C. Harſch & Co. in Berlin.

muſtergültigen Vorlagen zuſammenſtellten. Vorausgeſchickt: im allgemeinen liebt man im Tafelarrangement jetzt eine gewiſſe Einfachheit. Hochaufgetürmte Blumenarrangements ſind ganz verpönt, flachere Jardinieren, häufig auf Spiegelplatten geſtellt, ſehr beliebt. — Die von uns abgebildeten Porzellane entſtammen der Königlichen Manufaktur zu Berlin: das eine iſt, nach alten Muſtern, im immer noch ſehr geſchätzten Empireſtil, Ornamente in Gold, zum Teil auf Reliefunterlage ausgeführt; das andere zeigt Louis XIV - Formen und wurde zuerſt für König Ludwig II von Bayern gefertigt; es iſt mit Blu-

Tafelſervice. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.



Moderne Tischleuchter. Von Paul Erbard: & Co. in Berlin.

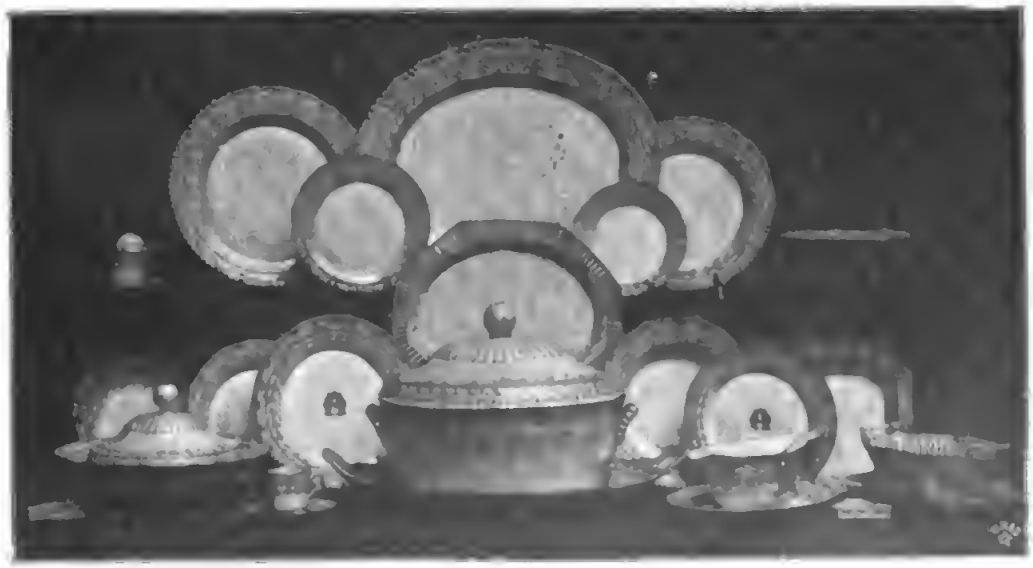
men in wenigen warmen Tönen bemalt, die Ornamente auf den Borden sind erhaben und mit Gold staffiert. Für das Glasservice wird der Baccaratschliff wieder stark bevorzugt; wir bringen neben einem solchen Satz noch einen zweiten in Formen, die sich dem modernen Stil einigermaßen nähern, der für Gebrauchsgläser im übrigen bisher merkwürdig wenig geschaffen hat.

* * *

Ein Satz Weingläser in Baccaratschliff. Von C. Harsch & Co. in Berlin.

Als ein schöner Nachklang der Pariser Weltausstellung erscheint im Verlage der Photographischen Gesellschaft jetzt ein Werk: Meisterwerke aus den Kunstsammlungen Seiner Majestät des deutschen Kaisers. Die Publikation (Preis 200 M.) gibt in 27 ausgezeichneten Photogravüren jene Sammlung französischer Meisterwerke, die das schöne Rokokozimmer des Deutschen Hauses an der Rue des Nations schmückten. Wir reproduzieren aus dem Werk die berühmte „Tänzerin Camargo" von Nicolaus Lancret (zwischen S. 616 u. S. 617).

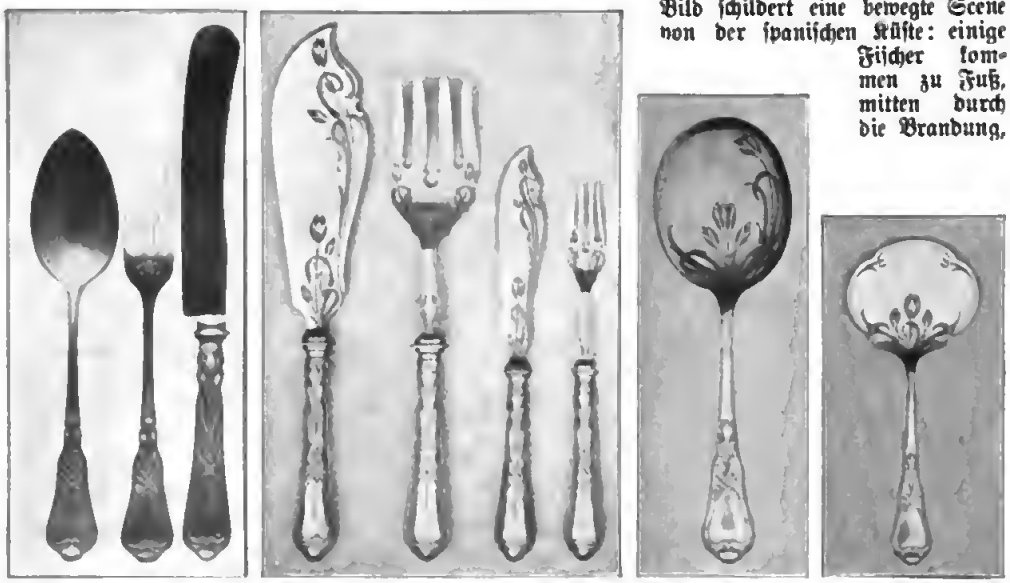
Der junge Berliner Bildhauer Ernst Wagener ist dadurch in den Vordergrund des Interesses gerückt worden, daß ihm in der Konkur-



Tafelservice. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Ein Satz moderner Weingläſer. Von C. Horſch & Co. in Berlin.

renz um das für Straßburg beſtimmte Denkmal des jungen Goethe der erſte Preis zuerkannt wurde. Wir bringen, zwiſchen S. 624 u. S. 625, eine neuere Statue Waegeners, einen anmutigen Hirtenknaben mit der Panflöte. — Von Victor Freudemann-Berlin, der gern ſtille weltferne Winkel aufſucht, ſchalten wir zwiſchen S. 656 u. 657 die Reproduktion eines Gemäldes ein, das auch ſolch einen ſtillen Winkel wiedergibt, ein Stück Flußufer, ein paar eng zuſammengeſchachtelte Häuschen mit ſchiefen Dächern — es liegt viel Stimmung in dem Bilde. — Unter den deutſchen Tiermalern ringt ſich Rudolf Schramm-Zittau immer entſchiedener zu einer bedeutenden, ſelbſtändigen Stellung empor. Neben Hubert von Heyden zeichnet er ſich vor allem durch die meiſterhafteſte Wiedergabe des lieben Federviehs aus. Seine „Truthühner" (zwiſchen S. 688 u. 689) ſprechen in ihrer Naturtreue und Friſche für ſich ſelber. — Unſer letztes ganzſeitiges Bild ſchildert eine bewegte Scene von der ſpaniſchen Küſte: einige Fiſcher kommen zu Fuß, mitten durch die Brandung, vom Fang. S. Barbudo hat dem Vorwurf ein ſtark maleriſches Gepräge geliehen. — Unſer Titelbild, nach einer Oſtudie von A. Maier, gibt in kräftigem Kolorit eine junge Afrikanerin, ein Mädchen von der Somaliküſte, wieder. H. v. S.



Silbernes Tafelbeſteck. Von Sy & Wagner, Hofgoldſchmiede in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Ditſcher & Willig in Leipzig.

YD 26450